This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07598936 2

43

Pestalozzi's

sämmtliche Schriften.

Dritter Band. + 4

[Von Pestalozzi]

Mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.

Pestal-

493

Pestalozzi's

sämmtliche Schriften.

Dritter Band. + 4

[Von Pestalozzi]

Mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.

Pestalo

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
764953 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Lienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

Dritter Theil.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1819.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
764953 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Gertrud und Lienhard.

Dritter Theil.

KRAUS 24DEC84

§. 1.

Wirkung dieſer Predigt.

Die Wirkung dieſer Predigt in Verbindung mit der Lebensbeſchreibung des Hummels, die der Pfarrer ein paar Tage vorher in die meiſten Haushaltungen des Dorfs geſchickt, war ſehr groß.

Ein Renold ſagte ſchon vor der Predigt zu mehrern Männern: wenn die ganze Gemeinde in der Schule gelernt hätte, was man aus dieſer Lebensbeſchreibung lernen kann, ſo hätten die Lumpen- und Schelmenſtreiche, die in unſerm Dorf zur Gewohnheit geworden, gewiß nicht begegnen können, und der Vogt wäre bey aller ſeiner Schlechtheit und bey aller ſeiner Schlauheit denn doch nicht im Stand geweſen, das zu thun, was er gethan. Aber vielen Dorfmeiſtern und Vorgeſetzten mißfiel die Lebensbeſchreibung und auch die Predigt im höchſten Grad. Einer von dieſen ſagte überlaut: er habe ſeiner Lebtag gehört, die Geiſtlichen ſollen ſich nicht in Sachen miſchen, die ſie nichts angehen, und wenn und wo ſie es thun, ſo

gehe es immer am schlimmsten; solche Predigten halten und solche Lebensbeschreibungen in einer Gemeind herumbieten, heiße darinn Feuer anzünden, und die Pfarrer sollten eher das Feuer löschen, als es anzünden. Schon am Tage vor der Predigt sagten viele Leute, sie wollen jetzt doch gern sehen, was der Pfarrer dem Vogt noch mehr werde sagen können, wenn er unter die Kanzel müsse*), jetzt aber, da er nicht in die Kirche kam, sagten wieder viele, der Pfarrer hat die ganze Gemeinde für den Vogt unter die Kanzel gestellt. Andere bemerkten, er habe niemand geschont; auch den alten Junker nicht. Ein steinalter Vorgesetzter, der den Vicari wohl kannte, sagte: aber was wird der auch sagen, wenn er vernimmt, daß der Pfarrer also auf ihn gepredigt? Und wenn der Schreiber noch lebte, er würde dem Pfarrer gewiß einen Prozeß anhängen. Andere aber widersprachen dieses und sagten: er würde das Prozeßanhängen unter dem jetzigen Junker wohl gut seyn lassen. Viele fanden es nicht recht, daß er den Vogt so geschont, und meynten, wenn er dem Hauptschelmen das unter die Kanzelstehen schenken wollte, so hätte er andere Leute auch eben so schonen können, wie ihn. Weit die meisten aber sagten, die Predigt habe sie so sehr erbaut, daß sie um vieles in der Welt nicht wollten, sie wären nicht drinn gewesen. Der Hartknopf aber sagte: es waren wohl schöne Worte, aber der Geist, der

*) „Unter die Kanzel stehen" ist eine Kirchenstrafe für Verbrecher, auf die der Pfarrer denn noch eine Strafpredigt halten muß.

Geiſt mangelte ganz; er mangelt immer in allem, was der Pfarrer ſagt, und da mag man mir dann ſagen, was man will, wo der Geiſt mangelt, da iſt alles andere nichts. — Aber was iſt denn der Geiſt? ſagte ihm der Lindenberger. Das machte ihn etwas verlegen. Er antwortete dies und antwortete das. Alles aber, was er ſagte, waren leere Worte, aus denen auch nur von ferne kein Geiſt hervorguckte. Aus allem Unverſtändlichen und Herzloſen, das er ſagte, kam endlich doch ſo viel heraus, das, was der Pfarrer auf der Kanzel geſagt, ſey nicht ſo gemodelt und gedrechſelt geweſen, wie das Götzenbild, das er, der Hartknopf, ſich in ſeiner Einbildungskraft von der Religion immer geſchnitzelt in ſeinem Kopf herumträgt, deſſen Geiſt er in den Buchſtaben und Sylben ſuchte, die er in ſeiner Jugend im Catechismus auswendig gelernt, und wo ein ſolcher Buchſtabe und eine ſolche Sylbe fehlte, da meynte er, fehle denn auch der Geiſt der Religion und des wahren Glaubens.

So vielſeitig und zum Theil wunderbarlich war der Eindruck der Predigt im Dorf. Auch auf den Junker machte ſie einen ſehr großen Eindruck, beſonders in den Stellen, in denen der Pfarrer vom Einfluß des Schloſſes auf das Verderben des Dorfs redte. Er ſagte, von dieſem Eindruck belebt, ſchon in der Kirche und in dem Augenblick, in dem der Pfarrer ſich ſo ſtark darüber ausdrückte, zu ſich ſelber: man glaubte es bisher immer und glaubt es im Allgemeinen noch jetzt, man müſſe dergleichen Wahrheiten den Bauern nicht an die Naſe ſtreichen, aber ich bin jetzt überzeugt, es iſt gut, wenn der letzte Bauer im Dorf weiß,

was darüber wahr ist. Noch besser aber wäre es freylich, der Herzog wüßte es selber, er würde dann gewiß der erste seyn, den Quellen dieser Uebel im Land Einhalt zu thun; aber so lange Helidor fortfährt, die Leute, die den Herzog täglich umgeben und dadurch den größten Einfluß in alle Ecken des Lands haben, alle Tage mehr glauben zu machen, ein Leben, das ein jeder gemeiner Mensch und Bürger für ein liederliches, leichtsinniges, dem Recht, der Ehre und dem Wohlstand seiner Mitmenschen hohnsprechendes Leben ansehen müßte, könne unter gewissen Umständen nicht als ganz unverträglich mit den Verhältnissen des Edelmanns und dem Personale, mit dem er Standeshalber umgeben seyn muß, angesehen werden, so lange wird es freylich unmöglich seyn, zu verhüten, daß es auf ihren Schlössern zugeht, wie unter meinem Großvater auf dem seinigen. Aber es mag auch auf hundert und hundert Schlössern des Herzogthums also zugehen, ich einmal will weder der Kamerad Helidors, noch der Erbe der Sünden meines Großvaters werden.

Der Pfarrer war eine Weile nach der Predigt nicht beym Junker. Er ging gleich nach derselben zum Vogt und sagte ihm vieles daraus. Es schien ihn sehr zu freuen, daß er den Leuten in der Kirche gesagt habe, sie seyen eben nicht viel besser als er, und dann konnte er nicht genug Worte finden, ihm zu danken, daß er nicht unter die Kanzel habe stehen müssen. Er wiederholte mehreremal, diese Schande hätte ihn tödten können, wenn er sie hätte ausstehen müssen. Der Pfarrer wollte noch viel anders und wichtigers mit ihm reden, aber er schien

jetzt keinen Sinn für irgend etwas anders zu haben, und wollte ihm immer nur danken, daß er nicht unter die Kanzel mußte. Das that dem Pfarrer weh. Er zeigte ihm seinen Unwillen und ging unzufrieden von ihm weg.

Sobald er in die Stube zum Junker kam, stand dieser auf, umarmte ihn, dankte ihm herzlich für seine Predigt, und sagte mit Lebendigkeit, sie wollen vereinigt alles Mögliche thun, dem großen Unglück ihres Dorfs abzuhelfen, und setzte hinzu: ich habe mich unter den armseligen Elendigkeiten, die mir diese Woche vor Augen kamen, dennoch vollkommen überzeugt, daß noch viel Gutes im Dorf ist, und daß es uns an Theilnahme zu dem, was wir suchen, nicht ganz fehlen wird.

Aber wer meynen Sie, sagte jetzt der Pfarrer, der für Ihre Zwecke der wichtigste Mann im Dorf wäre?

Das ist unser lieber Herr Pfarrer und sonst niemand anders, sagten jetzt der Junker und Glülphi einstimmig.

Der Pfarrer erwiederte: ein Pfarrer ist für das, was Sie suchen, wenn ihm sonst im Dorf niemand hilft, wie das fünfte Rad am Wagen.

Dieses fünfte Rad am Wagen, das der Pfarrer nicht gern seyn wollte, machte alle lachen, und der Lieutenant sagte: nein, wir wollen kein fünftes Rad am Wagen, aber da wir nur unser drey sind, brauchen wir nothwendig ein viertes Rad an unsern Wagen, und der bravste und tüchtigste Mann im Dorf muß dieses vierte Rad seyn.

Aber wer iſt dieſer? fragte jetzt der Junker, und der Pfarrer erwiederte: das iſt der Baumwollen-Meyer und niemand anders.

Alles war einſtimmig, dieſes ſey alſo. Er und ſeine Schweſtern ſeyen wie niemand geeignet, das, was ſie ſuchen, im Dorf zu befördern. Aber es werde die Frage ſeyn, wie weit dieſer Mann ſich zum thätigen Mitwirken ihrer Zwecke verſtehen werde. Unberufen wenigſtens miſche er ſich nicht leicht in etwas, das ihn nichts angehe.

Ich will den Mann noch heute kennen lernen, ſagte jetzt der Junker.

Sobald die Mittagskirche vorüber ſeyn wird, führe ich Sie zu ihm, erwiederte der Pfarrer.

§. 2.

Die Dorfkinder geben dem Baumwollenmareili ein gutes Zeugniß, indem ſie in ihrer Angſt und Noth Rath bey ihm ſuchen.

Der Junker hatte nach der Morgenpredigt durch den Weibel im Dorf herumſagen laſſen, am Donnerſtag werde die Gemeindweid vertheilt und am Freytag müſſe jedermann, der dem Hummel ſchuldig, mit ihm unter der Linde rechnen. Dieſe Anzeige löſchte, ſobald man ſie vernommen, in vielen Haushaltungen den guten Eindruck der Morgenpredigt in einem Augenblick ſo aus, daß man

plötzlich von ihr aufhörte zu reden und nur des Weibels Bericht im Kopf und in den Mäulern hatte. Es war den Dorfmeistern noch immer ein Dorn in den Augen, daß die Gemeindweid vertheilt und die Nutznießung davon jetzt in die Hände eines jeden Lumpentauners*) hinfallen müsse. Aber das war doch nicht der Hauptjammer im Dorf. Die Freytagsrechnung unter der Linde war jetzt das, was einer Menge Leute im Dorf den Angstschweiß austrieb, und das Baumwollenmareili, das gleich nach dem Mittagessen im obern Dorf etwas zu thun hatte, traf die ganze Gasse hinauf und hinunter in allen Ecken Leute an, die ihre Köpfe zusammenstießen, und besonders nahe bey seinem Haus einen ganzen Haufen Spinnerkinder, die gar nicht bey einander stunden, wie Kinder bey einander stehen, wenn's ihnen wohl ums Herz ist. Es kannte sie alle wohl und merkte gleich, was ihnen fehlte, sah ihnen steif in die Augen und sagte: habt ihr gut Rath bey einander? — Nicht so gar guten, antworteten ihm einige. Die mehrern schlugen die Augen nieder und gaben ihm keine Antwort.

Was ist's dann? was habt ihr mit einander? fragte das Mareili noch einmal.

Da faßten einige von ihnen Muth und sagten zu ihm, sie seyen dem Vogt schuldig und müssen um Freytag mit ihm rechnen. Das Wort war kaum heraus, so fielen ihm einige fast in die Arme und sagten: Mareili, du bist doch

*) „Tauner" heißen in der Schweiz eigenthumslose Taglöhner.

molch, und wollte dann anfangen jammern, es ſey doch ſchlimm, wenn man in ſeinem Haus ſeiner eignen Frau nicht mehr trauen dürfe.

Aber ſein Weib hielt ihm ſein achtzehnjähriges uneheliches Kind vor, das ihn manch hundertmal mehr gekoſtet, als das Lumpenſtück Tuch werth ſey.

Das trieb den armen Speckmolch von der ungeſalzenen Suppe zur Stube hinaus, und ihr war jetzt der Stein faſt ab dem Herzen. Sie that das Salz, das ſie in der Küche vergeſſen, in die Suppe, und aß zu Mittag, ohne erſt den Mann zu ſuchen und ihn zu bitten, daß er auch miteſſe.

Die Hoslin war in gleichem Jammer. Der elende Mantel, ob dem ſie ſo oft mit ihrem lieben Mann gezankt, daß ihn die Bettler, die bey ihnen übernachtet, ſollen geſtohlen haben, war jetzt leider auch beym Vogt und ſie mußte es ihrem Mann bekennen.

Der Mantel und das Verſaufen und alles thut mir nicht halb ſo weh, als daß du immer mit mir gezankt und einzwingen wollen, ich müſſe glauben, die Bettler, die uns unſer Lebtag nichts genommen, haben uns dieſen Mantel geſtohlen, ſagte ihr Mann, da ſie jetzt ſo bekannte.

Es thut einer Frauen auch ſo weh, wenn einem ein Mann lieb iſt und er ſie denn für eine Diebin hält, erwiederte die Frau, und war jetzt auch halb zufrieden, daß er es einmal wiſſe.

Noch größer als alles war der Jammer der Berbel, die den Namen einer Frommen hat, aber eine Heuchlerin

iſt, ohne ihres gleichen. Sie konnte, ſeitdem ſie die Rechnung vom Freytag vernommen, nicht mehr in der Bibel leſen und nicht mehr in ihrem liebſten Betbuch beten, ohne an dieſe unglückliche Rechnung zu denken. Alle ihre frommen Bücher ließen ſie jetzt ganz ohne Troſt in ihrer Noth, ſo ſehr ſie den Kopf darüber hängte, ihn darauf ablegte und ihre Thränen darauf hinabfallen ließ. Endlich auf einmal hob ſie den Kopf wieder auf und rief eilend ihre Dienſtmagd und Mithalterin ihrer ſtillen, ehrbaren Abendtrünke aus der Küche, wo ſie ihr eben fünf Eyer zum Nachteſſen im Nidel ſchwang, zu ſich in die Stube und ſagte dann zu ihr: Gott Lob! Gott Lob! Ich hoffe, der liebe Gott wolle dieſe Schande von mir wegnehmen, denk auch, was mir der liebe Gott in Sinn gegeben, als ich ihn ſo eifrig dafür angerufen: das Spinnerbabi heißt wie ich, und wenn ich ihm das Geld im Sack und einen halben Gulden zum Lohn gebe, ſo gehts gewiß gern für mich unter die Linde und ſagt, es ſey dem Vogt die fünf Gulden ſchuldig, und der Vogt bringt mir's nicht aus, er hat mir mein Lebtag nichts ausgebracht, und hat gewiß auch nicht ſo ein gar böſes Herz, wie jetzt alle Leute thun. Ich will, ſobald es unter Licht iſt, zu ihm und mit ihm reden.

§. 4.

Weiber-Jammer und Mutter-Irrthum.

Und morndes am Morgen, da das Mareili zu den Eltern, deren Kinder gestern bey ihm gewesen, hinging, jammerten ihm etliche Mütter gar viel mehr über diesen Freytag, als ihre Kinder.

Es hatte die Haue auf der Achsel und that, wie wenn es nur sonst ins Feld wollte; die meisten Eltern riefen ihm noch selber auf die Gasse hinaus, es soll auch ein wenig zu ihnen in die Stube kommen, und es wußte die Sache so gut einzurichten, daß die meisten Kinder ohne Ohrfeigen davon kamen.

Aber die Kaminfegerin hatte das Wasser in den Augen, sobald es nur das Wort Freytag in den Mund nahm und eh es noch ihres Liseblithlis gedachte, fing sie an zu heulen und sagte: sie stehe in Gottes Namen auch in der erschrecklichen Rechnung und wisse ihres Lebens nichts anzufangen; der Kaminfeger schlage sie zu Tod, wenn er's vernehme. Und mehrere Weiber sagten ihm fast die nämlichen Worte, wie die Kaminfegerin, und baten es, wie ihre Kinder, daß es doch um tausend Gott's willen mit ihren Männern rede.

Es gab ihnen, wie den Kindern, zuerst die nämliche Antwort: das Zuchthaus wäre besser für sie, als sein Fürwort, und es stehe ihm nicht an, ihnen, wenn sie Schelmen an ihren Männern seyen, das Wort zu reden. Am End aber that es doch, was sie wollten.

Aber zwey Schweſtern, die beym Kreuzbrunnen vor einander über wohnen (die eine hat einen Lindenberger und die andere einen Hügi), ſind bey dieſem Anlaß wie erzgute Mütter ob ihren Kindern verirrt. Die Lindenbergerin merkte, daß ihrer Schweſter Kind, das neben ihr war und ſtill ſtaunend am Ofen ſtand, etwas im Kopf ſteckte und fragte es, wo es ihm fehle, daß es ſeit dem Mittag immer herumſtehe, wie wenn es nicht heim dürfe? Das Kind fing im Augenblick an zu weinen, bekannte alles und bat ſie dann, daß ſie doch auch mit ihrer Mutter rede, es dürfe ihr nicht unter die Augen u. ſ. w. Ich will freylich mit ihr reden und ihr ſagen, was du für ein Kind biſt, ſagte die Lindenbergerin, ſtand im Augenblick auf, aber rief, noch ehe ſie zur Thüre hinaus war, zum Kind: komm du mir nur nicht mehr ins Haus, wenn du ſo ein Kind biſt, du könnteſt mir meins auch noch verführen, daß es würde, wie du.

Mit dem ging ſie zum Haus hinaus und um den Brunnen herum zu ihrer Schweſter. Da traf ſie, ſobald ſie die Thüre aufthat, ihr eignes Kind an, das völlig, wie der Schweſter ihres, daheim am Ofen ſtand und den Kopf hängte. Was thuſt du da, du Müßiggängerin? es iſt gar nicht nöthig, daß du den ganzen Tag da ſteheſt, ſagte ſie im Augenblick zu ihm, noch ehe ſie nur ihre Schweſter grüßte.

Das verdroß dieſe, daß ſie auch vor dem Gruß zu ihr ſagte: es iſt doch beſſer, es ſtecke bey mir, als im Wirthshaus.

Was, sagte die Lindenbergerin, meynst du, ich habe auch so ein Kind, das ins Wirthshaus geht und Saufschulden hat, wie du eins hast?

Behüt mich Gott vor dem, daß ich so ein Kind habe; aber du hast einmal so eins, sagte die Hügin.

Und die Lindenbergerin: ha — ich komme einmal eben jetzt von deinem weg, das daheim am Ofen steht und mich um tausend Gott'swillen gebeten hat, ich solle dir sagen, daß es am Freytag unter die Linde müsse.

Ae, mein Gott, sagte die Hügin und zeigte mit der Hand gegen den Ofen, den Augenblick steht deines da zu und bittet mich, daß ich es dir sage.

So kamen die zwey Schwestern fast bis zum Zanken, ehe sie merkten, daß sie beyde wie gute Mütter ob ihren Kindern verirrt. Es gab fast in allen Häusern dergleichen Auftritte wegen der Rechnung mit dem Vogt, von der jetzt jedermann wußte, daß sie am Freytag seyn müsse.

§. 5.

Der Feuerheerd und ein gutes Weiberwort.

Der Gertrud Stube war beynahe die einzige, in welcher der Segen der Morgenpredigt auf das Gemüth der ganzen Haushaltung den ganzen Tag über fortdauernd sichtbar war und sich in allem Reden und Thun dieser

guten

guten Leute bewährte. Im ersten Augenblick, nachdem Gertrud aus der Kirche kam und in die Stube trat, sagte sie: es ist nicht recht, daß der Pfarrer in der Predigt meiner gedacht; wäre ich nur nicht in der Kirche gewesen; ich habe mich vor den Leuten schämen müssen, daß ich kein Aug mehr habe aufheben dürfen.

Liebe Mutter! und mich hats gefreut, daß er von dir geredt hat, erwiederte jetzt der Heirli. Und mich auch — und mich auch, sagten dann alle andern Kinder, und selber ihr Lienhard: liebe Frau! du hast es doch um mich und um deine Kinder wohl verdient.

Aber was geht das die Gemeind an? und was braucht der Pfarrer öffentlich darüber in der Kirche zu reden? erwiederte Gertrud.

Jä, Mutter, es war uns allen eine Ehre, daß er das that, sagte das Liseli.

Und die Mutter: du hochmüthiges Kind! schon jetzt an dir zeigt es sich, daß er Unrecht gehabt. Die Kirche ist nicht dafür da, dich und deines gleichen noch hochmüthiger zu machen, als ihr sonst seyd.

Lienhard. Du hast des Liselis halber wohl recht. Die Kirche ist gewiß nicht dafür gemacht, die Leute noch hochmüthiger zu machen, als sie sonst sind; aber es sind auch nicht alle Leute so, wie das Liseli, und es hat gewiß auch mancher braven Frauen wohl gethan, auf dich als auf ein gutes Beyspiel aufmerksam gemacht zu werden.

Gertrud. Das glaub' ich nicht. Das Rechtthun und das Bravseyn selber kann brave und auch schlechte

Menſchen auf andere aufmerkſam und dadurch beſſer machen; aber das mit den Fingern auf eine Frau in der Kirche zeigen und von der Kanzel ausrufen: ſie ſey die bravſte! macht gewiß keine andere beſſer und bringt nur Eifer und böſes Blut unter die Leute. Doch wir wollen jetzt davon ſchweigen und, wie ſonſt, von der Predigt ſelber reden. Sie iſt mir, ehe er meinen Namen ausſprach, unausſprechlich zu Herzen gegangen.

Auch mir, liebe Frau, erwiederte der Lienert.

Gertrud. Wie konnte es anders ſeyn? Ich glaubte und hoffte in unſerm Elend immer, und du ſelbſt haſt es gewiß auch gethan, der liebe Gott werde den Berg des Elends, den der Hummel auf uns gewälzt, noch von uns nehmen, ehe wir ganz zu Grund gegangen. Unſer kleine Glauben hat uns geholfen und das Wort iſt wohl an uns erfüllet: wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, ſo werdet ihr zu dieſem Berg ſagen, heb dich von uns und er wird ſich von uns wegheben.

Sie nahm jetzt den Lienhard bey der Hand und ſagte ihm: wir wollen täglich zu Gott beten, daß er unſern Glauben ſtärke.

Und ihm danken, daß es uns jetzo gut geht, ſagte der Heirli.

Ja, Gott danken, Heirli, und immer mehr recht thun, erwiederte die Mutter.

Dann nahm ſie, wie gewohnt, am Mittag ihre Bibel, las an der Seite des Vaters einige Kapitel daraus mit ihren Kindern, und als ſie dieſes geendet, ſang ſie noch mit ihnen das Lied:

Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut,
Im Himmel und auf Erden u. ſ. w.

Und nach der Mittagspredigt ſaßen ſie wieder ſo alle zuſammen um den Feuerheerd, denn es war etwas kalt. Die Erhebung, die das Wort: wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn ꝛc. — dieſen Morgen in der Seele der Gertrud bewirkt, war noch immer lebendig in ihr. Sie redte wieder von dieſer Rührung und ſagte: alle Hülfe, die uns Gott für dieſes Leben gibt, iſt nichts gegen die Hülfe, die er uns durch Jeſum Chriſtum zum ewigen Leben erworben. — Alle ſaßen jetzo herzlich bey einander, und eine Thräne entfiel der Gertrud, als ſie ſagte: unſer einziges Ziel iſt doch, daß wir einſt in der Ewigkeit alle wieder ſo bey einander ſind.

Der Lienhard erwiederte: ſo auf Erden bey einander zu ſeyn, wie wir jetzo bey einander ſind, fährt gewiß dahin, einſt im Himmel ſo wieder zu einander zu kommen.

Der Heirli ſagte: ja, ſo bey einander beym Feuerheerd ſitzen, iſt doch ſchön, und ſetzte hinzu: gelt, Mutter, man wird brav, wenn man ſo bey einander ſitzt und mit einander von Gott redet, und betet und ſingt.

Der Feuerheerd war den Alten heilig, aber es hat ihm wohl noch niemand eine beſſere Lobrede gehalten, als unſer gute Heirli. Auch nahm die Mutter, ſobald er das Wort ausgeſprochen, ihr Betbuch von dem Tiſch weg, um den ſie ſich gewöhnlich bey ihren Andachten herumſetzten, las, betete und ſang jetzt eine Stunde nach einander mit ihnen beym Feuerheerd und ſtand auch, als die Ge-

betstunde vorüber, noch nicht davon auf. Vater, Mutter und Kinder blieben den ganzen Abend bis zu ihrem Nachtessen so bey ihrem Heerd. Kein Mensch von ihnen ging zur Hausthüre hinaus, und Gott und Ewigkeit, und ihr Erlöser, Jesus Christus, und auch das Heil, das ihnen durch den Junker widerfahren, erfüllte den ganzen Abend ihr Herz, und ihr Mund war von der Herzlichkeit ihrer Gefühle darüber voll.

Wer immer jetzt so den ganzen Abend bey ihnen gesessen, der hätte gewiß fühlen müssen, warum die Alten den Feuerheerd heilig hielten, und wie wahr das Wort ist, das sie darüber sagten: eine Frau, die bey ihrem Feuerheerd viel an ihren Mann und an ihre Kinder sinnet, habe nicht leicht ein unheiliges und ungesegnetes Haus. Gertrud that das, wo sie den ganzen Tag immer war; am wenigsten beym Feuerheerd that sie irgend etwas, wobey sie nicht an ihren Mann und an ihre Kinder dachte. Wenn sie ihm auch nur Erdäpfel kochte, so kochte sie sie ihm so, daß er ihnen immer ansah, sie habe an ihn gedacht, — und Gott segnete und heiligte ihr Haus.

§. 6.

Es erscheint ein Mann, auf den man, nach einer alten Redensart, Häuser bauen könnte.

Sobald der Pfarrer aus der Mittagspredigt kam, sagte er lachend zum Junker, wir gehen jetzt zu dem Mann,

der mithelfen muß, daß ich in dem, was Sie in Bonnal vorhaben, nicht als das fünfte Rad am Wagen daſtehe.

Arner erwiederte: Sie werden in keinem Fall als das fünfte Rad am Wagen erſcheinen; aber wir gehen jetzt zu dem Mann, der uns zu den drey Rädern, die wir zu unſerm Wagen haben, das vierte liefern muß. — Und ich gehe auch mit, ſagte jetzt Glülphi. — Das verſteht ſich, erwiederten Arner und der Pfarrer, und Glülphi trieb ſo eilfertig, daß er dem Pfarrer kaum Zeit ließ, ſeinen Kirchenrock aus- und einen Alltagsrock anzuziehen.

Der Baumwollen-Meyer aber ſaß, da ſie bey ſeiner Gartenthür anlangten, mit einem Kind auf dem Schooß vor ſeiner Hausthüre und ſah unter einem reiche Früchte tragenden Apfelbaum neben ſeinem Brunnen ſeinen Kindern zu, wie ſie ſich mit andern Kindern aus dem Dorf luſtig machten, aber dachte an nichts weniger, als daß die Herren, die er ſchon lange die Kirchgaſſe hinabkommen ſah, zu ihm wollten.

Erſt da ſie vor ſeiner Gartenthüre ſtill ſtanden und der Pfarrer die Hand gegen den Riegel zuſtreckte, kam ihm in Sinn, daß ſie zu ihm wollen. Da ſtellte er das Kind, das er auf dem Schooß hatte, auf die Bank, auf der er ſaß, ab, ging dann den Herren bis zur Gartenthür, durch die ſie eben eintraten, entgegen und grüßte ſie, ſich ländlich bäuriſch bückend, aber mit einem Blick voll Ernſt, Würde und Ruhe, der einen ſolchen Eindruck auf ſie machte, daß Glülphi, der ſonſt jedem Landmann, der ihn freundlich grüßt, ſeine Hand darzuſtrecken gewohnt war, dem Baumwollen-Meyer ſie nicht darſtreckte, und

auch der Junker duzte ihn nicht, wie er sonst alle seine Angehörige duzte, sondern redte ihn, durch den Eindruck, den er auf ihn machte, beynahe unwillkührlich dazu gezwungen, mit den Worten an: verzeihet, wenn wir euch ungelegen kommen.

Was ungelegen, erwiederte der Meyer, ich freue mich und danke.

Sie wollten jetzt bey ihm auf der Bank unter dem Apfelbaum absitzen, aber er bat sie, sie sollen in die Stube hineinkommen, es sey doch besser, als an der Luft und auf der harten Bank, auf der er gesessen.

Ja, ich will die Stube gern sehen, in die das Dorf die ganze Woche durch so viel als wallfahrtet, erwiederte der Junker.

Und der Meyer: solche Pilger hab ich doch noch nie darin gehabt.

Es weiß einer nicht, sagte der Glülphi, — denn er hatte schon gehört, daß oft auch reiche Kaufleute mit Pferd und Wagen bey ihm abstiegen. Der Meyer nahm jetzt seine Kappe vom Bank unter den Arm und das Kind, das er auf dem Schooß gehabt, an die Hand und führte sie so in seine Stube. Seine Schwester saß, wie es am Sonntag nach dem Essen ihre Gewohnheit ist, bey ihrer offenen Bibel am Tisch und war eben einen Augenblick entnückt (eingeschlummert) und lag mit Kopf und Händen über derselben. Sie erwachte mit einem lauten Herr Je! — da die Thüre aufging und die Herren in die Stube hineinkamen, drückte ihre Haube, die von ihrem Abliegen ein wenig in Unordnung gebracht war, wieder zurecht,

that ihre Bibel jetzt zu und legte ſie an den Ort, wo ſie oben an den Rechnungsbüchern ihres Bruders ihren Platz hatte, nahm dann einen Schwamm, befeuchtete ihn an einem zinnernen Handbecken, das wie Silber glänzte, und wiſchte damit die Rechnungen ab, mit denen ihr Bruder vorher den halben Tiſch voll gekreidet und ſagte dabey: es iſt eine Ordnung bey uns, ihr Herren, daß wir uns ſchämen müſſen.

Wir ſehen nichts dergleichen, ſagten die Herren, und wollten ſie an dem Abwiſchen der Rechnungen auf dem Tiſch hindern, denn ſie glaubten, ſie könnten ihrem Bruder noch dienen. Er aber ſagte zu ſeiner Schweſter: mach nur fort, ich brauche ſie nicht weiter. Es war ſchon geſchehen, und ſie trocknete den Tiſch wieder ab, brachte dann ein großes, reinliches, feines Tiſchtuch, legte neue zinnerne Teller und ſilberne Löffel, Meſſer und Gabeln auf den Tiſch.

Was machſt du da? ſagten die Herren, wir haben ſchon zu Mittag gegeſſen.

Ich denk es wohl, ſagte das Mareili, aber weil ihr einmal in eine Bauernſtube hineingekommen, ſo müßt ihr jetzt auch einen Augenblick mit unſerer Bauernordnung vorlieb nehmen.

Der Junker lachte, nahm einen ſchweren, ſilbernen Löffel in die Hand und ſagte: das iſt doch keine Bauernordnung.

Wohl freylich, ſagte das Mareili, wenn man's hat und vermag, ſo iſt das auch eine Bauernordnung.

Die Herren lachten jetzt alle, das Mareili aber ging dann schnell in die Küche und brachte auf zwey Tellern Bauerntüchlein und eine schöne Hammen, die so groß war, als kaum eine im Dorf ist. Arner, Glülphi und der Pfarrer fanden, daß das eine recht schöne Bauernordnung ist, und setzten sich ganz freundlich zu den glänzenden Tellern, die das Mareili ihnen dargelegt hatte. Der Meyer aber stand neben dem Tisch, und das Mareili hatte weder für sich noch für ihn einen Teller hingelegt. Glülphi aber, der das bemerkte, sagte: ihr müßt beyde auch zu uns sitzen, sonst rühren wir keine Gabel und kein Messer bey euch an. Das Mareili sagte: das schicke sich nicht. Aber der Junker erwiederte: es solle nicht närrisch seyn, und mit seinem Bruder zu ihnen hinzusitzen. Der Meyer nahm jetzt ganz einfach einen Stuhl, stellte ihn zu unterst an den Tisch und setzte sich mit einer Verbeugung gegen die Herren zu ihnen; das Mareili aber ging wieder in die Küche, brachte für sich und ihren Bruder ihre gewohnten Hausteller, ab denen sie täglich aßen, und ihre gewohnten Messer, Gabeln und zinnerne Löffel, ungeachtet auf dem Nebentisch noch mehrere neue Teller und silberne Messer, Löffel und Gabeln da waren, und legte die[illegible]ben unten an den Tisch. Da sie nun endlich so beyde zu ihnen saßen, nahm der Glülphi die schöne Hammen und schnitt sie an, obgleich der Meyer es nicht zulassen, sondern die Herren selber bedienen wollte. Aber Glülphi war nicht der Mann, der, wenn er so eine Arbeit einmal in den Händen hatte, sie sich so leicht wieder daraus nehmen ließ; er legte dem Meyer und dem Me-

reili, trotz alles Sträubens, die erſten Schnitte der Hammen dar, und dann erſt dem Junker, dem Pfarrer und ſich ſelber. Der Wein, den der Meyer den Herren darſtellte, war ſo gut, daß der Junker ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß er in Bonnal ſo einen finden würde, er habe in ſeinem Schloßkeller keinen ſo guten. Der Meyer erwiederte: gnädiger Herr! glauben Sie doch nicht, daß ich dieſen Wein gekauft, er iſt mir geſchenkt worden, und ſetzte hinzu: die Herren, von denen ich Baumwolle kaufe, ſchicken mir zu Zeiten etwas, zu dem ich in meinem Leben ſonſt nicht gekommen wäre, — und oft Sachen, ſagte dann das Mareili, von denen wir nicht einmal wiſſen, was ſie ſind, und wie man ſie braucht, und brachte einen Augenblick darauf einige Tafeln ſehr feine Schocolade und ſagte: das iſt uns auch ſo verehrt worden, aber ich weiß nicht einmal, ob man es eſſen oder trinken muß.

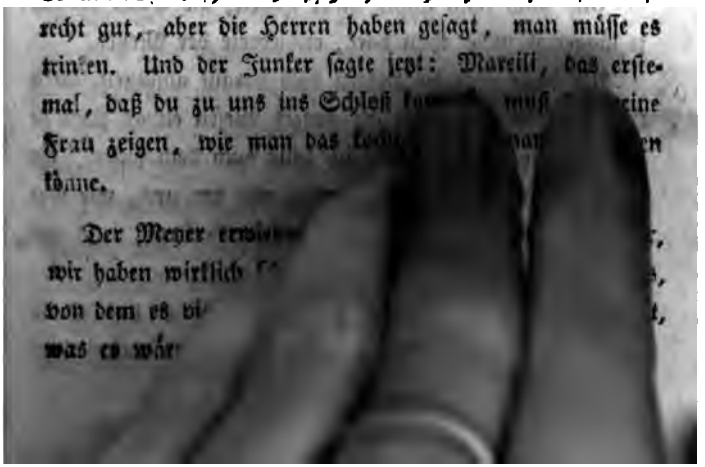
Du weißt doch einmal, daß man's eſſen kann, du haſt es vor meinen Augen verſucht, ſagte jetzt ſein Bruder. Es antwortete ihm: ja freylich weiß ich das, und es iſt recht gut, aber die Herren haben geſagt, man müſſe es trinken. Und der Junker ſagte jetzt: Mareili, das erſtemal, daß du zu uns ins Schloß kommſt, muß dir meine Frau zeigen, wie man das kocht, damit man es trinken könne.

Der Meyer erwiederte: das iſt nicht nöthig, Junker, wir haben wirklich ſchon zu viel Gutes in unſerm Haus, von dem es vielleicht beſſer wäre, wir wüßten noch nicht, was es wäre, und wie man es braucht.

Die Herren lachten jetzt alle, das Mareili aber ging dann schnell in die Küche und brachte auf zwey Tellern Bauerntüchlein und eine schöne Hammen, die so groß war, als kaum eine im Dorf ist. Arner, Glülphi und der Pfarrer fanden, daß das eine recht schöne Bauernordnung ist, und setzten sich ganz freundlich zu den glänzenden Tellern, die das Mareili ihnen dargelegt hatte. Der Meyer aber stand neben dem Tisch, und das Mareili hatte weder für sich noch für ihn einen Teller hingelegt. Glülphi aber, der das bemerkte, sagte: ihr müßt beyde auch zu uns sitzen, sonst rühren wir keine Gabel und kein Messer bey euch an. Das Mareili sagte: das schicke sich nicht. Aber der Junker erwiederte: es solle nicht närrisch seyn, und mit seinem Bruder zu ihnen hinzusitzen. Der Meyer nahm jetzt ganz einfach einen Stuhl, stellte ihn zu unterst an den Tisch und setzte sich mit einer Verbeugung gegen die Herren zu ihnen; das Mareili aber ging wieder in die Küche, brachte für sich und ihren Bruder ihre gewohnten Hausteller, ab denen sie täglich aßen, und ihre gewohnten Messer, Gabeln und zinnerne Löffel, ungeachtet auf dem Nebentisch noch mehrere neue Teller und silberne Messer, Löffel und Gabeln da waren, und legte die beiden unten an den Tisch. Da sie nun endlich so beyde zu ihnen saßen, nahm der Glülphi die schöne Hammen und schnitt sie an, obgleich der Meyer es nicht zulassen, sondern die Herren selber bedienen wollte. Aber Glülphi war nicht der Mann, der, wenn er so eine Arbeit einmal in den Händen hatte, sie sich so leicht daraus nehmen ließ; er legte dem Meyer

reilt, trotz alles Sträubens, die erſten Schnitte der Hammen dar, und dann erſt dem Junker, dem Pfarrer und ſich ſelber. Der Wein, den der Meyer den Herren darſtellte, war ſo gut, daß der Junker ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß er in Bonnal ſo einen finden würde, er habe in ſeinem Schloßreiler keinen ſo guten. Der Meyer erwiederte: gnädiger Herr! glauben Sie doch nicht, daß ich dieſen Wein gekauft, er iſt mir geſchenkt worden, und ſetzte hinzu: die Herren, von denen ich Baumwolle kaufe, ſchicken mir zu Zeiten etwas, zu dem ich in meinem Leben ſonſt nicht gekommen wäre, — und oft Sachen, ſagte dann das Mareili, von denen wir nicht einmal wiſſen, was ſie ſind, und wie man ſie braucht, und brachte einen Augenblick darauf einige Tafeln ſehr feine Schocolade und ſagte: das iſt uns auch ſo verehrt worden, aber ich weiß nicht einmal, ob man es eſſen oder trinken muß.

Du weißt doch einmal, daß man's eſſen kann, du haſt es vor meinen Augen verſucht, ſagte jetzt ſein Bruder. Es antwortete ihm: ja freylich weiß ich das, und es iſt


recht gut, aber die Herren haben geſagt, man müſſe es trinken. Und der Junker ſagte jetzt: Mareili, das erſtemal, daß du zu uns ins Schloß [illegible] muß [illegible] eine Frau zeigen, wie man das [illegible] kön[illegible]ne.

Der Meyer erwi[illegible]
wir haben wirklich [illegible]
von dem es vi[illegible]
was es wär[illegible]

locken können, so muß es denn freylich mit dem Baumwollenspinnen dahin kommen, wohin es in unserm und in vielen andern Dörfern damit gekommen ist. Dann setzte er aber noch hinzu: das Baumwollenspinnen und Baumwollenweben ist indessen aber an sich an einem solchen Zustand so wenig Schuld, als die arme Menschenhaut an sich selbst daran Schuld ist, wenn durch einen räudigen Menschen, der in ein schweinisches, unreinliches Dorf kommt, auch das ganze Dorf so voll angesteckt wird. Der Baumwollen-Meyer drang indessen immer tiefer und umständlicher in das Wesen dieses Gegenstands hinein und sagte unter anderm: das Baumwollenspinnen und Weben ist indessen wirklich eine von den schlechtesten Beschäftigungen, die man in ein Dorf hineinbringen kann. Die Leichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Kunst- und Kraftlosigkeit, mit der es betrieben werden kann, setzt diese Arbeitsgattung ohne anders weit hinter die mehrsten andern Arbeits- und Berufsgattungen des Volks zurück.

Der Junker unterbrach ihn mit den Worten: das ist sonderbar, du redst dem Baumwollenspinnen gar nicht das Wort.

Der Meyer erwiederte: ich habe das Baumwollenspinnen von jeher so angesehen, wie ich jetzt davon rede; ich habe es auch nicht ins Dorf hineingebracht, es ist einige und zwanzig Jahre vorher schon allgemein eingeführt gewesen, ehe ich daran Theil genommen. Freylich ist wahr, ich habe von den Umständen, wie sie eben da waren und vorgelegen, für mich und die meinigen so viel Vortheil zu ziehen gesucht, als ich mit Recht und gutem

Gewiſſen davon habe ziehen können. Uebrigens wollte ich gewiß lieber, Bonnal, das ich immer noch als meine liebe Heimath anſehe, wäre nicht ein einſeitig verkrüppeltes Baumwollenſpinnerdorf geworden und hätte wenigſtens ſeinen großen Baumwollenverdienſt dahin benutzt, ſich im Feldbau und in der Hauswirthſchaft weiter vorwärts zu bringen, ſo wie in einigen Fächern der Induſtrie, die mehrere Geiſtes- und Kunſtbildung vorausſetzen, und die darum aber auch eher zu einem ſoliden, häuslichen Wohlſtand hinführen; aber es iſt nicht an mir geſtanden, hierüber einigen Einfluß zu ſuchen. Er fuhr fort: Er habe im Gegentheil, ſeitdem ein Wunſch zu ſo etwas in ihm hätte aufſteigen können, ſich in einer Lage befunden, alles, was außer ſeiner Hausthüre geſchehen, als ihn nichts angehend und als einen Stein, den er nicht zu heben im Stand ſey, und ſogar als etwas anſehen zu müſſen, an dem er, wenn er es auch nur anzurühren verſuchen würde, gar leicht ſeine beyden Hände verbrennen konnte.

Die offene Erklärung dieſes Mannes über ſeine Lage und beſonders, daß er dem Baumwollenweſen, das ihn doch zu dem Mann gemacht, der er jetzt iſt, ſo wenig Werth gab, ſetzte die Herren in eine Art von Erſtaunen. Es war, da er ausgeredt hatte, eine Weile alles ſtill. Dann aber bald ſagte der Junker: du gabſt uns großes Licht über das, worüber wir Licht ſuchten, aber es iſt jetzt nur die Frage, wie können wir den Uebeln abhelfen, die wir mit dir fühlen, daß ſie drückend auf Bonnal liegen? — und über dieſe Frage hätten wir jetzt eben gern, daß du mit der Deutlichkeit und Offenheit mit uns redteſt, mit

der du uns über den Ursprung des Volksverderbens in deinem Dorf ins Klare gesetzt hast.

§. 9.

Man muß dem Volksverderben zu Stadt und Land durch die Stillen im Land abzuhelfen suchen, und man kann es auch, wenn man es will und versteht.

Der Meyer erwiederte: wenn Bonnal geholfen werden soll, so muß man es dahin bringen, daß die bravsten Leute im Dorf zusammenstehen und vereinigt die Mittel suchen, durch welche die Väter, Mütter und Kinder der unordentlichen und verdorbenen Haushaltungen einzeln mit Liebe, und wenn es nicht mit Liebe allein gehen will, mit Ernst und sogar mit einiger Gewalt genöthigt werden können, nach und nach von ihrem Lumpenleben abzustehen.

Junker. Aber, Meyer, wer will die Stillen im Land hiefür zusammenbringen?

Meyer. Wie es im ganzen Land möglich, davon weiß ich nichts, aber in Bonnal meyne ich, wäre es mit Zeit und Fleiß wohl möglich.

Pfarrer. Meyer! Meyer! die Stillen im Land stehen in nichts gern zusammen, das sie selber nichts angeht, sie sind immer gern nur bey sich selber und jeder gern bey den seinigen, und es sind immer nur die schlechten und

böſen

bösen Kinder der Selbstsucht und der Leidenschaften, die gern zusammenlaufen und zusammenstehen, um gemeinsam durchzusetzen, was sie gelüstet, aber nicht, was recht und was gut ist.

Meyer. So wenig als ich gern von dem rede, was im Land allgemein ist; so meyne ich doch, auch die Stillen im Land stünden gern zu allem Guten zusammen, das geeignet ist, das heilige Fundament alles Hausſegens des Volks und der heiligen Wohnstube zu äufnen, insofern sie überzeugt wären, dasselbe durch ihr Zusammenstehen befördern zu können, aber es ruft sie zu so etwas niemand zusammen, und freylich ist denn auch wahr, es treiben die Stillen im Land auch keine wilden Gelüste von selbst an, für irgend etwas zusammenzulaufen, wozu sie niemand zusammenruft, und wozu man sie hie und da, wenn sie unberufen zusammenliefen, noch nicht einmal gern bey einander sehen, sondern im Gegentheil aus einander jagen und mit Absicht an dem Guten selber, wofür sie gern zusammenstehen würden, hindern möchte.

§. 10.

Fortsetzung der Ursachen, warum die Stillen im Land keinen Einfluß auf das haben, was dem Land nuß ist und darin noth thut.

Glülphi bestätigte mit Eifer diese Ansicht des Baumwollen-Meyers und sagte: die Stillen im Land wären

Die Herren lachten jetzt alle, das Mareili aber ging dann schnell in die Küche und brachte auf zwey Tellern Bauernküchlein und eine schöne Hammen, die so groß war, als kaum eine im Dorf ist. Arner, Glülphi und der Pfarrer fanden, daß das eine recht schöne Bauernordnung ist, und setzten sich ganz freundlich zu den glänzenden Tellern, die das Mareili ihnen dargelegt hatte. Der Meyer aber stand neben dem Tisch, und das Mareili hatte weder für sich noch für ihn einen Teller hingelegt. Glülphi aber, der das bemerkte, sagte: ihr müßt beyde auch zu uns sitzen, sonst rühren wir keine Gabel und kein Messer bey euch an. Das Mareili sagte: das schicke sich nicht. Aber der Junker erwiederte: es solle nicht närrisch seyn, und mit seinem Bruder zu ihnen hinzusitzen. Der Meyer nahm jetzt ganz einfach einen Stuhl, stellte ihn zu unterst an den Tisch und setzte sich mit einer Verbeugung gegen die Herren zu ihnen; das Mareili aber ging wieder in die Küche, brachte für sich und ihren Bruder ihre gewohnten Hausteller, ab denen sie täglich aßen, und ihre gewohnten Messer, Gabeln und zinnerne Löffel, ungeachtet auf dem Nebentisch noch mehrere neue Teller und silberne Messer, Löffel und Gabeln da waren, und legte die beid unten an den Tisch. Da sie nun endlich so beyde zu ihnen saßen, nahm der Glülphi die schöne Hammen und schnitt sie an, obgleich der Meyer es nicht zulassen, sondern die Herren selber bedienen wollte. Aber Glülphi war nicht der Mann, der, wenn er so eine Arbeit einmal in den Händen hatte, sie sich so leicht wieder daraus nehmen ließ; er legte dem Meyer und dem Ma-

reili, trotz alles Sträubens, die erſten Schnitte der Hammen dar, und dann erſt dem Junker, dem Pfarrer und ſich ſelber. Der Wein, den der Meyer den Herren darſtellte, war ſo gut, daß der Junker ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß er in Bonnal ſo einen finden würde, er habe in ſeinem Schloßkeller keinen ſo guten. Der Meyer erwiederte: gnädiger Herr! glauben Sie doch nicht, daß ich dieſen Wein gekauft, er iſt mir geſchenkt worden, und ſetzte hinzu: die Herren, von denen ich Baumwolle kaufe, ſchicken mir zu Zeiten etwas, zu dem ich in meinem Leben ſonſt nicht gekommen wäre, — und oft Sachen, ſagte dann das Mareili, von denen wir nicht einmal wiſſen, was ſie ſind, und wie man ſie braucht, und brachte einen Augenblick darauf einige Tafeln ſehr feine Schocolade und ſagte: das iſt uns auch ſo verehrt worden, aber ich weiß nicht einmal, ob man es eſſen oder trinken muß.

Du weißt doch einmal, daß man's eſſen kann, du haſt es vor meinen Augen verſucht, ſagte jetzt ſein Bruder. Es antwortete ihm: ja freylich weiß ich das, und es iſt recht gut, aber die Herren haben geſagt, man müſſe es trinken. Und der Junker ſagte jetzt: Mareili, das erſtemal, daß du zu uns ins Schloß kommſt, muß dir meine Frau zeigen, wie man das kocht, damit man es trinken könne.

Der Meyer erwiederte: das iſt nicht nöthig, Junker, wir haben wirklich ſchon zu viel Gutes in unſerm Haus, von dem es vielleicht beſſer wäre, wir wüßten noch nicht, was es wäre, und wie man es braucht.

Die Herren lachten jetzt alle, das Mareili aber ging dann schnell in die Küche und brachte auf zwey Tellern Bauernküchlein und eine schöne Hammen, die so groß war, als kaum eine im Dorf ist. Arner, Glülphi und der Pfarrer fanden, daß das eine recht schöne Bauernordnung ist, und setzten sich ganz freundlich zu den glänzenden Tellern, die das Mareili ihnen dargelegt hatte. Der Meyer aber stand neben dem Tisch, und das Mareili hatte weder für sich noch für ihn einen Teller hingelegt. Glülphi aber, der das bemerkte, sagte: ihr müßt beyde auch zu uns sitzen, sonst rühren wir keine Gabel und kein Messer bey euch an. Das Mareili sagte: das schicke sich nicht. Aber der Junker erwiederte: es solle nicht närrisch seyn, und mit seinem Bruder zu ihnen hinzusitzen. Der Meyer nahm jetzt ganz einfach einen Stuhl, stellte ihn zu unterst an den Tisch und setzte sich mit einer Verbeugung gegen die Herren zu ihnen; das Mareili aber ging wieder in die Küche, brachte für sich und ihren Bruder ihre gewohnten Hausteller, ab denen sie täglich aßen, und ihre gewohnten Messer, Gabeln und zinnerne Löffel, ungeachtet auf dem Nebentisch noch mehrere neue Teller und silberne Messer, Löffel und Gabeln da waren, und legte die Teller unten an den Tisch. Da sie nun endlich so beyde zu ihnen saßen, nahm der Glülphi die schöne Hammen und schnitt sie an, obgleich der Meyer es nicht zulassen, sondern die Herren selber bedienen wollte. Aber Glülphi war nicht der Mann, der, wenn er so eine Arbeit einmal in den Händen hatte, sie sich so leicht wieder daraus nehmen ließ; er legte dem Meyer und dem Ma-

reili, trotz alles Sträubens, die erſten Schnitte der Hammen dar, und dann erſt dem Junker, dem Pfarrer und ſich ſelber. Der Wein, den der Meyer den Herren darſtellte, war ſo gut, daß der Junker ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß er in Bonnal ſo einen finden würde, er habe in ſeinem Schloßkeller keinen ſo guten. Der Meyer erwiederte: gnädiger Herr! glauben Sie doch nicht, daß ich dieſen Wein gekauft, er iſt mir geſchenkt worden, und ſetzte hinzu: die Herren, von denen ich Baumwolle kaufe, ſchicken mir zu Zeiten etwas, zu dem ich in meinem Leben ſonſt nicht gekommen wäre, — und oft Sachen, ſagte dann das Mareili, von denen wir nicht einmal wiſſen, was ſie ſind, und wie man ſie braucht, und brachte einen Augenblick darauf einige Tafeln ſehr feine Schocolade und ſagte: das iſt uns auch ſo verehrt worden, aber ich weiß nicht einmal, ob man es eſſen oder trinken muß.

Du weißt doch einmal, daß man's eſſen kann, du haſt es vor meinen Augen verſucht, ſagte jetzt ſein Bruder. Es antwortete ihm: ja freylich weiß ich das, und es iſt recht gut, aber die Herren haben geſagt, man müſſe es trinken. Und der Junker ſagte jetzt: Mareili, das erſtemal, daß du zu uns ins Schloß kommſt, muß dir meine Frau zeigen, wie man das kocht, damit man es trinken könne.

Der Meyer erwiederte: das iſt nicht nöthig, Junker, wir haben wirklich ſchon zu viel Gutes in unſerm Haus, von dem es vielleicht beſſer wäre, wir wüßten noch nicht, was es wäre, und wie man es braucht.

Dieſer Meinung war das Mareili nicht. Ja, Bruder, du magſt jetzt ſagen, was du willſt, ſo macht es mir doch Freude, wenn ich weiß, wie man das kocht, damit man es trinken könne, ſagte es.

Sie waren ſchon eine Weile am Tiſch, als der Baumwollen-Meyer erſt gewahr wurde, daß der Junker ihn nicht, wie jeden andern ſeiner Angehörigen, duze; aber ſobald er das merkte, ſtand er von ſeinem Stuhl auf und ſagte: gnädiger Herr! ich weiß, wer ich bin und will auch nicht mehr ſeyn, als ich bin, aber wenn Sie nicht mit mir reden, wie mit jedem andern Ihrer Angehörigen, ſo darf ich keinen Augenblick mehr ſo treuherzig neben Ihnen am Tiſch ſitzen, wie ich es ſonſt gern thue und wie jeder andere Ihrer Angehörigen, wenn Sie es ihm erlauben, treuherzig neben Ihnen ſitzen darf.

Jetzt ſtand der Junker auch auf, bot ihm freundlich die Hand und ſagte: nun, wenn du es ſo willt, ſo ſoll es ſo ſeyn; ich will gern, daß du immer und je länger je mehr ſo treuherzig neben mir zuſitzeſt.

Und mich kann nichts mehr freuen, als wenn ich das je länger je mehr thun darf, erwiederte der Meyer.

Als dann aber die Herren bald darauf anfingen, ihren Garten, ihr Haus und ihr ganzes Weſen etwas ſtark zu loben, ſagte das Mareili: ich muß euch doch ſagen, ihr Herren, es war auch nicht immer alſo bey uns, wir waren vor etlichen und zwanzig Jahren ſo arm, als die Aermſten im Dorf.

Der Junker antwortete ihm: ich weiß es und es iſt wunderbar, wie euch das Baumwollengewerb aufgeholfen

hat, indeſſen er ſo viele tauſend Haushaltungen elend gemacht.

§. 7.

Auch das Baumwollenſpinnen iſt eine Urſache von der Schlechtheit des Volks, aber nicht eine der erſten.

Das führte zu einer ernſten Unterredung über das Baumwollenſpinnen; denn als der Junker ſagte: es ſind das Land auf und das Land ab keine ſchlechtere Leute, als die Baumwollenſpinner und Baumwollenweber, erwiederte der Meyer: gnädiger Herr! ich möchte das nicht ſagen, wohl aber ſage ich: es gibt das Land auf und das Land ab keine ſchlechtere Leute, als die Fabrikarbeiter.

Das iſt wahr, erwiederte der Lieutenant, die Leute, die täglich vom Haus weg in die Fabriken gehen und darin vom Morgen bis in die Nacht ſind und keinen Augenblick zu Vater und Mutter heim kommen, ſind gewöhnlich noch weit ſchlechtere Leute, als die, ſo zu Haus Baumwolle ſpinnen und weben.

Mehr wollte ich auch nicht ſagen, erwiederte der Meyer und ſetzte hinzu; es weißt auch niemand in der Welt beſſer als ich und meine Schweſter, daß die Baumwollenſpinner und Baumwollenweber im allgemeinen ſchlechte Leute ſind, aber das Spinnen und Weben iſt nicht die Hauptſchuld, warum ſie es ſind und warum ſie es werden müſſen.

Nun, was ist denn die Hauptschuld daran? fragten jetzt die Herren fast aus einem Mund.

Der Baumwollen-Meyer zeigte einige Augenblicke, daß er Bedenken trage, sich hierüber freymüthig zu äußern, aber da die Herren ihn freundlich und dringend baten, er möchte ihnen unverholen sagen, was er darüber denke, antwortete er: wenn man ein Dorf oder einen Ort tief verdorben sieht, so muß man immer denken, das kommt nicht von heute und von gestern her, und die Ursache des Verderbens liegt nicht in dem, was sie heute und gestern treiben, sondern in dem, wie sie dazu gekommen, dieses zu treiben — und so ist es mit dem Baumwollenspinnen; man muß auf den Ursprung sehen, wie es in ein Land gekommen, und da ist ganz gewiß, daß es, wenn es in ein Land kommt, zuerst in die ärmsten Dörfer hineingreift und im Anfang meistens Leute beschäftigt, die ihren Lebtag nichts Eigenes hatten und nichts Eigenes besorgten, und solche Leute lernen gewöhnlich gar nicht leicht hausen; es ist immer äußerst schwer, dergleichen Leute dahin zu bringen, die ersten Batzen, die sie zu verdienen Gelegenheit erhalten, zusammenzusparen; so wie sie aber diese ersten Batzen verlumpen, ist auch der erste Anfang zu allen Angewöhnungen, die das Lumpenleben pflanzen, unterhalten und verstärken, so gemacht, daß das, was daraus folgt, fast nicht mehr auszuweichen und zu verhindern möglich ist. Er erklärte sich über diesen Gegenstand noch weiter also: der Baumwollenverdienst ist gewöhnlich, wo er neu einreißt, sehr gut, und die armen Leute, die sich zuerst auf ihn werfen, finden durch ihn leicht Mittel, bes-

ſer zu eſſen, zu trinken und ſich beſſer zu kleiden, als es vorher die Reichen im Dorf nicht thaten und nicht thun konnten, und ſobald eigenthumloſes und ungezogenes Volk einmal da iſt, ſo iſt dann der Weg zum Freſſen, Saufen, Schulden machen und mit dieſem zu allem, auch zu den äußerſten Unfugen des Lumpenlebens ſchon gebahnt. — Jetzt hielt er einen Augenblick inne, warf einen freundlichen, zutrauungsvollen Blick auf die Herren und ſagte dann weiter: ich glaube, ich dürfe jetzt fortfahren und auch das ſagen, was ich unter der langen alten Hummelzeit nicht hätte ſagen dürfen.

Einſtimmig erwiederten die Herren: du darfſt alles ſagen, was du diesfalls für wahr findeſt, und wir bitten dich noch dafür, daß du es thuſt.

§. 8.

Das tiefſte Verderben der Baumwollenſpinner kommt von Leuten her, die nicht Baumwolle ſpinnen.

Er fuhr ſogleich fort: Und wenn denn in einem ſolchen Dorf die Vorgeſetzten noch Schelmen ſind und ſelber in den Schlöſſern und Schreibſtuben Verbindungen anknüpfen können, die ſie in die Lage ſetzen, daß ſie das Volk faſt mit vollkommener Sicherheit ausſaugen und ihm ſein verdientes Geld mit Wirthshauskünſten und Prozeßkniffen alle Tage aus der Hand ſpielen und in ihren Sack

locken können, so muß es denn freylich mit dem Baumwollenspinnen dahin kommen, wohin es in unserm und in vielen andern Dörfern damit gekommen ist. Dann setzte er aber noch hinzu: das Baumwollenspinnen und Baumwollenweben ist indessen aber an sich an einem solchen Zustand so wenig Schuld, als die arme Menschenhaut an sich selbst daran Schuld ist, wenn durch einen räudigen Menschen, der in ein schweinisches, unreinliches Dorf kommt, auch das ganze Dorf so voll angesteckt wird. Der Baumwollen-Meyer drang indessen immer tiefer und umständlicher in das Wesen dieses Gegenstands hinein und sagte unter anderm: das Baumwollenspinnen und Weben ist indessen wirklich eine von den schlechtesten Beschäftigungen, die man in ein Dorf hineinbringen kann. Die Leichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Kunst- und Kraftlosigkeit, mit der es betrieben werden kann, setzt diese Arbeitsgattung ohne anders weit hinter die mehrsten andern Arbeits- und Berufsgattungen des Volks zurück.

Der Junker unterbrach ihn mit den Worten: das ist sonderbar, du redst dem Baumwollenspinnen gar nicht das Wort.

Der Meyer erwiederte: ich habe das Baumwollenspinnen von jeher so angesehen, wie ich jetzt davon rede; ich habe es auch nicht ins Dorf hineingebracht, es ist einige und zwanzig Jahre vorher schon allgemein eingeführt gewesen, ehe ich daran Theil genommen. Freylich ist wahr, ich habe von den Umständen, wie sie eben da waren und vorgelegen, für mich und die meinigen so viel Vortheil zu ziehen gesucht, als ich mit Recht und gutem

Gewiſſen davon habe ziehen können. Uebrigens wollte ich gewiß lieber, Bonnal, das ich immer noch als meine liebe Heimath anſehe, wäre nicht ein einſeitig verkrüppeltes Baumwollenſpinnerdorf geworden und hätte wenigſtens ſeinen großen Baumwollenverdienſt dahin benutzt, ſich im Feldbau und in der Hauswirthſchaft weiter vorwärts zu bringen, ſo wie in einigen Fächern der Induſtrie, die mehrere Geiſtes- und Kunſtbildung vorausſetzen, und die darum aber auch eher zu einem ſoliden, häuslichen Wohlſtand hinführen; aber es iſt nicht an mir geſtanden, hierüber einigen Einfluß zu ſuchen. Er fuhr fort: Er habe im Gegentheil, ſeitdem ein Wunſch zu ſo etwas in ihm hätte aufſteigen können, ſich in einer Lage befunden, alles, was außer ſeiner Hausthüre geſchehen, als ihn nichts angehend und als einen Stein, den er nicht zu heben im Stand ſey, und ſogar als etwas anſehen zu müſſen, an dem er, wenn er es auch nur anzurühren verſuchen würde, gar leicht ſeine beyden Hände verbrennen konnte.

Die offene Erklärung dieſes Mannes über ſeine Lage und beſonders, daß er dem Baumwollenweſen, das ihn doch zu dem Mann gemacht, der er jetzt iſt, ſo wenig Werth gab, ſetzte die Herren in eine Art von Erſtaunen. Es war, da er ausgeredt hatte, eine Weile alles ſtill. Dann aber bald ſagte der Junker: du gabſt uns großes Licht über das, worüber wir Licht ſuchten, aber es iſt jetzt nur die Frage, wie können wir den Uebeln abhelfen, die wir mit dir fühlen, daß ſie drückend auf Bonnal liegen? — und über dieſe Frage hätten wir jetzt eben gern, daß du mit der Deutlichkeit und Offenheit mit uns redteſt, mit

der du uns über den Ursprung des Volksverderbens in deinem Dorf ins Klare gesetzt hast.

§. 9.

Man muß dem Volksverderben zu Stadt und Land durch die Stillen im Land abzuhelfen suchen, und man kann es auch, wenn man es will und versteht.

Der Meyer erwiederte: wenn Bonnal geholfen werden soll, so muß man es dahin bringen, daß die bravsten Leute im Dorf zusammenstehen und vereinigt die Mittel suchen, durch welche die Väter, Mütter und Kinder der unordentlichen und verdorbenen Haushaltungen einzeln mit Liebe, und wenn es nicht mit Liebe allein gehen will, mit Ernst und sogar mit einiger Gewalt genöthigt werden können, nach und nach von ihrem Lumpenleben abzustehen.

Junker. Aber, Meyer, wer will die Stillen im Land hiefür zusammenbringen?

Meyer. Wie es im ganzen Land möglich, davon weiß ich nichts, aber in Bonnal meyne ich, wäre es mit Zeit und Fleiß wohl möglich.

Pfarrer. Meyer! Meyer! die Stillen im Land stehen in nichts gern zusammen, das sie selber nichts angeht, sie sind immer gern nur bey sich selber und jeder gern bey den seinigen, und es sind immer nur die schlechten und

bösen Kinder der Selbstsucht und der Leidenschaften, die gern zusammenlaufen und zusammenstehen, um gemeinsam durchzusetzen, was sie gelüstet, aber nicht, was recht und was gut ist.

Meyer. So wenig als ich gern von dem rede, was im Land allgemein ist; so meyne ich doch, auch die Stillen im Land stünden gern zu allem Guten zusammen, das geeignet ist, das heilige Fundament alles Hausſegens des Volks und der heiligen Wohnstube zu äufnen, insofern sie überzeugt wären, dasselbe durch ihr Zusammenstehen befördern zu können, aber es ruft sie zu so etwas niemand zusammen, und freylich ist denn auch wahr, es treiben die Stillen im Land auch keine wilden Gelüste von selbst an, für irgend etwas zusammenzulaufen, wozu sie niemand zusammenruft, und wozu man sie hie und da, wenn sie unberufen zusammenliefen, noch nicht einmal gern bey einander sehen, sondern im Gegentheil aus einander jagen und mit Absicht an dem Guten selber, wofür sie gern zusammenstehen würden, hindern möchte.

§. 10.

Fortsetzung der Ursachen, warum die Stillen im Land keinen Einfluß auf das haben, was dem Land nutz ist und darin noth thut.

Glülphi bestätigte mit Eifer diese Ansicht des Baumwollen-Meyers und sagte: die Stillen im Land wären

freylich zu vielem Guten brauchbar, wenn man sie dazu brauchen wollte, aber man läßt sie an vielen Orten, und zwar an solchen, wo sie am vorzüglichsten brauchbar wären, nicht nur stehen, wo sie stehen, man zeigt ihnen deutlich, daß man ihrer mehr als nichts will. Wir können uns nicht verhehlen, daß in unserm, in allen Stücken einer festen Gesetzgebung mangelnden Land, wo so unendlich viel, wie es nicht sollte, von der Routine und der Laune von Leuten, die Gewalt haben, abhängt, die brauchbarsten und bedeutendsten unter den Stillen im Land hie und da sehr übel ankommen würden, wenn sie auch nur dergleichen thäten, daß sie sich zu irgend etwas, zu dem sie nicht berufen werden, tüchtig glauben. Die Sache ist aber in unserm Land natürlich nur diese, die selbstsüchtigen Schlaukköpfe, die sich in Rücksicht auf ihre Revenüen auf eine Art als zur Civilliste des Staats gehörig ansehen, und denen die Administrationen aller Geld-, Ehre- und Rechtsangelegenheiten im Staat gleichsam als Erbgut zufallen, lieben es natürlich gar nicht, wenn Leute, die nach dieser Ansicht nicht zu ihnen gehören, sich zu irgend einem Einfluß auf das öffentliche Wohl berufen und zur Mitwirkung für dasselbe fähig glauben. Wo es aber so ist, da können freylich die Stillen im Land das öffentliche Wohl auf keine Weise besser befördern, als wenn sie sich desselben gar nicht annehmen.

Meyer. Ich freue mich der Offenherzigkeit, mit der Sie in dieser Rücksicht von dem traurigen Zustand unsers Vaterlands sprechen. Es ist nur zu wahr und stimmt mit den Erfahrungen, die ich diesfalls im kleinen Kreis

meiner Berührungen in meinem Dorf zu machen die Gelegenheit hatte, nur zu sehr überein; aber ich hätte es doch nicht wagen dürfen, die Resultate meiner diesfälligen Lebenserfahrungen mit der Stärke und Unbefangenheit auszudrücken, mit der Sie es gethan haben.

Glülphi. Warum solltet Ihr es nicht dürfen? Es thut noth. Die Uebel unsers Vaterlandes sind in dieser Rücksicht auf einen Punkt gekommen, daß es jedes ehrlichen Mannes Pflicht ist, hierüber nicht hinter den Berg zu tragen, sondern seine Ansichten mit Bestimmtheit zu äußern — und, Gott Lob! die Stunde ist auch da, in der es jeder ehrliche Mann, wenigstens in Bonnal, auch darf.

Meyer. Es empört das Menschenherz im Innersten, wenn man so oft sehen muß, daß schlechte, über den wahren Zustand des Volks ganz blinde Subjecte, wenn sie auch nur zum Copiren von Nödeln ab dem Viehmarkt und ab den Zollstuben employirt sind, sich als die weisen und privilegirten Stützen des öffentlichen Wohls angesehen und behandelt wissen wollen, und den edelsten und einsichtsvollsten Männern, die zu den Stillen im Land gehören, wenn von Gegenständen des öffentlichen Wohls und seiner guten Besorgung die Rede ist, auf eine Weise begegnen, wie kaum ein Aufseher in einem Tollhaus einem Narren begegnen dürfte, der bey ihm Sachen nachfragen würde, die außer den Mauern, darin er eingesperrt seyn und bleiben muß, begegnet sind.

Junker. Ihr führt mich mit euren Bemerkungen in eine neue Welt hinein, und wenn es wirklich wahr ist,

daß die einsichtsvollsten und bravsten Männer an jedem Ort, die ihr die Stillen im Land heißt, so wie ihr meynt, im Stand sind, zu allem, was ihrem Wohnort frommen und aufhelfen kann, mit Erfolg mitzuwirken und zu diesem Zweck sich gern mit einander vereinigen würden, so könnte man wirklich auch in Rücksicht auf die Mittel, auch Bonnal wieder aufzuhelfen, Hoffnungen schöpfen, denen man sich ohne das nicht überlassen dürfte.

Meyer. Meine Ueberzeugung ist vollkommen; die Stillen im Land, selber die Armen unter den Stillen im Land, wären zu dem wesentlichsten Guten, das im Land mangelt, im höchsten Grad brauchbar und dienstfähig. Aber ich sage noch einmal, man muß ihrer wollen. Unberufen und unvereinigt sind sie freylich für das öffentliche Wohl eben so kraftlos, als sie im entgegengesetzten Fall kraftvoll dafür wären.

Junker. Aber wer soll z. B. in Bonnal diese Stillen im Land zusammenfinden und zusammenrufen?

Meyer. Wer anders, als Sie und der Herr Pfarrer?

Junker. Und wie?

Meyer. Je stiller desto besser. Wenn Sie, Ihre Gemahlin, der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin jede Gelegenheit, das Herz der Bessern unsrer Gemeindsgenossen, wie sich die Gelegenheit dazu je zuweilen von selbst geben wird, zu gewinnen, mit Eifer und Sorgfalt ergreifen und benutzen werden, so werden Sie das Herz der brävern Leute im Dorf gewiß gewinnen und bald einige von ihnen in dem Grad für Ihre Zwecke brauchbar finden, als

Ihnen die ersten Schreyer für das öffentliche Wohl, eben wie die verschlagenen Geheimnißbewahrer der Kunststücke, die man für das öffentliche Wohl im Verborgenen zu treiben, so oft auch nur vorgibt, für Ihre Zwecke unbrauchbar sind, und Ihnen, je mehr Sie mit den Stillen im Land bekannt seyn, als unbrauchbar in die Augen fallen werden. —

Diese Ansicht des Mannes ergriff den Junker in seinem Innersten, nur sagte er: aber wie sich die Gelegenheiten, den brävern Leuten im Dorf das Herz gewinnen zu können, so leicht und gleichsam von selbst geben werden, das leuchtet mir noch nicht ein. Ich fürchte im Gegentheil, solche Gelegenheiten könnten sehr selten eintreffen.

Der Meyer erwiederte: die besten und weitgreifendsten Mittel dazu können Sie selber machen. Sie haben, wenn Sie wollen, alle Augenblicke Gelegenheit in Ihrer Hand, Sachen zu thun, die geeignet sind, Ihnen das Herz von hundert und hundert Ihrer Angehörigen zu gewinnen.

Junker. Zum Exempel?

Meyer. Wenn Sie z. E. einem jeden Kind, das von nun an, bis es 20 Jahr alt ist, alljährlich 10 Gulden von seinem Spinnerverdienst beyseits legt und erspart, etwa einen zehendfreyen Acker schenkten, so machen Sie mehr als zwey Drittel der Dorfhaushaltungen eine Freude, die nicht anders als dahin wirken kann, Ihnen das Herz der braven Leute im Dorf allgemein näher zu bringen.

Junker. Das kann ich leicht und will es gern thun.

Meyer. Aber alles, was Sie thun werden, auch das Herz der bessern Leute im Dorf zu gewinnen, wird nicht

im Stand seyn, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht der Nachwelt und der Jugend durch die Schulen besser Vorsehung gethan wird. Es ist nicht genug, recht thun zu wollen, man muß es auch können, und dazu kommt man nur durchs Lernen, und die Schulen, wie wir sie jetzt bey uns allgemein haben, sind beynahe so viel als Mistbeete und Treibhäuser von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hülfe suchen müssen.

Junker. Ist das auch nicht zu viel?

Glülphi. Nein, nein, er hat ganz recht; die wesentlichsten Fehler, gegen deren Folgen wir in Bonnal zu kämpfen haben, finden in unsern Dorfschulen, wie sie jetzt sind, Nahrung, wie die Pflanzen in den Treibhäusern, oder, wenn Sie lieber wollen, wie giftige Schwämme auf den Misthaufen.

Meyer. Ich habe bey meiner Vergleichung der Mistbetter und Treibhäuser mit den Schulen nicht einmal so weit gedacht, als der Herr Lieutenant, und will dieselbe meinerseits auch nicht so weit getrieben wissen. Nehmen Sie sie, gnädiger Herr! auch nur in so weit für richtig an, als Sie sie passend finden.

Junker. Je mehr wir davon reden, desto passender finde ich sie.

Meyer. So viel ist gewiß, daß unsere Schulen wesentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben statt findet und noth thut, in der engsten Uebereinstimmung stehen sollten, daß sie den ganzen Umfang der Kräfte des Kinds im höchsten Einklang mit dem, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben sollten, und

mit diesem allem stehen sie doch ganz gewiß in einem starken Widerspruch.

Der Glülphi nahm jetzt wieder das Wort und sagte: es ist unstreitig, daß ein großer Theil unserer Schulen in einem, den ersten Bedürfnissen des häuslichen Lebens ganz entgegengesetzten Sinn auf unsere Kinder einwirken. Er fuhr mit Heftigkeit fort: die Heterogenität dessen, was in denselben gelernt und die Art, wie es darin gelehrt wird, ist mit dem, was das häusliche Leben bedarf und der Art, wie dieses den Kindern gegeben werden sollte, im eigentlichen Gegensatz des ewigen, unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unsers Geschlechts, vermög dessen jeder Schritt dieser Bildung die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang an Seel und Leib mit Herz, Geist und Hand zu ergreifen geeignet seyn soll. Dieses Ergreifen der Bildungsmittel in dem ganzen Umfang der Kräfte der Kinder, das sich im häuslichen Leben so einfach, so vielseitig und so leicht gibt, mangelt in den gemeinen Schulen, wie sie jetzt sind, so viel als ganz. Es ist aber auch eben so unläugbar, daß alle isolirte, einseitige und oft noch öde Unterrichtsgegenstände, wie sie ohne dieses Eingreifen in die Gesammtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder betrieben werden, gar leicht auf die Untergrabung und Zerstörung der Harmonie der Gesammtheit der menschlichen Kräfte und Anlagen einwirken. Er sagte darüber ferner: aller Unterricht, folglich auch aller Schulunterricht, der nicht Herz, Geist und Hand zugleich ergreift, steht in so weit nicht mit dem bildenden Geist und Wesen des häuslichen Lebens in Uebereinstimmung,

er ſteht im Gegentheil in ſo weit mit demſelben im Widerſpruch. Aller Unterricht und aller Schulunterricht, der den Widerſpruch mit dem bildenden, häuslichen Leben verhüten und im Gegentheil in Uebereinſtimmung mit demſelben gebracht werden ſoll, muß darum auch die Mittel dazu in Uebungen ſuchen, die, indem ſie das Herz, den Geiſt und die Hand des Kinds zugleich ergreifen, geeignet ſeyen, das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können, das der Unterricht bezwecket, gemeinſam zu erzielen und dem Kind durch das Leben ſelber habituel und gleichſam zur andern Natur zu machen. Er fuhr fort: es iſt nur in der Kraft dieſes Lebens ſelber, was in jedem Augenblick unſer ganzes Seyn und den ganzen Umfang unſrer Kräfte ergreift und belebt, und man muß die Mittel zu dieſer Ergreifung und Belebung des Ganzen im Menſchen weſentlich in der Thatſache des menſchlichen Fühlens, Denkens und Handelns und nicht in der Erkenntniß, noch viel weniger in der Traumſucht über das menſchliche Fühlen, Denken und Handeln ſuchen. Alles, was immer einzelne Kräfte gleichſam außer dem Kreis der Wahrheit, die in uns ſelbſt und in unſern Umgebungen liegt, ergreift und feſthält, wirkt in einem, dem reinen Einfluß des menſchlichen Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unſrer Kräfte, entgegengeſetzten Sinn, und alle Schul- und Unterrichtsübungen, die in dieſem Sinn auf die Menſchennatur wirken, ſind weſentlich fehlerhafte Erziehungsmittel, die, indem ſie das, was Gott innig vereinigt, gewaltſam trennen und zur Herzlo-

ſigkeit in Geiſtesübungen, zur Geiſtesloſigkeit in Herzensübungen, ſo wie zur Seelenloſigkeit in den Anſtrengungen der phyſiſchen Kräfte hinführen, und dadurch in ſittlicher, geiſtiger und Kunſthinſicht die thieriſche Abrichtung unſerer Natur einſeitig beleben und dadurch dem innern, heiligen Weſen der wahren, menſchlichen Bildung in allen drey Rückſichten tödtlich entgegen wirken.

Aber wie eine Schule einrichten, die, alſo aus dem häuslichen Leben hervorgehend, auf den ganzen Umfang der Kräfte unſrer Natur bildend einwirken würde? das war jetzt die Frage, die zwiſchen dem Junker, dem Pfarrer und Glülphi, und zwar in der beſondern Rückſicht auf ihre Endzwecke in Bonnal, zur Sprache kommen mußte, und der Junker meynte und ſagte, es ſey kein Menſch in der Welt, der ihnen hiefür beſſer Rath und Wegweiſung geben könne, als der Baumwollen-Meyer. Dieſer aber ſagte darüber ganz ernſthaft zum Junker: ich kenne eine Spinnerfrau in Bonnal, die das ohne alle Vergleichung beſſer kann als ich.

Das iſt nicht möglich, erwiederte der Junker, und der Glülphi: aber dieſe Frau möchten wir doch kennen, von der Sie das ſagen.

Der Meyer nannte ihm jetzt Gertrud, und der Junker erwiederte mit Lebhaftigkeit: ich kenne dieſe Frau, und wenn je die Anbahnung von Endzwecken, die ſo weit führen als die unſrigen, von einem Bauernweib zu erwarten wäre, ſo würde ich an Gertrud denken; aber zu dem, was wir ſuchen und wollen, brauchen wir einen Mann, und einen Mann, wie du biſt, Meyer.

Meyer. Es kommt in Rückſicht auf die Einrichtung einer Schule, wie wir eine wünſchen, auf Erfahrungen und Fertigkeiten an, für welche eine gute Frau, wie Sie, Junker, Gertrud ſelber erkennen, weit mehr Sinn hat, als irgend ein Mann; und ich tauge hiefür gar nichts. Ich bin ein ſchon ziemlich alter, eingefleiſchter Berufsmann, der nun über 20 Jahre vom Morgen bis am Abend faſt nichts in ſeinem Kopf herumſchleppte, als ſein Baumwollenweſen und was mit dieſem zuſammenhängt; Gertrud hingegen hat ſich faſt eben ſo lange mit nichts, als mit der Erziehung ihrer Kinder beſchäftigt, und unter den Umſtänden, in denen ſie ihres Mannes und des Dorfs halber lebte, Erfahrungen gemacht und ſich Fertigkeiten erworben, die ſie dahin gebracht, in der Erziehung ihrer Kinder das Unglaubliche zu leiſten. Ihr Herren, ich verſichere euch, ſie hat ihre Baumwollenſtube für ihre Kinder zu einer Schulſtube gemacht, wie ich noch keine geſehen und mir nicht leicht eine beſſere denken und wünſchen kann; aber Sie müſſen dieſe Stube ſehen und dann werden Sie bald ſelber gewahr werden, ob ſie oder ich beſſer im Stand ſey, zu der Einrichtung einer guten Dorfſchule Rath und Handbietung zu leiſten.

Die Herren erſtaunten auf der einen Seite über dieſe Aeußerung, auf der andern Seite aber ſchien's ihnen doch, es könnte etwa ſeyn, daß er ihnen Gertrud dafür vorſchiebe, weil es ihn zu viel Mühe koſten würde, ſich dieſer Sache näher anzunehmen, und der Junker ſagte lachend zu ihm, er könne ſich vortrefflich aus dem herausziehen, was er vielleicht etwa nicht gern thue. Glülphi

aber ſagte: Meyer, es mag jetzt mit dieſem ſeyn, wie es will; ſo müſſen wir dieſe Stube nothwendig ſehen und wollen morgen ſchon zur Gertrud, ſetzte aber dennoch hinzu, weil ſie noch bey einander ſeyen und ehe ſie zu ihr hingehen, müſſe er ihm mit einiger Beſtimmtheit ſagen, was er für das Weſentliche und Eigenthümliche der Erziehungskunſt dieſer Frauen achte.

Ich kann's durchaus nicht ſagen, erwiederte der Meyer, aber ihre Wirkung ſpringt in die Augen. Ihre Kinder ſind lebendig, froh, heiter, thätig. Was ſie ſagen, iſt verſtändig, überlegt, gradſinnig und liebreich. Was ſie arbeiten, kann man nicht beſſer wünſchen, als ſie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie ſingen mit Jubel. Sie leſen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, Herr Pfarrer, das wißt Ihr ſelber, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen iſt in ſeinem Alter, in ſeiner Lage und in ſeinen Verhältniſſen, was es ſeyn ſoll und ſeyn kann. Das in der Wiege iſt das beſte Wiegenkind, das ich kenne. Das zweyjährige, das vierjährige, das ſiebenjährige, jedes iſt, was es für ſein Alter und für ſeine Lage ſeyn kann und ſeyn ſoll, und zwar in dem Grad, daß mir wenigſtens, wenn ſie meine Kinder wären, ihrenthalben nichts zu wünſchen übrig blieb. Wie ſie jetzt aber das mache und wie ſie dahin komme, dafür müßte ich meinen ganzen Baumwollengewerb mir aus dem Kopf ſchaffen, um auch nur dahin zu kommen, mir ſelber in etwas darüber Rechenſchaft geben zu können, und euch, Ihr Herren! etwas darüber in Tag hinein zu ſchwatzen, wovon ich mir ſelber nicht Rechenſchaft geben kann, das

mag ich so wenig an mich kommen lassen, als ich es an mich kommen ließe, mit einem Kaufmann über einen Handlungsartikel, den ich nicht selber führe und nicht wohl kenne, in den Tag hinein zu schwatzen.

Die Herren sahen, daß er sich nicht weiter in diesen Gegenstand hineinlassen wollte, wiederholten, daß sie morgen Gertrud besuchen wollen und kamen in ihrem Gespräch allmälig wieder auf ihre frühere Unterredung.

Der Lieutenant faßte die Nothwendigkeit, durch Vereinigung der besten Leute im Dorf sich eines entscheidenden Einflusses auf die schlechtern Haushaltungen zu versichern, mit dem Bedürfniß einer bessern Schuleinrichtung zusammen, ins Aug, und sprach dabey den Grundsatz bestimmt und laut aus, das wirkliche Leben der Haushaltungen mache wesentlich den Boden der Erziehung aus, und jeder Schulunterricht, der nicht auf einem diesfalls guten Boden ruhe, tauge für das Ganze der menschlichen Bildung gar nichts und könne nichts dafür taugen; und nachdem er die verschiedenen Abirrungen von der menschlichen Natur vielseitig berührt hatte, sagte der Pfarrer: die Wirkung solcher bodenlosen Unterrichtsübungen in einzelnen Gegenständen bringt mir das Gleichniß des Säemanns im Evangelium zu Sinn, wo der weit größere Theil des Saamens auf die Straße fiel, auf der ihn die Vögel auffraßen, oder unter die Steine, wo er nicht Wurzel fassen konnte, und unter die Dorne, unter deren höhern Wurzelgewalt er ersticken mußte.

Der Lieutenant erwiederte: das Gleichniß paßt vollkommen auf unsere Ansicht. Der weit größere Theil des

ohne Zuſammenhang mit dem häuslichen Leben beſtehenden Schulunterrichts iſt ganz gewiß ſolchem Saamen gleich, der auf dem Weg, unter den Steinen und zwiſchen den Dornen nicht ſo aufwachſen kann.

Die Herren kamen in ihrem Geſpräch wieder dahin, bey dem Meyer und bey ſeiner Schweſter nachzufragen, was für Männer und Weiber im Dorf etwa zu einer ſolchen Vereinigung tauglich wären, durch die man das Dorf allmälig wieder zu einer beſſern Ordnung und zu beſſern Geſinnungen zurücklenken könnte, und das Mareili, das ſonſt ſo gradſinnig iſt und alles, was es denkt, gerade heraus ſagt, meynte jetzt einmal doch, es müßte höflicher ſeyn, als es zu ſeyn gelernt hat und ſagte über dieſen Punkt, wo man eine Oberkeit habe, wie wir jetzt eine haben, da ſey das, was die gemeinen Leute im Dorf nachhelfen können, eben wenig. Aber ſein Bruder war nicht der Meynung. Er ſagte: du mußt das nicht ſagen, Mareili; eben wo die Oberkeit im Land gut iſt, da ſind die braven Leute im Dorf für daſſelbe etwas werth und können darin etwas ausrichten; da, wo die Oberkeit ſchlecht iſt, da iſt es für die braven Leute im Land beſſer, wenn ein jeder ſich, ſo gut er kann, in ſein Schneckenhaus zurückzieht, bey ſich ſelber iſt und für ſich ſelber ſorgt, als daß ſie ſich zu irgend etwas Gutem unter einander vereinigen. Er ſagte ferner, unter ſchlechten Oberkeiten ſeyen beynahe alle Beſtrebungen der braven Leute, ſich für etwas Gutes einzumiſchen, eine Thorheit und eine unnütze und vergebliche Zudringlichkeit. Sie können der Schlechtheit, die in dieſem Fall bey den Vögten und Richtern im Dorf ei-

nen Rücken habe und wesentlich von ihm selber herrühre, auf keine Weise abhelfen und nichts weiter ausrichten, als sich selber bey Leuten verhaßt machen, die ihnen schaden und sehr schaden können.

Der Lieutenant stimmte ganz des Meyers Ansicht bey und sagte: du hast völlig recht, Meyer, wo die Obrigkeit schlecht ist, da muß der brave Mann allerdings zu sehr für sich selber und für seine eigene Haut sorgen, als daß ihm nicht die Lust vergehen sollte, sich um das zu bekümmern, was unter einem Dach vorgeht, das nicht sein ist; aber unter einer guten, edelmüthigen Oberkeit geht auch ganz gewiß jedem braven Mann das Herz für das öffentliche Wohl auf, und ein jeder ist für jede Vereinigung zu irgend etwas Gutem bereit, und ihrer viele stehen dann mit Gut und Blut zu allem Guten, das im Land einzuführen und auszurichten möglich ist.

Dieses Gespräch führte die Herren tief in den frühern Zustand ihres Dorfs hinein und der Meyer sagte in der Lebhaftigkeit seiner Unterredung, zwar mit Schonung, aber bestimmt heraus: unter einer schlechten Oberkeit finden alle Matadoren und Blutsauger in den Dörfern durch ihre Verbindung mit den Schulzen, Weibeln, Agenten, Notarien, Kopisten und wie alle diese Stadt- und Landnotablen heißen, einen Schutz, der so weit langt, daß sie nicht nur bey den läßlichen Sünden der Mißgriffe, die sie sich gegen bloß gemeine Leute erlauben, ohne irgend eine ernste Ahndung durchschlüpfen, sondern auch bey Verbrechen, die wirklich an die Justizstellen gelangen, durchaus nicht auf die gewohnte Weise als Verbrecher gemeiner Leute, son-

dern auf eine Weiſe behandelt werden, darin dergleichen Leute immer hundert und hundert Auswege, um mit heiler Haut durchzuſchlüpfen und ihrer Strafe zu entrinnen, offen finden, die allen gemeinen, nicht ſo notablen Leuten verſchloſſen ſind. Wo denn aber das iſt, da iſt auch die Verantwortlichkeit der Dorfmatadoren und Blutſauger in hundert und hundert Fällen eine bloße Scheinſache, deren äußere Formen oft abſichtlich mehr zu ihrer Sicherheit, wenn ſie fehlen, als zur Aufdeckung deſſen, worin ſie fehlen, geeignet iſt. Wo das aber ſo iſt, ſagte er ferner, ſo wird denn das Schelmenleben der Dorfmatadoren und Blutſauger zu einer Art von privilegirtem Ehrenleben im Dorf, und es bildet ſich denn auch unfehlbar immer ſehr bald daſelbſt eine Ehr- und Anſehensclique, von deren öffentlichen und geheimen Vorzügen die ganze niedere Volksklaſſe im Dorf ausgeſchloſſen und als unwürdig, daran Theil zu nehmen, zwar nicht wörtlich erklärt, aber thätlich behandelt wird; und wenn es einmal in einem Dorf ſo weit gekommen, ſo iſt denn auch den Meiſtern und Vormündern ſolcher Cliquen kein Weg, der zur Erhaltung dieſes Ehrenlebens und ſeiner geheimen und öffentlichen Vorzüge, Vortheile und Emolumente hinführt, weder zu ſchmutzig noch zu gemein.

Der Lieutenant unterbrach ihn und ſagte: wie doch auch die Menſchennatur in höhern und in niedern Verhältniſſen zu Stadt und Land, auf den Rathhäuſern und in den Gemeindshäuſern die nämliche iſt.

Aber der Meyer ſagte lächelnd: ich mag nichts davon hören und nicht daran denken, wie es in den obern Quar-

kleren des großen Welthauſes ausſieht, mir iſt's genug, die niedern Quartiere dieſes Hauſes, in denen ich und die meinigen leben und leben müſſen, immer näher zu kennen — und fuhr dann fort, über die Folgen der Handlungen der Dorfmatadoren in Bonnal, nachdem ſie einmal zum Ehrenleben des Dorfs geworden iſt, gehabt hat, und ſagte: es iſt allerdings dem Geiſt und dem Einfluß dieſer Clique zuzuſchreiben, daß alles Beten, alles Bibelleſen und mit ihm aller Glauben an Recht, Wahrheit und Treue aus unſerer Mitte verſchwunden und man jetzt am Sonntag in allen Häuſern, anſtatt der Bibel und des Betbuchs, die Stadtſatzung, das Landrecht, Polizeyzedul, Signalements und Würfel und Karten auf den Bauerntiſchen herumliegen ſieht.

Aus einem Mund ſagten die Herren: ja, es iſt wahr, es ſteht übel, es ſteht ſehr übel in unſern Dörfern und beſonders in Bonnal.

Der Meyer erwiederte: So übel, daß ich es gerade herausſagen muß, wenn nicht Hoffnung wäre, daß ſich die Umſtände ändern würden, ſo würde ich mit dem, was ich mir erſpart habe, fort und an einen andern Ort hinziehen, wo es diesfalls nicht ſo ſchlimm ſteht — — und wenn's auch nach Amerika wäre.

Nein, nein, ſagten jetzt der Junker und der Glülphi, wir wollen machen, daß du keine Urſache habeſt, von uns wegzuziehen.

Meyer. Gnädiger Herr! Ich bleibe gern, wo ich geboren bin, wenn ich mit gutem Gewiſſen für mich und meine Kinder bleiben kann.

Junker.

Junker. Das iſt brav, Meyer! Du mußt im Land bleiben und wir wollen gewiß machen, daß du mit gutem Gewiſſen für dich und die deinigen darin bleiben kannſt.

Pfarrer. Ja, Meyer, bleib im Land, darin dich Gott geſegnet. Du nährteſt dich redlich darin und kannſt uns, wie ſonſt niemand, dazu helfen, daß unſer Dorf, darin ſich faſt niemand mehr redlich nährt, auch wieder zu dem, ſich redlich zu nähren, das in unſerer Mitte ſo noth thut, allmälig zurückgelenkt werde.

Meyer. Ihr Herren! Es iſt für einen braven Menſchen ein ſüßes Ding, im Vaterland bleiben zu können, aber man kann's einem auch zu ſauer machen, und dann geht man, wenn auch mit noch ſo zerriſſenem Herzen, endlich doch weiters.

Die Herren boten ihm jetzt alle freundlich die Hand und ſagten: Meyer, du biſt jetzt unſer und mußt unſer bleiben.

Er erwiederte eben ſo freundlich: bey euch bleibe ich gern, und glaubet mir ſicher, es iſt mir gewiß ſo lieb als irgend einem Menſchen, daß ich und meine Kinder auf eben den Kirchhof kommen, auf dem unſere Väter und Großväter begraben liegen.

Nach dieſen Worten des Meyers war unter ihnen allen eine Weile eine feyerliche Stille. Keiner von allen redte jetzt ein Wort, aber Wehmuth war ſichtbar auf allen Geſichtern zu leſen, und man kam langſam wieder auf das, was jetzt am nothwendigſten zu thun ſey, zurück. Der Meyer ſagte: was mir am Herzen liegt, iſt das einzige, ſo lange unter den Vorgeſetzten und Dorfmiſtern

eine so niederträchtige Selbstsucht herrscht, haben sie tausend und tausend Mittel in Händen, den Geist der schwachen Leute, denen man aufhelfen sollte, zu verderben, und alles rückgängig zu machen, was man Gutes anbahnen will.

Der Junker erwiederte: ich weiß keine Wege, wie ich diesfalls zum Ziel kommen kann. Die Vorgesetzten stecken mit ihrer Lebensweise einander an, wie räudige Schafe jedes gesunde, das man in ihre Mitte führt, anstecken. Wähle ich heute den ehrlichsten Mann, so ist er morgen wie sie alle.

Der Meyer lächelte. Der Junker sah's und fragte ihn freundlich und auch lächelnd: aber warum lachst du jetzt?

Der Meyer antwortete: ich will es gerade heraus sagen, ich dachte an Ihre letzte Vogtswahl.

Junker. Ja, Meyer, ich habe mich schrecklich an diesem Mann geirrt.

Meyer. Das ist wahr. Es ist kaum möglich, daß ein Mensch für den Vogtsdienst weniger tauge, als er. Auch können Sie versichert seyn, daß im ganzen Dorf nicht zwey Menschen sind, die im Ernst glauben, es gebe je aus ihm ein guter Vogt.

Wüßte ich nur eine Wahlordnung, die mich sicher stellen würde, daß ich nie mehr also fehlen könnte, ich würde sie auf der Stelle einführen, sagte jetzt der Junker, und der gutmüthige Pfarrer äußerte sich: es wäre vielleicht am besten, man ließe das Volk seine Vorgesetzten selbst wählen. Aber der Lieutenant, der die Welt besser kannte, widersprach ihm laut und sagte: alle Volkswahlen öffnen

der Bestechung und mit ihr und durch sie allem Unrecht und aller Gewaltthätigkeit den Weg, und würde bey uns nur dahin führen, daß die Schlauſten, Verfänglichſten oder die Reichſten und Stolzeſten, die wir im Land haben, und niemals die Geradſinnigen, Kraftvollen und Selbſtſuchtloſen, niemals die Stillen im Land zu Vorgeſetzten erwählt würden.

Der Junker ſagte: aber wenn ich mir vom Volk drey oder vier Männer vorſchlagen ließ, und dann einen von dieſen auswählte?

Glülphi widerſprach auch dieſem und ſagte: mit dem iſt nichts gemacht. Das Volk, das dadurch die Vorhand in der Wahl erhält, wird auch auf dieſem Weg dahin gebracht werden, wohin es auf dem erſten, bey freyer Wahl, kommen würde. Sicher würden Ihnen die ſchlauſten, verfänglichſten und ſtolzeſten Männer im Land zur Auswahl vorgelegt werden, die redlichſten, beſten und einſichtsvollſten würden hinwieder bey der Wahl durchfallen, und Sie würden dann bey voller Ueberzeugung, daß die Vorgeſchlagenen nichts taugen, doch keine andere mehr wählen dürfen. Ich wollte faſt lieber, Sie würden dem Volk drey Männer vorſchlagen und es dann einen von dieſen auswählen laſſen. Aber im Grund hat auch dieſer Vorſchlag die nämliche Schwierigkeit, wie der erſte.

Junker. Das iſt richtig; ich kann mich dreyfach irren wie einfach, und verſichert mich, daß keiner meiner Nachfolger ſich in dieſem Vorſchlag von einem Hummel leiten laſſen werde, wie mein Großvater ſich von dem alten Vogt hat leiten laſſen.

Die Herren fanden allerseits die Sache sehr schwierig; der Baumwollen-Meyer aber mischte sich sehr lange nicht mehr in ihr Gespräch. Er wußte, daß der Junker der Vogtstelle halber auch an ihn dachte und wollte diesfalls kein Wort verlieren, hinter welchem man etwa eine Nebenabsicht vermuthen könnte. Es wunderte die Herren, daß er einsmals so still war.

Sie fragten ihn, warum er sich über diesen Gegenstand nicht äußere, wie über jeden andern? Er antwortete: er ist über meinen Kreis. — Doch als sie noch lange kreuz und queer über diesen Gegenstand schwatzten, ohne zu irgend einem Ziel zu kommen und zuletzt den Gegenstand fast als eine unauflösliche Aufgabe ins Aug faßten, konnte er ihr Gespräch nicht mehr stillschweigend anhören und sagte zu ihnen, er halte den Gegenstand gar nicht für so schwierig, als sie ihn dafür anzusehen scheinen. Jetzt baten ihn die Herren einstimmig und dringend, er soll ihnen seine Meynung darüber sagen. Er erwiederte ganz unbefangen: wie ich die Sache ansehe, ist es einfach darum zu thun, eine Wahlordnung zu finden, worin auf der einen Seite jede Bestechung verhütet, auf der andern Seite die nöthigen Einsichten und ein reiner Wille, den würdigsten und zuverlässigsten Mann zu einer Vorgesetztenstelle bey den Wählenden gesichert werde.

Das ist freylich bestimmt die Frage, sagten der Junker, der Pfarrer und Glülphi, und setzten hinzu: aber wie würdest du es dann anstellen, dich dessen zu versichern?

Meyer. Wenn ich ein Junker oder eine Perſon wäre, wie ich es nicht bin, die die Pflicht einer ſolchen Wahl auf ſich hätte, ſo würde ich in jedem ſich hiefür ergebenden Fall zuerſt die Gemeinde, und zwar an einem heiligen Feſte in der Kirche verſammeln und jeder Gemeindsgenoß müßte mir eine Stunde nach dem genoſſenen Abendmahl und nach einem hiefür eingerichteten Gebet und Ermahnung auf drey ihm gegebenen Zeduln ſchriftlich anzeigen, erſtlich, welches die drey Männer ſeyen, die er für die frömmſten, gutmüthigſten im Dorf halte, zweytens hinwieder, welche unter den Reichſten im Dorf die drey ſeyen, auf deren Treue, Redlichkeit und Uneigennützigkeit man Gemeindshalber das größte Vertrauen haben dürfe, drittens die drey Männer, die er unter den brävſten und guten Willens halber zuverläſſigſten für diejenigen achte, die Einſichten-, Kenntniſſen- und Mittelnhalber am geſchickteſten und fähigſten wären, der Gemeind in allen Rückſichten mit Rath und That an die Hand zu gehen; dann würde ich einen jeden Mann, der in einer dieſer drey Rückſichten die Stimme der halben Gemeind in ſich vereinigte, als einen Wahlmann des mangelnden Vorgeſetzten erklären und dieſe Wahlmänner am nächſten Sonntag in der Kirche nach dem Gottesdienſt bey einem geheimen und beſtimmt undurchdringlichen Stimmenmehr nur zwey, höchſtens drey Männer vorſchlagen laſſen, von denen ich dann denjenigen, der nach meiner Anſicht und Ueberzeugung der tüchtigſte iſt, zum Vorgeſetzten erwählen würde.

Der Junker, der Pfarrer und der Glülphi erstaunten sämmtlich über die Wahlordnung, die der Meyer ihnen vorschlug. Der Junker nahm ihn bey der Hand und sagte: Meyer! wie kommst du zu dieser trefflichen Wahlordnung? —

Meyer. Ich weiß nicht, ob sie trefflich oder nicht trefflich ist, aber es dünkt mich, sie sey natürlich und dafür geeignet, das Wesentliche, warum es bey jeder solchen Wahl zu thun seyn muß, zu sichern, nämlich daß darin auf der einen Seite keine Bestechung möglich, auf der andern Seite die nöthigen Einsichten, vorzüglich aber ein reiner Wille, den würdigsten und zuverlässigsten Mann zum Vorgesetzten zu bekommen, sowohl bey denen, die Wahlmänner ernennen, als bey den Wahlmännern selbst allgemein gesichert werde. Wenigstens glaube ich, daß bey einer solchen Vorgesetztenwahl weder der Herrschaftsherr, noch die Bauern gefahren könnten, überlistet und anstatt der besten und brävsten Männer, die Sie zu Vorgesetzten bedürfen, die schlechtesten, die im Land sind, zu erhalten.

Der Junker, der Pfarrer und Glülphi gingen mit einem seltenen Eindruck von Hochachtung von diesem Mann weg und beschlossen, morgen darauf wieder nach Bonnal zu fahren, um Gertrud, von der der Baumwollen-Meyer ihnen gesagt, sie könne ihnen für die Einrichtung einer guten Dorfschule viel besser als er rathen, zu sehen.

§. 11.

Die große Aenderung des guten Lienhards und die neue Noth, in die ihn die Schlechtheit seiner Taglöhner beym Kirchbau gebracht.

Ich will gern wieder zu dieser Frauen zurückkehren, deren häusliche Kraft und Tugend die Reihenfolge der Begegnisse veranlasset, die wir bisher gesehen. Ich habe jetzt so lange nichts mehr von ihr geredt, aber sie steht mir doch immer vor Augen und hat in meinen Augen den größten Werth unter allen den Menschen, von denen ich bisher etwas geredt. Sie geht täglich ihren stillen Gang vorwärts und ihr Haus ist täglich mehr gesegnet. Sie genießt aber jetzt auch die Folgen ihrer Tugend und ihres Muths, mit dem sie in ihrer Noth zu Arner ging und bey ihm Hülf und Rath suchte, in vollem Maaß. Ihr guter, aber ehemals so schwacher Mann, der ihr vorher so vielen Kummer gemacht, ist seitdem ein ganz anderer Mensch geworden. Jedermann glaubte, da er jetzt am Kirchbau Geld verdiene, so werde er augenblicklich wieder in sein altes liederliches Leben hineinfallen. Aber es war nicht so. Er ist alle Morgen der erste an der Arbeit. Noch vor 6 Uhr, eh' er auf den Kirchhof geht, macht er eine Stunde oder zwey vorher im Haus allerhand in Ordnung, das er vorher mit keiner Hand angerührt hatte; er mistet jetzt den Stall, er melkt die Kuh und thut noch viel anders, das er vorher ganz seiner Frau überließ, und ist

auch bey dieſer Arbeit ſo munter und heiter, als er in der Wirthshauszeit bey derſelben oft unwillig und unwirſch war. Er ſingt jetzt wieder, wie er, ſeitdem er das erſtemal mit dem Hummel gerechnet und ihm viel ſchuldig geworden, nicht mehr geſungen. Wenn ſeine Kinder mit der Mutter ihr Morgenlied ſingen, ſo ſingt er meiſtens auch mit und tönt oft ihre Melodie vom Haus weg noch pfeifend fort, bis auf den Kirchhof.

Aber wenn er dahin kam und ihn auch nur die Luft vom Kirchhof anhauchte, oder vielmehr, ſobald er von ferne einen der Lumpen, die ihm daran arbeiteten, ſah oder hörte, verging ihm das Singen auf der Stelle. Er hat daſelbſt neun Geſellen und acht Taglöhner, und mit dieſen letzten, die faſt alle ein liederliches, abgeſchwächtes und anmaßliches Baumwollengeſindel ſind, faſt alle Augenblicke Verdruß; mit den Geſellen weniger. Dieſe ſind landsfremd und wiſſen auch mehr, was allenthalben der Brauch iſt, und was ſelber beym Liederlichſeyn auch noch gehen und nicht gehen mag. Die Taglöhner hatten auch einmal in Verbindung mit vielen andern als Gehülfe der Maurer an einem Bau gearbeitet, aber ſie kannten alle Lienhard von altem her und meynten, da er eben wie ſie und mit und neben ihnen lange ein liederlicher Burſch geweſen, ſo dürfe er eben auch nicht ſtreng mit ihnen ſeyn, er müſſe vielmehr um deswillen ihnen hie und da etwas zu gut halten und durch die Finger ſehen, das freylich nicht ein jeder andrer auch thun würde. Auf dieſes Fundament hin machte es ihnen gar nichts, alle Augenblicke gegen ihn zu fehlen, wie es ihnen nur in den Sinn kam.

Bey vielen ſchien es, als ob ſie es beſtimmt darauf anlegten, daß bey der Arbeit alles viel koſte und recht viel dabey zu Grund gehe. Der Kalk koſtet in Bonnal, weil man ihn wohl 4 Stund übers Gebirg herführen muß, faſt das doppelte, als jenſeit des Gebirgs, und der Maurer hatte dem Kriecher ſchon von Anfang an alle Tage geſagt, er ſoll ihn doch ſparen, weil er ſo theuer ſey.

Aber er konnte lang ſagen, der Kriecher warf ſo viel Kalk in den Sand und arbeitete ihn ſo ſchlecht, daß die Maurer alle Augenblicke ganze Schollen unverarbeiteten Kalk darin fanden und dem Lienert ſelber ſagten: er ſollte den liederlichen Burſch von dieſer Arbeit wegjagen oder ihn doch anhalten, daß er ſeine Arbeit beſſer machen müſſe. Das verſtand aber der gute Lienhard nicht wohl; er ſagte es ihm freylich alle Tage wohl zehnmal, aber es half nichts. Endlich that er ihn und noch einen andern, der eben ſo liederlich war, von dieſer Arbeit weg und an eine andere, bey der er, wie der gute Meiſter glaubte, doch wenigſtens nicht ſo viel verderben konnte, als beym Pflaſtermachen. Dafür brauchten ſie denn hinter ſeinem Rücken ihr Maul, hießen ihn einen Wohldiener, Unglücksſtifter und ägyptiſchen Treiber und dergl., brummten daneben wie alte Bären, die ihr Meiſter eben geprügelt und ſagten unter einander: wenn der Kalk ſein wäre und er ihn zahlen müßte, ſo wäre es ein Unterſchied, aber es gehe ihn ja nichts an, und der Junker würde noch der Junker bleiben, der er ſey, wenn er das Fäßli Kalk, das der Maurer aus ihnen herausſchinden wolle, ſchon minder hätte.

Der gute Lienhard hätte ſie geradezu wegſchicken und nicht an eine andere Arbeit ſchicken ſollen. Sie verderben ihm jetzt aus Rach doppelt ſo viel, als ſie ihm beym Pflaſtermachen verderben konnten, und es iſt, als ob ſie nicht ab dem Kirchhof wegkönnten, ohne daß ſie einen Laden mit den Schuhen ab einander treten, oder ein Stück Holz unnütz gemacht, oder ſonſt etwas dergleichen gethan. Und denn waren dieſe zwey nicht einmal die einzigen, von denen er Verdruß hatte. Der Rütimarx thut zu allem, was er angreifen muß, ſo lahm, daß, wenn er etwas in die Hand nimmt, immer drey oder vier die Hände ſtill halten und den Narren wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit angaffen. Er und der Kriecher ſind aber doch auch die ſchlimmſten und platterdings zu nichts nutz, als etwa einen leeren Korb, einen Nagel oder ein Seil einem andern zu bringen, der dann den Korb füllen, den Nagel einſchlagen und das Seil anbinden kann, wenn er gern will. Dieſe zwey Schwächlinge im Lumpenleben ſperbern auch den ganzen Tag auf ſolcher Gattung Arbeit; dem Lenk aber übergeht auch ſicher allemal die Galle, wenn er dieſe Burſche ſo etwas auf den Müßiggang einrichten ſieht, und es iſt dann auch noch, wie wenn er allemal dazu kommen müſſe, und da er ſelber auch ein ſchlechter Kerl iſt, ſo hat das eine ſehr böſe Wirkung auf ihn. Wenn er darob unwillig wird, ſo arbeitet er denn auch ſelber nicht, wie er es ſonſt thut, im Gegentheil wiegelt er denn noch die andern Arbeiter auf und hat erſt neulich zu ein paar andern geſagt, ſie ſeyen wohl Narren, daß ſie ſich ſo angreifen mögen, die, ſo an Händ' und Füßen wie lahm

und den ganzen Tag herumstehen und den Maulaffen feil haben, bekommen den gleichen Lohn wie sie. Es ist aber auch zum rasend werden, wie weit diese zwey Bursche ihre Unverschämtheit diesfalls treiben; vor kurzem rief ein Maurer dem Kriecher vom Gerüst herunter, ob er keine Schnur (Bindfaden) bey sich habe? Der Kriecher schlüpfte im Augenblick unter dem Pflasterkorb, den er schon auf der Achsel hatte, hervor, suchte in allen Säcken, ob er nicht etwas finden könne, das einem Schnürlein gleich sehe, und das er anstatt des Pflasterkorbs die Stege (Treppe) hinauftragen könne. Er fand auch wirklich etwas dergleichen, nahm es im Augenblick in beyde Hände und trug es also Schritt für Schritt die Treppe hinauf an eben den Ort, wo er den Pflasterkorb hätte hintragen sollen. Der Lienert stund gerade neben ihm zu, da er seinen Korb abstellte und mit dem Schnürli in den Händen die Treppe hinaufging. Ohne ein Wort zu sagen, nahm jetzt der Lienert den Pflasterkorb selber auf die Achsel uud trug ihn ihm auf dem Fuß die Treppe hinauf nach. Wer seines Wegs fortging und nicht dergleichen that, als ob er nur denke, daß jemand hinter ihm herkomme, das war der Kriecher. Er hätte ihn auch sicher bis an Ort und Stelle so hinter ihm hergehen und sich den Korb nachtragen lassen, wenn ihm nicht ein Maurer ab dem Gerüst zugerufen hätte, ob er sich nicht schäme, den Meister so hinter ihm her den Pflasterkorb hinauftragen zu lassen und mit leeren Händen voranzugehen; da kehrte er sich nach einigem Brummen um, und sagte zum Lienert, er habe ihn nicht gesehen und geglaubt, es pres-

ſire mit der Schnur. Er wollte jetzt aber doch dem Meiſter den Korb abnehmen; aber dieſer gab ihn ihm nicht und ſagte: wenn du nicht ein Müßiggänger wäreſt, ſo hätteſt du ihn ſchon unten auf der Achſel behalten und mit ſammt dem Schnürli hinauftragen können. Der Kriecher gab zur Antwort: ich meyne, ich thue meine Sache ſo gut als ein anderer und ſchnurrte von ihm weg.

Auch der Leman ſteht die halbe Zeit herum, zu ſchauen, wo die Vögel herumfliegen, und wenn der Sigriſt, oder der Todtengräber, oder ſonſt ein altes Weib über den Kirchhof geht, ſo hat er allemal etwas ganz Nothwendiges mit jedem zu reden.

Der Marx, der ſtiehlt gar, und es iſt kein Nagel, kein Seil, oder ſonſt nichts bis auf die Speckſchwarten vor ihm ſicher.

Einmal, als er ſein Brod aus ſeinem Schnappſack herausnahm, war es ſchneeweiß. Der Maurer Jacob, der ehrlichſte unter des Lienerten Geſellen, ſtand eben bey ihm zu und ſagte ihm: Marx, Marx, es iſt gar kein gutes Zeichen, wenn einem Maurer das Brod im Sack weiß wird.

Warum? warum? ſagte der Marx.

Jacob. Es mahnt einen ſo ſtark ans Kalkſtehlen.

Marx. Ich hab' einmal keinen geſtohlen.

Jacob. Das Brod iſt dir, denk ich, von den Erdäpfeln ſo weiß worden, die du in deinem Schnappſack haſt.

Marx. Einmal nicht vom Kalkſtehlen.

Der Jacob antwortete nichts mehr. Er warf nur einen verächtlichen Blick auf ihn. Das machte ihm zwar das Herz klopfen; aber er ward doch nicht roth. Er konnte nicht wohl, das, was schwarz und dunkelgelb ist, wird gar schwer roth. Doch sagte er noch: ich hab' gestern Mehl im Sack gehabt und waschte zugleich das weiße Brod im Bach ab, der vor ihnen zu floß.

Du wirst fürchten, sagte jetzt der Jacob, das Mehl brenne dich im Magen, wenn du das Brod nicht abwaschest.

Erbittert, daß der Jacob noch jetzt nicht schweigen wollte, sagte ihm der Marx: ich mag das Brod einmal nicht essen, wie ein Schwein.

Aber der Jacob schwieg auch jetzt noch nicht, sondern erwiederte: du hast gar recht, dergleichen Mehl könnte auch ein Schwein tödten, wenn es ein wenig zu viel davon bekäme, und ging dann weiter.

Solche Leute hatte der Lienert an den Taglöhnern den ganzen Tag über um sich. Doch auch andere. Mit den Gesellen war er meistens zufrieden und von den Taglöhnern machten ihm auch etliche dann und wann Freude.

§. 12.

Vaterfreuden.

Außer dem Michel, den er allenthalben brauchen konnte, war ihm keiner so lieb, als der junge Bärr. Dieser sang

und pfiff immer bey seiner Arbeit, wenn ihm auch der Schweiß tropfenweis von der Stirne lief.

Ihrer viele konnten das nicht an ihm leiden, und der Leut sagte einmal beym Abendbrod ihm ins Gesicht, er könnte mit seinem Singen und Pfeifen wohl warten, bis er auch ein ganzes Hemd hätte. Aber der Bärr pfiff sein Lied fort, schüttelte dabey den Kopf und sagte erst, nachdem er sein Lied ausgepfiffen und noch einen Mundvoll von seinem Abendbrod gegessen, zum Lenk: meynst du etwa, es mache einem die Hemder ganz, wenn man nicht pfeife?

Es sparte keiner wie er den Taglohn und keiner sprang so mit ihm heim, ihn seiner Frau zu bringen und zu zeigen.

Den ersten Samstag war er außer Athem und konnte vor Freuden fast nicht zu Wörten bringen, was er sagen wollte, da er die Hand aufthat und den Thaler, der von Schweiß ganz naß war, seiner Frauen zeigte.

Sie nahm ihn ihm fröhlich aus der Hand und er konnte jetzt wieder frischer athmen und sagte noch: Gäll, Frau! so hundert, dann wäre ich ein braver Mann? — —

Wenn du nur so zehn zu einander bringen kannst, so bin ich mit dir zufrieden, sagte die Frau. — Und er: du mußt auch einmal etwas recht Gutes hoffen.

Dann nahm er ihr den Bub ab, den sie auf dem Schooß hatte und ritt mit ihm auf allen Vieren in der Stube herum.

Der Lienert ritt mit seinem Heirli nicht so auf allen Vieren herum, aber er hatte eben so viele Freude mit

seinen Kindern, insonderheit mit seinem ältesten Knaben. Er zeigte ihm, wenn er am Abend heim kam, allemal etwas von seinem Handwerk. Sie bauten seit etlichen Wochen alle Abend mit einander an dem Thurm zu Babel, wie er in der Kinderbibel der Großmutter sel. abgemahlt ist, aus einem Haufen Leim mit einander in der Stube. Er hat ihnen fast gar nicht gerathen wollen und sie mußten manche halbe Nacht daran probiren, wie breit unten die Treppe seyn müsse, wenn sie so zwanzigmal um den immer schmäler werdenden Thurm herumgehen und oben sich mit ihm ausspitzen müsse — und viel anders mehr. Er lehrte ihn rechnen, was es zu den Sachen braucht, wie viel Kalk und Stein und Sand es zu einem Klafter Mauer erheischt, wenn sie so oder so dick ist. Auch das Bleymaaß, das Richtscheit und das Winkelmaaß lehrte er ihn in der Wohnstube brauchen und zeigte ihm die Vortheile, wie er die Steine beym Mauern zur Hand nehmen müsse, wenn sie dick oder dünn, glatt oder hockerig sind.

Erst vor kurzem kaufte er ihm eine Pflasterkelle und ein Fürfell, ich darf wohl sagen, die Freude eines Königssohns, wenn er das erstemal an einem festlichen Tage eine Krone tragen darf, ist nicht dagegen, wie sich Niklaus freute, da er ein Fürfell und eine Pflasterkelle bekam. Er nahm einen Gang an, die Stube hinauf und hinunter, wie wenn er schon ein Maurergesell wäre, und sprang dann im Fell einsmal über das andere zu Vater und Mutter, nahm sie bey der Hand und beym Rock, sagte alle Augenblicke, er wolle auf der Welt thun und

machen, was sie wollen, wenn sie ihn nur auch bald zum Handwerk aufdingen. Der gute Vater wußte nicht, was er machte, so hatte er daran eine Freude, und er konnte seine Thränen nicht hinterhalten, da er den guten Knaben auf den Schooß nahm und zur Mutter sagte: wenn ich nur noch erlebe, daß er als ein Meister aus der Fremde zurückkommt, der mehr gelernt hat, als ich, und dann auch einer Frauen mehr Freude machen und an seinen Kindern mehr thun kann, als ich zu thun im Stand bin, so will ich gern aus der Welt, wenn's Gottes Wille ist.

Gertrud. Will's Gott lebst du denn noch lange, bis alle unsere Kleinen erzogen sind. Gott Lob können wir jetzt auch schon an ihnen mehr thun, als bisher, und wir wollen doch jeden Heller zusammensparen, damit wir an keinem nichts versäumen müssen, was ihm helfen könnte, sich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen.

Lienhard. Es geht mir ans Herz, was ich diesfalls schon gefehlt habe, und ich will jetzt auch gewiß früh und spät seyn, um wieder gut zu machen, was ich diesfalls gefehlt. Aber du mußt mir jetzt auch glauben und nicht mehr an mir zweifeln.

Gertrud. Lieber! Ich glaub' dir gewiß. Ich seh' es ja, daß du es thust. Du könntest nicht bräver seyn, als du jetzt bist.

Lienhard. Das ist wohl zu viel gesagt. Aber will's Gott will ich immer bräver werden und machen, daß du immer mehr siehst und immer mehr glaubst.

Lienhard und Gertrud hatten beyde Thränen in den Augen. Aber Niklaus, der dem Vater auf dem Schooß

saß

ſaß und das ſah, meynte, ſie ſollten jetzt nicht weinen, ſah beyde eine Weile wehmüthig an und faßte dann mit der einen Hand den Vater und mit der andern die Mutter um den Hals und Thränen fielen auch auf ſeine Wangen, da er zu ihnen ſagte: warum weinet ihr jetzt doch auch? Sie antworteten ihm: ſie weinen aus Freude und hoffen, er werde ein braver Maurermeiſter werden.

Niklaus. Das will ich auch, aber ihr müßt dafür nicht weinen.

Sie wollten jetzt gerne aufhören, aber konnten nicht. Sie drückten ihn beyde an ihr Herz, weinten fort und auch er war von ihrer Wehmuth ergriffen und lange nicht mehr ſo fröhlich, als er war, ehe er ſie weinen ſah. Er nahm ſelber die Pflaſterkelle eine Weile nicht mehr vom Boden auf.

§. 13.

Folgen der Erziehung oder vielmehr der Nicht-Erziehung.

So innig lebten jetzt Lienhard und Gertrud im Kreis ihrer Kinder bey einander. Er war aber den Tag über wenig bey Haus; er mangelte keine Stunde an der Arbeit beym Kirchbau. Am Abend, wenn er heimkam, traf er meiſtens des Rudis Kinder auch in ſeiner Stube an. Es iſt unglaublich, mit was für Geduld und Liebe Ger-

trud ſich dieſer Kinder annimmt. Sie ſind an gar keine Ordnung und an keine anhaltende Anſtrengung gewöhnt und haben ihre Augen, anſtatt auf der Arbeit, immer in den Lüften, und ſo wird das Garn bald zu dick, bald zu dünn und nie recht, und wenn ſie es ſo verderbt, zerrten ſie noch ganze Hände voll davon ab, warfen es fort zum Fenſter hinaus, oder im Heimweg in Bach und hinter die Häge. Aber Gertrud, die ihnen alle Tage ihre Arbeit wiegt, fand den Fehler gar bald und fragte die Kinder: wie das komme? Sie wollten läugnen; aber der Gertrud Heirli ſagte dem Liſeli: du mußt jetzt nicht läugnen, ich hab' es ja geſehen, wie du aufgeſtanden und es zum Fenſter hinaus gethan haſt. Weißt, ich hab' dir ja geſagt, die Mutter merke es, aber du haſt mir's nicht geglaubt.

Dieſes Liſeli war das älteſte und in der Liederlichkeit ſo verhärtet, daß es ſich im Anfang gar nicht in die Ordnung der Gertrud finden konnte. Es war ihm faſt gar nicht möglich, vom frühen Morgen bis an den ſpäten Abend ganz anders zu ſeyn, als es ſich deſſen ſeiner Lebtag gewohnt war, und fiel auch zu Zeiten in eine ſo böſe Laune, daß ihm oft die ſchlechteſten Worte entfielen, z. E. ſie müſſen ſich ja faſt zu Tod ſpinnen; es wollte gern, ſie hätten es nur, wie da ſie noch arm waren, und jetzt ſeyen ſie doch reich; ſie haben doch auch können ruhig ausſchlafen und nicht alle Tage ſo müſſen angeſpannt ſeyn, wie arme Hunde.

Sie ſagten im Anfang alle, das Spinnen ſey gar ſchwer; aber des Maurers Heirli lachte ſie aus und ſagte

ihnen: es sey nicht schwer, es sey so leicht, daß man es blind könne. Und als die Mutter aus der Küche in den Garten ging, stand er im Augenblick auf und sagte dem nächsten Kind, das bey ihm saß: verbind mir jetzt nur die Augen. — Dann saß er mit verbundenen Augen an sein Rad, nahm seinen Baumwollenflocken in die Hand und spann fort, wie wenn er die Augen frey hätte.

Das hätte ich doch nicht geglaubt; nein, ich hätte nicht geglaubt, daß das möglich wäre, sagten die Kinder des Rudis alle dazu.

Oh, wenn man etwas nicht blind kann, so kann man's gar nicht, sagte der Heirli.

Das ist jetzt auch nicht, sagten die ältern Kinder der Gertrud, man kann nicht alles auch blind machen, was man sehend kann.

Was weiß ich, sagte der Heirli, ich kann einmal blind spinnen, wie sehend.

Aber können wir's auch so lernen? sagten des Rudis Kinder.

Der Heirli antwortete: wenn ihr darauf sperbert, wie gestern, da ihr Sommervögel fangen wolltet, so lernt ihr's gewiß wie ich.

Ja, Sommervögel fangen ist etwas anders, sagten des Rudis Kinder.

Warum? sagte der Heirli.

Die Kinder antworteten: man muß sitzen zum Spinnen.

Ja, das ist wahr, sagte der Heirli, man muß zuerst lernen sitzen, ehe man kann lernen spinnen.

Als Gertrud in die Stube kam, erzählten ſie ihr ihr Geſpräch über das Blindſeyn im Spinnen.

Lernt ihr jetzt nur zuerſt ſehend ſpinnen, ſagte ſie, unterſuchte dann einem jeden ſein Garn, verglich es mit dem geſtrigen, war damit zufrieden, und alle Kinder des Rudis, das Liſeli ausgenommen, waren ſchon freudig und fröhlich und gewöhnten ſich ſchon ſehr an die Ordnung der Gertrud; dieſe gab ihnen dafür heute den Feyerabend eine Viertelſtunde früher.

§. 14.

Eine Art von Wiedergeburt in der irdiſchen Hülle.

Gertrud thut an dem guten Rudi nicht weniger als an ſeinen Kindern. Es vergeht kein Tag, daß ſie nicht in ſein Haus geht und ſich eine Weile darin aufhaltet, und wo ſie immer im Stall, im Tenn oder ſonſt etwas nicht in der Ordnung findet, ſo muß es ihr in der Ordnung ſeyn, ehe ſie wieder zum Haus hinausgeht, und wenn denn der gute Rudi ſie alſo ſieht viel thun, was er wohl fühlt, daß er hätte thun ſollen, ſo ſchämt er ſich allemal und wird ſo eifrig, daß er immer vor 9 Uhr, um welche Zeit Gertrud mehrentheils ihm ins Haus kommt, in allen Ecken herumläuft und Sorge trägt, daß ſie nichts in Unordnung finde. Er waſcht ſich alle Tage, er ſtrehit

ſich beſſer, er läßt ſich den Bart öfter abnehmen und kleidet ſich reinlicher, daß er wirklich um einige Jahre jünger ausſieht, als vor etlichen Wochen. Er hat ſeine Stube, die ein ſchwarzes Rauchloch war, ganz geweißget, und die Fenſter, die den Koth von vielen Jahren auf ſich trugen, beym Brunnen ſelber gewaſchen, und am letzten Markt hat er ſogar den Heiland am Kreuz, die Mutter Gottes mit dem Kindlein Jeſu, den Nepomuk, den Kaiſer Joſeph II. und den König in Preußen und einen weißen und einen ſchwarzen Huſaren gekauft, ſeine Stube zu verſchönern. Das freute die Gertrud ſehr und ſie ſagte den Kindern: rührt mir die Heiligen nicht an, daß ſie nicht ſchwarz werden, ſonſt ſtrafe ich euch. Das gefiel den kleinen Jungen nicht. Sie hatten ihre Finger gern auf den ſchönen Farben und der Rudeli ſagte zu ihr: du kannſt doch niemand verbieten, ſie ſchwarz zu machen.

Wem kann ſie's nicht verbieten? ſagte der Vater.

Den Fliegen, Vater. Du weißt wohl, ſetzte er hinzu, die Fliegen haben der Mutter ſelig ihr großes Kreuz und ihre Himmelsleiter ſo ſchwarz gemacht, daß man kein Wort mehr darauf hat leſen können.

§. 15.

Weiberkünſte gegen ein Weib.

Aber wenn ſie ſo alle Tage in des Rudis Haus mußte und mit ihm und mit den Kindern Mühe hatte, dachte

ſie doch oft bey ſich ſelber: ſo kann's in die Länge nicht gehen, dieſer Mann muß wieder eine Frau haben, und ſann hin und her, wer ſich doch am beſten für ihn ſchicken würde. Gar oft kam ihr vor, niemand wäre für ihn beſſer, als des Untervogt Meyers Schweſter. — Und als ſie einmal ſo in ſeiner neuen Stube zum Fenſter hinaus ſah, kam dieſe eben die Gaſſe hinunter gegen das Haus; da that Gertrud ſchnell das Fenſter auf und rief ihr über die Gaſſe einen guten Tag zu.

Dieſe erwiederte ihr ihn freundlich und ſetzte hinzu: biſt du da daheim?

Gertrud antwortete: für jetzt einmal wohl, aber nur, bis jemand beſſer an meine Statt kommt.

Es wird nicht ſo bald jemand beſſer daran kommen, ſagte die Meyerin.

Und die Gertrud: Es weißts einer nicht. Aber willſt du nicht auch kommen, zu ſehen, wie jetzt eine Ordnung in des Rudis Haus iſt?

In einem Sprung war die Meyerin die Treppe hinauf und in der Stube, that Maul und Augen auf, da ſie eine weiße Wand und eine ganz neue Ordnung darin antraf.

Sie ging von einem Helgen zum andern, ſchaute in allen Ecken alles aus und ſagte einmal über das andere: das iſt auch anders worden — und Gertrud führte ſie dann aus der Stube in den Stall zu der ſchönen Kuh, die Arner dem Rudi geſchenkt. Als die Meyerin ſie ſah, ſagte ſie: eine ſchönere hab' ich in meinem Leben nicht geſehen — und ſtund der Kuh bald auf die, bald auf dieſe

Seite, tätschelte sie, strich sie über'n Rücken, Kopf und Hals und sagte: es muß doch eine Lust seyn, so eine zu melken.

Möchtest du so eine melken? sagte die Gertrud.

Ja, das möcht' ich, erwiederte die Meyerin.

Und Gertrud: du hast doch auch zwo recht schöne zu Haus — aber konnte das Lachen, das sie anwandelte, kaum hinterhalten, da sie das sagte.

Die Meyerin merkte es nicht und sagte ganz unschuldig: sie sind nichts gegen diese.

Gertrud erwiederte: es ist wahr, es ist weit und breit keine solche im Land — und rühmte dann das Thier, wie sie so viel Milch gebe und wie gut diese sey, wie viel sie Nidle (Rahm) und Anken (Butter) gebe, dann auch, wie treu sie sey und wie freundlich, und wie ein jedes Kind mit ihr machen könne, was es wolle.

Die Meyerin hörte ihr zu, wie in einer Predigt, sagte dann: man sieht ihr wohl an, daß sie ein gutes Thier ist, und erzählte der Gertrud, wie sie daheim auch eine haben, die so gut sey, und wie die vorige Woche ihres Bruders Kind mehr als eine Viertelstund unter ihr auf dem Boden gelegen, ohne daß es jemand gewußt, und wie die Kuh ihm geschont; ich glaube, setzte sie noch hinzu, wenn es ihr Kalb gewesen wäre, sie hätte ihm nicht mehr Sorg tragen können, und da Gertrud jetzt das Futterfaß nahm und der Kuh Gleck daraus gab, nahm es ihr die Meyerin aus der Hand und ließ sie eine Handvoll nach der andern aus der ihrigen fressen, und da sie jetzt das Futterfaß

abstellte und von ihr fortging, that sie noch so freundlich mit ihr, als sie immer konnte.

Von da mußte die Meyerin mit ihr in die schöne, große Matte, die der Rudi jetzt wieder bekommen. Sie führte sie vom Haus weg durch die große Reihe von Obstbäumen, die fast alle voller Früchte waren und die Meyerin sagte einmal über das andere: es ist keine Matte so schön im ganzen Dorf, und es ist doch schade, daß wir das Gras darinn so vertreten.

Das macht jetzt nichts, erwiederte ihr Gertrud, und ging immer mehr mit ihr durch das dickste Gras an die Stellen, wo sie am schönsten war. Auf dem allerschönsten Platz, der darin ist, sagte sie dann: nicht wahr, es ist doch dem guten Mann jetzt sehr wieder aufgegangen?

Ja, es muß ihm jetzt doch wohl seyn, nach allem, was er gehabt hat, sagte die Meyerin, und fragte dann selber: wo die Kinder seyen?

Ich will dir sie zeigen, sagte Gertrud, auch sie sind etwas anders worden, als sie vorher waren.

Aber der Vater, ist er auch anders worden? erwiederte die Meyerin.

Gertrud. Das glaub' ich, du würdest ihn nicht mehr kennen, so hat er sein Haar, seinen Bart und seine Kleider in der Ordnung.

Es wird gut seyn, wenn er einmal wieder heirathen will, sagte die Meyerin noch immer, ohne daß sie im geringsten an das dachte, was Gertrud im Schild führte, und diese konnte es bald nicht begreifen, daß die Meyerin das so lang nicht merke und ihr das Lächeln nicht ansehe,

das sie bey einem jeden solchen Wort anwandelte und antwortete ihr: er merkts, denk' ich, auch selber, da er sich so viel Mühe dafür gibt. Mit dem führte sie jetzt die Meyerin aus der schönen Matte des Rudis wieder in seine Stube, wo jetzt eben des Rudis Kinder wieder heimgekommen. Sie nahm zuerst den kleinen Rudeli bey der Hand, stellte ihn vor sich zu, streichelte ihm seine gelben Locken, die über die breite, weiße Stirne herunterhingen, zurück; seine Locken rollten sich von selbst über ihre Hand, die hohe weiße Stirne ist bloß, der Bub liegt zurück in ihren Arm und thut sein blaues, großes Aug weit auf gegen die Meyerin, die vor ihm steht.

Das Nännli (Nanette) ist schwächlich, aber ein Blitzaug tief im kleinen, runden Kopf und ein Haar, fein wie Seide, schwarz wie sein Auge und glatt wie seine Haut, machte die Meyerin selbst sagen: das wird ein Engel.

Vom Liseli (Lisette) sagte Gertrud: das wird will's Gott auch brav, und die Meyerin: es macht kein so frohes Gesicht, als die andern.

Das Kind schlug seine Augen nieder, da die Meyerin das sagte und Gertrud ihm im gleichen Augenblick einen Blick zuwarf, von dem es wohl verstand, sie wolle es auf das Wort der Meyerin aufmerksam machen. Dieser aber antwortete sie: oh, es kann auch lustig und sogar muthwillig seyn.

Die Kinder saßen schon alle an den neuen Baumwollenrädern, die Gertrud ihnen machen ließ, und das Liseli trieb, seitdem die Meyerin in der Stube war, sein Rad so flei-

ßig, als es das noch nie gethan. Gertrud, die das sah, sagte ihm im Vorbeygehen: Augendienst.

Der Rudeli saß mit seinem Rad hinter dem Ofen, da sie ihm rief, er solle hervorkommen und ihnen sein Garn bringen.

Seht mir jetzt den Buben, wie er vor Eifer das Maul zusammenbeißt, sein Garn in beyden Händen vor sich her trägt und den zwey Weibern keck in die Augen sieht und denn noch sagt, er lerne erst seit ein paar Wochen spinnen, — und da sie ihm jetzt sein Garn rühmten, jauchzte der Bub, sprang von ihnen weg und lachte, so viel er vermochte, zum Fenster hinaus.

Das ist ein wilder, sagte jetzt die Meyerin.

Nicht so gar, erwiedert Gertrud und ruft dem Buben: Er kommt im Augenblick wieder und sie nimmt ihn jetzt beym Arm und sagt ihm: steh mir da still, du weißt, es gibt Staub in der Stube, wenn man so darin herumspringt.

Ich hab' es vergessen, aber du hast mir's auch schon gesagt, sagt jetzt der Bub und steht still an ihrer Hand, wie ein Schaf.

Dann ging sie noch in die Nebenkammer, brachte des Rudis kleines Bübli auf ihrem Arm heraus und gab es der Meyerin.

Sie holt es alle Tage, wenn's schön Wetter ist und die andern zu ihr kommen und spinnen, legts, wenn's schlafen will, mit ihrem Gritheli in die Nebenkammer in die gleiche Wiege.

Jetzt, war es eben erwacht und hatte die ganze volle Farbe des gesunden Säugekinds, das eben aus dem Schlaf kommt. Es schüttelte sich, rankete sich auf der Meyerin Arm und rieb sich die Augen, da es noch nicht vollends erwacht war. Sie herzte es, war gar freundlich mit ihm, und machte ihm mit ihrem Finger so herauf und herunter, daß es tönte. Jetzt wurde es auch zutraulich, langte mit seinem Händchen gegen ihren Mund, wollte ihr auch so machen, daß es töne, da schnappte sie ihm das Händchen in den Mund und hielt es mit den Lippen fest; das dünkte das Kind lustig und es wandte lachend alle Kräfte an, das im Mund der Meyerin so freundlich gefangene Händchen wieder aus demselben herauszuziehen, und schüttelte sich dann vor Lachen, als es ihm nach vieler Mühe gelang.

Jetzt mitten in der Freude über dieses Kind sagte die Gertrud: wenn das arme Närrchen doch auch nur wieder eine Mutter hätte.

Aber wie ein Blitz spürte die Meyerin, daß Gertrud nicht in vollends zweckloser Unschuld ihr so alles in diesem Haus zeige und alles darin rühme, und schämte sich, daß sie das nicht früher gemerkt und sagte dann doch zu sich selber: der Sinn wäre mir doch eher an den Tod gekommen, als daß der Hübelrudi an mich dachte. Die Meyerin und die Gertrud sahen auch einen Augenblick einander an, daß beide wohl merkten, sie verstehen einander, und die Meyerin wollte jetzt des Rudis Kleinen der Gertrud wieder auf den Arm geben.

Diese aber sagte: was ist jetzt das?

Und die Meyerin: ich muß einmal wieder heimgehen, es dünkt mich, ich sey lange genug hier gewesen.

Gertrud aber nahm sie freundlich bey der Hand und sagte: aber findest du nicht auch, diese guten Kinder haben wieder eine Mutter nöthig?

Die Meyerin erwiederte: wer sagt nein?

Gertrud. Es sind gewiß im ganzen Dorf keine, die, wie diese, so sehr wieder eine nöthig hätten.

Meyerin. Das ist einmal doch jetzt nicht so.

Gertrud. Wie meynst du das?

Meyerin. Ich meyne es, wie ich es sage. Es sind vielleicht im ganzen Dorf keine, die eine Mutter weniger nöthig haben, als diese.

Gertrud ahnete nicht, was sie meynte und sagte: du solltest darüber nicht scherzen.

Meyerin. Ich scherze gewiß nicht. Es ist mir ganz ernst. Du gehst ihnen für sieben Mütter. — Mit dem Wort wandte sie sich an die Kinder und sagte zu ihnen: nicht wahr, ihr wolltet diese Frau lieber, als eine neue Mutter?

Das glaub' ich, das glaub' ich, riefen die Kinder aus einem Mund, lieber als hundert neue Mütter.

Gertrud. Das ist doch dumm, wie du mir's machst.

Meyerin. Es ist mir, du habest es mir nur zu gescheid machen wollen.

Gertrud. Aber wie das?

Meyerin. Das wäre auch, wenn du's nicht wüßtest.

Gertrud. Zuletzt meyne ich, wie's der Rudi jetzt hat, dürfe er sich um eine Frau anmelden, wo er wolle.

Meyerin (lächelnd). Das wird ihm sicher auch niemand wehren.

Gertrud. Du sagst das so spöttisch.

Meyerin. Willst du, daß ich dir sage, warum?

Gertrud. Ja freylich.

Meyerin. Es macht mich etwas lächeln, daß du so partheyisch sein Fürsprech bist.

Gertrud. Worinn?

Meyerin. Es scheint mir, du meynst, es werde eine jede beyde Hände darnach ausstrecken, bey sieben Kindern Stiefmutter zu werden.

Gertrud. Ich möchte ihnen eine Mutter und nicht eine Stiefmutter suchen.

Meyerin. Es könnte seyn, daß sich manche eben noch zu diesem Schritt besinnen würde; sieben Kinder sind immer sieben Kinder. Du glaubst selber nicht, daß nicht eine jede sich darüber sehr bedenken würde.

Gertrud. Mir einmal würde das nichts machen.

Meyerin. Es weißts eine doch nicht.

Gertrud. Wenigstens die meisten sind gute Kinder.

Meyerin. Dawider habe ich nichts.

Gertrud. Und er ist wie die liebe Stund.

Meyerin. Ich dachte wohl, du bringest das auch noch.

Gertrud. Es ist einmal wahr.

Meyerin. Und dann ist er auch noch gar jung.

Gertrud. Das hab' ich jetzt doch nicht gesagt.

Meyerin. Es nimmt mich eben Wunder.

Gertrud. Aber er ſcheint doch gewiß jünger.

Meyerin. Als vor ſechs Wochen.

Gertrud. Dünkt es dich denn nicht?

Meyerin. Ich will jetzt heim.

Gertrud. Wart nur auch noch einen Augenblick.

Meyerin. Nicht einen halben.

Gertrud. Ich bitte.

Meyerin. Nein, ich muß gehen.

Gertrud. So unfreundlich laſſe ich dich einmal nicht von dieſen Kindern weg, du mußt ihnen doch auch noch b'hüte Gott ſagen.

Meyerin. Nun, das kann ich ja wohl. B'hüte Gott, ihr Kinder! — und dann lachend zur Gertrud: haſt jetzt gehört, ich habe b'hüte Gott zu ihnen geſagt.

Gertrud. Und wenn du denn wieder kommſt, ſo ſagſt du: Gott grüß euch!

Ja, ſobald ich denn wieder komme, ſagte die Meyerin, that die Thüre auf und ging fort. Aber ſie war feuerroth, ſah noch unter der Thüre gegen die Seite der Stube, wo des Rudis Kinder ſaßen, und ging einen ganz andern Schritt die Treppe hinunter und über die Gaſſe, als der iſt, in dem ſie ſonſt fortgeht und herkommt.

Gertrud ſah ihr vom Fenſter nach und fand an dieſem Schritt und an allem, der erſte Wurf für den Rudi ſey nicht übel ausgefallen.

§. 16.

Ein Großmuttergemälde.

Als der Junker am Sonntag heim kam, war es schon Nacht. Thereſe hatte mit Ungeduld auf ihn gewartet und das Nachteſſen ſtand ſchon lange auf dem Tiſch. Arner ſagte: ich habe etwas Gutes zum Nachtiſch und gab ihr des Mareilis Bauernküchli mit den Worten: das iſt ein Kram, den dir eine brave Tochter von Bonnal ſchickt, erzählte dann vieles von ihr und ihrem Bruder. Alle fanden die Küchli ſehr gut und ſie wurden bis auf das letzte aufgegeſſen, ehe ſie vom Tiſch aufſtanden, und Thereſe ſagte zu Arner: du gehſt morgen wieder nach Bonnal und mußt mir dem guten Mareili für ſeine Küchli ein Gegengeſchenk bringen, und übergab ihm dafür einige Ellen ſehr feine Leinwand. Der Junker aber blieb bis nach Mitternacht mit Glülphi am Tiſch und unterhielt ſich anhaltend mit ihm über den vielſeitigen und wichtigen Inhalt der Unterredung, die ſie dieſen Nachmittag mit dem Baumwollen-Meyer in Bonnal gehabt haben. Dann am Morgen verreiſten ſie frühe nach Bonnal, ſtiegen beym Pfarrer ab, und ſobald ſie ankamen, ſandte er ſeinen Klaus zum Mareili, mit einem Gruß von ſeiner Frauen.

Aber da das Mareili das Papier aufthat, und die ſchöne Leinwand ſah, die ihm die Junkerin ſandte, ſagte es wohl dreymal zum Klaus: biſt du auch nicht verirrt? und iſt's doch auch wahr, daß die Junkerin mir das ſchickt? —

Der Klaus mußte lachen und ſagte eben ſo manchmal, er ſey gewiß nicht verirrt, der Junker und ſeine Frau haben es ihm beyde befohlen. Es aber ſtellte dem Klaus vor, was es im Haus habe, Bräuts und Wein und Käs, und bat ihn, wenn er etwa noch nüchtern ſey und etwas anders wolle, ſo ſolle er es doch ſagen. Dann lief es mit ſeinem ſchönen Geſchenk die Treppe hinauf, zu ſeinem Bruder, der noch im Bett war, und zu einem Kind nach dem andern, und zeigte ihnen, was es heute am Morgen ſchon von der Junkerin für einen Kram bekommen.

Es kam aber bald wieder herunter und ſuchte dem Klaus vom feinſten Garn, das es im Haus hatte, aus, zu einem Paar Kappen, legte ihm wohl das halbe gute türkiſch rothes und dunkelblaues dazu, daß ſie ſo ſchön werden können, als man dergleichen im Land habe, und er mußte das annehmen, ſo ſehr er ſich ſträubte und ſagte, er dürfe es nicht, das Marili ließ ihn nicht zum Haus hinaus, bis er das Garn im Sack hatte. Dem Junker aber hieß es ihn nicht danken, es lief mit ihm ins Pfarrhaus und that es ſelber.

Der Junker ſagte ihm mit Lachen, wenn es ihn ſo freue, ſo ſolle es einmal ins Schloß kommen und ſeiner Frauen ſelber danken.

Wie wollte ich auch das dürfen? ſagte das Marili, und der Junker: warum ſollteſt du das nicht dürfen?

Darauf ſagte es wieder: es iſt jetzt über 30 Jahr, ſeitdem ich niemals mehr in Ihrem Schloß geweſen, da einmal Ihre Großmutter — nein — Ihres Großvaters Mutter hat noch gelebt, aber ſie iſt da juſt im Sommer darauf

geſtor-

gestorben — da bin ich einmal darin gewesen, und fing dann an zu erzählen:

Es war um die Weihnacht herum; und ich hab' für Gottes Namen gebettelt und bin vor Kälte fast erstarrt, ehe mich jemand gesehen, da ist die steinalte Frau, die mich am Fenster muß geachtet haben, die beyden Treppen vor dem Schloß zu mir hinunter gekommen, und, Junker! wenn sie schon meine Mutter gewesen wäre; sie hätte nicht besser mit mir seyn können. Sie hat mich im Augenblick an der Hand in eine warme Stube geführt, die unten im Hof war. Aber man sagt, es sey jetzt alles anders. Sie ließ mir eine Milchsuppe kochen und Brod geben, so viel ich mochte. Ich konnte vor Frieren im Anfang gar nicht essen und wärmte mich zuerst am Ofen und weinte. Da ist sie zu mir gestanden und hat Stück für Stück alle Fetzen (Kleider), die ich angehabt, in die Hände genommen, und es ist mir, ich sehe sie noch jetzt vor mir zu den Kopf schütteln und ein paarmal seufzen, da ich auch gar nichts Ganzes und nichts Warmes an mir hatte. Sie ist da fortgegangen und eine Viertelstunde darauf mit einem ganzen Bündel Kleider wieder heruntergekommen und hat sie mir selber vom Kopf bis zu den Füßen anlegen helfen, und Schuhe gegeben, und beyde Säcke im Rock sind dann noch voll gedörrter Birnen und Zwetschgen gewesen.

Jetzt einsmal sah das Mareili den Junker an, wie wenn es ihn durchsehen wollte und sagte dann: Herr Jesus! Sie sehen ihr auch gleich; es ist mir, sie stehe jetzt wieder vor mir.

Das ist meine Frau Mutter, sie habe Sie in den Himmel gebeten, da sie das unterscheiden die Treue immer kann, einmal hat sie einen Thränen, gegen Karl. Sie ihr nahe am Herz gedrückt sein muß, so viel gelten und hat die ganze Zeit da sie noch angekleidet, hat nur mit ihm gesprochen, und ich meyne, ich wollte mag sagen können, was sie zu ihm gesagt.

Der Jammer konnte es nicht mehr anhalten. Er mußte hinaus gehen und seinen Thränen den Lauf lassen. Es war sein erstes Denken und er mußte sich noch allen Umständen zu erinnern, wie ihn die liebe Thränen in den Armen Sinke neben das Kind auf den Scheidbett hingesetzt und wiederum dem sie es aufnehmen, zu dem gesagt hat: Lieber Karl! ich bin nicht mehr lange bey dir, aber denk an das, du Jesum werden Thränen und man macht sich nichts mehr daraus, als der Menschen, die einem zugehören, verjagen oder verderben. Ein Gewissen, Karl, machen, daß du mit Ruhe als werden und nicht so traurig mit die ins Grab nehmen müssen. Weder den Anfängen und mache, daß dein Liebling der kein Kind und deinen Herzen so nur die Augen kommen, wie das. —

Man sagt so viel, was es brauche, Kind und Frau zu regieren; ich möchte jetzt sagen, es brauche so eine Großmutter und ein Herz, das dreißig Jahre so an ein Großmutterwort sinnet, ohne es zu vergessen, dazu. Einmal wer das hat, kann viel, das man jetzt zum Regieren nöthig zu haben glaubt, entbehren.

Der Werth der Menschen war in dieser Stunde groß in Arners Augen. Er verließ das Mantli mit Thränen,

in den Augen und ging jetzt mit dem Pfarrer und Glülphi zur Gertrud.

§. 17.

Eine Maurersfrau, deren Herz sie so richtig und so weit führt, als den Baumwollen-Meyer sein Kopf.

Es war indessen noch frühe, als sie zur Gertrud kamen. Diese war eben mit ihrer gewohnten Hausordnung beschäftigt und ahnete gar nicht, daß jemand Fremder, will geschweigen so drey Herren, zu ihr in ihre Stube komme. Sie war auch im Anfang bey ihrem Eintreten etwas betroffen; denn ihre Stube war noch nicht in der Ordnung, wie sie es auch nur eine Stunde später gewesen wäre. Da sie kaum ihre Morgensuppe gegessen, so lagen ihre Blatten und Löffel noch auf dem ungereinigten Tisch; aber die Herren waren ganz freundlich und sagten: das ist eine rechte Ordnung; man kann die Blatten und Löffel ja nicht vom Tisch wegnehmen, bis man gegessen hat. Dann halfen alle Kinder der Gertrud Blatten und Löffel vom Tisch wegnehmen und ihn reinigen. Sobald sie das aber gethan hatten, setzte sich ein jedes von ihnen ohne Säumniß an seinen Arbeitsplatz und die Herren baten Gertrud noch einmal, sie solle doch ihrer nicht achten und völlig in ihrer Ordnung fortfahren, wie wenn sie

nicht da wären. Es war auch bald alles in der Ordnung. Die Kinder ſetzten ſich ſämmtlich an ihre Arbeit und die Herren nahmen alle drey bey einem Ecken, in dem ein Tiſchgen ſtand, mit einander Platz, redten weiter kein Wort, nur nahm der Lieutenant den Schreibzeug, den er beſtändig bey ſich führt, hervor, zeichnete zu Zeiten etwas auf, ohne ein Wort dazu zu reden. Gertrud that nach der erſten halben Stunde, in der ſie ſich etwas verlegen fühlte, völlig, wie wenn kein fremder Menſch in der Stube wäre. Nachdem die Kinder ſich alle an ihre Arbeit ſetzten, ſangen ſie ihre gewohnten Morgenlieder. Eins davon lautet:

Wir ſtehen am Morgen früh auf,
Wir beten früh morgen zu Gott,
Wir leſen früh morgen ſein Wort;
Wir glauben, wir glauben ſein Wort.
Es ſegnet und ſtärket uns alle,
Es heiligt uns alle ſein Wort.

Dann nahm Gertrud ihre Bibel, las ihnen ein Capitel darin vor, und die Kinder mußten es ihr während ihrer Arbeit von Wort zu Wort nachſprechen und die lehrreichſten und rührendſten Stellen davon ſo lange wiederholen, bis ſie ſelbige auswendig konnten. Aber Gertrud erklärte ſie ihnen nicht. Sie glaubte das Leſen der Bibel und das Auswendiglernen ihrer erbaulichſten Stellen gar nicht geeignet, als Verſtandes- oder Sprachübung für ihre Kinder zu dienen, ſondern als eine Handlung der innern Erhebung ihres Herzens durch Vorſtellungen von Gegenſtänden, die ſie glauben und über die ſie nicht grübeln ſollen.

Ihr älteſtes Mädchen machte in dieſer Frühſtunde in der Nebenkammer bey der offenen Stubenthüre die Betten der Kinder ſchnell und ſorgfältig zurecht; Glülphi und die Herren bemerkten von dem Platz aus, auf dem ſie ſaßen, daß es das, was die Kinder laut vorſagten, bey ſich ſelber während dem Betten ſtill nachſprach und die Stubenthüre gegen die Kammer um deswillen offen gelaſſen hatte. Dann ging es in den Garten, brachte einen Zuber voll Kraut in die Stube und ſagte dann mit den andern Kindern die Bibelſprüche nach, die die Mutter ihnen vorſprach, indem es ſein Kraut zum Mittageſſen reinigte. Es war den Kindern etwas Neues, ſo drey Herren in einem Stubenwinkel bey ihnen zu ſehen; ſie blickten bey ihrem Spinnen gar oft gegen ſie hin. Gertrud ſah es, winkte und ſagte zu ihnen: es dünkt mich, ihr ſehet mehr auf dieſe Herren, als auf euer Garn. Aber der Heirli, der die Augen am meiſten auf die Herren warf, antwortete: nein, nein, wir ſpinnen brav, du wirſt ſehen, du bekommſt heute noch ſchöneres Garn als ſonſt. Sobald Gertrud ſah, daß einem ihrer Kinder etwas am Rad oder an der Baumwolle fehlte, ſtand ſie von ihrer Arbeit auf, machte ihm zurecht, was fehlte und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit. Die Kleinſten, die noch nicht ſpinnen konnten, ſaßen um ſie herum, zertheilten mit ihren kleinen Fingern die Baumwolle, um ſie zum Karten vorzubereiten, und laſen das Unreine und die Bollen aus derſelben mit einer Gewandtheit heraus, die die Herren in Verwunderung ſetzte. Gertrud beſaß in einem hohen Grad die wichtige Gabe, die Arbeitsgattungen ihrer Kinder in geordnete Stufenfolgen zu bringen,

die ſo vom Leichtern zum Schwerern vorſchreiten, daß nicht nur eine jede Arbeitsgattung dem Alter, in dem ſie dem Kind zugemuthet ward, angemeſſen, ſondern noch dazu einerſeits geeignet war, daſſelbe auch in dieſem Alter anzuſprechen und ihm wirkliches Vergnügen zu gewähren, anderſeits aber daſſelbe zu der zunächſt auf dieſe Stufe folgenden Arbeitsgattung vorzubereiten. Sie war diesfalls in den beſchränkten Umſtänden, in denen ſie lebte, wirklich zum Verwundern erfinderiſch, und zwar einerſeits darin, daß ſie auch den kleinſten Kindern ſolche Vorbereitungsübungen für mehrere Arbeitsgattungen zur Hand brachte, die an ſich ſelbſt Reiz für ſie hatten, anderſeits, daß ſie, dieſe Uebungen, alle vorzüglich geeignet waren, ihre Sinnen zu ſchärfen und die Gewandtheit ihrer Hände und Finger mit der erzielten Schärfe ihrer Sinne in Uebereinſtimmung zu bringen. Sie machte ſie z. E. ganz früh kleine Nadeln und Krälleli vom Tiſch aufnehmen und einfädeln und eben ſo Erbſen, Bohnen, Wicken, ehe ſie in die Küche gebracht wurden, von den kleinſten Saamen- und Sandſtäubchen reinigen, die darin ſind, und ſo vieles dergleichen.

So ſehr ſie ſich aber auch Mühe gab, die Arbeitsfertigkeiten ihrer Kinder frühe in ihnen zu entwickeln, ſo wenig übereilte ſie ſich, ſie frühe leſen und ſchreiben, wohl aber, ſie frühe recht und beſtimmt reden zu lehren. Sie meynte, das Reden ſey das erſte, das man ſie lehren müſſe und ſprach in aller Unſchuld und Einfalt ihrer Baumwollenſtube das weitführende Wort aus: was nützt es den

Menſchen, ſchreiben und leſen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Leſen und Schreiben iſt ja nur eine künſtliche Art des Redens, das natürliche Reden muß ihm alſo vorhergehen — und wie die Armuth allgemein gute Köpfe und beſonders gute Mutterköpfe für ihre Kinder erfinderiſch macht, ſo ging es hier auch der Gertrud. Sie hatte ein altes ABC buch, das ihr für ihre Kinder in dem Alter, in dem man daſſelbe gewöhnlich hiefür braucht, nicht dienen konnte, aber da der ganze Umfang der deutſchen Sylben in gehörig geordneten Reihenfolgen in demſelben zuſammengeſtellt war, ſo brauchte ſie daſſelbe, um ihre Kinder dieſe Reihenfolgen der deutſchen Sylben in ihrem ganzen Umfang ausſprechen zu machen und ſie alſo durch eben die Mittel reden zu lehren, durch die man ſie gewöhnlich, und nur zu oft, ehe ſie recht reden können, leſen lehrt. Sie ſagte: wenn ſie dann ein paar Jahre ſpäter, nachdem ſie nicht bloß die Töne ihrer Mutterſprache alle richtig und geläufig ausſprechen gelernt, ſondern ſich auch über alles, was ſie wirklich wiſſen, mit Beſtimmtheit und Deutlichkeit ausſprechen, d. i. wenn ſie, eigentlich reden können, dann wird das Leſenlernen dieſer Sylben für ſie eine Arbeit von wenigen Stunden ſeyn, indem es dann nichts anders erfordern wird, als die Einübung der nämlichen Töne durch den Sinn des Augs, die ſie ſich ſchon vorher durch den Sinn des Ohrs geläufig gemacht haben. So beſtimmt ſie indeſſen das Redenlehren vor dem Leſenlehren betreibt und ihm in dieſer Rückſicht alſo den Vorzug gab, ſo war ihr dennoch auch dieſes auf

eine Art eine Nebenſache, die ſich mehr durch ſich ſelber, als durch das Lernen ergeben ſollte.

§. 18.

Nicht Kunſt, nicht Buch, das Leben ſelber iſt das Fundament der Erziehung und des Unterrichts.

Das Leben ſelber in ſeinem ganzen Umfang, wie es auf ihre Kinder wirkte, wie es ſie ergriff, wie ſie ſich darein fügten und es benutzten, das war eigentlich das, wovon ihre Lehre ausging und worein das Redenlehren, als ein untergeordneter Gegenſtand, gleichſam nur hineinfiel. Sie redte außer ihren Einübungen der Sprachtöne und der ſich daraus bildenden einfachen Wörter ſo viel als kein Wort mit ihren Kindern, in der bloßen einſeitigen Abſicht, ſie reden zu lehren, auch nicht in der Abſicht, ihnen durch das eigentliche Redenlehren Kenntniſſe beyzubringen; ſie gab ſich ſogar nicht einmal Mühe, den Kindern die Namen der Gegenſtände, die ſie ſchon kannten, als eigentlicher Unterrichtsſtoff einzuüben und ſie ihnen dafür vor die Ohren zu bringen. Sie redte über ihnen bekannte Gegenſtände eigentlich nur dafür und darum mit ihnen, um die Thatſache des Lebens, die Eindrücke ſeiner Anſchauungen und die Folgen ſeiner Erfahrungen in Rückſicht dieſer Gegenſtände nach ihren Verhältniſſen auch durch die Sprache zu fördern. Von dieſem Geſichts-

punkt geleitet, führte ſie mit ihren Kindern der Sprache halber nie die Sprache des Unterrichts oder der unterrichtenden Mutter; ſie ſagte ihrem Kind nie: Kind, das iſt dein Kopf, das iſt deine Naſe, das iſt deine Hand, das iſt dein Finger u. ſ. w., auch nicht: wo haſt du dein Aug? wo haſt du dein Ohr? wo haſt du dein Haar? im Gegentheil, ſie führte der Sprache halber die Sprache der Beſorgung, die Sprache der beſorgenden Mutter, und ſagte, vom Bedürfniß des Kinds angeregt und in der Thatſache ſeiner Beſorgung lebend: komm, Kind, ich will dir dein Händchen waſchen; ich will dir dein Haar kämmen; ich will dir die Nägel an deinen Fingern abſchneiden; reinige doch deine Naſe; trag den Kopf nicht krumm u. ſ. w. Ihr Redenlehren war in keinem Augenblick ein leeres Geſchwätzwerk über irgend etwas, das in dieſem Augenblick der Lage, den Umſtänden, dem Bedürfniß und der Pflicht des Kinds, folglich der Behelfung der Menſchen fremd war. Jedes Wort, das ſie mit ihrem Kind redte, war im innigſten Zuſammenhang mit der Wahrheit ſeines Lebens und ſeiner Umgebungen und in dieſer Rückſicht ſelber Geiſt und Leben. Der wörtliche Unterricht verſchwand gleichſam in dem Geiſt und Leben ihres wirklichen Thuns, aus dem der Unterricht immer hervorging, und zu dem er immer hinführte. Jeder Handdruck, den ſie ihrem Kind gab, jeder Blick, den ſie ihm zuwarf, ergriff ſein Herz, belebte ſeinen Geiſt und machte ſeine Hand thätig zu allem, was noth that und frommte. Es war, wie wenn ein unſichtbarer Geiſt ſie, ihrer ſelbſt unbewußt, innerlich zu der Wahrheit und Kraft der Stufenfolgen erhob, mit der die

Natur die Kräfte unſers Geſchlechts in uns ſelber entfaltet, mit der unſer Kunſteinfluß in dem Grad in Uebereinſtimmung ſtehen ſollte, als er leider durch unſer Zeitverderben mit derſelben im Widerſpruch ſteht. Daher aber kam es auch, daß jedes ihrer Kinder auf der Stufe ſeines Alters beſtimmt in dem Grad und auf die Weiſe überlegt, gewandt und thätig war, wie es auf dieſer Stufe ſeyn ſollte und von ihm gefordert werden kann, daß keines naſeweis, keines in den Lüften ſchwebend, alle voll Frohſinn und unermüdet, zwar in vielem, das in den Schulen gelehrt wird, unwiſſend, aber in allem, was ſie konnten und wußten, auf der Stufe, auf der ſie ſtanden, vollendet waren.

Was ſie wiſſen, wiſſen ſie nicht halb, ſie wiſſen es, wie es ihnen in ihren Umgebungen durch gereifte Anſchauungen und ihre Kräfte entfaltende Uebungen zum klaren Bewußtſeyn gebracht worden, und da ſie alles, was ſie konnten, auch belebte, konnten ſie ſich über das, was ſie wiſſen, zwar einfach, aber eben ſo beſtimmt und kraftvoll ausdrücken. So einfach, als ſich ihr Inneres bildete, ſo kunſtlos erſchienen ſie auch äußerlich. Außer Spinnen und Nähen und allen Hausgeſchäften, die ſie meiſterlich konnten, und einigen Anfängen im Zeichnen und Schreiben, konnten ſie wenig, und von allem dem, was man eigentlich Kunſtbildung heißt und was eigentliche Fertigkeiten im Künſtlichen ſind, gar nichts; dabey aber waren die Grundkräfte aller Kunſt allgemein und lebendig in ihnen angeregt, ihr Augenmaaß war genau, ihre Hand feſt, ihre Einbildungskraft rege und bewegte ſich vielſeitig um bibliſche Gegen-

ſtände, und ihr Schönheitsgefühl, da es mit dem göttlich Hohen ihres innerlich belebten Glaubensgefühls übereinſtimmend war und weſentlich von ihm ausging, zum Hohen und Erhabenen hingelenkt. Das Leben ihrer weiſen und frommen Mutter ging in der ganzen Fülle ſeiner Wahrheit und ſeiner innern Höhe in ſie hinüber. Sie gab ihnen alles, was ſie wußte, hatte und konnte. Es war in ihrer Armuth äußerſt wenig, aber auch das Kleinſte, das Geringſte, das ſie ihnen gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der ſie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichſam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, ſondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seyns und Verhältniſſes hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der ſie mit ihr lebten, in ſeinen Keimen gleichſam ſchon zum Voraus in ihren Kindern ſelbſt lag. Ihre Kunſt war ihr Leben und ihre Kunſtbildung ging ganz aus dieſem Leben hervor. Darum war aber auch der Erfolg jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er geweſen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zuſammenhang ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder geſtanden wäre. Sie ergriffen besnahen aber auch alles, was ſie ihnen zeigte, wie wenn ſie nichts lernten, wie wenn es ſchon vorher in ihnen gelegen wäre. Es war aber auch ſo. Ihr Lernen legte eigentlich nicht in ſie hinein, es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen ſelbſt lagen, und durch welche ſie das, was ſie äußerlich erkannten, in ſich ſelbſt auf-

nahmen und als einen reinen Erwerb ihrer ſelbſt und ihrer eignen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in ſie hineingelegtes in ſich ſelbſt liegend erkannten.

So wie ihr Redenlernen mit ihrem Leben verbunden war, alſo ging auch ihr Rechnenlernen aus demſelben hervor und war ganz mit der Wirklichkeit ihres Lebens verbunden. Sie zählte mit ihnen, wie viel Schritte ihre Stube habe, und da zufälligerweiſe in einem ihrer Fenſter an jeder Reihe nur 5 Scheiben waren, wie an der Hand 5 Finger, ſo nahm ſie auch am Fenſter zwey Reihen zuſammen und konnte dann dadurch in der Anſchauung der zehn weiter fortfahren als an den Fingern. Auch die Fäden beym Spinnen konnten ſie zählen und die Umgänge am Haspel, wenn ſie das Garn zu Strangen aufwanden. Sie zeigte ihnen die Grundformen des Meſſens in der Verdeutlichung der Anſchauungen für kurz und lang, für ſchmal und breit, für ſpitz und ſtumpf, für rund und eckig. Sie machte ſie auf die Erſcheinungen der Natur, wie ſie im häuslichen Leben, in der Küche, in der Stube, im Stall, im Garten, im Holz und im Feld ihnen vorlagen, auf die vielſeitigſte Weiſe aufmerkſam, und zwar nicht als Unterricht, ſondern als Theilnahme an dieſen Erſcheinungen, wie ſie in den Vorfällen, Pflichten, Freuden und Bedürfniſſen ihres Lebens ſelber ihnen vorlagen. So wie ſie ihr halfen, die Speiſen bereiten, das Feuer anmachen, Holz und Waſſer zutragen u. ſ. w., ſo lernten ſie an ihrer Seite durch die einfache, aber genaue Anſchauung der Gegenſtände, zu der ſie die Beſchäftigung mit denſelben gleichſam nöthigte, die Wirkun-

gen des Feuers, des Waſſers, der Luft, des Winds, des Rauchs, die Veränderungen des Waſſers im ſtillſtehenden Zuber, im laufenden Brunnen, ſeine Verwandlung in Eis, Regen, Schnee, Rieſel, Hagel, ſeinen Einfluß auf die Auflöſung des Salzes, auf das Löſchen des Feuers u. ſ. w. erkennen, eben ſo die Veränderungen des Holzes in Kohlen und Aſche und ſeinen Uebergang in Fäulniß. Alles dieſes aber lernten ſie nicht durch vieles Reden über dieſe Gegenſtände, ſondern durch Feſthaltung ihrer Aufmerkſamkeit auf das, wie ihnen die Gegenſtände vor ihren Sinnen lagen und ſich vor ihren Sinnen veränderten. In Rückſicht auf alles dieſes überließ ſie ihre Kinder vollends dem Eindruck, den dieſe Gegenſtände auf ihre freylich gebildete Anſchauungskraft und Aufmerkſamkeit durch ſich ſelber machten, und dachte nicht daran, ſie hierin durch irgend einen Schatten von Unterricht einen Schritt weiter zu führen, als ſie darin durch ſich ſelbſt hinkamen; aber das wenige, worinn ſie ſie wirklich unterrichtete, das, was ſie wirklich lernen mußten, mußten ſie denn auch vollkommen lernen. Sie ſprach es beſtimmt aus, nur das Vollendete iſt brauchbar, nur das Vollendete führt weiter. Das Bewußtſeyn der Kraft, die dem Menſchen alles, was er vollenden kann, in allem ſeinem Thun und Laſſen gibt, war auch in einem hohen Grad lebendig in ihren Kindern, und zeigte ſich ganz beſonders darinn, wenn die Mutter ihren ganz Kleinen etwas vorſprach oder zeigte, ſo ſprangen die ältern gar oft von ſelbſt zu ihr hin und baten ſie: Mutter, laß du mich meinem Brüderchen, meinem Schweſterchen das zeigen; ich kann es ja wie du. — Die Mut-

ter ließ ſie das auch recht gern, wenn ſie nämlich das vollkommen recht konnten, was ſie den Kleinen zeigen wollten. Welche Freude, welche Wonne war es dann für die Kinder, wenn ſie ihnen das erlaubte! und wie froh, wie herzlich, wie kindlich, wie brüderlich fingen ſie dann an, ihren kleinen Geſchwiſterten vorzuſprechen und vorzuzeigen, was ihnen die Mutter erlaubte!

Eben jetzt, da die Herren da waren, ſaß der Jonas in der Mitte zwiſchen zwey Kleinen und ſprach ihnen die Sylben des A B C buchs, durch welche Gertrud ſie nicht leſen, wohl aber reden lehrte, und die ſie noch nicht ausſprechen konnten, vor, und ſpäter zeigte er ihnen auch den Unterſchied der erſten zehn Zahlen, die ſie noch nicht kannten. Indem er ſie ihnen ſo zeigte, umſchlang er ſie mit beyden Händen um den Hals, ſprach ihnen die Namen der Zahlen vor und machte die Arme von dieſem lieblichen Umſchlingen ſeiner Geſchwiſterten nicht los, als wenn ſie ihre Augen nicht feſt auf die Bohnen hinhielten, woran er ſie zählen lehrte, dann waren ſeine Hände geſchwind von dem Hals des lieben Brüderchens weg, und zeigte mit den Fingern, worauf ſie mit ihren Augen hinſchauen ſollten. Eben ſo ſetzte das Liſeli ſich mit dem Spinnrad zu zwey jüngern Geſchwiſterten hin, ſang ihnen, während dem beyde, ſie und es, fortſpannen, Lieder vor, deren Worte ſie ſchon auswendig konnten und probirte, während dem es immer fortarbeitete, mit Ruhe und Geduld, ob ſie die verſchiedenen Töne nachſingen können. Der Eifer der ältern Kinder, die Kleinen zu lehren, was ſie konnten, war ſo groß, daß ſie ihnen oft ſel-

der beym Eſſen etwas vorſprachen und ſie in den Freyſtunden auf die Schooß nahmen, ſie etwas nachſprechen zu machen.

§. 19.

So wie das Leben das Fundament der Erziehung und des Unterrichts iſt, ſo iſt Glauben und Liebe, Freyheit und Freude das Fundament des Lebens ſelber.

Auch wirkte dieſer gegenſeitige häusliche Unterricht ſo bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeführt worden, als jeder gegenſeitige Kinderunterricht, der nicht alſo aus Liebe hervorgeht und nicht mit dieſer Freyheit gegeben und empfangen wird, verbildet und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geiſts, des Herzens und der Kunſt hinlenkt, und wohin auch alle einſeitigen Abrichtungskünſte des Menſchengeſchlechts hinführen. Das, was auch im Unterricht der Gertrud abrichtend war (wie denn einige Theile des Unterrichts und der Bildung nur dadurch eingeübt werden können), war in dem Benehmen der Kleinen, wie in demjenigen der Mutter, durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichſam ſeine Natur, der Eindruck der harten, aus dem thieriſchen

Wesen unsrer Natur hervorgehenden und ihr wesentlich anpassenden Abrichtungskünste menschlich geschildert und der Eindruck dieser Künste dem Höhern des Bildenden und Erhebenden in der Erziehung untergeordnet und durch diese Unterordnung unschädlich gemacht. Das war indessen in der Lage der Gertrud und bey dem Baumwollenspinnen, worauf sich das meiste ihres Abrichtungseinflusses bezog, nichts weniger als leicht. Das Baumwollenspinnen ist in Rücksicht auf das wenige, unbedeutend Bildende, das in ihm liegt und hingegen auf das höchst Einseitige, Kunst-, Kraft- und Geistlose der Abrichtungsfertigkeiten, die es erfordert, eine, ich möchte fast sagen, Leib und Seel so erlahmende Arbeitsgattung, daß nicht leicht in der Welt eine so elende und Leib und Seel erlahmende Arbeit seyn kann, und doch wurden die Kinder der Gertrud alle dabey so geistig und gemüthlich belebt, so kraftvoll und gesund, so frohsinnig, so heiter, als wenn sie den ganzen Tag kein Baumwollenrad in die Hand genommen hätten. Sie zeichneten sich selber in einigen Schulkenntnissen, an Schulgewandtheit und Schulfertigkeiten aus, eben wie die andern Spinnerkinder sich in der Schule selber an schlechtem Benehmen, Unwissenheit und Ungeschicklichkeit auszeichneten.

Der Junker und Glülphi wunderten sich im Anfang selber, wie dieses möglich, aber sie sahen es jetzt. Die Kinder der Gertrud fürchteten Gott. Sie beteten täglich mit der Mutter um seinen guten, heiligen Geist. Sie liebten die Mutter. Sie sahen sie von Kindheit auf oft weinen. Sie sahen sie oft Mangel leiden und voll Sorgen

und

und Kummer einhergehen. Sie wußten, daß das Spinnen ihnen Brod gebe und der Mutter Sorgen mindere. Sie spannen also nicht gedankenlos und herzlos und auch nicht gedankenlos und herzlos gezwungen, die Liebe zur Mutter und das Bewußtseyn, daß sie mit ihrem Spinnen die Noth ihres Hauses erleichtern, machte sie ihre Kräfte gern anstrengen. So verlor sich auch an dieser Arbeitsgattung durch Liebe und Glauben die Wirkung der Elendigkeit, die in der Natur des einseitig ins Aug gefaßten Baumwollenspinnens liegt, und des verderblichen Einflusses, den es unter andern Umständen auf die Menschennatur hat und haben muß. Es konnte diesen Einfluß in der Gertrud Wohnstube nicht haben. Diese war mitten in ihrer höchsten Armuth und selber durch sie ein Heiligthum Gottes, in der keine Verhärtung der Menschennatur statt finden kann. Ihre Kinder lebten und arbeiteten darin im Glauben und in der Liebe, in Freyheit und Freude; und Arbeit und Anstrengung aus Liebe und Glauben stärkt, erheitert, belebt, erhebt und segnet in eben dem Grad, als Arbeit und Anstrengung in Liebloſigkeit und Unglauben, in Unmuth und Zwang abschwächt, verhärtet, erniedrigt, vergiftet und tödtet. Die Kinder der Gertrud sangen und lachten ermüdet von Arbeit bey Wasser und Brod mehr als die Kinder der Dorfmeister, die in der bösen Ruhe des Müßiggangs und in der Niederträchtigkeit stolzer Anmaßungen die, so mit Wasser und Brod vorlieb nehmen, verachten und in Freude ihr Geld spiegeln und zu Schlechtheiten gebrauchen, alle Einsichten, alle Fertig-

keiten und alle Luſt, einen ſegensreichen, gottesfürchtigen Gebrauch davon zu machen, verlieren.

Leſer! Du fragſt mich jetzt nicht mehr, warum das Baumwollenſpinnen, das tauſend andere zu Grund richtet, den Kindern der Gertrud nichts ſchadete — du fragſt mich nicht mehr, warum ſie, wenn ſie auch bis nach Mitternacht ſpannen, nicht müde wurden und am Morgen darauf wohl noch früher und munterer aufſtanden, als wenn ſie geſtern frühe ins Bett gegangen wären. —

§. 20.

Der Junker, der Pfarrer und Glülphi erkennen die Würde der Menſchennatur in der Stube einer armen Maurersfrau.

Als die Herren von der Gertrud weggingen, ſagten ſie ihr noch, ſie wollen morgen wieder zu ihr kommen und ſie antwortete ihnen: warum das? ihr werdet morgen und immer wieder nur das Nämliche finden.

Glülphi erwiederte ihr: Du könnteſt dich und dein Thun nicht beſſer rühmen, als mit dieſem Wort. — Und er hatte recht. Das, was ſich immer gleich bleibt, nähert ſich dem, was ewig bleibt, eben ſo das, was ſich immer verändert, dadurch auffallen macht, daß es nichtig und vergänglich iſt.

Gertrud erröthete über diese Antwort, schlug die Augen tief nieder und stand verlegen da, als sie ihr beym Abschied noch freundlich die Hand drückten. Sie aber, als sie von ihr weggingen, konnten nicht satt werden, von dem Eindruck zu reden, den Gertrud und ihre Stube auf sie gemacht hatte. Sie sahen, daß in allem, was ihre Kinder vom Morgen bis an den Abend thaten, ihr Kopf, ihr Herz und ihre Hand, folglich die drey Grundkräfte, von denen alles Fühlen, Denken und Handeln der Menschen ausgeht, gemeinsam und in Uebereinstimmung unter sich selbst angesprochen, belebt, beschäftigt und gestärkt werden. Sie sahen und überzeugten sich ganz, daß alles Thun der Gertrud, indem es von Glauben und Liebe ausgehe und zum Glauben und zu der Liebe hinführe, geeignet sey, ihre Kinder durch Seelenruhe und Geistesfreyheit in lieblicher Anmuth zu den ersten Früchten des Glaubens, zu den Kräften der Anstrengung, des Gehorsams und der Selbstüberwindung zu erheben, zu denen die Wahrheit ihrer Verhältnisse gegen Gott und Menschen für Zeit und Ewigkeit sie auffordert. Sie sahen alle, daß das unabänderliche und allgemeine Ziel aller Menschenerziehung, nämlich die Kinder zu gottesfürchtigen, menschenliebenden, verständigen, ihrer Bestimmung gewachsenen, der nöthigen Thätigkeit und Anstrengung gewohnten Menschen zu machen, von allen Seiten in ihnen begründet und beliebt sey. Sie fanden einstimmig und sprachen es aus, das Wesen des Unterrichts und der Lehre dieser Frauen sind nicht Worte, es ist ihr Thun, es ist ihr Leben selber. Dieses Leben, sagten sie alle, ist vom Morgen bis an den

Abend nichts anders, als thatsächlicher Ausdruck ihrer Sorgfalt und Liebe für ihre Kinder. Sie lernen wesentlich dadurch, daß sie besorgt werden und sich selber besorgen müssen. Das Wort der Lehre ist gleichsam nur der todte Schall des innern Geists ihrer Mutterſorge, aus welchem die Lehre so natürlich und einfach herausfließt, daß sie dem Kind selber ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre ins Aug fällt. Es erhob das Herz aller drey, da Glülphi es aussprach: so wie ihre Mutterſorge und ihre Muttertreue, die ihr jedes Wort der Lehre in den Mund gibt, so geht auch jedes Wort ihrer Lehre als Mutterſorge und als Muttertreue in die Seele der Kinder hinüber, und das ganze Räthsel, warum es als Lehre so außerordentlich wirkt, ist dadurch aufgelöst.

§. 21.

Glülphi's Nacht, in der er sich entschließt, Schulmeister in Bonnal zu werden.

Glülphi sagte in dem Augenblick, in dem er von der Gertrud wegging: das höchste Ziel der Volkserziehung, das ich mir je träumend vorgestellt, steht aufgelöst vor meinen Augen. Die Kinder dieſer Frauen sind für ihre Lage und Umstände so geschulet und gebildet, daß ich noch keine gesehen, die für ihre Lage und Bestimmung besser geschulet und erzogen sind. Er war schon durch des Meyers Unterredung zur glühenden Sehnsucht, um dem

Zuſtand Bonnals helfen zu können, erhoben, aber der Anblick der Wohnſtube der Gertrud ergriff ihn, daß nicht wohl ein Menſch durch irgend eine Anſicht des Lebens tiefer ergriffen werden kann. Er ſaß da, neben Arner und dem Pfarrer, in ſich ſelbſt gekehrt. Was dieſe ſagten, machte nur wenig Eindruck auf ihn. Er hörte es kaum. Er ſaß, von der Wohnſtube der Gertrud ergriffen, da wie ein Spanier in Peru, den ein Zufall auf eine offene Goldgrube hinführt. Der Glückliche, Begeiſterte kann nicht vom Platz. Er ſichert ſich des Orts, weicht keinen Schritt von ihm weg, bis er ihn von allen Seiten ins Aug gefaßt und ſich ſicher geſtellt, ihn wieder zu finden. Das allerwenigſte, das ihm in Sinn kommt, iſt nach Mexico oder gar nach Cadix zu reiſen, den Bergbau und die Metalurgie zu ſtudiren, um ſeine Goldgrube auf das allervollkommenſte benutzen zu können; oh nein, oh nein, er eilt nur heim, um Karſt, Pickel, Schaufel und Hände zu holen; er eilt nur heim, zu graben, zu öffnen die Grube, die er gefunden. Er ſteht bey keinem Bruder ſtill, um mit ihm von der Grube zu reden. Er ſagt Vater und Mutter kaum ein paar Worte davon. Er eilt, er eilt mit Karſt, Schaufel, Pickel und Händen zu graben, Gold zu graben in der Grube, die er jetzt gefunden. So wie der Spanier von Vater und Mutter, von Bruder und Schweſter weglief zu ſeiner Grube, alſo mußte Glülphi von Arner und dem Pfarrer weg. Es drang ihn in ſeinem Innerſten, allein zu ſeyn und ſich mit dem zu beſchäftigen, was er geſehen und gehört. Ein Gedanke, ein einziger Gedanke ergriff ihn jetzt und ver-

ſchlang ſeine Seele: — was iſt zu thun? — was iſt zu thun? — Er mußte von ihnen weg, eilte auf ſeine Stube und ſo wie er hineintrat, ſprach er das Wort aus: ich muß Schulmeiſter werden in Bonnal. — Aber er ſprach es aus, wie ein Menſch, der von einem unaussprechlichen Traum aus dem Schlaf erwacht und noch ſelbſt nicht weiß, ob er wacht oder träumt, ſo ſprach Glülphi das Wort aus: ich will Schulmeiſter werden in Bonnal. — Dann aber fragte er ſich doch bald wieder: aber iſt's möglich, kann ich's werden? kann ich Schulmeiſter werden, wie Gertrud es iſt? kann ich zu einer Schulſtube kommen, wie ihre Wohnſtube eine iſt? Dann ſagte er wieder: es muß ſeyn, es muß ſeyn; ich muß mich nicht fragen, ich muß nicht zweifeln, es muß ſeyn, ich muß Schulmeiſter werden. — Er ſaß ohne Licht in ſeiner Stube. Seine Augen waren geſchloſſen, aber Gertrud, ihre Stube und ihre Kinder ſtanden vor ſeiner Seele. Er hielt ihr Bild feſt. Es verwandelte ſich alle Augenblicke in neue Geſtalten; — aber lebendiger ſtand es nicht vor ſeiner Seele, als er ſie und ihre Kinder ſelbſt ſah und hörte. Das Bild, das vor ihm ſtand, war nicht etwas, das ihn bloß träumend als äußere, auf ihn wirkende Wahrheit belebte, nein, nein, es war etwas, das ihn als in ihm innerlich glühendes Leben wirklich verſchlang. — Zwiſchen hinein ſtanden auch die Glaubensworte des Meyers in der unerſchütterlichen Kraft ihrer Wahrheit vor ſeinen Augen und erhöhten durch ihre unermeßliche Tendenz die glühenden Farben, in welchen das Bild der Gertrud und ihrer Baumwollenſpinnerſtube vor ſeinen Augen ſtand. — Alles

erhöht die unermeßliche Weite des Weltmeers im Orient die glühenden Strahlen der aufgehenden Sonne vor den Augen der sie bey ihrem Aufgang und bey ihrem Niedergang anbetenden Völker. Er entschlief erst gegen den Morgen, aber als er erwachte, sprach er das Wort: „ich will Schulmeister werden," ehe er die Augen recht geöffnet, laut aus, wie wenn es ihm beym Entschlafen noch auf seinen Lippen stecken geblieben und er es erst jetzt auszusprechen vermochte. Aber so wie er es ausgesprochen, war ihm ganz wohl. Er zweifelte nicht mehr. Er fragte sich nicht mehr: kann ich's? bin ich's im Stand? Er war jetzt in seinem Entschluß, Schulmeister in Bonnal zu werden, fest, glaubte an sich selber und an die Hülfe dessen, der diesen Entschluß fest in seine Seele gelegt.

§. 22.

Ein Ruhepunkt.

Leser! Hier steht der Alte von Bonnal, der dir alles erzählt, eine Weile still. Er ist von dem Gedanken des Glülphi ergriffen, wie dieser von der Wohnstube der Gertrud. Der Gedanke erhebt mein Herz, welch ein Segen, wenn Glülphi es durchsetzt und eine Schule einzurichten vermag, die in diesem Geist anfangt, dem tiefen Verderben, in welches das Strohfeuer unserer Träumerzeit die Eisberge unserer Selbstsucht und die Bodenlosigkeit unserer

Vielwisserey den Geist unsers Erziehungswesens hinabgestürzt, in seinen Fundamenten entgegen zu arbeiten. Welch ein Segen, wenn es geschieht und die Edeln der Nachwelt die Quelle des Verderbens unserer Zeit im Mangel der heiligen Kräfte der Wohnstuben des Volks erkennen und allen Kräften aufbieten werden, den Grundübeln unserer Tage durch Wiederherstellung und Wiederbelebung ihrer heiligen Kräfte ein Ziel zu setzen.

§. 23.

Glülphi erklärt sich, Schulmeister zu werden.

Von diesem Augenblick an war Glülphi von seinem Entschluß, Schulmeister zu werden, so viel als verschlungen, und am Morgen darauf, als sie ihr Frühstück früh eingenommen, um bald in Bonnal anzulangen, fiel das Gespräch in dem ersten Augenblick, da Arner und Glülphi sich sahen, wieder auf das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube geleistet, und auf die Nothwendigkeit, Schulen in diesem Geist einzurichten. Aber wo ist's möglich, fiel der Junker mit Lebhaftigkeit ein, Schulmeister auf die Dörfer hinaus zu finden, die das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube leistet, auch nur zu lernen geneigt, ich will nicht einmal sagen, auszuüben fähig sind?

Glülphi erwiederte lächelnd: Schneyen wird es dergleichen Schulmeister freylich nicht, und man wird sich

im Anfang, denke ich, mit einem oder zweyen, die das zu leiſten im Stand und willens ſind, begnügen müſſen.

Junker. Aber wo dieſe zwey oder auch nur dieſen einen hernehmen?

Glülphi. Einen wollte ich wenigſtens wiſſen, der gelüſtete, Schulmeiſter in Bonnal zu ſeyn.

Junker. Und auch bey der Gertrud zu lernen, dieſe Schule einzurichten?

Glülphi. Auch das.

Junker. Sie machen mich viel fragen. Halten Sie ihn auch für das fähig, was Sie von dem Ideal Ihres Schulmeiſters fordern?

Glülphi. Wenigſtens wird er ſich alle Mühe geben, es zu lernen, denn er gelüſtet, Schulmeiſter in Bonnal zu werden. Wollen Sie ihn auf meine Empfehlung hin annehmen?

Junker. Das ſind Sie. Es kann kein Menſch für das gelüſten, als Sie.

Glülphi. Und wenn ich's bin?

Junker. Sie ſind es. Ihr Blick ſagt mir, daß Sie es ſeyn wollen und ich wünſche mir Glück dazu.

Glülphi iſt gerührt. Der Junker umarmt ihn und ſagt ferner: wär' ich in der Lage, daß ich's könnte und dazu fähig, wie Sie, ich würde gelüſten, zu thun, was Sie thun.

Glülphi erwiederte: wenn jetzt nur Gertrud mir hilft, ſo iſt alles in der Ordnung; aber ohne ſie vermag ich die Sache nicht. Ich kann mir die Grundſätze und einige Mittel dazu auch wohl eigen machen, aber ſie hat das

tenant sah diese Eilfertigkeit nicht, so recht sie ihm war, die Frau Pfarrerin aber und der Junker merkten es und die erste meynte, ihr lieber Mann dürfte seine Tasse Thee doch etwas langsamer trinken, und es pressire doch auch nicht so gar mit dem zu der Gertrud gehen, es sey ja noch so frühe. Aber sie sagte nichts. Doch sah sie ihren Mann auf eine Weise an, daß er wohl merkte, was sie meyne. Auch der Junker merkte es, lachte und sagte: aber, Herr Pfarrer, trinken Sie doch ihren Thee ruhig und wie gewohnt aus, es ist ja lang bis zu Nacht, so gar eilt es sich doch nicht. — Jetzt merkte der Lieutenant, daß er sich zu ungeduldig geberdet und bat die Frau Pfarrerin freundlich lächelnd noch um eine Tasse Thee.

Es ist Ihnen nicht ernst, Sie wollen lieber keine, erwiederte die Frau Pfarrerin.

Er. Nein, nein, es ist mir ernst, geben Sie mir noch eine.

Sie. Aber wollen Sie sie mit Geduld austrinken?

Er. Ich will der letzte seyn, der noch einen Tropfen in seiner Tasse hat.

Sie. Da könnte Sie mein Mann sträflich plagen, wenn er seine Tabakspfeife noch anstecken würde, wie er's sonst zum Thee gewöhnlich thut.

Nein, nein, Herr Lieutenant, sagte der Pfarrer, diese stecke ich jetzt gewiß nicht an — und mit dem trank er seine letzte Tasse aus und stand auf, dann auch der Junker und erst nach ihnen trank der Lieutenant seinen letzten Tropfen Thee auch aus. Mit dem gingen sie alle drey zur Gertrud. Diese hatte sie erwartet, aber um deswillen

auch nicht das Geringste in ihrem Seyn und Thun verändert. Alles war vollends wie gestern, und es fiel dem Lieutenant als sehr wichtig auf, daß es so war. Er sagte zum Junker französisch: das Größte in dieser Sache ist, wie es mich dünkt, daß bey der Freyheit und dem Leben, die im ganzen Thun dieser Stube herrscht, doch alles sich immer gleich ist und gleichsam wie an einer Schnur fortlauft. Dieser Zustand ist ohne die tiefste psychologische Begründung und ohne die höchste Einfachheit und Uebereinstimmung, die aus ihr hervorgehen muß, nicht zu erzielen. Auch ist alles, was in dieser Stube geschieht und wie ein Uhrwerk immer fortlauft, bestimmt von einer Natur, daß, wenn man Stundenlang zusieht, gar nichts davon als außerordentlich vorfällt; im Gegentheil, man meynte, eine jede andere Frau sollte das auch können.

Der Junker erwiederte: ich bin sicher, hundert und hundert Weiber, die nicht werth sind, ihr diesfalls den Schuhriemen aufzulösen, würden, wenn sie uns so in der Stube dasitzen und aufschreiben sähen, was darinn geschieht, zu einander sagen, sie und hundert andere Weiber können und thun das alles, wo nicht besser, doch vielleicht eben so gut als Gertrud.

Da sie so französisch redten, kehrte sich der Heirli gegen eine seiner Schwestern, die neben ihm saß, um, sagte mit halb lauter Stimme: parle, parle frangse, und suchte alle französische Worte, die er hörte, nachzutönen.

Gertrud sah's, winkte ihm und er war im Augenblick mausstill.

Der Gertrud Kinder laſen, da die Herren in die Stube kamen, wie das letztemal, zuerſt in der Bibel. Da dieſes vollendet, fingen ſie an zu ſingen. Die Morgenſonne ſchien eben im reinſten Glanz in ihre Stube und die Kinder ſangen, ohne daß die Mutter es ihnen vorſchrieb, das Lied:

Wie ſchön, wie herrlich ſtrahlet ſie,
Die Sonne dort, wie ſanft, und wie
Erquickt, erfreut ihr milder Glanz
Das Aug, die Stirn', die Seele ganz! u. ſ. w.

Auch das iſt eine Eigenheit der Führung dieſer Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der feſteſten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinnen für alles Schöne und Gute, das in ihren Umgebungen ſtatt findet, haben, und mitten in ihrer ununterbrochenen Thätigkeit herzliche und freye Theilnahme daran zeigen. Sie ſpinnen ſo eifrig, als kaum eine Taglöhnerin ſpinnt, aber ihre Seelen taglöhnen nicht. Sie bewegen ſich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer lieblichen Bewegung ſo leicht und ſo frey, wie der Fiſch im Waſſer, und ſo froh, wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller ſpielt.

Der gute Heirli hatte ſchon das letztemal daran gedacht, er möchte dem Junker für die ſchönen Batzen danken, die er der Mutter, als ſie bey ihm war, für ſie gegeben; aber er war das erſtemal zu ſcheu, jetzt fürchtete er ſich nicht mehr und paßte nur auf den Augenblick, wo er der Mutter das ſagen konnte. Aber ſie ſah ihm lange nie ins Geſicht, daß er ihr winken, und ſtand ihm nie

ſo

ſo nahe, daß er ſie erlangen konnte. Endlich gerieth es und er konnte ihr ins Ohr ſagen: dürfen wir dem Junker nicht auch für die neuen Batzen danken? Der gute Bub drückte mit ſeiner Hand ihren Kopf hart an den ſeinen an und nahm ihr das halbe Ohr ins Maul, wie wenn er's abbeißen wollte. Gertrud hatte dem Junker ſeitdem ſchon mehrmal geſehen, aber freute ſich jetzt von Herzen, daß ihr guter Heirli ſelber daran ſinne, daß er und ſeine Geſchwiſterte ihm für die geſchenkten Batzen danken ſollen, wie ſie und ihr Vater ihm ſchon oft für ihr neues Glück gedankt. Sie ſagte dem Knaben, das iſt brav, daß du daran ſinneſt, ſag' es deinen Geſchwiſterten allen und geht mit einander hervor. Sobald ſie das geſagt, legte er ſeinen Baumwollenflocken auf ſeinen Stuhl, ſchlich hinter den Rädern zu ſeinen Geſchwiſterten, ſagte einem nach dem andern, was ſie thun wollen. Jetzt ſtunden ſie alle von ihren Rädern auf und traten mit dem Heirli zum Junker hervor; aber da ſie daſtunden, konnte keines reden.

Der Junker ſagte zu ihnen: was macht ihr da, Kinder? was wollet ihr?

Und Gertrud zum Heirli: kannſt du jetzt nicht reden? — Da ſtund er an ihn zu und ſagte: wir wollen dir für deine ſchönen Batzen danken.

Es freute den Junker. Er gab einem nach dem andern die Hand und ſagte: Kinder! Euer Vater und eure Mutter ſind mir lieb, und wenn ihr recht thut, ſo ſeyd ihr mir auch lieb euer Lebtag.

Dann nahm er den guten Heirli vom Boden auf seinen Arm, sah ihm eine Weile ins Gesicht und sagte ihm dann: nicht wahr, du gibst doch gewiß auch einen rechten braven Buben?

Ja gewiß, sagte der Heirli, und gäll, ich bin dir auch dann dein Lebtag lieb?

Er war im Augenblick auf seinem Arm wie daheim, sah ihm beständig in die Augen und streichelte ihm mit der Hand über die Backen.

Arner sagte ihm da: sag, bin ich dir auch lieb?

Das denk' ich, sagte der Bub, du bist ja noch mehr gut, als die Mutter gesagt hat.

Arner. Wie gut hat die Mutter gesagt, daß ich sey?

Heirli. Sie hat gesagt, wenn ich dir danke, so gebest du mir die Hand, und jetzt nimmst du mich noch gar auf deinen Arm.

Arner. Hast du das so gern, wenn man dich auf den Arm nimmt?

Heirli. Ja — und einen Augenblick darauf: aber ich hänge dir Baumwolle an.

Arner. Es schadet nichts.

Nein wart', sagte der Heirli, ich will dir sie wieder ablesen — schnackte ihm dann über die Achsel, langte mit der Hand auf den Rücken und auf beyden Seiten, so weit er konnte, herunter, und las ihm die Baumwolle ab, die er ihm angehängt.

Indessen riethen des Rudis Kinder unter einander und sie wollten ihm für ihre Kuh und für ihre Matte auch danken. Gesagt, gethan. Sie drängten sich durch die

andern. Das mit dem ſchwarzen Kohlaug voraus. Es war das erſte bey ihm und ſagte: wir wollen dir auch danken.

Wofür? ſagte der Junker, und hatte den Heirli noch auf dem Arm.

Jä, für die Kuh und für die Matte, ſagte das Kind.

Da ſtellte der Junker den Heirli ab, nahm ihn's auf den Arm und ſagte: wie geht es euch jetzt, ihr Lieben! iſt euch auch wohl?

Ja wahrlich, ſagte das Nännli, ſeitdem wir auch Milch haben und dieſe Frau da kennen.

Aber folgt ihr auch der Frauen? ſagte Arner.

Ich weiß nicht, du mußt ſie fragen, ſagte das Kind auf ſeinem Arm.

Und Gertrud: es muß gut ſeyn, bis es beſſer wird.

Folgt ihr ordentlich und thut recht, wenn ihr mir lieb ſeyn wollt, ſagte der Junker.

Wir wollen ihr gewiß folgen, ſagten die Kinder alle, bis auf das Liſeli; das murrte ſo zwiſchen den Zähnen, daß es auch ſo tönte, und man meyne, es ſage es auch. Das Nännli auf ſeinem Arm war ſo geſchwind erwarmet (bey ihm wie daheim), als der Heirli. Es ging nicht lange, ſo ſagte es: haſt du viel ſo ſchöne Batzen, wie du da den Kindern gegeben?

Schweig doch, ſchweig doch, du unverſchämtes Kind, riefen ihm die andern auf allen Seiten zu.

Der Junker ſagte ihnen: läßt ihn's reden — und zum Kind: möchteſt du auch?

Kind. Ja, wenn du mir gibſt.

Junker. Ich hab' jetzt keine bey mir.

Kind. Hast du nicht immer bey dir?

Junker. Nein, aber wenn ich wieder komme, so hab' ich bey mir.

Kind. Kömmst du bald wieder?

Junker. Ja.

Kind. Gibst mir denn auch?

Junker. Was willst du damit thun?

Kind. Zusammenbehalten und sparen.

Junker. Und dann?

Kind. Und dann, wenn ich groß bin, etwas daraus kaufen.

So verweilte sich Arner mit dem Kind auf dem Arm und redte dennoch mit allen andern gleich gut, wie mit ihm und wie ein Vater.

§. 26.

Gertrud sorgt wieder für ihren guten Rudi.

So lang er es so auf dem Arm hielt und mit des Rudis Kindern allen so redte, war der Gertrud immer, wie wenn sie jemand stieß und trieb, ihm für diese Kinder ein Wort von ihrer Meyerin fallen zu lassen.

Es trieb ihr den Schweiß aus. Sie durfte es nicht und wollte es doch, und hätte es doch nicht gethan, wenn nicht just, da es am stärksten in ihr kämpfte, noch der

Meyerin Bruder, der Untervogt, der dem Junker einen Bericht abzustatten hatte, in die Stube hinein gekommen wäre. Da konnte sie nicht mehr anders. Es war ihr, als reiße ihr jetzt jemand das Wort zum Maul heraus, das sie zum Junker, der das Näunli noch immer auf dem Arm hatte, sagen mußte: ja, wenn jetzt das gute Närrchen nur auch wieder eine Mutter hätte.

Der Vogt hatte seinen Bericht schon abgestattet und den Thürennagel zum Wiedergehen eben in den Händen, als Gertrud das sagte. Er merkte auch gerade, warum sie es that, denn er wußte schon, was zwischen seiner Schwester und der Gertrud vorgefallen und hatte, noch mehr aber seine Frau, mit seiner Schwester heurathshalber jemand ganz ander im Sinn, als den Hübelrudi. Der Junker antwortete der Gertrud, ohne den Meyer in Acht zu nehmen: man sollte denken, der Mann würde, wie er's jetzt hat, eine Frau finden, wo er wollte.

Gertrud. Ja, das wohl; aber —

Junker. Was aber?

Gertrud. Er sollte auch eine rechte haben.

Junker. Thue ihm eine zu.

Gertrud. Wenn ich kann, ich thue es gewiß, aber da der Herr Untervogt könnte, wenn er wollte so gut seyn, das Beste dabey thun, wenn er ihm bey seiner Schwester ein gutes Wort verleihen würde.

Ich weiß nichts — ich weiß nichts — ich weiß von allem kein Wort, stotterte der Untervogt.

Du hörst ja, was sie sagt, sagte der Junker, und was ist's? was meynst? würde er dir so gar mißfallen?

Nein, nein, das gar nicht, das gar nicht, ſagte der Tropf.

Nun, ſo ſage deiner Schweſter, wie du weißt, daß ich gegen dieſe Haushaltung denke, und daß es mich freuen würde, wenn das ein Grund wäre, daß ſie deſto eher in dieſe Haushaltung hineinſtehen würde, ſagte der Junker.

Der Meyer wollte der gute Mann ſeyn, und da der Junker zeigte, daß ihm daran gelegen, daß der Rudi wohl verſorgt werde, ſagte er zu allen Worten: ja freylich und ja ja.

Er mag jetzt ſeine Schweſter oder ſonſt jemand zur Frau bekommen, ſo kann eine jede verſichert ſeyn, ich werde mich dieſer Haushaltung annehmen, ſo lang ich lebe, ſagte da der Junker noch zur Gertrud, und dann zum Vogt, aber es würde ihn doch freuen, wenn er diejenige bekommen würde, die dieſe Frau für die beſte für ihn halte. Und der Vogt ſagte noch einmal, es ſoll an ihm nicht fehlen. — Aber er keuchte und ward blaß, ſo angſt machte ihm das Geſpräch. Und da der Junker ihn bey ſeinem ja ja ſagen ſo keuchend und blaß daſtehen ſah und wohl ahndete, was es bedeute, ſagte er ihm noch: aber es iſt nicht, daß es meinethalben ſeyn müſſe, wenn es dir etwan zuwider; der Mann wird wohl verſorgt werden, daran hat's keine Noth.

Der Erztropf hätte jetzt noch einmal ſich mit Ehren herausziehen können; aber er ſagte noch einmal, es ſey ihm nichts weniger als zuwider. Doch glaubten ihm das weder der Junker noch die Gertrud, und dieſe ſagte noch halblaut: es kommt zuletzt nicht alles auf ihn an.

Er verstand das Wort noch selber und sah den Blick der Verachtung, mit dem es Gertrud ausgesprochen und denjenigen, mit dem es der Junker angehört. Sein Gefühl war von allen Seiten gestoßen und verwirrt. Er wußte, daß er gelogen. Er wollte im Herzen nicht einmal, daß der Junker glaube, was er sagte und doch that ihm weh, in diesem Blick die Verachtung zu sehen, daß er es nicht glaube. Was ihn aber am meisten empörte, war, daß er sich einbildete, es könne vielleicht möglich seyn, seine Schwester, die Meyerin, habe es mit der Gertrud selber abgeredt, daß sie ihn des Rudis halber so vor dem Junker auf den Esel gesetzt. Sobald ihm dieser Gedanke in Sinn kam, konnte er ihn nicht mehr aus dem Kopf bringen. Auch fürchtete er sich jetzt, wenn seine Frau vernehme, was er dem Junker versprochen, so werde sie ihn auf eine Weise ausschelten, wie sie es schon oft gethan habe, und der Hans Ulrich Ochsenfeißt, an den sie ihrethalben dachten, werde, wenn er vernehme, warum es des Rudis halber zu thun sey, nichts mehr von seiner Schwester hören wollen, sondern vielmehr ihm und seiner Frauen diesfalls zur Antwort schicken, wenn sie lieber eine magere Geiß als einen fetten Stier im Stall haben wolle, so möge er es wohl leiden, und sie solle seinethalben den Rudi oder jeden andern Bettler nehmen, den sie gelüste. Er ging auch heute zweymal zu seiner Schwester, um zu sehen, ob es denn auch wirklich wahr sey, daß Gertrud ihm diesen Possen gespielt. Aber er traf sie in beydenmalen nicht zu Haus an und mußte also mit seiner diesfälligen Anfrage warten, bis sie zu Haus war.

§. 27.

Glülphi spricht die Gertrud bey seinem Vorhaben, Schulmeister zu werden, um Hülf an.

Das Gespräch des guten Heirlis und des Rudis Kinder mit dem Junker und dann auch das mit dem Untervogt machte dem Glülphi lange Zeit. Er sehnte sich, sein Anliegen der Gertrud vorzubringen und sobald der Vogt fort war, sagte er zu ihr: aber, liebe Frau, sag sie mir jetzt, könnte man die Ordnung, die sie in ihrer Stube hat, nicht auch in einer Schule einführen?

Gertrud besann sich einen Augenblick und sagte dann: ich weiß nicht, aber man sollte meynen, was mit zehn Kindern möglich ist, wäre mit vierzigen auch möglich. Doch es würde viel brauchen und ich glaube nicht einmal, daß man leicht einen Schulmeister finden würde, der so eine Arbeitsordnung in seiner Schule leiden würde.

Lieutenant. Aber wenn sich einer fände, der sie gern einführen wollte, würde sie ihm dazu helfen?

Gertrud (mit Lachen). Ja freylich, wenn sich einer fände.

Lieutenant. Und wenn ich es wäre?

Gertrud. Was wäre?

Lieutenant. Der Mann, der gern eine Schule einrichtete, wie sie eine in der Stube hat.

Gertrud. Ihr seyd kein Schulmeister.

Lieutenant. Ich will's werden.

Gertrud. Ja, vielleicht in einer Stadt und in etwas, von dem man im Dorf weder Gigs noch Gags verſteht.

Lieutenant. Nein, wahrlich in einem Dorf und in Sachen, die man in allen Dörfern verſtehen ſollte.

Gertrud. Das muß ein eignes Dorf ſeyn, wo ein Herr, wie Sie ſind, darinn will Schulmeiſter werden; einmal bey Kindern, wie ſie bey uns ſind, gelüſtet kein ſo ein Herr, Schulmeiſter zu werden.

Glülphi. Das weiß ſie jetzt doch auch nicht.

Gertrud. Aber ich bilde mir's ſo ein.

Glülphi. Das ſehe ich. Aber wenn ich ſo ein Schulmeiſter ſeyn wollte, was würde ſie ſagen?

Gertrud. Es würde Ihnen leid ſeyn, wenn Sie es müßten.

Glülphi. Aber wenn ich es ſeyn wollte, würde ſie mir denn helfen?

Noch immer in der Meynung, es könne davon im Ernſt nicht die Rede ſeyn, antwortete Gertrud: ja freylich, wenn Sie hier in Bonnal Schulmeiſter ſeyn wollen, ſo will ich Ihnen helfen, was ich kann und mag.

Jetzt wandte ſich der Lieutenant an den Junker und den Pfarrer und ſagte: ihr habts jetzt gehört, ſie hat mir zweymal verſprochen, daß ſie mir helfen wolle.

Die Herren fingen an zu lachen und ſagten zur Gertrud: das iſt brav, das iſt brav, Gertrud, daß du ihm helfen willſt.

Sie fing an, etwas betroffen zu werden und ſagte: aber was iſt das? er iſt nicht Schulmeiſter in Bonnal, und wenn er's wäre, was könnte ich ihm helfen?

Beyde, der Pfarrer und der Junker; wohl freylich iſt er Schulmeiſter in Bonnal und iſt auch nicht daran zu zweifeln, du kannſt ihm bey der Art, wie er Schulmeiſter ſeyn will, helfen, wie ſonſt wenige Leute ihm helfen könnten.

Jetzt wurde das Geſpräch ernſthafter. Gertrud beharrte darauf: ſie ſey dem Herrn Lieutenant nicht das geringſte zu zeigen im Stand, wenn er wirklich Schulmeiſter werden wolle; ihre Kinder wolle ſie ihm herzlich gern in die Schule ſchicken und wenn ſie jung wäre, ſelber darein kommen.

Aber Glülphi und die Herren wiederholten, wie er Schul halten wolle, könne ſie ihm viel helfen. Zuletzt brachte ſie noch an, ich habe mit meiner Haushaltung mehr als genug zu thun, aber wenn's zuletzt, wie ich anfange zu merken, etwa darum zu thun iſt, ihm in Arbeitsart einen guten Rath zu geben, ſo weiß ich eine Frau, die das weit beſſer als ich verſteht und dazu alle Zeit hat. Sie nannte dann den Herren die Frau, die wirklich eine vortreffliche Arbeiterin und eine in allen Stücken gewandte Haushälterin iſt.

Der Lieutenant erwiederte ihr: auch dieſe kann und will ich brauchen, aber für dein Mutterherz und deine Mutterkraft gibts keinen Vicari und dieſe möchte ich in meine Schule hinein.

Gertrud erwiederte: mein Mutterherz ist kaum für meine Stube groß genug und wenn ihr unser Schulmeister werden wollt, wie ich's jetzo glauben muß, so weiß ich, ihr bringet ein Vaterherz und eine Vaterkraft in die Schule, die mein kleines Mutterherz völlig überflüssig machen wird.

Die Herren erwiederten: es ist wahr, unser Lieutenant wird ein großes Vaterherz und eine große Vaterkraft in unsere Schule hineinbringen. Dafür danken wir Gott, aber sein Herz und seine Kraft wird die Mitwirkung deines Mutterherzens und deiner Wohnstubenerfahrung nicht überflüssig machen — und Glülphi nahm sie jetzt auch bey der Hand und sagte: deine Lobrede von meinem Vaterherzen habe ich nicht verdient, aber ich will sie zu verdienen suchen und eben darum habe ich deine Hülfe nothwendig und lasse dich von deinem Versprechen nicht los, so höflich du auch immer daraus herauszuschlüpfen versuchst.

Gertrud ward jetzt still und Arner und der Pfarrer sagten zu ihr, wie dem armen, verdorbenen Dorf nur durch Erziehung der Jugend wieder aufgeholfen werden könne und wie wichtig es für dasselbe sey, daß Glülphi bey seinem Vorhaben, Schulmeister in Bonnal zu werden, alle mögliche Unterstützung finde.

Innig gerührt erwiederte jetzt Gertrud, wenn sie etwas dazu beytragen könne, so sey das ihre Schuldigkeit und sie wolle es herzlich gern thun; aber sie glaube nicht, daß sie im Stand sey, etwas dazu beyzutragen.

Die Herren boten ihr jetzt alle die Hand, dankten ihr, daß sie sich mit Glülphi der Jugend ihres Dorfs annehmen wolle, sprachen ihr Muth zu und versicherten sie, daß sie ganz gewiß vieles zu leisten im Stand sey.

Sie wiederholte noch einmal, sie wolle thun, was sie in ihren Umständen zu thun im Stand sey. Dann lobte sie noch einmal eine Margreth, die im Dorf wohne und in allen Arbeitsgattungen weit mehr verstehe als sie.

Glülphi erwiederte: daß er auch sie kennen lernen und ihre Hülfe suchen wolle.

So endete sich die Unterredung dieser Herren mit der Gertrud. Als sie fort waren, sagte sie zu sich selber: sie wollen etwas von mir, von dem ich nie ahnete, daß ich dazu fähig wäre, aber es ist mir dennoch in meinem Innersten, als wenn eine Stimme zu mir sagte: fasse Muth zu thun, was du kannst. Ich kann mir nicht verhehlen, es ist mir, wie wenn Gottes Stimme in mir selbst zu mir sagte: du mußt glauben, daß du das könnest, was man also von dir fordert.

Der Pfarrer, der Lieutenant und Arner sahen die innigste Rührung der Gertrud, und dankten Gott für die Stimmung, in der sie sie verließen und für die Hoffnungen, die sie in ihnen erregten.

§. 28.

Wenn ſich ein ſchwacher, charakterloſer Menſch doch nur gar keiner Sache in der Welt annehmen würde.

Der Untervogt war nach dem Geſpräch mit dem Jun:r und der Gertrud heute ſchon zweymal zu ſeiner Schwe:er gelaufen; aber er hatte ſie beydemal nicht angetroffen. ndlich am Abend, da er wieder zu ihr ging, traf er ſie s Haus an, und im fortdauernden Wahn, ſie habe es it der Gertrud ſelbſt abgeredt, ihn des Rudis halber bey em Junker ſo auf den Eſel zu ſetzen, war ſein erſtes Wort, as er zu ihr ſagte: ich hätte doch nicht gemeynt, daß ich eine Schweſter hätte.

Was für eine Schweſter? ſagte die Meyerin, die gar icht wußte, was er meynte.

Es brauchts nicht, daß du mich doppelt für einen Nar:n halteſt, ſagte er, und klagte fort, er habe doch nicht n ihr verdient, daß ſie ihm's ſo mache, — bis ſie zuletzt berdrüſſig ihm ſagte: wenn er einen Rauſch habe und nicht eben könne, daß man ihn verſtehe, ſo ſolle er heimgehen nd dann morgen wieder kommen.

Ich bin ſo nüchtern, als du, ſagte der Vogt, und hatte Magens halber recht; denn er hatte nicht einmal ſeinen Abendwein getrunken. Endlich kam es doch ſo weit, daß r ſagte: weißt du denn gar nicht, was mir bey der ſchönen Frauen begegnet? und auf weiteres Fragen erklärte er,

die ſchöne Frau, die er meyne, ſey Gertrud. Die Meyerin ſagte noch einmal: ich weiß kein Wort von allem. Sie ward aber doch roth, ſobald er den Namen Gertrud nannte.

Er merkte es nicht und erzählte ihr jetzt, was ihm bey ihr begegnet, und was ſie und der Junker ihm zugemuthet.

Der Athem tönte der Meyerin, als er das erzählte; aber ſie redte lange nicht und beſann ſich. Nach einer Weile ſagte ſie: und da, was haſt du ihnen geantwortet?

Vogt. Du kannſt wohl denken, ich hab' es ihnen müſſen verſprechen.

Meyerin. Daß du dem Rudi bey mir zum Beſten reden wolleſt?

Vogt. Ich hab' es wohl müſſen.

Meyerin. So? — Aber wie iſt dir jetzt? was retheſt du mir jetzt?

Vogt. Du fragſt mich nicht im Ernſt.

Meyerin. Wohl freylich frag ich dich im Ernſt.

Vogt. Wenn du mich im Ernſt fragſt, ſo weißt du wohl, daß meine Frau und ich etwas anders als das für dich im Sinn haben.

Meyerin. Ich weiß es gar wohl. Ihr habt ja erſt geſtern davon mit mir geredt, und es wird, denke ich, noch jetzt eure Meynung ſeyn.

Vogt. Du kannſt dir's wohl einbilden.

Meyerin. Ich bilde mir's freylich ein, aber dann hingegen hätte ich mir gar nicht eingebildet, daß du, weil's ſo iſt, doch dem Junker etwas anders verſprochen hätteſt.

Vogt. Zank jetzt nicht mit mir, ich bin ja sonst genug zwischen Thür und Angel.

Meyerin. Man muß es nur machen, wie du, so ist man denn bald zwischen Thür und Angel.

Vogt. Was mache ich dann?

Meyerin. Du solltest dich schämen, so bist du ein Tropf, seitdem du Untervogt bist. Ich bin ein Weibervolk, aber ich ließ mich vor keinem Menschen mehr sehen, wenn ich ein einziges Mal zum Vorschein kommen sollte, wie du jetzt, du Thorenbub.

---

§. 29.

Wenn die Milch kochet und überlaufen will, so schütten die Weiber nur ein paar Tropfen kaltes Wasser darein.

Mit dem ließ sie ihn stehen und suchte ihre Schuhe zum Wandern. Er aber suchte indessen seinen Stock und seinen Hut, ging in die Küche, ließ sich seine Schuhe putzen und sagte, da er wieder in die Stube zurückkam, zu seiner Schwester: aber wie ist's dir denn? du darfst mir am End doch wohl sagen, nimmst du den Alten mit seinen vielen Kindern?

Die Meyerin antwortete: ich will dir denn das sagen, wenn du einmal ein Mann bist, jetzt bist du ein Bub — und lief in aller Hitze von ihm weg und zur Gertrud.

Aber ſie ging ihr nicht ins Haus hinein, ſie rief nur unten an der Treppe, ſie ſolle zu ihr herunter kommen. Die Maurerin merkte an ihrem Ton an im Augenblick, daß des Untervogts Hiſtorie ſchon in ihr koche, und es war ihr nicht ganz wohl bey der Sache; aber der Rudi, der neben ihr war, erſchrak, daß er zitterte.

Der arme Mann hatte längſt allen Muth verloren und beſaß keine Art Stärke mehr, als daß er ſich in alles ſchicken und alles überwinden konnte.

Die Meyerin feuerte im Anfang, es ſey eſelköpfig, wie ſie es ihr gemacht.

Gertrud ließ ſie in einem fortreden. Dadurch ward ſie nach und nach ſtiller. Endlich ſagte ſie: warum redſt du nicht? du wirſt mir doch auch ſagen wollen, was begegnet.

Weißt du das noch nicht? und machſt ſo gar, ſagte da Gertrud, und erzählte ihr dann, wie der gute Junker mit des Rudis Kindern ſo freundlich geweſen, da ſie zu ihm zugeſtanden und ihm für die Kuh und die Matte gedankt, und wie er das Nannli (ſie kenne es wohl, es ſey das, von dem ſie geſagt, es gebe ein Engel) wohl eine Viertelſtunde auf den Armen gehabt. Ich habe auf der Welt nicht gewußt, wie ich ihm thun will. Ich hätte ihm gern etwas von dir geſagt und hätte es doch nicht gethan; aber weil's ſo in mir geſtritten, iſt da eben dein Bruder, wie wenn es hätte ſeyn müſſen, in die Stube hineingekommen, da hab ich mich einmal nicht mehr hinterhalten können. Es war, wie wenn es mir jemand

zum

zum Maul hinausgeriſſen, daß ich ſagen mußte, ja, wenn nur das gute Närrchen auch wieder eine Mutter hätte.

Meyerin. Du haſt aber mehr geſagt, als das.

Gertrud. Freylich. Der Junker hat mir da zur Antwort gegeben: man ſollte meynen, der Rudi, wie er es jetzt hat, ſollte eine Frau finden können, wo er wollte. Da gab ein Wort das andere, bis mir in Gottes Namen zum Maul heraus war, dein Bruder könnte da am beſten helfen.

Der Zorn war jetzt der Meyerin ſchon hin und ihre Hitze war vollends gegen ihren Bruder gekehrt, als ſie da fragte: was ſagte er dazu?

Gertrud. Es ſoll an ihm nicht fehlen.

Meyerin. Hat er das geſagt?

Gertrud. Ja, und das mehr als ein-, und mehr als zweymal.

Meyerin. Und der Junker, hat dieſer da nichts mehr geſagt?

Gertrud. Wohl freylich, er hat oft geſagt, du oder wer immer des Rudis Frau werde, dürfe darauf zählen, daß er ſich dieſer Haushaltung annehme, ſo lange er lebe, und zu deinem Bruder hat er da noch geſagt, es würde ihn freuen, wenn das dir ein Grund wäre, daß du es lieber thäteſt.

Meyerin. Hat er das alles ſo geredt?

Gertrud. Es ſind alle Worte wahr.

§. 30.
Eine ſonderbare Heirathsanfrage.

Da es jetzt ſo ſtill wurde, kam der Rudi hinter der Thüre hervor.

Was? — Stand der Rudi hinter der Thür und hörte zu, was Gertrud und die Meyerin mit einander redten?

Ja wahrlich, er ſtand hinter der Thüre und hörte alle Worte; aber er iſt um deswillen doch der Rudi und bleibt der ehrliche Rudi, der er vorher geweſen. Er lief der Gertrud die Stege hinab nach, nicht um hinter die Thüre zu ſtehen, ſondern hinauszugehen und der Meyerin zu ſagen, ſie ſolle in Gottes Namen mit ihm machen, was ſie wolle, aber ſie ſoll es einmal auch an der Gertrud nicht zürnen und es ihr nicht nachtragen, daß ſie ſeinethalben an ſie gedacht. Aber da er ſie unter der Thüre ſo laut reden hörte, durfte er nicht weiter und wartete da, bis es ſtiller wurde; dann kam er hervor und ſagte ihr, was er vor einer Viertelſtunde vor Schrecken nicht konnte.

Die Meyerin zog den Fuß hinter ſich und ſah ihn drey Schritt vom Leib vom Kopf bis zu den Füßen an, da er ſo hinter der Thüre hervor und gegen ſie zu kam. Aber, was ſie nicht dachte, der Mann, der jetzt ſo mit der Kappe (Mütze) in der Hand vor ihr ſtand und in jeder Ader zeigte, daß er nichts hoffe, nichts für ſich rede, nicht um ſeinetwillen da ſeye, viel weniger um ſeinetwillen hinter der Thüre geſtanden, gefiel ihr ſo wohl, daß ſie jetzt vor ihm ganz ſtill ſtand und den Fuß nicht mehr hinter ſich

ſey, ihn auch nicht mehr vom Kopf bis zu den Füßen anſah, ſo nahe er jetzt auch an ſie zuſtand. Er aber achtete es nicht, weder daß ſie nicht mehr zurückwich, noch daß ſich die Art, wie ſie ihn anſah, geändert, und ſagte, faſt ohne zu denken, daß es noch ſeyn könnte oder ſeyn ſollte, ſie ſolle ihm verzeihen, er wiſſe wohl, daß es zu viel von ihm ſey, daß er an ſie gedacht, aber er habe einmal auch jemand Rechten nöthig.

Sie gab ihm zur Antwort: ich kann dir in Gottes Namen keine Hoffnung machen.

Aber er ſagte nichts und durfte nichts ſagen und ſtand da, wie ein Menſch, der hungert und nicht ſagen darf, daß er gern ein Almoſen hätte.

Die Meyerin ſah wie durch ein Fenſter in ihn hinein und ſagte zu ſich ſelber: ſo einen herzguten Kerl hab' ich in meinem Leben nie vor mir zu ſtehen geſehen; zu ihm aber: pfui, wie du auch daſtehſt; es iſt nicht anders, als du wolleſt ein Almoſen um Gotteswillen.

Der Rudi erwiederte: ich bin noch nie vor jemand geſtanden, wie wenn ich bettelte, aber ich ſpüre wohl, daß ich vor dir daſtehe, wie du ſagſt.

Meyerin. Du mußt eben auch vor mir nicht ſtehen, wie wenn du betteltеſt.

Rudi. Wie muß ich denn vor dir ſtehen, und was muß ich machen, anſtatt Bettelns, das mich einmal jetzt ankommt?

Meyerin. Du mußt meiner gar nicht in Acht nehmen.

Rudi. Dann will ich doch lieber noch fortfahren mit dem Betteln.

Meyerin. Ja — ſo ſag ich dir dann helf dir Gott.

Rudi. Wenn du mir recht helf dir Gott ſagſt, ſo gehts mir nicht übel.

Meyerin. Nun, wenn du das willſt, da haſts: — helf dir Gott, Rudi!

Rudi. Ja, das iſt mir nicht das rechte helf dir Gott.

Meyerin. Ae, was wäre dir denn das rechte helf dir Gott?

Rudi. Wenn du mir die Hand darauf geben würdeſt, daß du mir auch helfen wolleſt, das wäre mir das rechte helf dir Gott.

Meyerin. So? — Du biſt doch kein Narr, Rudi.

Rudi. Ich glaub's wohl, aber es hat doch auch nicht bald einer in der Welt ein ſolches Almoſen ſo nöthig.

Meyerin. Aber warum ſoll ich dir es geben? Du kannſt ja vor mehr Häuſern ſo betteln.

Rudi. Das thue ich jetzo nicht.

Meyerin. Nur, nur — thu, was du willſt. Aber gehe jetzt wieder hinter die Thüre, wo du hergekommen und laß uns allein. — Und hiemit nahm ſie Gertrud an Arm, ging mit ihr etliche Schritte und wußte nicht, was ſie ſagen wollte.

Gertrud rühmte von neuem den Rudi und ſeine Haushaltung und die Meyerin hörte zu, wie in der Kirche, fragte einmal über das andere: wie iſt jetzt das? was ſagſt

du? Am End ging ſie ſo freundlich von ihr weg, als ſie unfreundlich zu ihr gekommen.

§. 31.

Wie ſich der Menſch an Seel und Leib krümmt und windet, wenn er etwas will, und meynt, er wolle es nicht.

Und dann daheim ſaß ſie hinter den Ofen, machte kein Licht, bis es ſtockfinſter war, und als ſie ins Bett ging, wollten ihr die Augen nicht zu; was ſie auch machte, ſie mußte nur an ihn ſinnen.

Sie meynte freylich, ſie könne ihn nicht nehmen, ſagte dann aber doch in ihrem Staunen: ich wollte gern, ich könnte ihn nehmen, aber es kann nicht ſeyn — ſo alt — und ſo viel Kinder — es kann nichts daraus werden; — und doch ſtund er ihr immer vor Augen, und es war ihr völlig, wie wenn jetzo im Bett ihr jemand vor den Ohren die gleichen Worte wieder ſagte, die er vorher zu ihr geredt; ſo lebhaft kam ihr alles von ihm vor; und auch mit dem, was der Junker geſagt, gings ihr alſo. Einmal ſagte ſie doch zu ihr ſelber: wenn ich ihn nehmen würde, ſo müßte mir der Junker beym erſten Kind zu Gevatter ſtehen.

Auch der reiche Vetter, den ihr der Untervogt und ſeine Frau geben wollten, kam ihr jetzt vor, und ſie hat, ſeitdem man ihr von ihm geredt, noch niemals ſo viel an ihn

gedacht, als dieſe Nacht. Sie hat ihn aber, ſeitdem er aus der Fremde zurückgekehrt, nur ein paarmal geſehen. Das erſtemal an ſeiner Schweſter Hochzeit; er ſaß gerade vor ihr über und fraß Speck, daß ihm das Fett davon auf beyden Seiten vom Mund herabtriefte. Das anderemal traf ſie ihn im Dorf an, da er eben eine Sau metzgete und ihr die Hand tief in Hals hineinſteckte und das warme Blut darüber herunterlaufen ließ, wie wenn er Freud daran hätte.

Sie verglich jetzt die beyden denn auch. Er ſtund ihr mit dem Speck an dem Maul und dem Blut an den Händen, wie der andere mit ſeiner Kappe vor den Augen, und ſie ſagte einmal: es iſt bald richtig, wenn ich einen von beyden haben müßte, ſo wäre es ſicher eher der gute alte Kerl, als das Wurſtmaul mit ſeinen Hangbacken. Und ein andermal: nein, einmal wenn das ganze Dorf ſein wäre, ich wollte ihn nicht; aber es muß ja keiner von beyden ſeyn.

Sie entſchlummerte erſt gegen Morgen, und da träumte ihr noch von dieſem Wurſtmaul mit den Hangbacken; ſie ließ im Traum einen Schrey, wie wenn man ſie mörden wollte, ſo daß das Kind, das neben ihr ſchlief, erwachte und zu ihr ſagte: wie ſchreyſt du auch, iſt dir etwas begegnet?

§. 32.

Auch der beste Mensch kann immer nur halb, was er gern will.

Als der Junker diesen Abend heimkam, beschäftigte er sich ununterbrochen mit den Sorgfaltsmaaßregeln, die er vorhatte, seinem armen Bonnal wieder aufzuhelfen. Er hatte vor ein paar Tagen einem großen Viehhändler sagen lassen, er solle auf morgen einige Duzend Geißen nach Bonnal bringen, die man ihm dort abkaufen werde. Er that es nämlich, wie ihr schon wißt, wegen der vielen armen Haushaltungen in Bonnal, die für ihre Kinder Jahr aus und Jahr ein auch keinen Tropfen Milch zu sehen bekommen, da doch die Gemeind einen großen Weidgang besitzt, auf dem sie Kühe und Geiße sömmern könnten, so viel sie nur wollten. Aber wie jetzt eine Ordnung in Bonnal ist, benutzten diesen Weidgang nur die Reichen. Der Junker wollte diesem Unrecht ein Ende machen und dafür sorgen, daß auch die ärmste Haushaltung wenigstens eine Geiß besitze und ihr diesfälliges Recht doch auch im Kleinen benutzen könne, wie die Reichen es im Großen benutzen. Er nahm sich desnahen vor, jeder armen Haushaltung das Geld zu einer Geiß vorzuschießen; dann hatte er auch einige hundert Bäume aus seinen Baumschulen ausgraben und nach Bonnal führen lassen, zum Theil, um sie jedermann, der Bäume auf seinem Land setzen wolle und dazu schickliche Plätze besitze, auszutheilen, zum Theil aber, um sie zu dem großen Baumgarten zu benutzen, den er auf dem

Ried anzulegen beſchloſſen hat. Er hatte nämlich auf dieſem Ried einen großen Platz dazu beſtimmt, wo einſt das Volk in Bonnal das Feſt der dankbaren Armuth feyern und unter dem Schatten dieſer Bäume mit ihren Verhältniſſen zufrieden und dankbar gegen Gott und Menſchen ſich alljährlich an einem ſchönen Herbſttag mit den Früchten dieſer Bäume erquickt und jede Haushaltung einen Wintervorrath davon in einem feyerlichen Zug mit ſich nach Hauſe bringen könne. Er hatte dieſe Entſchlüſſe ſchon beyde gefaßt, ehe er den Baumwollen-Meyer kannte, aber jetzt verband er ſie mit den weitführenden Anſichten dieſes Mannes in Rückſicht auf die Mittel, dem armen, verwilderten und zu Grund gerichteten Volk in Bonnal wieder aufzuhelfen und faßte, indem er die Urkunde dieſer Stiftung, die er morgen dem Pfarrer übergeben wollte, zu ſich nahm, vorzüglich ins Aug, wie es ihm möglich ſeyn werde, durch alle dieſe Schritte allmälig die beſten Einwohner Bonnals für ſeine allgemeine Zwecke zu gewinnen und einen perſönlichen Eifer dafür in die einzelnen Haushaltungen des Dorfs hineinzubringen, und indem er über die Folgen dieſer Urkunde ſo bey ſich ſelber nachdachte, ſagte er zu ſich ſelber: ich muß auch eine ſolche über die Wahl meiner Vorgeſetzten errichten. Die Anſichten des Baumwollen-Meyers über dieſen Gegenſtand ſcheinen mir entſcheidend richtig und will's Gott helfen mir die Verbindungen, die wir mit den bravſten Leuten im Dorf anzuknüpfen ſuchen, bald dahin, daß einige Männer im Dorf, die jetzt nur halb brav und halb brauchbar ſind, an unſrer Seite ganz brav werden. Aber das braucht Zeit und die muß man abwarten. Jetzt

iſt's ſchlimm. Wo nichts iſt, da findet man nichts, und ob ich oder das Volk oder wer immer die Vorgeſetzten wählen, das iſt für jetzt gleich viel. Wo keine brave und brauchbare Leute ſind, da kann man auch keine brave und brauchbare Vorgeſetzten finden, und der Vorſchlag, ſie unter ſolchen Umſtänden durch eine gute Wahlordnung zu finden, iſt eben ſo unausführbar, als derjenige, durch eine gute Wahlordnung unter Blinden einen Mann mit Luchsaugen auszuſuchen und zu finden.

§. 33.

Zuſammenhang des Mutterherzens mit dem innern Weſen einer guten Schule.

Immer mit dem Gedanken ſeiner Schulſtube beſchäftigt, die er auf eben die Fundamente, auf die Gertrud ihre Wohnſtube gebaut, gründen wollte, fand Glülphi die gröſste Schwierigkeit in der weſentlichen Verſchiedenheit, die ſich zwiſchen Wohnſtube und zwiſchen der Schulſtube befinde. Er fühlte dieſe Schwierigkeit in ihrer ganzen Ausdehnung und ſagte mit Lebhaftigkeit zu ſich ſelber: in der Wohnſtube geſchieht alles Bildende, das darinn geſchieht, in Rückſicht auf das Kind durch den Glauben des Kinds an Vater und Mutter, und durch eine in ihrer ſinnlichen Natur unauslöſchlich inwohnende Sorgfalt und treuer Liebe für ihr Kind. Dieſes beydes hat im Verhältniß zwiſchen

Schulmeiſter und Schulerkindern durchaus nicht mit eben dieſer Belebung und mit eben dieſer Kraft ſtatt. Der Schulmeiſter iſt dem Kind nicht Vater und nicht Mutter und kann es nicht ſeyn. Die Urſache, welche das Kind von der Wiege an zum Glauben, zur Liebe und zum Gehorſam gegen Vater und Mutter erheben, ſind in der Schulſtube nicht da, und es iſt unmöglich zu denken, daß die ſittlichen, geiſtigen und Kunſtanlagen unſers Geſchlechts ſich in dieſer Stube durch den Glauben der Kinder an den Schulmeiſter ſo einfach entfalten und ſich gleichſam von ſelbſt ergeben, wie dieſes in der Wohnſtube bey Vater und Mutter der Fall iſt. Er überzeugte ſich ganz, der nöthige Gehorſam und die nöthige Anſtrengung der Kinder gehe in der Schule durchaus nicht aus dem Glauben der Kinder an den Schulmeiſter hervor, ſondern müſſe einerſeits und vorzüglich durch den Glauben der Kinder an Gott und an Gottes Wort, anderſeits aber dadurch, daß die Kinder von den Gegenſtänden, die ſie der Schulmeiſter lehrt, tief in ihrem Innerſten ergriffen und zur Ueberzeugung gebracht werden, daß die Grundlage alles deſſen, was er ſie lehrt, eigentlich in ihm ſelbſt liege und von ihm eigentlich nur aus ihnen ſelbſt hervorgelockt und entfaltet werden. Er fühlte in dieſer Rückſicht auch tief, wie ſehr jeder Unterrichtsgegenſtand pſychologiſch tief erkannt und bearbeitet werden müſſe, wenn er den Kindern auf eine Art beygebracht werden ſoll, daß er die Kinder auf dieſe Art ergreife und feſſele. Er ſagte zu ſich ſelber: das Kind muß durch ſeinen Unterricht zum Enthuſiasmus im Gefühl ſeiner ſelbſt und ſeiner Kraft gebracht werden. Es

muß zur höchſten Feſtigkeit des Willens erhoben werden, das in ſeiner Lage und in ſeinen Umſtänden zu werden, was es in denſelben, vermög ſeiner Kräfte und ſeiner Anlagen, werden kann. Der Unterricht muß es dahin erheben, daß er ihm gleichſam als Vater und Mutter vorkommt, um ſich durch ihn ſelbſt zu verſchaffen, was dieſe ihm vorher gaben und zur Hand brachten. Er muß ihm als das heilige, durch ſeine Kräfte und Anlagen in ihm ſelbſt liegende Mittel, ſich aus der ſittlichen, geiſtigen und Berufsunmündigkeit zur diesfälligen allſeitigen Selbſtſtändigkeit zu erheben, ins Aug faſſen. Bey dieſer Anſicht des Gegenſtands konnte es nicht fehlen, er mußte zu ſich ſelber ſagen: die Aufgabe, die ich über mich nehme, iſt über meine Kräfte, aber ich will zur Auflöſung derſelben thun, was ich kann. Mein Wille iſt feſt und die Erfahrung wird mich weiter führen. Ich muß mich jetzt, ſagte er ferner, in meinem Vorhaben als einen Neuling anſehen und denken, wenn Gertrud zu der Zeit, da ſie den Lienhard geheirathet, gewußt hätte, wie viel ſie lernen und ſelber wie viel ſie ſogar leiden mußte, um für ihren Mann und für ihre Kinder zu werden, was ſie jetzt für ſie iſt, ſie hätte es wohl bleiben laſſen, ihn zu heirathen; ſie hätte gewiß nie geglaubt, daß ſie für ihre Verhältniſſe werden konnte, was ſie ſeyn mußte, um nicht mit ihrer ganzen Haushaltung ins tiefſte Elend zu verſinken — und doch iſt ſie es geworden. Die Erfahrung hat ihr inneres gutes Herz zu allem hingeführt, was ſeyn mußte und noth that. So wird es mir auch gehen. Ich weiß nicht, was mir vorſteht. Tauſend und tauſend Unannehmlichkeiten und

Schwierigkeiten werden mir aufſtoßen, an die ich jetzt nicht denke, aber Zeit und Erfahrung werden mein, ſich meinem neuen Zweck weihendes Herz ſicher zu allem dem hinleiten, was in meiner Lage noth thut, und mich, indem ich es thue, zu den Anſichten und Kräften bilden, die ich in meiner Lage nothwendig habe. — So munterte er ſich im Gefühl ſeiner neuen Laufbahn auf und gewann mitten im Gefühl ihrer Schwierigkeiten durch das Beyſpiel der Gertrud neuen Muth.

§. 54.

Ein Blick in den Zuſammenhang einer wahrhaft väterlichen Dorfverſorgung mit den höhern Zwecken und Anſichten der Staatskunſt.

Und Arner, der von ſeinen Jünglingsjahren an und beſonders in ſeiner akademiſchen Laufbahn die einzelnen Angelegenheiten des Volks im Zuſammenhang mit der Staatsgeſetzgebung und Staatsadminiſtration ins Aug zu faſſen gewohnt war, und über dieſen Gegenſtand ſchon ſeit langem mit dem Miniſter des Herzogs, Bylifsky, der von Jugend auf ſein Freund war, in einem vertrauten Briefwechſel ſtand, fand die Anſichten, die der Baumwollen-Meyer über die Möglichkeit der Wiederherſtellung ſeines verdorbenen Bonnals ſelber als Staatsſache ſo wichtig, daß er ſchon am Sonntag Abend folgenden Brief an Bylifsky ſchrieb.

Lieber, lieber Freund!

Man ſucht ſo oft in weiten Fernen, was einem vor der Naſe liegt, und in Syſtemen, Büchern und Wiſſenſchaftslehren, was der Bauer im Dorf weiß. Eigentlich ahnete es mir ſchon lange, man höre aus dem Mund gemeiner Menſchen oft Wahrheiten, die man in den Büchern umſonſt ſucht; aber in dem Grad, als ſich dieſe Wahrheit mir geſtern durch die Erfahrung beſtätigt, habe ich ſie doch nicht geahnet und hätte ſie auch nicht möglich geglaubt. Ein gemeiner Bauer in Bonnal, der aber durch ſeinen Baumwollenhandel reich geworden, hat mich ganz mit der ſchwierigen Lage, in der ich mich in Rückſicht auf meine Herrſchaft befinde, wieder verſöhnt. Du weißt, wie oft ich dir ſchon geſagt habe, welch elend Ding es um den Beſitz unſrer Herrſchaften iſt. Wir erben unſere Leute, wie wir Schafe, Pferde und Ochſen auch erben, aber mit dieſen erben wir doch zugleich auch für ſie ihre Ställe und vielſeitig eingerichtete Mittel, ſie gut zu beſorgen. Die Menſchen nicht ſo. Wir erben ſie nur gar zu oft in einem Zuſtand, wie Vieh, das auf großen Waidiſtrikten, die weder Zaun noch Marchen haben, wild herumlauft, und das man mit Hunden und Jägern zuſammentreiben muß, wenn man auch nur erträglich gutes Stall- und Brauchvieh aus ihm machen will.

Lieber! Sag mir nicht, das Bild ſey zu grell. Du weißt, wie es mich erſchreckte, da mein Großvater geſtorben und ich dadurch in den Fall kam, als Erb von ihm, ſeine Herrſchaft anzutreten. Freund! Ich fand das Ue-

bel, das ich fürchtete, noch weit größer, als ich es geglaubt habe. Ich hielt es beynahe unheilbar. Du kannst also denken, wie mein Herz sich erhebt, da mich jetzt der Meyer in Bonnal zur Ueberzeugung gebracht hat, daß keine Menschenübel unheilbar sind, daß im Gegentheil die Mittel, die alten Zwecke meines Lebens zu erzielen und meinen Leuten zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen sey, in ihnen selbst offenbar liegen, wenn man nur seine Augen vor ihnen nicht zuschließt, sie da zu sehen und zu suchen, wo sie ihm wirklich an der Hand liegen. Ich habe seit einigen Tagen mitten in der Entdeckung eines allen Glauben übersteigenden Greuellebens in Bonnal einzelne Menschen von einer Lebensweisheit und von einer Kraft in allem, was menschlich ist, gefunden, in deren Daseyn die Mittel, dem Verderben des Dorfs im allgemeinen entgegen zu wirken, mit einer Sicherheit vorliegen, die ich dem lieben Gott nicht genug danken kann. Schon ist eine wahre Freude in meinem Innern aufgegangen, daß ich die Herrschaft, deren Besitz ich so lange fürchtete, und die mir, bis auf wenige Wochen, eine drückende Last war, wirklich besitze. Ich kann nicht sagen, in welch einem Grad mich der Baumwollen-Meyer darüber entzückte, daß er mir die Ursachen der herrschenden Zeitirrthümer in der Behandlung des gemeinen Volks mit einer Klarheit vor Augen gelegt, wie ich sie in meinem Leben noch nie vor Augen gehabt habe. Er machte mich z. E. tief fühlen, wie unser gewöhnliches herrschaftliches Almosengeben die Uebel, denen sie abhelfen sollten, in einem hohen Grad noch vermehren und denn noch mehr, wie die Folgen un-

ſerer geiſt- und ſeelenloſen Polizey- und Juſtizformeln, beſonders ſeitdem ſie in die Eisſchollen unſerer neuen, wiſſenſchaftlich geheißenen Anſichten eingetunkt ſind, eben ſo die Uebel, denen ſie vorbiegen ſollten, ins Unendliche vermehren. Hingegen zeigte er mir denn wieder auf der andern Seite mit der auffallendſten Klarheit, wie es möglich wäre, auch den durch unſere Zeitverirrungen in das tiefſte Verderben verſunkenen Dörfern durch einen belebten Einfluß der bravern Leute im Dorf wieder aufzuhelfen, wenn dieſe für dieſen Endzweck unter einander in Verbindung gebracht und in derſelben benutzt würden. Doch ſo groß dieſer Gedanke des Mannes auch iſt, ſo weit er auch führt und ſo ſehr er mich in meinem Innerſten ergriffen, ſo darf man ſich freylich auch nicht verhehlen, daß ſeine Ausführung in unſerer Zeit in vielen Rückſichten, beſonders in unſerm Land, im höchſten Grad ſchwierig ſeyn wird, und daß man ſich beynahe nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln darf, durch ſolche Verbindungen der beſſern Leute in den Dörfern ſelber etwas Solides und Weſentliches für dieſelbe in einem Land zu Stand zu bringen, in welchem ein öffentlicher und verkappter Unglauben an allem wahrhaft Göttlichen und Ewigen, der dem Thierſinn der Menſchennatur nach allen Richtungen Thür und Thor öffnet und ihn dadurch zu aller Unaufmerkſamkeit, Hartherzigkeit und Gewaltthätigkeit gegen die Schwäche unſers Geſchlechts nicht nur hinlockt, ſondern gleichſam bevollmächtigt, und allen ſeinen Mißgriffen noch von oben herab das Wort redet und Schutz ſchafft, wie dieſes, ſeitdem Helidor in unſerm Land herrſcht, der Fall iſt. Die

Unterredung mit diesem Meyer hat mich, beynahe stärker, als ich es vorher je that, fühlen gemacht, daß man in einem solchen Land von oben herab nichts mehr hoffen darf, als höchstens, daß in demselben dem Viehschaden, in so weit es den Annehmlichkeiten der Jagd- und Spazierrechte aller Müßiggänger nicht nachtheilig, etwas mehr gehütet werde; desto tröstlicher und erquickender war mir denn die Ansicht, die er mir heiter gemacht, daß, wenn auch von oben herab so vieles mangelt, das zu einer guten und heilsamen Führung des Volks gethan werden sollte und hingegen so vieles geschieht, das einer solchen geradezu entgegen steht, so sey doch auf der andern Seite noch so viel Gutes in der Tiefe des Volks selber, das früher oder später zur Wiederherstellung eines bessern Zustands desselben benutzt werden könne. Und es ist wahr, man muß es Gott danken, daß auch selber in tief verdorbenen Völkern, so lange in denselben nicht alle Spur des alten christlichen Lebens ausgelöscht ist, und so lange das Volk in denselben im allgemeinen nur noch in der Bibel liest, betet und fleißig arbeitet, so findet man in denselben ganz gewiß noch immer Kräfte und Mittel, dem Verderben desselben Einhalt zu thun und den Quellen seines Unglücks mit mehr oder minderm Erfolg entgegenzuwirken.

Lieber Freund! So schwierig auch mein Augenblick noch hiefür ist, und so sehr der Erfolg, den ich hoffe, für mich noch im weiten Feld steht, so hat dieser Mann doch unaussprechlich große Hoffnungen in mir rege gemacht. Aber fürchte dich nicht. Er ist kein Träumer. Er führt mich sicher nicht in die Wolken hinauf, in denen dein

Herzog

Herzog und du so lange von Winden herumgetrieben worden, ehe ihr euch eurer Luftschlösser halber zur Ruhe begabet. Nein, Gott Lob! mein Mann ist wahrlich kein Träumer. Er steht mit seinen Ansichten und Bestrebungen so fest in der Wahrheit und Bestimmtheit des positiven, wirklichen Lebens und seiner Mittel und Kräfte, als ich nicht leicht jemand kenne, der in seinen Ansichten und Bestrebungen so fest darinn steht. Er kennt das, was dem Segen des häuslichen Lebens beym Volk im Weg steht und auch das, was denselben fördert, mit einer Genauheit und beurtheilt dasselbe mit einem Scharfblick, daß mir diesfalls in Rücksicht auf Bonnal nichts zu wünschen übrig bleibt. Aber es ist mir dennoch alles daran gelegen, daß dir hierüber auch nicht der geringste Zweifel aufsteige; darum füge ich noch bey, Glülphi, den du kennst und dessen ausgedehnten und sichern Erfahrungstakt du mir so oft gelobt, ist mit mir in Rücksicht auf den Werth dieses Mannes und die Wichtigkeit und Sicherheit seiner Ansichten vollkommen einverstanden, und was dir vielleicht weniger wichtig, mir aber unendlich angenehm ist, ist, unser gute Pfarrer, der unter meinem armen Großvater so viel von seinem Glauben an die Menschen verloren und in gewissen Rücksichten seit vielen Jahren fast gar keinen mehr hatte, glaubt in Rücksicht auf die Möglichkeit, Bonnal wieder aufzuhelfen, an Glülphi und seine Ansichten, wie ans Evangelium. Wir gehen morgen alle drey, der Pfarrer, Glülphi und ich, zu einer armen Maurersfrau, von der der Baumwollen-Meyer behauptet, ihre Wohnstube sey ein Bild der vollkommensten Dorfschule,

die man ſich denken könne. Ich kenne dieſe Frau als Mutter und Ehefrau. Sie iſt in dieſer Rückſicht ohne ihres gleichen. Ich bin ungeduldig, zu ſehen, wie weit ſie in Rückſicht auf Unterricht und Schulführung auch dem entſpricht, was der Meyer von ihr ſagt. Sobald ich ſie geſehen und von ihr weg bin, ſchreibe ich dir wieder. Jetzt habe ich nicht Zeit. Mein Kopf und mein Herz iſt zu voll, um diesfalls weitläufiger ſeyn zu können. Lebe wohl. Meine Frau grüßt dich herzlich.

Arner.

Gleich nach dem Beſuch bey der Gertrud ſchrieb er einen ſehr weitläufigen Brief an ihn, darinn er den Eindruck, den ihre Baumwollenſpinnerſtube, als Beyſpiel und Model der erſten und beſten Schulſtube, die er in ſeinem Leben geſehen, auf ihn, auf den Pfarrer und auf Glülphi gemacht, auf eine Weiſe beſchrieb, daß ich faſt die nämlichen Worte wiederholen müßte, mit denen ich dieſen Eindruck ſelber beſchrieben, wenn ich ihn wörtlich hier einrücken wollte. Ich weiſe alſo diesfalls auf §. 17 und §. 25 hin. Nachdem er in dieſem Brief lange von der Gertrud und allem ihrem Thun geredt, kam er wieder auf die Anſichten des Baumwollen-Meyers, von der Möglichkeit, dem ſo tief zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen und es allgemein wieder zu einem braven, chriſtlichen Dorf zu machen, zurück. Er zeigte in dieſer Rückſicht den Zuſammenhang der Anſichten des Meyers mit dem, was Gertrud in ihrer Wohnſtube leiſtet, und ſchloß dann den Brief endlich mit dieſer Stelle: die Anſichten

des Meyers auf das, was für meine Zwecke in Bonnal zu thun sey, beschränken sich

1) auf die Organisation einer Schulstube, die mit dem bildenden Einfluß des häuslichen Lebens, wie dieses sich in der Gertrud Stube ausspreche, in gehörige Uebereinstimmung gebracht werde;

2) auf eine Vereinigung der bravern Leute, die sich noch in Bonnal befinden möchten, mit dem Schloß und dem Pfarrhaus, um durch sie einen sichern, bestimmten und wirksamen, allgemeinen Einfluß auf die Haushaltungen des Dorfs zu erhalten, und endlich

3) auf die Organisation einer Wahlordnung für die Vorgesetzten, durch welche dem schrecklichen Einfluß, den schlechte Vorgesetzte im Dorf haben, in die Zukunft vorgebogen werden könne.

---

§. 35.

Die Frage: „was man Volksbildungshalber thun dürfe?" läßt sich nur durch die vorhergehende richtige Auflösung der Frage: „was man Volksbildungshalber thun müsse?" beantworten.

Arner unterhielt sich auch diesen Abend mit Glülphi über die segensreichen Folgen, die es haben müsse, wenn die Kunstkräfte des Volks, die aus der elementarischen Bil-

dung zum Rechnen, Meſſen und Zeichnen nothwendig hervorgehen, allgemein entfaltet werden könnten, ſagte aber zugleich, der Gedanke ſey ihm neu und bis jetzt habe er immer geglaubt, eine ſo weit führende Bildung könnte das Volk dahin führen, daß die niedrigen, aber nothwendigen Geſchäfte im Land niemand mehr gern thun würde, oder daß man ſie unverhältnißmäßig theuer bezahlen würde.

Glülphi's erſte Antwort über dieſe Einwendung war nur ſpöttiſch. Dann ſagte er: es ſteht in einem Land ſehr gut, wenn Dinge, die niemand gern thut, ſehr theuer bezahlt werden müſſen. Es klagt ſich kein Menſch, wenn ein Jagdhund, der ſehr gut iſt, auch ſehr theuer bezahlt werden muß, und es wäre gewiß für das Land gut, wenn die arme Jugend in demſelben lieber bey Vater und Mutter Waſſer und Brod eſſen, als ſich als Kammerdiener und Kammermädchen anſtellen und herumhudeln ließen, und es wäre ganz gewiß kein Schaden, wenn jeder Kammerdiener und jede Kammerjungfer das doppelte koſten würde, um das ſie jetzt feil ſind.

Von dieſer Seite haben Sie wohl recht, ſagte Arner, und ich finde mit Beyſeitsſetzung Ihres Scherzes über den Kaufpreis der Kammerdiener und der Kammermädchen ſogar, es wäre dem Land im Ganzen ein großer Nutzen, wenn jeder, tauſend und mehr Juchart Land beſitzenden, Edelmann heute noch finden würde, die Beſorgung ſeines Lands durch Taglöhner käme ihm zu theuer und es wäre beſſer, wenn ſeine tauſend Jucharten in zwanzig kleine

Gütchen abgetheilt wären und er ſie alſo vertheilt an Pächter geben oder gern als Eigenthum an ſie veräußern würde.

Aber der Herr Pfarrer meynte, durch ein Kunſthalber ſo weit geführtes Raffinement, ſelber in Erwerbsſachen, würden im Volk die Fundamente ſeiner Unſchuld, ſeiner Zufriedenheit und ſeines Hausſegens untergraben.

Glülphi erwiederte ihm: Herr Pfarrer, Sie reden, als wenn Sie nicht in unſerer Welt lebten. Was will man von Unſchuld, Ruhe und Zufriedenheit im Volk ſagen, wo ein Hummel in einem Land leben kann, ohne daß er bey dem erſten Duzend ſeiner Spitzbubenſtreiche entweder von der Obrigkeit gehenkt oder vom Volk todtgeſchlagen wird? —

Das iſt ſtark, das iſt ſtark, Herr Lieutenant! ſagte der Pfarrer. — Aber ſie traten jetzt näher in die Unterſuchung dieſes Gegenſtands.

Glülphi war der erſte, der ſelbſt ſagte: die Gefahren, das Volk oberflächlich, einſeitig beym wenig können zum viel wiſſen zu führen, ſind entſchieden, hingegen aber ſind auch die Vortheile, das Volk beym verhältnißmäßig wenigen wiſſen zu vielem können zu führen, eben ſo entſchieden. Es kommt beym Weitführen des Volks, ſetzte er hinzu, alles darauf an, ob man es in der Wahrheit ſeiner Kräfte, oder ob man es im Trug ſeiner Kraftloſigkeit durch Kenntniſſe und Fertigkeiten weiter führe, die nicht ſolid, ſondern nur oberflächlich ſind.

Die Herren waren einſtimmig, alle Kenntniſſe und Fertigkeiten, die nicht auf einer genugſamen Entfaltung

der Grundkräfte der Menſchennatur ruhen, die ſie ſelber vorausſetzen, können durchaus nicht harmoniſch auf das Ganze unſrer Bildung einwirken, folglich auch nichts Weſentliches zur Entfaltung unſrer Menſchlichkeit ſelber beytragen und folglich auch mit den weſentlichen Zwecken der Menſchenbildung nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden. Um alſo einen wahren Vorſchritt der Volkscultur zu erzielen, müſſe man die Unterrichtsmittel der Kinder auf die möglichſte Weiſe vereinfachen und ſie auf die pſychologiſchen Elemente der Entfaltung des ganzen Umfangs unſerer Kräfte und Anlagen zurückführen; wenn dieſes aber geſchehe und bey der Volksbildung mehr die Kräfte und Anlagen der Kinder des Volks an ſich ſelbſt entfaltet, als die einzelnen Reſultate derſelben erzielt werden, ſo werde dadurch den Gefahren, die durch ein unpſychologiſches Weiterführen des Volks für daſſelbe wirklich herbeygeführt werden können, durch ſeine Entfaltungsweiſe ſelber vorgebogen und in ſeinen Quellen Einhalt gethan. Sie ſagten ferner: Das Einfache führt durch ſein Weſen zum Soliden, und indem es das thut, führt es nur diejenigen weit, denen ihr Schöpfer ſelber Kräfte, weiter geführt zu werden, gegeben. Indeſſen aber, daß dieſes geſchieht, d. h. indeſſen, daß durch eine pſychologiſch elementariſche Bildung nur diejenigen ausgezeichnet weiter vorrücken, die wirklich ausgezeichnete Anlagen haben, fallen die Vortheile ihrer höhern Bildung dennoch ſegnend auf die Maſſe des Volks, d. h. auf diejenigen im Volk, die keine ausgezeichnete Anlagen haben, und die es in keiner Kunſt und Wiſſenſchaft weit bringen werden. Aber

wenn man bedenkt, daß ein einziges, vorzüglich gut geführtes Genie ſeinen Mitmenſchen, ſeiner Stadt, ſeinem Dorf ſittlich, geiſtig und ökonomiſch mehr dienen kann, als hundert und hundert von denjenigen, die zu nichts geſchaffen ſind, als mitzulaufen, wohin man die Heerde hintreibt, ſo fallen die Vortheile einer ſoliden Volksbildung nicht nur in die Augen, ſondern es fällt ſogar auf, daß eine ſolche vorſchreitende Bildung beſonders in unſern Tagen dem Volk und dem Land nothwendig iſt, und wenn's auch nur wäre, um dem namenloſen Schaden entgegen zu wirken, den die zahlloſen verbildeten Halbköpfe unſerer Zeit über die Menge ihrer verwahrloſten, ſchwachen Mitmenſchen verbreiten. Wenn man, ſagte der Lieutenant, dieſe Geſichtspunkte ins Aug faßt, ſo kann man nicht anders, als mit Hoffnung und Sehnſucht an einen Zuſtand denken, in welchem der Menſchheit hierin beſſer Vorſehung gethan würde, als gegenwärtig geſchieht, und dieſe Sehnſucht muß in dem Grad in uns lebendig werden, als man bedenkt, wie ſehr ſich ſeit 50 Jahren die Umſtände in einem großen Theil von Europa diesfalls geändert haben. Vor dieſem Zeitpunkt war alles gar einfach. Das Volk ſuchte nur beym Feldbau ſein Brod. Das Land war wohlfeil, der Feldbau nicht künſtlich. Wir hatten hundert und hundert reiche Bauern, die wenig brauchten und ſich dadurch bey jedem Unglück, ſelber bey Kriegs-, Feuers- und Waſſersnoth, ſchnell wieder erhoben; jetzt braucht der halb verarmte Bauer mehr, als ehemals die reichſten. Die Zahl der Wohlhabenden in allen Ständen nimmt ſichtbar ab. Brodlos, hülflos und

eigenthumslos war in dieſer Zeit in vielen Gegenden ſo viel als niemand, jetzt iſt das eigenthumslos ſeyn ſo viel als zum dritten Stand, oder wenigſtens zu weit aus dem größten, der im Land iſt, geworden. Es waren wenig Laſten, wenig Auflagen auf dem Land. Mit wenig Boden und etwa ein paar Kühen konnte man unter einem Strohdach glücklich, zufrieden, mit Gott und Ehren durch die Welt kommen. Was man zu wiſſen nothwendig hatte, das lernte man unter ſeinem Hausdach und bey Vater und Mutter am beſten. Der Bauer fand, wo er ſtand und ging, im Tenn, in der Scheuer, im Stall, auf dem Acker, für ihn genugthuenden Aufſchluß über das, was er zu wiſſen nothwendig hatte. Aber jetzt iſt alles anders. Der Preis des Landes iſt weit über das doppelte, hie und da ſelber über das dreyfache ſeines ehemaligen Standpunkts geſtiegen. Der Anbau des Landes wird täglich koſtbarer und künſtlicher, der Aufwand allenthalben größer, Verfänglichkeit nicht nur im Handel und Wandel, ſondern ſelber in Fragen des Rechts und in den Stellungen des Menſchen zu ſeinen öffentlichen Verhältniſſen wird täglich allgemeiner und die Sicherheitsmaaßregeln gegen dieſe Verfänglichkeiten werden beſonders für den Armen und Ungebildeten mit jedem Tag ſchwieriger. Man fordert indeſſen von Armen und Halbarmen täglich mehr und unverhältnißmäßig zu viel Beyträge zum öffentlichen Dienſt. Allenthalben folgt dem Armen und dem Halbarmen Betrug, und oft hie und da noch Rechts- und Staatsverfänglichkeiten auf dem Fuß nach, ſo daß es einem jeden Chriſtenmenſchen, der nur ſeine Augen unbefangen auf-

thun und ſehen will, wie es um ihn her ſteht, in die Augen ſpringen muß, unſer öffentliches und gemeinſames Daſeyn, unſere Nationalexiſtenz fordere eine Kunſtbildung, die das Volk nicht hat, und bey deren Mangel die große Mehrheit deſſelben wo nicht zu Grund gehen muß, doch offenbar in einem hohen Grad leidet, daß ich es gerade herausſagen muß, es iſt ohne Erhöhung der Einſichten, der Kunſt, der Thätigkeit unſers Volks, wenigſtens in unſerm Vaterland, an hundert und hundert Orten zahlloſen Menſchen nicht mehr möglich, ſich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen, und alle Uebel, unter denen beſonders unſer Herzogthum leidet, müſſen im grellſten Licht fortdauern und immer größer werden, wenn dem Land nicht von dieſer Seite auf eine Weiſe Vorſehung gethan wird, die den gegenwärtigen Umſtänden angemeſſen iſt, und dieſes kann weſentlich durch Schulen geſchehen, und zwar durch ſolche, die geeignet ſind, den Quellen unſrer Uebel und zwar mit einer Kraft entgegenzuwirken, die mit dem Grad der Uebel, unter denen wir leiden und mit dem Grad der Kräfte, durch die dieſe Uebel unter uns begünſtigt, genährt und erhalten werden, in einem gehörigen Verhältniß ſteht.

Der Junker und der Pfarrer waren von der Nothwendigkeit ſolcher tief in die Kraftbildung des Volks eingreifender Schulen überzeugt, und Glülphi ſagte noch: wenn ich der Gertrud Haushaltung nicht geſehen hätte, ſo würde ich ſelber nicht an die Möglichkeit eines ſolchen Vorſchritts in der Volkscultur denken; aber ſeitdem ich dieſe Frau und ihre Haushaltung in ihrer Wohnſtube kennen gelernt habe, habe

ich keinen Zweifel mehr über diesen Gegenstand, und ich bin überzeugt, jeder Vorschritt der Volkscultur, die auf das Fundament von Haushaltungs- und Wohnstubenkräften, wie die ihrigen sind, gebaut wird, kann unmöglich irgend einen gefährlichen Zustand der Dinge im Volk hervorbringen.

Arner sagte: Aber die größten Feinde der Volksbildung und überhaupt der Zwecke, zu denen wir hinzulenken suchen, haben keinen Glauben an irgend etwas Göttliches, weder in sich selbst, noch in ihrem Geschlecht, und können desnahen auch an keine Gewährleistung der Kunst und ihrer Folgen glauben, die in der Anerkennung des Göttlichen und Ewigen, das in unsrer Natur liegt, voraussetzen, und in ihm ihre Quelle und ihr Fundament sucht. Diese Kinder des Unglaubens, die als Väter des Unrechts in unsrer Mitte dastehen, mit welchem Kleid des Glaubens sie sich anziehen, und hinter welcher Gestalt des Rechts sie sich auch verbergen, können nirgend einen wahren Realvorschritt des Volks in seiner sittlichen, geistigen und Kunst- und Berufskraft lieben und wahrhaft schätzen, indem sie Wissenschaft und Kunst selber bloß für eine Dienstmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Lieblosigkeit und ihres Unglaubens ansehen und wollen desnahen das Volk auch in keinem Fall um seiner selbst willen zum Bewußtseyn der Kräfte, die von Gottes wegen als Fundament der Kunst und der Wissenschaft in jedem Menschen selbst liegen, empor bilden, sondern dasselbe immer nur zu dem Grad und der Art von Kunstfertigkeiten und wissenschaftlichen Kenntnissen hinlenken, durch welche die

Kunst und die Wissenschaft als die Dienstmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Liebloſigkeit und ihres Unglaubens noch verstärkt und als Mittel der Zwecke ihrer Schlechtheit ihnen ſelber brauchbar werden.

Glülphi ſagte noch: die unchriſtliche Bitterkeit, die ſich in unſrer Zeit auch nur gegen die Spur des Gedankens einer höhern Volksbildung ausſpricht, läßt ſich durchaus nur durch dieſen Geſichtspunkt erklären. Die Schlechtheit von Tauſenden, die in ihrer Unrechtlichkeit, in ihrer Selbſtſucht, in ihrer Liebloſigkeit und Sinnlichkeit wohl, gewandt und bereitwillig bedient werden wollen und bedient werden müſſen, muß natürlich den Unwillen gegen irgend eine wahre Volksbildung und mit ihm die ängſtliche Sorgfalt für die erſten Mittel, das Volk zum Dienſt der Selbſtſucht und der Sinnlichkeit forthin und auf immer abrichten zu können, in jedem Land immer in dem Grad ſteigern, als die Zahl der Menſchen, die für das innere Weſen der Unrechtlichkeit und der Selbſtſucht für die Sache ihrer Sinnlichkeit und ihres Thierſinns wohl bedient ſeyn müſſen, darinn zunimmt. Was mich darinn tröſtet, ſetzte der Lieutenant noch hinzu, dieſe giftigſte aller Quellen des Unwillens gegen die wahre Volksbildung iſt in ihrer lebhaftern Erſcheinung noch ſo ziemlich neu und hängt innigſt mit dem ſteigenden Verderben unſrer Sinnlichkeitsſchwäche, unſers Luxus und der von ihm abhängenden Armuth und Ungenügſamkeit unſrer alten Berufsarten und Lebensweiſen zuſammen. Die eigentliche Neuheit dieſer Lebendigkeit des Unwillens gegen die wahre Volksbildung iſt unſtreitig und notoriſch. Es iſt

zwar wahr, man vernachläſſigte das Volk in Rückſicht auf ſeine Bildung ſchon ſeit langem, ich möchte ſagen von Alters her, aber man klagte doch noch bey meinem Gedenken allgemein darüber, daß man es thue, und ſuchte hie und da mit Eifer Mittel, dieſem Uebel zu ſteuern, aber man machte durch die Schwäche in dieſem Benehmen den Fehler und den Unverſtand dieſer Mittel, der aus unſerm ſteigenden Zeitverderben hervorging, das Uebel nur noch gröſer, als es ſonſt war und verſchlimmerte durch die Fehler einer oberflächlichen Aufklärung des Volks den ſchlechten Zuſtand des Volks nicht nur in den Wirkungen ſeiner Verwahrloſung, ſondern auch in ſeinen Urſachen, und da die Uebel der Volksverwahrloſung, deren Folgen man eine Zeitlang wirklich durch die Volksbildung Einhalt zu thun ſuchte, nicht feſt genug in ihren Urſachen und Quellen in der Selbſtſucht, in der Unrechtlichkeit und in dem Unglauben der Zeit ins Aug gefaßt, ſondern einzig nur der Unwiſſenheit des Volks zugeſchrieben worden, ſo wurden auch die Mittel gegen dieſes einſeitig aufgefaßte Uebel der Volksunwiſſenheit gebraucht, die den höhern Urſachen der Volksverwahrloſung und Volksverwilderung, der Selbſtſucht, der Sinnlichkeit, der Unrechtlichkeit und dem Unglauben des Volks entgegenzuwirken nicht geeignet war, folglich auch in ihrem Einfluß auf die Folgen der Unwiſſenheit des Volks, dem ſie entgegenwirken ſollten, ſcheitern müſſen. Man darf ſich nicht verhehlen, und es iſt in unſern Tagen ſehr heiter geworden, viele der damaligen Eiferer für die Volksbildung waren für das, was ihr Zweck in ſeinem ganzen Umfang forderte, nichts

weniger als reif, und unſer gute Herzog fiel in ſeinen ſchönſten Tagen in den Zeitpunkt der höchſten Belebung dieſer unreifen Anſichten und Beſtrebungen für die Volksbildung und Menſchenbeglückung, und ihres einſeitigen Kampfs ſowohl gegen die Unwiſſenheit, als gegen die Armuth und Noth des Volks. Auch er ſelber war im höchſten Grad unreif für ſeine Zwecke; ſeine Verſuche, die endlich ſo grell ſcheiterten, machten auch ſchon damals viele edle und verſtändige Menſchen, über die mit enthuſiaſtiſchem Drang betriebenen Projekte von Noth- und Hülfsmitteln für das Volk, den Kopf ſchütteln. Aber die öffentliche, böſe Laune gegen die Volksbildung, die jetzt in unſerm Herzogthum ſo allgemein iſt, iſt doch nur von dem Zeitpunkt an ſichtbar worden, in welchem Helidor thatſächlich und vom Hof aus die Reize und Mittel der Selbſtſucht und der Sinnlichkeit bey den einflußhabendſten Menſchen im Land vom Thron an bis zur Krämerin in der boutique ſo geſteigert, daß es im Land nunmehr beynahe eine beſtimmte Unmöglichkeit iſt, die allgemein ſo hoch geſteigerte und gereizte Gelüſte der Zeit ohne Begünſtigung der vielſeitigſten Unrechtlichkeit und des vielſeitigſten Unrechts im Land zu erzielen, und daß es um deswillen bey uns ſo viel als nothwendig dahin kommen mußte, daß alles, was die Befriedigung auch der unnatürlichſten Anſprüche der Selbſtſucht und Sinnlichkeit im geringſten gefährden könnte, zahlloſen Menſchen im Land mißfallen und ſie in dem Grad in eine böſe Laune bringen müßte, in welchem wir tauſend und tauſend Menſchen, und beſonders ſolche, die von dem Zigeunerleben

und von den Gaukelgelüſten unſers Heliodors angeſteckt ſind, darüber ſich in böſer Laune zeigen.

Arner ſagte: es iſt unglaublich, in welchem Grad dieſe böſen Launen über alles, was das Volk in irgend etwas an Leib und Seel um einen Schritt vorwärts bringen könnte, in unſerm Land eingeriſſen iſt, und zu welch unſinnigen Aeußerungen es auch Leute, die in allen andern Rückſichten höchſt unbedeutend ſind, gebracht hat. Dann brachte er ſeine Verwandte Sylvia als ein Exempel an, die, wie hundert andere ihres gleichen, ſelber im Bettlerleben hierüber eigentliche Heliodorchen ſpielen. Ihre Anſicht, ſagte er ferner, von der Volksbildung beſchränkt ſich auf ſchreiben, leſen und rechnen können, vom denken weiß ſie ſo wenig, als vom glauben, lieben und arbeiten, aber in der Beſchränkung ihrer Anſicht behauptet ſie dann mit einer Unverſchämtheit, die über alle Gränzen geht, wenn alle Bauern ſchreiben, leſen und rechnen könnten, ſo würden ſie ganz gewiß jedem geiſtlichen oder weltlichen Herrn, von dem ſie ſich in ihren Narrenköpfen einbilden möchten, er habe ihnen unrecht gethan, ſein Schloß oder ſein Kloſter ob dem Kopf zuſammenbrennen. Das elende Menſch, das den ganzen Tag müßig geht und keinen Heller Eigenthum hat und den ganzen Tag über Dinge, die ſie nichts angehen, ſein Maul braucht, behauptete denn eben ſo derb, die Volksaufklärung tauge darum nichts, weil ſie zum Müßiggang und zum Maulbrauchen führe und hauptſächlich, weil ſie Geld brauche, das das Volk nicht habe, und das man ihm nicht geben könne. Ueber dieſe letzte Anſicht äußerte ſie ſich denn ganz

genialiſch: ſie könne ihr Kanarienvögelchen und ihren Papagey wohl mit Zuckerbrod füttern und ihrem Aeffchen wohl einen Schluck Malaga erlauben, aber die Schweine mit Zuckerbrod und Malaga zu füttern, vermöchte ſelber der Herzog nicht.

Der Pfarrer erwiederte: was Sie mir von der Sylvia ſagen, verwundert mich nicht; ich habe vor wenig Tagen einen Geiſtlichen unſers Landes, und zwar einen, der, wenn er in die Stadt kommt, dem Helidor allemal auch ſeinen Beſuch macht, vor einer großen Geſellſchaft gerade heraus behaupten gehört, man müſſe, um die Gelüſte, die nur die Reichen und Vornehmen befriedigen können, nicht in die Kutteln des gemeinen Volks hineinkommen zu laſſen, das Volk nicht einmal für ſeine Umſtände genugthuend ausbilden, ſondern es um dieſer Gefahr willen ſelber hinter dem Punkt der Bildung, die es für ſeine Lage und Umſtände nothwendig zu haben ſcheine, zurückſtehen laſſen, und wenn es darinn vorwärts ſtreben wolle, es wieder zurückdrängen und auf dieſen Punkt zurückgehen machen.

Dieſes Wort, ſagte jetzt Gläſphi, möchte im Mund eines Weſtindiſchen Sclaventreibers oder allfällig auch im Mund eines derben Korporals bey einer ſchlecht geführten Europäiſchen Armee angehen, aber im Mund eines Geiſtlichen, in einem chriſtlich ſeyn ſollenden Land, das iſt wahrlich, wie man bey uns ſagt, über die Schnur. Der Mann hat mit dieſem Wort nicht weniger geſagt, als wenn er behauptet hätte, man müſſe, um die gefährlichen Gelüſte der Wölfe, der Bären und Füchſe nicht in

die Kutteln der Pferde, Stieren und Esel hineinkommen zu lassen, die in unsern Ställen geborne Jungen dieser guten Hausthiere in ihrer Jugend durchaus nicht mit Kunst und Sorgfalt für das Reiten, Fahren, Ziehen, Karren und Tragen ausbilden, sondern sie vielmehr in ihrer Jugendzeit in die Wälder hinausjagen und darinn herumlaufen lassen, um sie denn, wenn sie bald ausgewachsen, mit der mächtigen Kraft des Jochs, des Zaums, der Sporen und der Geißel und allfällig auch, wenn es noth thue, mit der Hochgewalt des Hungers und der schlechten Kost zur genugsamen Erlernung und zur geduldigen Ertragung ihres täglichen Pflichtdiensts im Reiten, Karren, Fahren und Tragen anziehen, bilden und tüchtig machen. Doch setzte er zu diesem Bild hinzu: so weit aber auch das Geschwätzwerk der bösen Launen unsers Zeitgeists über diesen Gegenstand immer hinlenkt, so ist doch zu seiner Entschuldigung zu sagen, die Menge der Menschen, die diesen Unsinn und Halbunsinn aussprechen, wissen eigentlich doch nicht, weder wohin die Grundsätze, die ihren Aeußerungen zum Grund liegen, noch wohin die Mittel und Schleichwege, die für ihre Belebung oder vielmehr für ihre Beliebung und Allgemeinmachung gebraucht werden, eigentlich hinlangen. Selber die Windbeutel, die in dieser Rücksicht in unsrer Mitte als Helidörchen in Amt, Ehre und mit Macht auftreten, ihre Hausbacken weit aufblasen, wenn sie mit solchen Aeußerungen ihrer sinnlichen Selbstsucht den Gelüsten unserer thierischen Natur den höhern Ansprüchen unsers sittlichen und geistigen innern Lebens und den dringendsten Bedürf-

nissen

nissen der leidenden Menge der Armen entgegen das Wort reden, wissen meistens eigentlich nicht, was sie thun; viele von ihnen können es nicht wissen, weil das Fleisch und das Blut bey ihnen wahrlich aus einem mehr als halbtodten Geist und mehr als halbtodten Herzen heraus redet.

Diese Ansicht hatte sie indessen weit von dem ersten Zweck ihrer Unterredung abgeführt. Sie fühlten es, lenkten wieder auf denselben ein, unterhielten sich noch mit Lebhaftigkeit über denselben und blieben bis gegen Mitternacht bey einander.

§. 36.

Ein Mensch, der den Stand, in dem er geboren, verachtet, macht jedem Stand Schande, in den er hinschmeckt und zu dem er hinkriecht.

Auch schliefen Arner und Glülphi diese Nacht nicht viel. Ihr Kopf und ihr Herz war zu voll von den Zwecken, deren Ausführung ihnen so nahe lag. Arner stand morgen darauf, als am Mittwochen, früh auf und verlor sich tief in den Betrachtungen über das, was er diesen Tag vorzunehmen hatte. Still und fast ohne ein Wort zu reden, legte er alle diesfalls einschlagenden Papiere zurecht und war eben im Begriff, mit Glülphi nach Bonnal zu fahren, als man ihm eine Eichenbergerin von Bonnal meldete, die mit ihm sprechen wolle. Er wußte

durch den Pfarrer ſchon längſt, was dieſe Perſon für eine armſelige und eitle Thörin ſey, und es war ihm unangenehm, in dieſem Augenblick von ihr geſtört zu werden. Doch ließ er ſie eintreten.

Er war gar ſo oft überlaufen. Seitdem er die Gertrud unter der Linde ſo gütig empfangen und ihr eine ſo entſcheidende Hülfe geleiſtet, hatte er im Dorf allgemein den Namen, er ſey ein herzguter Mann, und viele drückten ihr Urtheil über ſein gut ſeyn dahin aus, man könne ſicher mit ihm ausrichten, ihm abbetteln, was man nur wolle, wenn man wohl ſchwatzen könne.

Arner hatte ſich dieſe ihn jetzt ſehr genirende Meynung ſelbſt zugezogen. Er glaubte von dem Augenblick an, in dem er ſeine Herrſchaft angetreten, bis noch vor ſehr wenigen Tagen, er müſſe jeden ſeiner Angehörigen, der ihm etwas vorzubringen habe, ſo lange anhören, bis er vollends ausgeredt und in jedem Fall jeden, der ſich bey ihm anmelde, vor ſich kommen laſſen. Aber er fühlte doch ſeit einiger Zeit, daß viel unnützes Geſchwätz ihm ſeine Zeit raube, und daß ſogar viele Lügen und Verläumdungen in ſeine Stube hineingebracht werden, und in dieſer Woche waren ihm dieſe Beſuche der überhäuften Geſchäfte halber noch mehr als ſonſt jemals zur Laſt. Er nahm ſich auch ſchon vor ein paar Tagen vor, den erſten beſten, der es in dieſer Zudringlichkeit zu arg machen würde, auf eine Weiſe zu empfangen, die die Leute für die Zukunft davor abzuſchrecken geeignet ſeyn würde; und jetzt gab dieſe Eichenbergerin ihm eine Gelegenheit dazu,

die er auf eine ſo ernſte Weiſe ergriff, welche kein Menſch von ihm erwartet hätte.

Dieſe Perſon iſt eine von den halbreichen Bauerntöchtern, deren eitle, aber mit der Lage der Welt und ihren Umſtänden unbekannte Eltern ſie dadurch unglücklich machen, daß ſie ihnen Gelegenheit und Handbietung geben, aus den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweiſen ihres Stands herauszutreten, die guten Kräfte und Gewohnheiten ihrer wirklichen Lage zu verlieren, ohne für eine höhere Lage und eine höhere Beſtimmung genugſame Bildung zu erhalten. Solche irrgeführte Bauerntöchtern werden gewöhnlich in wohlfeile Penſionen kleinerer Oerter gegeben, wo die Lebensweiſe der Einwohner nicht einmal zu der äußerlichen Scheinkraft, die die höhern Stände wo nicht bedürfen, doch faſt allgemein beſitzen, gebildet werden, ſondern im Müßiggang und in Zerſtreuungen aller Art die Elendigkeiten des größern Stadtlebens ſo viel als aus der dritten Hand kaufen und alſo gekauft noch krumm und dumm nachahmen lernen, unfähig und unbeholfen ſich zu dem feinern und wenigſtens äußerlich anſtändig ſcheinenden Benehmen des ſtädtiſchen Verderbens zu erheben, bleiben ſie im tiefſten, auch dieſen äußern Scheinanſtand ſtoßenden Koth dieſes Verderbens ſtecken, gewöhnen ſich in der eckeln Niedrigkeit dieſer halb Bauern- und halb Herrenſchlechtheit an alles Geſchwätzwerk, an alle Zerſtreuungen, Anmaßungen und Bizarrerien, Widerſprüche und Unpaſſenheiten der niedern Stadtpöbelhaftigkeit, und dann, wenn ſie nach ein paar, für alles, was ſie wirklich ſind und ſeyn ſollen, verlornen Jahren wieder

aufs Land zurück müſſen, die kraftvolle Einfachheit eines thätigen Landlebens ſich nicht mehr anpaſſend finden und ſich nicht mehr angewöhnen können, und im Gegentheil jeder Gelegenheit zu einem ſtädtiſchen Elendigkeitsgenuß, wie hungrige Hunde einem Stück Brod, nachlaufen. Eine ſolche, aus dem eigentlichen Heil und Segen ihres Stands herausgefallene Tochter war die Eichenbergerin, und was ſie in dem Verderben ihres Stands immer mehr zu Grund gehen machte, war, daß ſie in Bonnal mit einer Verwandtin Arners, der Sylvia, und von der wir ſchon einmal geredt, bekannt wurde. Dieſe iſt eine ſo im gleichen Geiſt verdorbene und verſchrobene Hoffräulein, als die Eichenbergerin eine verdorbene und verſchrobene Bauerntochter iſt, ſo daß, ich ſagen möchte, ſie ſehen diesfalls einander ſo gleich, als ein Ey dem andern und ſeyen wie von einander abgeſchnitten. Aber das, was das verſchrobene Hoffräulein mit der verſchrobenen Bauerntochter näher zuſammenbrachte, iſt dieſes: Sylvia haßt ihren Vetter Arner von ganzem Herzen und macht ſchon ſeit langem eigentlich darauf Jagd, etwas Krummes und Dummes zu vernehmen, das in Bonnal vorgefallen ſeyn ſoll, damit ſie höhern Orts, d. h. bey armſeligen Frau Baſen höhern Stands ihr Geſpött darüber haben könne. Darum läßt das hochadeliche Fräulein auch, was ſie ſonſt keines Burgers, will geſchweigen einer Bauerntochter, erlaubt, dieſe Eichenbergerin, während dem ſie ihr ſolche Berichte abſtattet, neben ſich auf dem Sopha abzuſitzen. Das macht die eitle Bauernnärrin ſo glücklich, daß ſie in dieſen Augenblicken meynt, ſie ſey die beſte Geſellſchafterin

der Welt und es brauche nur eine gute Gelegenheit; so könne sie gewiß einen guten Platz als Gesellschaftsdame, oder wenn dieses, weil sie nicht von Adel sey, nicht anginge, doch wenigstens als Erzieherin in einem adelichen Haus erhalten. In dieser Verirrung über sich selbst und als die einzige gebildete Person im Dorf, wie sie sich dafür ansah, glaubte sie, wenn sie der Junker nur kennen würde, so würde er sie gewiß gern um sich leiden, und da sie hörte, wie er sich von der Gertrud über den Untervogt und über alles habe Bericht erstatten lassen, und wie er jetzt noch gar oft mit dem Pfarrer und dem Lieutenant zum rohen, ungebildeten Baumwollen-Meyer und seiner Schwester hingehe, weil sie ihm das und jenes erzählen, wie es im Dorf zugehe, sagte sie zu sich selber: „ich weiß doch ganz gewiß viel mehr, als die Bettelmäurerin und das krumme, elende Mareily, das der Baumwollenjud, sein Bruder, auch aus dem Bettel erlöst, darinn es bey meinem Gedenken noch herumgezogen, wie es oben und unten und kreuz und queer im Dorf zugeht. Es und sein Bruder sind die unverschämtesten Leute im Dorf; wenn ich ihn auf der Straße grüße, er mag mir kaum danken, und es kommt ihm kein Sinn daran, etwa seine Kappe abzuziehen, wenn ich vor ihm vorbeygehe. Der Junker muß mir diese Leute und viel anders gewiß kennen lernen, wenn ich nur Zutritt zu ihm finde, und wenn's bey ihm auf schön seyn ankommt, wie das Gerücht der Gertrud halber im Dorf herumgeht, so meyne ich, ich dürfe mich immer auch neben ihr zeigen." Um aber diesfalls nicht einen Fehlstreich zu thun, suchte sie sich nachzuhelfen, so

gut es ihr immer möglich und zog ſich dafür an, wie wenn ſie wenigſtens an eine Hochzeit wollte, und fuhr, damit ſie Schuhe und Strümpfe halber ohne Staub und Koth ins Schloß kommen könne, auf einem Bauernwagen, auf dem man, wie man konnte und mochte, einen Sitz in die Queer angebunden hatte, nach Arnheim. Der Junker ahnete bald, daß ſie ihm mit unnützem Geſchwätzwerk kommen wolle und nahm ſich gleich vor, ſie für einmal ihr Maul recht brauchen zu laſſen. Sie war auch nicht ſchüchtern. Sie fing gleich an, zuerſt über die ſchlechten Sitten, Unordnungen und Rohheiten zu reden, die in Bonnal herrſchen. Mit Abſicht forderte Arner Beyſpiele zum Beleg deſſen, was ſie ſagte. Das war ihr recht. Jetzt ging ſie in die histoire scandaleuse des Dorfs hinein, ſo weit man hineingehen kann, ſchonte auch der Gertrud und des Baumwollen-Meyers nicht. Der Junker ließ ſie munter reden, gab genau von Wort zu Wort Achtung, was ſie ſage, aber beynahe keine Antwort. Im Anfang meynte ſie, er ſey nur ſo aufmerkſam, es werde am Ende wohl kommen, daß er etwas rede und etwa weiter frage. Aber nach und nach verwirrte ſie dieſes Stillſchweigen doch, daß ſie mit ihrem Geſchwätzwerk nicht mehr ſo gut fortkam, als im Anfang, daß ihr vielmehr das einte und das andere durch einander gerieth, wie es ihr nicht hätte durch einander gerathen ſollen. Je mehr ſie ſich aber verwirrte, deſto ſteifer ſah ſie der Junker an, forthin ohne ein Wort zu reden. Endlich entfiel ihr das Herz. Sie durfte nicht mehr muthig fort verläumden, wie ſie es bisher gethan, im Gegentheil, ſie fing jetzt an,

mit ihrem Wagen umzukehren, zu mäßigen, was sie vorher frech und derb ausgesprochen, und sogar zu entschuldigen, was sie vorher bitter angeschwärzt; aber da er immerfort schwieg und sie immer nur anblickte, konnte sie endlich auch in ihrem Mäßigen und Entschuldigen nicht mehr fortkommen. Sie fing jetzt an zu stottern und selber zu schweigen, sie schlug ihre Augen nieder, verlor ihre Farbe und wußte sogar nicht, was sie mit ihren Händen anfangen wollte.

Da der Junker sie mit Stillschweigen so weit gebracht, that er endlich den Mund auf und sagte: bist du jetzt fertig?

Sie konnte nicht antworten; sie sah ihn mit starren Augen an und ihre blassen Lippen zitterten. Aber Arners Auge blitzte jetzt gegen sie hin. Ihr Zustand war erschrecklich. Jetzt klingelte Arner; der Harschier trat hinein. Als sie ihn sah, schrie sie aus starrem Mund: Herr Jesus! Um Gottes willen! — Arner ließ ganz ruhig durch den Harschier die Audienzstube aufsperren und befahl denn dem Harschier vor allem Volk, sie vom Schloß weg heim zu führen, damit sie ein andermal, wenn sie nichts im Schloß zu thun habe, lerne daheim bleiben und nicht weiter glaube, daß sie, sobald es sie gelüste, ins Schloß kommen dürfe, um daselbst die bravsten Leute im Dorf zu verläumden. Jetzt fiel sie vor Arner auf die Kniee, zitterte und bebte sprachlos vor seinen Füßen; er aber kehrte sich von ihr weg und sagte ihr nur noch: du hast eine garstige Krankheit und so eine Stunde mit dem Harschier einen Spaziergang zu machen, thut dir nur wohl. — Zu

ihrem Glück ging in dieſem Augenblick Thereſe vor der offenen Audienzthüre vorbey und ſah ſie auf dem Boden kniend, ihre Hände komödiantenmäßig flehend vor Arner, der ihr den Rücken kehrte, in die Höhe halten. Sie ſtund ſtill, fragte die Umſtehenden, was das zu bedeuten habe. Dieſe erzählten ihr, was ſie geſehen und was Arner geredt. Sie mußte lachen, ging zu Arner hinein und ſagte: laß doch die Närrin jetzt gehen und brauche den Harſchier zu etwas geſcheiderm. Arner mußte auch lachen und befahl ihr, ſich fortzumachen, ſo geſchwind ſie nur könne. Sie ließ es ſich nicht zweymal ſagen. Sie flog vor den Leuten, die vor der Audienzſtube ſtanden, die Treppe hinunter und machte den Weg, ohne an den Wagen zu ſinnen, der ſie hieher gebracht, und den ſie unten an der Schloßhalden in des Schloßbauern Haus hingeſtellt, ſo geſchwind heim, als ſie ihn in ihrem Leben nie gemacht hatte.

§. 37.

Tiefe innere Verworfenheit, die ſelber in den Briefſtyl zweyer innerlich ganz gleicher Perſonen hinübergegangen.

Da ſie heimkam, warf ſie ſich wie wüthend auf ihr Kanapee, raufte ſich faſt die Haare aus ob dem Unglück, das ihr begegnet, trank aber denn doch ein Gläschen Li-

queur, und nachdem ſie dieſes getrunken, und noch eins, ſchmetterte ſie dann das vergoldete Gläschen an Boden, daß es in tauſend Stücke zerbrach und ſchrieb an Sylvia folgenden Brief:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Was mir begegnet, können Sie ſich nicht vorſtellen; es iſt mit keiner Feder zu beſchreiben. Sie wiſſen doch, daß ich in der Hauptſtadt Zutritt habe, wo ich nur will und gar nicht zu dem Bettelgeſindel gehöre, das jeder hochmüthige Junker durch den Harſchier im Land herumführen laſſen darf, wo er nur will. Wäre ſeine Frau nicht dazu gekommen, ſo wäre mir dieſes wirklich begegnet. Aber ich hätte mich ſicher eher im Schloßbach erſäuft, als mich vom Harſchier heimführen laſſen. Ich muß aus dem Dorf weg. Ich kann mit Ehren nicht mehr in Bonnäl bleiben, ſeitdem mir dieſes begegnet. Helfen Sie mir doch zu einem Platz, wo es in der Welt iſt u. ſ. w. u. ſ. w.

Dann beſchrieb ſie noch weitläufig, wie unſchuldig ſie ſey, wie ſie alles aus gutem Herzen für Arner gethan und endete endlich damit: Sie haben mir ſchon mehrmal zu verſtehen gegeben, daß es mit Ihrem Herrn Vetter eben nicht alles ſey, jetzt aber habe ich's ſelber erfahren. Ein tyranniſcher und hartherziger Flegel, wie Ihr Vetter, iſt in der Welt gewiß nicht. Er iſt jetzt überall mit Leuten von gleichem Schlag umgeben. Sein Rollenberger, der eines Bauern-Amtmanns Sohn iſt, könnte wohl beſſer Kälber zu Kühen und Stieren und Schweine zum

Metzgen aufziehen, als den Sohn eines Reichsfreyherrn für seinen Stand, und sein Glülphi, ein abgedankter lahmer Lieutenant, der jetzt alles in allem bey ihm gilt, ist ein Kerl, vor dem ich mich, wenn ich ihn im Wald allein antreffen würde, Leibs- und Lebenshalber fürchten würde. Wenn er einen ansieht, so macht er Augen, wie wenn er einen durchstechen wollte, und ist unverschämt genug, wenn ihn unser einer anredt, keine Antwort zu geben und kaum einmal den Hut abzuziehen. — In diesem Ton sagte sie noch vieles.

Sylvia antwortete ihr auf der Stelle: was Ihr mir schreibet, thut mir sehr leid, aber es sieht dem gemeinbürgerlichen Reichsfreyherrn so gleich, als ein Ey dem andern. Er weiß durchaus keinen Unterschied unter den Leuten zu machen und behandelt heute einen Bettler wie einen Edelmann und morgen einen Edelmann wie einen Bettler. Ich glaube, er wäre im Stand, den ersten Reichsbaronen ins Käficht setzen zu lassen, wenn er vor seiner Audienz für etwas angeklagt würde, wofür man Bettler, Halunken und Bauern ins Käficht zu setzen gewohnt ist. Aber ich kann doch nicht begreifen, daß Ihr Euch so an ihn gewagt und mit ihm geschwatzt habet, was Ihr selber sagt. Ich hätte Euch eine bessere Nase zugetraut. Mit einem Herrn, wie Arner, ist es für Euch und Eures gleichen nicht gut, Kirschen zu essen; aber ich hätte geglaubt, Ihr wüßtet diesfalls schon zu viel Unverschämtes vor ihm zum Voraus, als daß es Euch nicht zu Sinn kommen sollte, er könnte Euerthalben sich so gut

vergeſſen, als er ſich beym Doctor Treufaug und bey vielen armen Schelmen vergeſſen, die ihm unter die Hände gekommen. Ganz gewiß iſt es eine himmelſchreyende Unverſchämtheit, wie er's Euch gemacht hat; aber da es einmal geſchehen, ſo iſt Euer Spiel, es mit Verachtung zu behandeln und ihm für die Zukunft drey Schritt vom Leib zu bleiben. Ich habe ihn Euch indeſſen ſchon längſt geſchildert, wie Ihr ihn jetzt erfahren. Ihr habt auch eigentlich nichts im Schloß zu thun. Ihr könnt alſo deſſelben wohl müßig gehen. Aber ein Unglück iſt es doch, daß das hochadeliche Haus ſo in Zerfall gerathet und jetzt voll von Leuten iſt, die die niedrigſten bürgerlichen Geſinnungen haben, die ſich denken laſſen. Wenn Arner nur einen Tropfen Ehr im Leib hätte, ſo hätte er ſeinen bäuriſchen Rollenberger ſchon längſt weggejagt, und eben ſo hätte er ſeinen Bettellieutenant keinen Augenblick länger bey ſich im Schloß behalten; aber er hat bald ein Schloß, das in allen Rückſichten einem Bürgerhaus gleich ſieht, in dem arme Leute zur Miethe ſitzen, und wie er darinn lebt, würde es mich gar nicht wundern, wenn er den großen Ritterſaal ſeiner Ahnen noch heute vollends ausräumen und den ſchönen Platz einer Bettelſchule einräumen würde. Ich weiß Euch über alles dieſes nicht zu tröſten. Aber mein Vetter iſt freylich ein Narr von eigener Art und ohne ſeines gleichen, und es iſt beſſer, ich tröſte mich ſeinethalben für mich und für Euch mit dem Sprichwort: ſtrenge Herren werden nicht alt. — Doch habe ich auch noch die Hoffnung, ſein Onkel, der General, werde etwa dahin zu bringen ſeyn, dieſem Steckkopf zu zeigen, daß

er nicht im Fall ſey, in der Welt gar niemand nichts nach zufragen. Zählt indeſſen auf mich. Es iſt zwar gegenwärtig mehr als je ſchwierig, Leuten, die nicht von Stand ſind und nicht ganz außerordentliche Empfehlungen und Zeugniſſe habe, Plätze zu verſchaffen; aber ich will thun was ich kann, und wo es immer eine Gelegenheit gebe möchte, an Euch denken. Ich habe das aber auch ſchon längſt gethan und hätte Euch ſehr gern zu Arner in unſer Familienſchloß hineinpraktiziren wollen. Das hätte mir in vielen Rückſichten dienen können und wäre mir ſehr angenehm geweſen. Auch für Euch wäre es das vortheilhafteſte und ehrenhafteſte, das ſich für Euch ſuche und erwarten läßt. Aber jetzt, ſeitdem das begegnet, wa Ihr mich berichtet, läßt ſich nicht mehr daran denken. – Es iſt verflucht, daß er Euer Herr iſt. Wie er ſich aufführt, verdient er nicht, eines Menſchen Herr zu ſeyn der nicht zum niederſten Geſindel gehört. Indeſſen wenn Eure Großmutter ſtirbt, das ſich hoffentlich nicht mehr manchmal ſechs Wochen und drey Tag verziehen wird, ſo habt Ihr genugſam Vermögen, um an einen Ort hinzuziehen und dort zu leben, wo Ihr Euch vor keinen Herren und keinen Harſchieren auf dieſe Art zu fürchten haben werdet, wie unter Euerm Herrn von Arnheim. In allen Fällen zählet auf mich, wo ich Euch immer dienen kann. Säumet aber auch nicht, mich über alles, was in Bonnal etwa weiter vorfallen kann, genau zu berichten Es kann ſelber für Euch nützlich und wichtig werden, wenn kein Narrenſtreich auf dieſer Stelle begegnen kann, de

nicht zu meiner Kunde kommt. Lebet wohl. Schreibt mir bald wieder. Ich bin Eure bereitwillige

Sylvia v. Arnheim.

§. 38.

Der böse Neid der Reichen und der Muth, mit dem ein guter Knecht dem frechen Buben eines reichen Bauern den Meister zeigt.

Arner reiste sogleich nach dem Auftritt mit der Eichenbergerin nach Bonnal. Glülphi fuhr auch mit. Die Gemeinde sollte sich um 9 Uhr unter der Linde versammeln. Er nahm sich vor, die Armen, denen er die Wohlthat mit den Geißen zu verleihen und die Bäume zu schenken gedachte, auch selber zu sehen, mit ihnen zu reden, und wo es immer möglich, durch seine Wohlthat auf ihr Herz zu wirken und diese ihnen dadurch wirklich zum Segen zu machen. Er war bis um 9 Uhr im Pfarrhaus, aber redte wenig und blieb meistens auf seiner Stube. Glülphi hingegen eilte, sobald er ankam, zur Gertrud und blieb über eine Stunde bey ihr, ehe er wieder zum Junker zurückkam und an seinen Geschäften Theil nahm. Der Junker war in das Ganze seiner Lage und die wesentlichen Zwecke seines Thuns so vertieft, daß er, da der Vogt mit der Anzeige in sein Zimmer kam, daß die Gemeinde

unter der Linde auf ihn warte, noch nicht einmal zu dem Thee gekommen, mit dem die Frau Pfarrerin schon eine Stunde in der Eßstube auf ihn wartete. Er sagte dem Vogt, er wolle gleich kommen, ging in die Stube hinunter, trank seinen Thee und eilte von da unter die Linde.

Aber die Stimmung des Volks war in Rücksicht auf die Vertheilung des Rieds noch nicht die beste; sie that den Reichen noch immer gleich weh; sie suchten es zwar zu verbergen; doch stieß hie und da ein Wort, das deutlich zeigte, wie es ihnen diesfalls ums Herz sey.

Die meisten warfen, wenn davon die Rede war, die Köpfe unwillig auf, flüsterten einander dies und das ins Ohr; viele fluchten mehr und minder laut darüber. Ein alter Geizhals sagte zu einem Nachbar, der, wie er, ein Vorgesetzter und wie er, ein Geizhals war: es ist, wie wenn mit dem neuen Junker alles Unheil ins Dorf gekommen wäre. — Viele aber mäßigten sich doch und sagten, wenn ihnen die neue Ordnung schon nicht gefiel: was ist jetzt zu machen? wir müssen uns in Gottes Namen darein schicken. — Viele äußerten sich sehr ungeduldig über die neue Ordnung. Der Stierenbauer fluchte vor einem ganzen Tisch: sie schade ihm mehr als 100 Gulden; er habe das Jahr durch immer 10 bis 12 Stück Vieh auf dem Ried gehalten, und sie seyen ihm stockfett geworden.

Ein anderer sagte: er habe der Waid nicht genützt, aber er wollte doch ein gutes Stück Geld geben, es wäre noch, wie es gewesen.

Und noch klagten andere: das Lumpenvolk ſtrecke alles die Köpfe, und ein jeder Bettelbub lache in die Fauſt, wenn er davon rede.

Die Armen machtens zwar auch nicht beſſer. Wo ſie allein waren, verſpotteten ſie die Reichen, ob dem Verdruß, den ſie haben, daß der Teufel ihnen einmal einen Schuhbreit Land aus den Klauen genommen; wenn denn aber ein Dickbauch um den Weg war, ſo zogen ſie ihm hinwieder den Speck durchs Maul, ſagten dies und das über das neue Land, und es ſey noch eine Frage, ob das, was es jetzt abtrage, der Gemeind einen ſo großen Vortheil bringe, als man dergleichen thue? und noch eine größere: ob das Weſen denn Beſtand haben werde? Ihrer etliche thaten noch gar, wenn ſo ein alter Dorfmeiſter um den Weg war, wie wenn ſie ſich entſchuldigen wollten und ſagten: ihrenthalben wär' es ihr Lebtag gut geweſen, wie es geweſen, und ſie ſeyen einmal nicht Schuld.

Der Marx unter anderm ſagte dem Gevatter Aebi, bey dem er eben ſaß: er meyne einmal, ſo alt er ſey, ſo erlebe er es doch noch, daß es mit dieſen Aeckern anders komme, und er ſeinethalben habe einmal nicht darauf geſehen. — Aber der Vorgeſetzte kehrte ſich von ihm weg und ſagte ihm: es iſt kein Hund ſo froh über ein Stück Brod, als du über dieſe Aecker.

So beſtimmt und allgemein äußerte ſich die Schlechtheit der Reichen und der Armen über dieſen Zuſtand unter der Linde, ehe der Junker noch dahin kam. In der gleichen Zeit hatte der Hans aus dem Pfarrhaus mit dem jungen Kalberleder ein Geſpräch, das dem dummen, aber

ſonſt ſtolzen und frechen Burſchen den Schweiß austrieb. Er war erbittert, daß der Kerl ſich ſo gutmüthig anerboten, den Nußbaum, der ihm im Garten ſo viel Schaden that, umzuhauen und wollte ihm zeigen, daß er gar wohl wiſſe, daß er das nur darum gethan, um mit dem Hummel zu reden, was er nicht hätte mit ihm reden ſollen. Ich will ihm, ſagte er zu ſich ſelber, zeigen, daß der Junker und der Pfarrer den Spaß mit dem Baum nicht ſo verſtehen werden, wenn er ihnen, ſo wie er iſt, zu Ohren komme. Mit dieſem Vorſatz ſetzte er ſich jetzt unter der Linde neben dem Kalberleder ab. Das gefiel dieſem ſchon nicht. Er wollte aufſtehen und an einen andern Ort hinſitzen, aber der Hans dupfte ihn mit ſeiner breiten Hand ſo auf die Hoſen, daß er im Augenblick wieder auf der Bank ſaß.

Was iſt das Unverſchämtes? ſagte jetzt der Kalberleder, und der Hans erwiederte: Ha, wir haben etwas mit einander zu reden.

Kalberleder. Was iſt's? was haſt du mit mir zu reden?

Hans. Nichts anders, als daß du mich und den Herrn Pfarrer mit dem Nußbaum für einen Narren gehalten.

Kalberleder. Das iſt nicht wahr, nicht wahr, ich habe niemand für einen Narren gehalten.

Hans. Du haſt doch den Baum nicht abgehauen, wie du geſagt haſt.

Kalberleder. Ja, ja, das war ein Mißverſtand, ein Mißverſtand.

Hans. Was für ein Mißverstand?

Kalberleder. Der Vater hat einen ganz andern Baum gemeynt. Ich hab' ihn nur nicht recht verstanden.

Hans. So? — aber was für einen?

Kalberleder. Einen andern, hörst wohl.

Hans. Wo steht der andere?

Kalberleder. Das geht dich nichts an; ich bin dir's gar nicht schuldig zu sagen.

Hans. Aber wenn ich dich wäre, ich wollte diesmal so gut seyn und es nur sagen.

Kalberleder. Wenn du's wissen willst; er steht im Tobel.

Hans. So —?

Kalberleder. Ja, ja, das ist ganz sicher.

Hans. Hast du einen Nußbaum im Tobel?

Kalberleder. Ja, mehr als einen.

Hans. Hast du aber auch einen umgehauen im Tobel?

Kalberleder. Nein, noch nicht; aber was nicht ist, kann werden.

Hans. So? Du hast hiemit noch keinen umgehauen, wenn du schon so verirret?

Kalberleder. Pressirt's?

Hans. Mir gar nicht; aber dir hat's pressiren sollen, wenn du dich mit Ehren hast herausläugnen wollen.

Kalberleder. Was herausläugnen?

Hans. Ich mag jetzt nicht mit dir zanken, ich will dir gar kurz sagen: wenn du unsern Gartennachbar nicht vor Sonnenuntergang vom Leben zum Tod bringst und

ordentlich an Boden legſt, ſo will ich morn am Morgen auf eine Art mit dir reden, daß du ſieben Nußbäume dafür gäbeſt, du hätteſt meinem guten Rath gefolgt.

Der Kalberleder wußte nicht, wie ihm war, und konnte nicht begreifen, wo der Lumpenhans das Herz hernehme, ſo mit ihm zu reden.

Der Hans aber ließ ihn das Maul nicht aufthun und ſagte gerade drauf wieder: du kannſt jetzt nur gehen und ſitzen, wo es dich wohl freut, ich habe dir nichts mehr zu ſagen.

Der Kalberleder antwortete: es iſt mir jetzt wohl genug da.

Aber mir nicht, erwiederte der Hans, ſtund auf, ſetzte ſich etliche Schritte von ihm bey einem armen, alten Mann ab, der ſein Vetter war, und gab dieſem denn bald ſein Morgenbrod, das er bey ſich hatte, aus dem Sack; er ſchob es ihm unter den Rock, damit es niemand ſehe. Der Alte nahm einen Mundvoll nach dem andern davon ins Maul und kaute den ganzen Morgen daran.

§. 39.

Vom Lirilariweſen in den Schulen.

Der Junker, der nach 9 Uhr auch unter die Linde kam, machte noch mit dem Vogt und dem Weibel die nöthigen Abreden wegen den Geißen und wegen den Bäu-

men. Er ließ einen jeden Mann, der den Vorschuß für eine Geiß oder Bäume wollte, seinen Namen in ein Buch einschreiben und er mußte zugleich den Platz anzeigen, auf den er die Bäume, die er begehrte, hinsetzen wolle. Er war mit allen freundlich und fragte viele: woher ihre Armuth und der gänzliche Mangel an so vielem Nothwendigem komme? Aber er bekam sehr wenige geradsinnige und offene Antworten.

Gegen Mittag ging der Junker wieder ins Pfarrhaus zurück. Auch der Glülphi war jetzt wieder da. Ueber dem Essen sagte die Frau Pfarrerin zu ihm: er stecke, sobald er nach Bonnal komme, immer bey der Gertrud. Er antwortete: ich muß wohl. Ich bin jetzt Schulmeister und muß mein Handwerk bey jemand lernen, der es so gut treibt, wie sie.

Die Frau Pfarrerin erwiederte: ich will doch gern sehen, was man alles in Ihrer Stube treiben werde.

Glülphi. Einmal das Lirilariwesen, das man in so vielen Schulen treibt, will ich nicht mehr darinn dulden.

Der Pfarrer mischte sich ins Gespräch und sagte: aber was verstehen Sie denn eigentlich unter dem Lirilariwesen?

Jetzt nahm der Lieutenant eine Prise Tabak, hielt seine Lippen einen Augenblick fester zusammen, als sonst und, was sonst selten der Fall war, die Augen im Kopf still. Er that auch die Tabaksdose langsamer, als sonst, in die Tasche. Dann sagte er: Herr Pfarrer, unter Lirilariwesen in der Schule halte ich alles, was den Kindern so eins

ist gibt, mit dem Maul ein Weit und Breites über die Sachen zu machen, hinter denen für sie nichts steckt, und die sie nicht verstehen und nicht im Herzen tragen, mit denen man ihnen aber doch die Einbildungskraft und das Gedächtniß so anfüllt, daß das rechte Alltagshirn und der Brauchverstand im menschlichen Leben dadurch zu Grund geht.

Pfarrer. Gut erklärt, Herr Professor, ich bin dieses Lirilariwesens halber völlig Ihrer Meynung.

Der Lieutenant (den Pfarrer steif ansehend): so weit sie langt?

Pfarrer. Ja, so weit sie langt. Ich bin überzeugt, daß man, indem man die Menschen unverhältnißmäßig viel mit dem Maul lehrt und ihnen den Kopf mit Wörtern füllt, ehe ihr Gefühl und ihr Verstand durch Erfahrungsanschauungen gebildet, dadurch sie in ihren besten Anlagen verwirrt, ihren Geist und ihr Herz schwächt und die wesentlichen Fundamente ihres Hausglücks untergräbt.

Lieutenant. Nun, so hätte ich nicht ausdrücken können, was ich meyne.

Pfarrer. Sie scherzen. Aber wie haben Sie in Ihrem Stand den Schaden des Wortwesens so kennen gelernt?

Lieutenant. Mein lahmes Bein und mein vieljähriges Brodsuchen hat mich gar vieles kennen gelehrt, was Menschen mit gesunden Beinen und genug Geld im Sack nicht leicht erfahren. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, sobald ein Herr, der mir eine Arbeit auftrug, mit seinem Maul ein Weites und Breites von dieser Arbeit machte

und mir es recht zu Gemüth zu führen ſuchte, wie wichtig oder wie leicht oder wie ſchwer ſie ſey, ſo war es zum Voraus ſicher, es begegne mir bey dieſer Arbeit und mit dieſem Herrn etwas, das ich den geraden Weg bey einem einfachen, guten Herrn nicht erwarten dürfte. Mehrentheils begegnete mir bey einem ſolchen Herrn etwas, das mich mit Händen greifen machte, er ſey nicht bloß ein Maulbraucher, ſondern auch ein ſchlechter Menſch, und auch in meiner kurzen Dienſtzeit hab' ich erfahren, was aus dem Menſchen wird, wenn ihm ſein Maul alles iſt und über alles geht. Es iſt kein untreuerer Hund unter den Truppen, als mein Obriſt war. Er gab mir auch wie ein Gaudieb den Abſchied. Sein Hundengeiz machte, daß das Regiment faſt alle Monat Noth litt; aber wenn's auch noch ſo offenbar durch ſeinen Fehler bis auf den letzten Mann zu Grund gegangen wäre, ſo hätte er ſich immer herauslügen können. Es iſt in allen vier Welttheilen nichts Gutes, von dem er nicht ſchwatzen konnte, wie eine Dole; aber eben ſo iſt auch in allen vier Welttheilen nichts Gutes, das er, ſo ſehr er ihm mit dem Maul das Wort redte, auch nur mit einem Finger berührt hätte, um es wirklich zu befördern, und doch war bis auf den Profoſen hinunter niemand, dem er nicht an den Fingern her erzählte, was und wie viel er in ſeinem Fach und in ſeinem Platz beſſer einrichten könnte; und wenn's ans Treffen ging, redte er allemal vor der Front wie ein Engel und ſchrie zu den armen Tröpfen, denen oft ſelber noch in dieſer Stunde der Bauch vor Hunger klirrte, ſo laut, daß es durch Berg und Thal ertönte: G'hinder! es

iſt für euern G'hönig und für euer H'aterland, 'altet euch wohl! —

Alles, was am Tiſch war, mußte vor Lachen über das G'hinder, H'aterland und 'altet euch wohl, das der Lieutenant, den Maulobriſt zu verſpotten, ſo viel er aus dem Hals vermochte, ausſchrie, faſt den Bauch halten. Der Lieutenant ſetzte denn, da das Lachen zu ſtillen anfing, noch hinzu: und denn fand dieſer Obriſt allemal gleich, nachdem die Kugeln anfingen zu pfeifen, eine Urſache, von ſeinem Poſten weg und an einen Ort hinzureiten, wo es der böſen Vögel halber, die jetzt umherflogen, etwas ſicherer war.

Der Pfarrer war der einzige, der ob ſeinem G'hinder und H'aterland nicht lachte. Ernſt, wie der Tod, ſagte er: es gibt in allen Ständen ſolche arme Maulbraucher. Selber unter uns gibt es ſolche Leute, die, euerm Oberſten gleich, einem armen, an Leib und Seel unverſorgten und von ihnen ſelber verwahrloſten Volk ſolche großtönende Wörter von der Kanzel herabwerfen und bis auf den Schreyerausdruck: „G'hinder — G'hönig — H'aterland" ähnlich, dem Volk zurufen: halt dich wohl, — aber die Laſten, die ſie ihm mit dieſem Zuruf auflegen, ſelber auch mit keinem Finger berühren.

§. 40.

Unſchuld gibt Muth.

Die Rückerinnerungen, die beym Pfarrer dieſe Bemerkungen veranlaßten, gingen ihm ſo zu Herzen, daß er vom Tiſch aufſtund und einen Augenblick ans Fenſter ging. Aber wie erſtaunte er nicht, als er plötzlich den böſen Nachbar, der ſeinem Garten ſchon ſo lange Schaden that, abgehauen und mit Stamm und Aeſten am Boden liegen ſah. Er konnte nicht begreifen, wie das ſo plötzlich geſchehen und rief augenblicklich ſeinem Hans, um ihn darüber zu befragen. Dieſer erzählte ihm dann umſtändlich, wie er unter der Linde neben des Kalberleders Bub abgeſeſſen, ihm auf die Hoſen geklopft und ihm dann des Baums halber Sachen geſagt, die ihn dahin gebracht, ihn noch vor dem Mittageſſen umzuhauen und an den Boden zu legen.

Aber wie haſt du das auch thun und ihm ſo drohen dürfen? ſagte der Pfarrer, da er hörte, wie es zugegangen.

Es hat mich gedunkt, es ſey recht geweſen, Herr Pfarrer, ſagte der Hans.

Und der Pfarrer: nein, Hans, man muß niemand mit etwas in Furcht jagen, wozu man kein Recht hat.

Das iſt wohl ſo, ſagte der Hans, wie ihr ſagt, und ich wollte mich in die Seele hinein ſchämen, wenn jemand darnach vor mir zu nur roth, will geſchweigen blaß werden könnte, aber mit Leuten von der Kalberledergattung

hat es ſeine eigene Ordnung. Dieſe Gattung Leute bringt mich nicht dazu, ein Vater Unſer zu beten, geſchweige einen Nußbaum umzuhauen, wenn man ihnen nicht den Teufel vormahlt.

Des Pfarrers ganze Weisheit fand gegen dieſe Erklärung keine Antwort.

§. 41.

Ein Wort darüber, was die Bauern ſind, wie und wo und wann ſie zeigen, was ſie ſind — und was ſie nicht ſeyn dürfen.

Die Herren hatten auf der Allment jetzt nichts zu thun, als die Aecker, die ſchon abgeſteckt und ausgemeſſen waren, durch das Loos zu vertheilen und auf dem Ried die Plätze abzuſtechen, wo die Bäume, die er nach Mittag dahin führen laſſen wollte, hingeſetzt werden müſſen.

Neunzig Juchart von dieſem Land, welche zu einer Waſſermatte beſtimmt waren, konnte man noch nicht vertheilen; das Waſſer war noch nicht vollends zuſammengeleitet und die Gräben, die man zuerſt machen muß, waren nur erſt abgeſteckt. Aber Waſſer zur künftigen Wäſſerung war ſchon ſo viel da, daß ein jeder Bauer, der das Wäſſern ein wenig verſteht, einſehen mußte, daß der Junker nicht zu viel hoffe, wenn er glaubt, es reiche zur

Wässerung von neunzig Jucharten hin, um so mehr, da der diesjährige Sommer trocken gewesen und man mit Recht hoffen durfte, bey eintretender nasser Witterung ein Drittheil mehr Wasser zu erhalten. Auch ist das Wasser so gut, daß, wo auch jetzt schon ein Tropfen dahin kommt, das Land davon grünet.

Arner ließ die Bauern jetzt machen, wie wenn er nicht da wäre. Er wußte, daß sie, wenn sie Land theilen und wie allein sind, sich ganz anders benehmen und zeigen, als wenn sie mit dem Hut in der Hand vor dem Erbherrn dastehen und gern hätten, er hielte sie für arme Tröpfe und Halbnarren.

Mein Großvater hatte zum Sprichwort: das Theilen zeigt, was die Leute sind, und das Haben macht aus ihnen, was sie sind.

Der Junker nützte den Anlaß, den er hatte, seine Leute kennen zu lernen. Er entzog ihnen keinen Blick und sah auch bey jedem bessern Stück Land, wie sie ihre Gierigkeit auf hunderterley Arten äußerten.

Es war bey dem einten im Mund, bey dem andern im Aug, bey dem dritten in den Händen, bey dem vierten in Füßen, wo man ihm ansah, was er that und was er gelüstete; je nachdem er einen dickern Bauch oder längere Beine, oder einen platten und einen spitzigen Kopf, ein schmales oder ein breites Maul, oder so oder eine andere Nase und Stirn hatte, so zeigte er auch diese Gierigkeit anders als andere.

Das war eins. Neben dem hörte er in diesen paar Stunden mehr Wahres über den eigentlichen Feldbau und

über die hunderterley Umſtände, auf welche es dem Bauer, ohne daß er davon redet, hauptſächlich ankommt, wenn er über ein Stück Land ſeine und den geraden Weg urtheilt, was es ihm werth ſey. Man kann nicht glauben, was für allerley kleine Umſtände in ſolchen Fällen vorkommen, die er in einem ſolchen Augenblick in Anſchlag bringt, aber dann ſonſt auch oft weder vorher noch darnach ein Wort davon redet.

Bald iſt ſo ein Stück mehr hinter dem Wind, bald iſt es den Regengüſſen mehr ausgeſetzt, bald iſt eine verborgene Näſſe, bald etwa ein gröſſer Stein unter dem Heerd verborgen, bald Sand oder Grien, der den Miſt frißt, bald ein Vortheil oder Nachtheil im Zu- oder Wegfahren, bald ein guter oder böſer Nachbar und hundert dergleichen Umſtände, warum ein Stück oft das doppelte mehr oder minder gilt, als ein anderes; und es iſt einem Erbherrn Gold werth, den Feldbau des Lands bis auf dieſe kleine Umſtände herab zu kennen.

Ein drittes, das ihm und beſonders dem Lieutenant auffiel und Freude machte, war: ſie ſahen dann und wann einen armen Mann, wann er ein gutes Loos zog, jauchzend auf die Allmend ſpringen, und dann kecker als vorher, etwa gar mit dem Hut auf dem Kopf, neben einem Dickbauch abſitzen.

Aber je mehr Arme glücklich zogen und ihre Freude zeigten, je mehr zeigten auch die Dickbäuche über jeden ſolchen Fall ihren Unmuth, und fingen links und rechts an, Stichelworte fallen zu laſſen.

Aber es war zur Unzeit. Ein paar freche Buben, die das ſahen, riefen in voller Freude über ihr Loos überlaut: wenn die Maulhänger nichts anders können, als uns unſere Freude verderben, ſo könnten ſie wohl heimgehen.

Das gab ein Gelächter. Der am lauteſten lachte, war der Lieutenant. Er ſagte zum Junker: ſo muß es kommen, wenn der Bauer im feißen Fell lernen ſoll, daß er nichts mehr iſt, als der im magern, und es wäre wahrlich gut, wenn bißle edle Herren es auch zu Herzen nähmen, daß ein Menſch in einem fetten Fell um des Fells willen nicht mehr werth iſt, als einer in einem magern; aber eben ſtunden zwey junge Burſche hinter dem Lieutenant, als er das ſagte, ſie verſtanden das Wort, fingen an zu lachen und einer ſagte ſo laut, daß es Arner ſelber verſtund, zum andern: das iſt jetzt auch einmal ein Wort, das unſer einer gern hört.

Arner ſah ihn ſteif an und ſagte zu ihm: das Wort iſt wahr, aber es kommt darauf an, wer es in den Mund nimmt. Du und dein Kamerad könnten mit einem ſolchen Wort den Kopf hart anſtoßen. — Und der Junker hatte mehr als recht. So ein Herr, wie der Lieutenant, der weit und breit die Welt erfahren, und den man zu etwas braucht, das mehr als Schwefelhölzlimachen iſt, darf, wenn er auch ſchon ein armer Herr iſt, inſonderheit neben ſo einem Junker zu, wohl ſo ein Wort fallen laſſen. Aber wenn ein Bauer frech redet, oder ſonſt ein Menſch, der nicht jedes Fehlwort, wenn's noth thut, mit Dublonen wieder gut machen kann, ſich ans Frechſeyn

gewöhnt, ſo gnad' Gott ſeinem Haus und Heimath — es iſt, als ob er Zaun und Marchen von ſeinem Hof verloren.

---

§. 42.

Die Neigung zur Unverſchämtheit geht aus Schlechtheit und Schwäche hervor, und um einen unverſchämten Menſchen zu ſich ſelber, d. i. zum Gefühl ſeiner Schwäche und Schlechtheit zu bringen, darfſt du ſelber weder kraftlos noch unverſchämt ſeyn.

Der Lieutenant auf dem Ried half den Vorgeſetzten und wer da war, die Plätze abſtecken, wo nach Mittag die Hausväter die Bäume hinſetzen ſollten, die der Junker ihnen gegeben.

Die Vorgeſetzten und Matadoren unter ihnen, da ſie gehört, daß der Herr Lieutenant darauf denke, Schulmeiſter bey ihnen zu werden, wollten jetzt, da ſie wußten, daß er dem Junker, gegen den ſie einen Groll hatten, lieb ſey, gegen ſeinen Schulmeiſter grob ſeyn, da ſie es gegen ihn nicht durften. Sie probirten es, ſich ganz kurz gegen ihn zu faſſen. Iſt's wahr, ſagten ſie zu ihm, daß ihr unſer Schulmeiſter werdet? Und auf ſeine Antwort: „ja" ſahen ſie ihn an, wie ein Käufer auf dem Markt ein Judenroß, dem er nichts Gutes traut, und fingen

denn bald unter einander an, zuerst halb und dann ganz laut, ihr Gespött zu haben und zu sagen: es werde müssen eine neumödische Schule abgeben; und dann fragten sie ihn noch, ob er sich mit dem alten Schullohn begnüge? oder wer ihm mehr gebe? Einige sagten: er werde wohl müssen ihre Buben lehren in die Scheibe schießen und exerzieren, und einer deutete gar mit seinem Finger auf sein Bein und fragte: ob er sie etwa nicht bloß fechten, sondern auch tanzen lehren wolle?

Er ließ sie eine Weile machen, um zu sehen, wie weit sie es treiben würden. Als er aber fand, es sey jetzt genug, stund er auf und sagte mit dem Stock in der Hand: an die Arbeit, ihr Nachbarn, damit ich nicht versäumt werde.

Sie thaten das Maul auf und konnten nicht begreifen, daß ein Schulmeister mit ihnen reden dürfe, wie wenn er ihnen etwas zu befehlen hätte; aber als sie also mit dem offenen Maul dastanden und ihn angafften, sagte er sogleich zum dicksten: komm her und trag das! und zum größten: geh hin und bring das!

Und beym ersten, der nicht im Augenblick that, was er sagte, fragte er: wie heißt der? und schrieb ihn auf. Das machte sie folgen. Die, so ihn verspottet, lernten stehen, wohin er sie stehen, und gehen, wohin er sie gehen, und tragen, was er sie tragen hieß.

Sobald er sie da hatte, war er wieder so freundlich als je und half ihnen, wo er konnte und mochte. Er hatte auch die Arbeit mit den Bäumen so bald in Ordnung, daß die Bauern nicht begreifen konnten, wie es

ſchwind er damit fertig worden, und brachte es diesfalls mit ihnen in einer halben Stunde ſo weit, daß die, ſo im Anfang die ſchlimmſten waren, ganz zahm wurden, und ihrer etliche ſogar zu ihm ſagten: es ſeyen im Anfang ſo einige Worte gefloſſen, die er eben nicht aufnehmen ſolle, wie ſie gelautet. Andere ſagten ihm: ſie müſſen jetzt wohl ſehen, wie ſteif er eine Ordnung habe, und wie er ſeinen Sachen vorſtehe, und er ſolle nur mit ihren Buben ſo eine Ordnung halten, ſo werde es wohl gut gehen. Und etliche Buben riefen überlaut: der kann auch etwas, und bey dem kann man gewiß auch etwas lernen.

Es waren gar viele Buben da. Sie rüſteten zu, was ſie auf den Abend, ihre Bäume zu ſetzen, nöthig hatten.

Der Lieutenant ging mit ihnen in alle Ecken und zeigte einem jeden, wo ſeine Nummer hinkomme. Er war ſo freundlich mit ihnen, daß ſie alle zu einander ſagten: er gibt gewiß einen guten Schulmeiſter. Als ſie die Plätze abgeſteckt, wo ſie die Bäume hinſetzen wollten und alles, was ſie ſich für dieſen Morgen vornahmen, nun vollendet war, gingen ſie wieder heim. Viele Buben begleiteten den Schulmeiſter und er redte die ganze Zeit über mit ihnen von ihrer Arbeit und allem, was ſie können und lernen müſſen, daß ſie rechte Bauern werden.

Nahe beym Pfrundhaus traf er den Pfarrer an, der von einer kranken Frauen kam und ſich eben, wie der Glälphi, verwunderte, da er jetzt mit ihm am Kirchthurm ſah, daß es ſo viel über zwölf Uhr.

§. 43.

Was iſt ſüßer, als Kinderfreude? und was iſt reiner, als Kindergüte?

Die Herren eilten mit dem Mittageſſen, damit ſie ſobald als möglich wieder auf dem Ried ſeyen, wo des Junker die Bäume, die man nach Mittag ſetzen wollte, austheilen und auch die Geißen, die er kommen laſſen, den armen Leuten im Dorf zuſtellen wollte. Der Wagen mit den Bäumen und die Heerd Geißen ſtanden ſchon ein paar Stunden vor dem Pfarrhaus und warteten auf ihn; ſobald aber der Wagen jetzt fortfuhr und die Geißen fortgetrieben wurden, lief alles, was Händ' und Füße hatte, auf das Ried, zu ſehen, was er mit dem Wagen voll Bäume und mit der Heerd Geißen anſtellen wollte. Auch der Gertrud ihre Kinder liefen, ſobald die Herren aus dem Pfarrhaus fort waren, baten aber die Mutter vorher um ihr Abendbrod, damit ſie auch recht lang auf dem Ried bleiben können. Die gute Mutter gab ihnen in der Freude über dieſen Tag doppelt ſo viel als ſonſt; dann ſprangen ſie fort, was ſie ſpringen mochten und waren lang vor den Herren daſelbſt.

Des Junkers Karl war auch da und andere Buben fragten ihn: was doch der Papa mit ſo viel Geißen machen wolle?

Ihr müßt alle mit einander ſo Geißen haben, der Papa hat's geſagt, antwortete ihnen der Karl.

Du weißt aber einmal viel, daß du dein Maul ſo brauchſt, ſagte der Klaus; es ſind ſieben Kinder da, wo eine Geiß.

Und die größern Buben ſagten auch: es iſt wahr, es ſind mehr Buben da, als Geißen.

Die armen Thiere waren geplagt. Die Kinder neckten ſie an Bart und Hörnern, daß ſie ihnen mäh mäh machen, und ihrer etliche ſagten zu des krummen Schneiders Liſeli: es habe ſo viele Geſchwiſterte hier. Es aber zeigte mit der Hand in das Thal hinunter, wo Ochſen und Kühe weideten, und ſagte: da unten ſind die ernen.

Aber die Geißen waren hungrig. Die meißen kamen einen weiten Weg und wenn die Kinder ihnen den Kopf anrührten, ſtießen ſie ſelbige manchmal für gut mit den Hörnern.

Die Kinder aber wollten, daß die Geißen gut mit ihnen ſeyen und gaben ihnen Laub und Gras ab und gaben ihnen Brod aus dem Sack, ſo viel ſie hatten; da wurden die Geißen bald zähmer und ſtießen ſie nicht mehr.

Des Maurers Heinli ſaß an einem Hag, zeigte einer Geiß ſein großes Stück Brod, indem er's ſo halb aus dem Sack hervorzucken ließ; aber wenn die Geiß den Kopf halb im Sack und das Brod faſt im Sack hatte, zog er es wieder zurück, dann trieb er das hungrige Thier ſo ſtark gegen das Brod, daß es ihn einmal auf den Boden warf.

Ja, ja, jetzt haſt du Brod, wenn du mich brav umſtoßeſt, ſagte er, als er wieder aufſtund, und es dünkte

ihn

ihn so lustig, daß er nicht merkte, daß er nahe bey einem Ameisenhaufen abgesessen, bis er voll von diesen Thieren lief.

Das ist nicht gut Wetter, wir müssen weiter, sagte er zur Geiß, nahm, damit sie auch komme, das Brod in die Hand und hielt es ihr dem Maul nahe. So folgte sie ihm bis hinter den Hag, wo er sich denn absetzte; aber vorher sah er jetzt doch, ob es mit dem Boden richtig oder unrichtig aussehe und ob nicht etwa wieder ein Ameisenhaufen in der Nähe seye; dann fing er doch an, der Geiß im Ernst Brod zu geben. Aber da er eben einen Mundvoll für sie noch in der Hand hatte, sah er des Rütimarxen Betheli, das nahe bey ihm zu stund und ihm auf die Hand und der Geiß ins Maul hineinschaute, und sagte im Augenblick zu ihm: willt auch Brod?

Roth und nur halblaut antwortete es: ja, wenn du mir gibst.

Ja freylich, sagte der Heirli, und theilte dann sein Brod Mundvoll für Mundvoll zwischen dem Kind und der Geiß. Doch gab er allemal den größern Mundvoll dem Betheli, den kleinern der Geiß, und sagte dann, wann das Thier seinen hatte: wart jetzt, Geißli, es ist jetzt wieder am Betheli — und dann darnach: jetzt ist es wieder am Geißli. — Das Kind zitterte mit der Hand, als es ihm den ersten Mundvoll abnahm, und etwa beym dritten, da er selber keinen nahm, sagte es: warum issest du nicht auch?

Ich kann wieder haben, wenn ich heim komme, die Mutter gibt mir wieder, antwortete der Heirli.

Und das Vetheli: kannst du Brod haben, so viel du willst, Heirli!

Ja, jetzt gib mir du Stumm hei genug: aber es ist noch nicht lang, sie hat mir auch nicht stumm genug geben, erwiederte der Heirli.

Das Vetheli lachte und der Heirli sagte wieder: weißt du was? komm mit mir an Tisch bei mir, wenn wir fertig essen haben, an meiner Seite; ich will dir denn einmal Brod aufsparen und viel davon geben.

Aber hast du denn auch genug, wenn du mir so gibst? erwiederte das Vetheli.

Und der Heirli: ich will denn das schon machen, komm du nur.

So redten sie mit einander, während dem er das Brod theilte, bis auf den letzten Mund voll, der noch groß war. Er sah ihn an, ob er ihn auch theilen wollte; aber er machte mit dem Kopf nein, und sagte: Geiß, du mußt jetzt genug haben, und gab ihr ganz dem Vetheli. Dann stund er auf, führte seine Geiß weiter an der Hand am Haag hinauf, wo sie Laub fand; das Vetheli aber blieb mit seinem Mundvoll Brod sitzen und aß.

Des Junkers Claus sah dem ganzen Spiel zu, und da der Heirli fort war, kam er hinter der großen Brombeerstaude im Haag, hinter der er stand und zusah, hervor und legte, ohne ein Wort zu reden, dem Kind ein großes Stück Brod in den Schooß. Es erschrak, als er hinter der Staude hervorkam, aber da es das Stück Brod auf dem Schooß hatte, lachte es und rief ihm laut nach: dank dir Gott, Mann!

Der Heirli hörte es oben am Haag dank dir Gott rufen, und rief ihm zurück: was haſt du jetzt? Da ſprang es mit dem Brod in der Hand zu ihm hinauf, zeigte ihm den Mann, der es ihm gegeben, aber jetzt wieder bey des Junkers Wagen voll Bäume ſtund. Dann theilte das Kind ſein großes Stück Brod auch mit der Geiß, aber es gab ihr doch nur kleine Stücke und aß die größern ſelber. Der Heirli wollt ihm keins abnehmen; da bat es ihn: nimm doch nur auch einen einzigen Mund voll — und er nahm ihm einen ab und aß ihn bey ihm, ehe er wieder wegging.

Jetzt einsmals tönte ein Geſchrey und ein Rufen: er kommt! er kommt! er iſt es! es iſt ihn!

Es war der Junker, der mit dem Lieutenant langſam aus dem Forenholz heraus, dem Bach nach gegen die Anhöhe kam. Da machten die Knaben den Anſchlag, ihm bis unten an den Hügel in einem Zug entgegenzugehen, und der Karl nahm ſein großes, buntes Nastuch aus dem Sack und rief: he! wer macht uns einen Fahnen? wenn wir einen Zug machen, ſo müſſen wir einen Fahnen haben.

Der Klaus erwiederte: ich will euch einen machen, und band ihm das ſchöne Tuch an einen ſchneeweißen Stecken.

Aber wer muß dann Hauptmann ſeyn und den Fahnen haben? ſagte der Karl.

Der Fahne iſt dein und du mußt ihn tragen, ſagten die Buben.

Nein, sagte der Klaus, der Bub da (auf des Maurers Heirli deutend) muß jetzt der Hauptmann seyn.

Aber warum jetzt auch das? sagten alle Buben, und auch Karl stund da, wie wenn er das lieber anders hätte und sah den Klaus mit runden Augen an.

Es muß jetzt so seyn, ihr Buben, sagte Klaus, und, Meister Carli Kayser! sieh mich nur nicht so an; ich weiß, wenn dein Papa kommt, so sagt er, ich habe recht.

Nun, so gib ihm den Fahnen nur, wenn's Nastuch schon mein ist, sagte der Karl.

Der Klaus thats, und der erste, der am Zug jauchzte, war Karl. Aber da sie nahe beym Junker waren, sprang er aus dem Reihen heraus seinem Vater an die Hand.

Warum bist du so aus der Reihe herausgesprungen? sagte der Junker, und hob ihn in die Höhe.

Dann grüßte er die andern alle, gab dem Heirli seine Hand und fragte ihn: wer ihn so zum Hauptmann gemacht?

Da, dieser Mann hat wollen, ich müsse es seyn, sagte der Heirli, deutete mit der Hand auf den Klaus; und dieser erzählte dann, daß er eben vorher dem Buben hinter einer Brombeerstaude zugesehen, wie er sein Stück Brod mit einem Kind und mit einer Geiß getheilt, und dann dem armen Kind noch alle Abend von seinem Brod versprochen, und setzte noch hinzu: und ich möchte jetzt den sehen, der es besser verdient hätte.

Ja, sagte der Karl, wenn du das zuerst gesagt hättest, hätte ich dann auch gewußt, daß es recht wäre.

Und nicht also das Maul gehängt, sagte der Klaus ihm leise und seitwärts.

Das ist recht, Klaus, der brävste muß auch der Hauptmann seyn, sagte der Junker.

Das ist nichts so braves. Ich hab mich nur lustig gemacht, und es hat mich nicht gehungert, sagte der Heirli.

Dann zog alles fröhlich mit einander den Berg an.

§. 44.

Der Junker thut Vaterwerke und macht Geißhirtenhüterordnungen.

Nun stund er auf der Anhöhe, auf welcher Bonnal einst das Fest feyern sollte, dessen Stiftung er beschlossen, in der Mitte seines Volks. Die Fruchtbäume zum großen bedeutungsreichen Obstwald, unter dessen Schatten es einst den Erdensegen, den Gott dem Menschengeschlecht allgemein und niemand ausschließend gegeben, feyern sollte, lagen jetzt vor seinen Augen schon auf dem Wagen.

Wie ein frommer heiliger Priester in seiner feyerlichsten Stunde still vor dem Altar seines Gottes steht, so stund voll hoher Gefühle mit seinem menschlichen Opfer jetzt Arner auf dieser Stelle und warf seinen Segensblick auf die ihn umgebende Menge. Er hatte in diesem Staunen seinen Karl aus den Augen verloren, aber er man-

gelte ihm jetzt in dem Augenblick dieſer feyerlichen Stimmung. Er mußte ihn ſuchen. Er warf ſein Aug auf den Haufen Kinder, der daſtand, und fand ihn unter Bonnals Buben, zwey von den ſchönſten an beyden Händen haltend. Er winkte ihm und ſagte zu ſich ſelber: wenn er doch nur ſein Lebtag ſo glücklich unter den Kindern ſeines Volks daſteht und niemand ſo gern am Arm hat, als ſeine Leute, nahm ihn dann auf ſeine Arme, redte mit ihm von der Stiftung, die er jetzt vornehmen werde, und um deren willen man jetzt die Bäume auf dem Ried ſetzen müſſe.

Der Karl hörte ihm auf ſeinem Arm aufmerkſam zu. Eine ſanfte Wehmuth ergriff jetzt beyde, da Arner ſo mit ihm redte, ſo daß beyde faſt Thränen in den Augen hatten. Einen Augenblick war Arner in dieſer Wehmuth ſtill, dann ſagte er wieder zum Karl: ich denke nicht und es iſt kaum möglich, daß ich dieſe Bäume ausgewachſen und in ihrem vollen Segen daſtehend erleben werde; denk an dieſe Stunde, wo wir ſie jetzt ſetzen und ſo das Feſt begründen, das ich für das Dorf ſtiften will. Lieber! denke bis an dein Grab daran, wie ich dich jetzt auf den Armen trage, und wie du dieſe Bäume auf dem Wagen und dieſe Leute aus meinem Bonnal jetzt vor dir ſtehen und nimm dir feſt vor, bis an dein Grab für deine Leute zu ſorgen, wie du jetzt ſiehſt, daß ich für ſie ſorge.

Karl umſchlang jetzt ſeinen Vater mit beyden Händen und ſagte ihm: ich will gewiß bis an mein Grab daran denken; aber du ſtirbſt doch nicht ſo bald. Du erlebſt ge-

wiß auch noch, daß dieſe Bäume groß ſind und viele Früchte tragen.

Lieber Karl! erwiederte Arner, der liebe Gott kann mich noch lange leben laſſen, aber was du erleben wirſt, das kann ich, menſchlicherweiſe davon zu reden, nicht erleben. — Mit dem küßte er ihn noch einmal, ſtellte ihn neben ſich ab und redte, ihn ſo neben ſich an der Hand haltend, mit dem Volk von Bonnal, das vor ihm ſtund, von der Stiftung, die er vorhabe und von dem Segen, der durch dieſelbe ihrem Dorf zufließen könne, wenn ſie ſich deſſelben durch ein gottesfürchtiges und menſchenliebendes Leben würdig machen und beſonders ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung des Herrn auferziehen würden.

Nachdem er eine Weile ſo mit ihnen geredt, ſagte er: es könne jetzt ein jeder Hausvater hingehen und von den Bäumen auf dem Wagen ſo manchen nehmen, als einer Kinder habe.

Auf das Wort drängten ſich Reiche, Freche und Geizige vor, geſchwind vor den andern die erſten zu ſeyn und die ſchönſten wegzuſchnappen; denn wenn ſchon alles gute Bäume waren und von gutem Obſt, ſo war doch immer ein Unterſchied im Alter und an den Wurzeln. Aber der Junker merkte den Zweck dieſes zudringlichen Laufens und machte ihm Halt, ehe noch einer ſich einen vorzüglich ſchönen Baum ausgeleſen und weggeſchnappt. Er rief laut, ſie ſollen ſich vom Wagen zurückziehen und warten, bis der Klaus mit ein paaren die Bäume alle ab dem Wagen genommen, und ſie, wie ſie ihm in die Hände

kamen, die größern und die kleinern durch einander am Boden gelegt, und indeſſen ſich auch an eine Reihe ſtellen, und dann einer nach dem andern die Bäume, wie ſie am Boden liegen und auf einander folgen, jeder die ſeinen voran wegnehmen.

Es hängte zwar der eine und andere von den Dickbäuchen und Meiſterkatzen im Dorf das Maul ob dieſer Ordnung, als ob ihm dadurch unrecht geſchehen, aber jeder nahm dennoch ſeinen Baum in der Ordnung, die ihn traf; die mehrern aber lachten, daß Arner ſie alſo mit ihnen in eine ehrliche Gleichheit geſtellt hat und ſagten: es ſey den Meiſterkatzen, die in allen Dingen vor den andern etwas voraus haben und den Nidel (Rahm) immer oben von der Milch abnehmen wollen, recht geſchehen. Dann, als ſie die Bäume hatten und alles wieder in einem Kreis um ihn herumſtund, ſagte der Junker: ich hätte gern, daß es auch der ärmſten Haushaltung nicht an der nöthigen Milch fehlte, ihren jungen Kindern eine gute und ihrem Alter angemeſſene und für ihr Wachſen und Zunehmen nothwendige Suppe machen zu können, darum habe ich dieſe Geißen hieher kommen laſſen, und will denen, die das Geld nicht haben, für ihre Kinder eine zu kaufen, daſſelbe gern vorſchießen, und hiemit befahl er denen, die einen ſolchen Vorſchuß gern hätten, näher zu ihm zu kommen.

Es kamen ihrer ſieben und zwanzig. Aber ſie ſahen aus, daß es ihm durch Leib und Seel fuhr — — ohne Hut, ohne Strümpfe, ohne Schuh und ohne Kappe und alles an ihren Kleidern zerriſſen.

Das war noch nicht das schlimmste Zeichen ihres Elends. Der Lump, der Schlägler, der Trölen, der Spieler und Säufer war nicht nur auf ihren Röcken, er war auf ihren Gesichtern wie abgemahlt.

Es erschütterte Arner, da er sie ansah. Mit Ernst und Unwillen sagte er ihnen: ihr seht doch auch gar aus.

Ein Sigmund Hammerschlag hatte das Herz, ihm zu antworten: es vermögen in Gottes Namen nicht alle Leute, gut auszusehen.

Das brachte Arner auf. Er antwortete ihm: unverschämter Mann, es vermag ein jeder Mensch, sich an Leib und Seel nicht zu verhunzen, und nicht wie ein Schurk, ein Lump und wie du auszusehen.

Die andern sechs und zwanzig hätten ihm gern das Maul eingeschlagen, daß er dieses Wort geredt, und viele, selber von den Dickbäuchen und Vorgesetzten, die etwas entfernter vom Junker da herumstunden, sey es aus Neid wegen den Geißen oder sonst, lachten überlaut und sagten: der Junker habe wohl recht, es habe viele von ihnen noch ihr gutes Geld gekostet, bis sie es dahin gebracht, auszusehen, wie sie aussehen.

Der Junker fragte indessen den Pfarrer: ob ihre Weiber und Kinder alle auch so aussehen?

Leider, Gott erbarm', wie ab ihnen geschnitten, sagte der Pfarrer.

Der Junker schüttelte den Kopf und erwiederte: denn ist's bös, und hiemit wandte er sich wieder an die Männer und sagte ihnen: wo es euch eigentlich fehlt, ist weder mit Land, noch mit Geißmilch zu helfen, und ich

weiß wirklich nicht, was ich thun will. — Einen Augenblick darauf sagte er wieder: wenn's mir nicht um eure Kinder zu thun wäre, so schickte ich die Geißen wieder, wo sie hergekommen. — Er schwieg dann wieder eine Weile, sagte dann: geht in Gottes Namen und leset die Geißen aus; aber das sag ich euch, wenn ihr die Milch euern Kindern vorenthaltet, oder sonst macht, daß sie um euertwillen ferben müssen und nicht gesund seyn und trühen können, so will ich die armen Geschöpfe euch wegnehmen und selber dazu sehen, daß sie wie Christenmenschen erzogen werden, es mag mich kosten, was es will; aber so gewiß mich auch einer von euch nöthigt, ihm sein Kind wegzunehmen, weil er ein Unmensch an seinem Fleisch und Blut ist, so stecke ich ihn auch dafür ins Zuchthaus und lasse ihn daselbst auf eine Weise ziehen, wie es in solchen Häusern der Brauch ist.

Mit dem ließ er sie dann gehen und ihre Geißen auswählen. Das, was er ihnen gesagt, machte sie aber so sturm im Kopf, daß sie wahrlich mit den Geißenhändlern übel gehandelt hätten, wenn der Klaus nicht mit ihnen gegangen und ihnen geholfen hätte. Die Kinder aber, die Geißen bekamen, hatten eine unbeschreibliche Freude, und viele andere Buben, auch von den reichern, hingen ihren Vätern an, daß sie ihnen auch so Geißen kauften. Die meisten von den Vätern thatens nicht gern, aber mit Bitten und Beten und mit Erzählen, daß der Junker Karl auch eine habe, brachten es ihrer zwey und dreißig dahin, daß ihnen ihre Väter auch Geißen kauften. Und da die sieben und zwanzig ihre Kinder zum Junker hervorbrach-

ten, brachten die zwey und dreißig die ihrigen auch; aber doch kamen sie allein und stellten sich mit ihnen nicht zu den Kindern und Geißen der sieben und zwanzig.

Habt ihr euern Kindern auch so Geißen gekauft? sagte da der Junker.

Etliche antworteten: wir haben wohl müssen, sie haben uns keine Ruhe gelassen, bis wir es gethan. Andere sagten: weil ihr euerm Karl auch eine gekauft, so haben wir unsern Buben diese Freude auch machen wollen.

Müssen eure Kinder ihre Geißen auch hüten? sagte der Junker.

Warum das nicht? sagten die Väter.

Nun, so machet jetzt alle Kinder, die ihre Geißen so wie die andern hüten müssen, um mich herumsitzen, ich muß mit ihnen reden, sagte jetzt der Junker.

Da stellten die sieben und zwanzig und die zwey und dreißig Väter ihre Kinder, die die Geißen hüten mußten, in einen Kreis vor ihn zu und sich denn gerade hinter ihnen auch in einen Kreis, und Arner sagte zu den Jungen und zu den Alten, das Weidhirtenleben, wie es jetzt sey, sey ein Leben, in welchem Kinder leichter als in keinem andern zu wilden, ungezogenen und dadurch unglücklichen und bösen Menschen werden können; sie müssen desnahen Einrichtungen treffen, daß ihre Kinder bey ihrem Geißhüten sich nicht so leicht die Fehler des jetzigen Hüterlebens angewöhnen.

Zuerst müßt ihr, sagte er dann zu den Kindern, unter einander abreden, wie viel alle Wochen von euch hüten müssen, damit darinn keine Unordnung einreiße und keine

unnöthigerweiſe die Zeit ob dem Hüten verliere, und dann, fuhr er fort, müßt ihr mir ferner verſprechen:

erſtlich, ihr wollet dasjenige unter euch für keinen braven Hüterbuben und kein braves Hütermädchen halten, und nicht mehr unter euch zählen, noch mit euch hüten laſſen, welches auf der Weid über ſeine Geiß flucht und ſchwört, ſie ſtark ſchlägt oder ihr Steine nachwirft;

zweytens, ihr wollet auch das für kein braves Hüterkind halten und nicht mit euch auf der Weid hüten laſſen, welches ſeinen Mithirten böſe Worte gibt, ſie ſchimpft und ſchilt, oder gar über ſie flucht und ſie ſchlägt;

drittens, daß ihr eines nicht für ein braves Hüterkind halten und neben euch hüten laſſet, wenn es mit Fleiß oder aus Liederlichkeit die Geißen in Holz und Feld zu Schaden gehen läßt, noch viel weniger, wenn es ſelber in Holz und Feld Schaden ſtiften und freveln würde;

viertens, daß ein jedes Hüterkind an ſeinem Hütertag eine Arbeit auf die Weid mitnehmen und dann am Samstag ſeinem Schulmeiſter vor allen Kindern angeben ſolle, was es an dieſem Tag bey der Heerde gethan; ſey es dann, es habe Stroh geflochten, oder Wolle geſtrickt, oder Holz aufgehauen.

Die Kinder verſprachen laut, daß ſie die Punkte alle gewiß, gewiß, und gern, gern halten wollen.

Aber etliche Väter, die hinter den Kindern zuſtunden, bückten ſich zu ihnen herunter und ſagten ihnen: ja, Kinder, Kinder, es iſt geſchwind ja geſagt, wenn es dann nur auch ſo munter geht, wenn's um's Halten zu thun iſt.

Der Junker hörte, was dieſe Väter ſagten. Es freute ihn und er ſagte auch: es iſt recht, was ſie euch ſagen, ihr Lieben! verſprecht mir nichts, was ihr hintennach dann nicht halten werdet.

Die Kinder verſprachen wieder, ſie wollens gewiß, gewiß halten. Und der Karl, der auch bey ihnen ſtund, nahm ſeinen Papa bey der Hand und ſagte: nein, Papa, glaub' es ihnen auch, es iſt ihnen gewiß ernſt.

Jä, jä, Karl, wie oft haſt du ſchon etwas verſprochen und hintennach nicht oder nur halb gethan, ſagte der Junker und lächelte. Eine Weile darauf ſagte er zu den Vätern dieſer Kinder: aber wenn ſie es thun und hüten, wie recht und brav und wie ſie verſprochen, ſo müſſen ſie dann, wenn's Winter werden will und das Weiden bald aufhört, einen ganzen Tag mit ihren Geißen zu mir kommen, ich will ſie dann an der Burghalden neben den Reben weiden laſſen und ſehen, wie jedes mit der ſeinen umgeht, und die Mama macht dann allen zuſammen einen Reisbrey.

Und Fliegen darauf, ſagte der Karl.

Ja, und Fliegen darauf, bis er ganz ſchwarz iſt, ſagte der Junker. Sie meynten Roſinen, aber die Buben wußten es nicht und zerrten den Karl bey Rock und Ermel und fragten ihn: was das auch ſey?

Es iſt gut, gut, ſüß wie Zucker und kohlſchwarz wie Fliegen, aber ohne Flügel, und ihr werdets dann ſchon ſehen, ſagte der Karl.

§. 45.

Von Jugend auf drey Batzen ſparen; ein Mittel wider den Urſprung der Verbrechen, gegen die man ſonſt Galgen und Rad braucht.

Als dieſer Spaß mit den Fliegen vorüber war, redte der Junker mit den Hausvätern von den zehendfreyen Aeckern, die er den Spinnerkindern ſchenken wollte, wenn ſie, ehe ſie 20 Jahre alt ſeyen, 8 bis 10 Dublonen erſpart hätten und beyſeits legen würden. Es wollte ihnen im Anfang zwar nicht leicht in den Kopf hinein, wie die Spinnerkinder 8 bis 10 Dublonen zuſammenbringen ſollen, ehe ſie 20 Jahre alt ſind; aber das Wort Zehendfreyheit, von dem die Bauern ihren Lebtag ſagen gehört, es ſey im Mund eines Herrſchaftsherrn ſo rar, als der Vogel Phönix im Schwarzwald, machte, daß ihnen diesfalls in ihren Köpfen bald ſo viel Licht aufging, und daß ſie begriffen und ausrechnen lernten, es brauche nicht mehr, als daß ein Kind in der Woche drey Batzen von ſeinem Spinnerverdienſt beyſeits lege und dann ſey's in der Ordnung. Sie begriffen das auch um ſo leichter, da er auf den Rath hin, den ihm das Baumwollenmareili angab, zu ihnen ſagte: ein Kind, das jetzt ſchon 17 Jahr alt, müſſe fl. 30, eins, das 16 Jahr alt, 40, eines, das 15 Jahr, 50, und nur die, welche unter 13 Jahren, müſſen ihre volle fl. 80 zuſammenbringen, um dieſe Zehendfreyheit zu erlangen. Ihrer etliche fingen bald an, dar-

über ſo warm zu werden, daß ſie zu einander ſagten, man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt, Kinder und Kindeskinder erlebens vielleicht nicht mehr, daß einem Junker ſo ein Wort zum Maul hinaus juckt.

Und hie und da nahm jetzt ein Baumwollenſpinnervater ſein Kind beyſeits und ſagte ihm: was iſt's? willt du in der Woche ein halbes Pfund mehr ſpinnen, daß ich dir ſo einen Sparhafen machen könne? du haſt dann dein Lebtag ein Vortheil.

Das glaub' ich, ſagten die Kinder, und das gern, recht gern, wenn du mir das thuſt, Aetti (Vater).

Bald darauf riefen ein paar Spinnerväter: wir haben zu danken, Junker, und wir wollen mit unſern Haushaltungen das anfangen, was ihr ſagt.

Wir auch, wir auch, Junker, ſagten jetzt ihrer eine Menge.

Uebereilet euch nicht, ſagte da der Junker, und beſinnet euch mit euren Weibern bis morgen, ob ihr's verſprechen wollt; denn es iſt mir, wie mit den Hirtenkindern, wenn's einmal verſprochen iſt, ſo muß es gehalten ſeyn.

Es iſt verſprochen, es iſt verſprochen und es muß gehalten ſeyn, ſagten ihrer ſehr viele, und einige ſetzten noch gar hinzu: es braucht ſich da nicht zu beſinnen, wir müßten uns und unſern Kindern ſpinnenfeind ſeyn, wenn wir uns darüber nur einen Augenblick beſinnen wollten.

Aber die Reichen im Dorf und die Großen, als ſie ſahen, wie das kommen wolle, fingen an die Köpfe zuſammenzuſtoßen und zu einander zu ſagen: ja, und denn

unſere Töchtern, was haben denn ſie, wenn die Spinnerkinder ſo zehendfreye Aecker bekommen?

Der Junker merkte, daß ihnen etwas nicht recht lag. Sie ſtanden bey drey, vieren zuſammen, verwarfen die Hände und ſchüttelten die Köpfe. Es wunderte ihn, was es ſey. Er winkte dem Untervögt, der bey ihnen ſtund, und fragte ihn: was ſie haben?

Ja, ſie meynen eben, ſo zehendfreye Aecker würden ihre Töchtern auch freuen und ihnen auch wohl thun, wie den Spinnerkindern, ſagte der Untervogt.

Und der Junker: So — möchten ſie auch ſolche zehendfreye Aecker?

Sie meynen auch, ſagte der Untervogt, ſie verdienen es wie die andern, und wenn man die Wahrheit ſagen muß, ſo müſſen ſie zehnmal mehr arbeiten, als die andern.

Das iſt nur, weil ſie zehen und hundert mal mehr vermögen, als die armen Spinnerkinder, erwiederte der Junker.

Und der Vogt: es iſt ſo, es iſt ſo — fuhr aber denn doch fort, ihnen das Wort zu reden und ſagte: wenn der Vortheil nur nicht den Zehenden beträfe, es möchte ſonſt ſeyn, was es wollte; aber der Zehenden iſt ſo eine eigentliche Bauernſache, und es ſetzt den größten Verdruß ab, wenn die Baumwollen-Spinnerkinder darinn einen Vortheil erhalten.

Der Geſcheideſte unter den Dorfmeiſtern, der Hügi, hatte nämlich dem Untervogt eingeflüſtert, er ſolle dem Junker dieſes ſagen. Der Junker aber merkte bald, daß

der

der arme Meyer dieſes nicht einmal aus ſich ſelber ſage, warf ſeinen Blick auf den Hügi ſelber, beſann ſich einen Augenblick wegen der Antwort und ſagte dann: ja, es iſt mit dem Zehenden für die reichen Bauern wirklich eine eigene Sache, ſie beſtehen den Zehenden gemeiniglich ſehr wohlfeil, aber geben dem Armen in keinem Fall nie nichts von dem Vortheil, den ſie von dieſem Beſtehen ziehen. Doch wenn den reichen Bauern ſo viel dran liegt, daß ihre Töchter auch ſo zehendfreye Aecker zur Ausſteuer bekommen, ſo will ich das thun. Ich will einer jeden Bauerntochter, deren Eltern ein Wayſenkind, das nicht über 7 Jahre alt iſt, ins Haus aufnehmen und brav und unklagbar erziehen werden, ſo einen zehendfreyen Acker zur Ausſteuer ſchenken, wie einem Spinnerkind, das ſeine 80 Gulden verdient hat, und noch lieber will ich das thun, wenn eine von euren Töchtern aufweiſen kann, daß ſie ſelber etwas gethan, das ſo brav und gut iſt, als ein armes Kind erziehen, oder ſo viele Jahre in der Ordnung ſparen, als die Spinnerkinder dafür ſparen müſſen. Aber verſteht mich wohl, es muß etwas ſeyn, das nicht bloß in ihren eigenen Sack gut iſt.

Die Sammlung der Bauern that kein Maul auf über das, was er ſagte; ihrer viele aber kehrten ſich von ihm weg, da er ihnen ins Geſicht ſah. Eine Weile darauf fingen ſie unter einander an zu brummen: das ſey nichts.

Einer ſagte: ſie müßten ja aus ihrem Geld kaufen, was er den andern verehre.

Ein anderer ſagte: ſo ein Narr bin ich nicht, und ſalze mir ſo eine Plage auf, ein fremdes Kind zu erziehen, ich habe genug an meinen eignen.

Noch einer ſagte: wenn ich etwas Fremdes erziehen will, ſo muß es mir im Stall ſchlafen und am Bahren freſſen.

Ja, ja, ſagte wiederum einer, ſo eins, das man im Stall anbinden kann, geht wohl an, aber mit einem andern mag ich nichts zu thun haben.

Einer oder zwey, die gar hochmüthig waren, fanden aber doch, ſo ein Kind eſſe zuletzt mit den andern, und ſie könnten es immer brauchen, wenn's auch nur zum Hünerfüttern und Grasausraufen wäre.

Aber es hat ein anderes Bedenken, ſagte wieder einer, wer weiß, was er unter dem wohl und unklagbar erziehen verſteht? und wenn einer Jahr und Tag Mühe und Arbeit mit einem ſolchen Kind gehabt hätte und der Junker oder ſeine Erben dann ſagten, es wäre nicht brav und nicht unklagbar erzogen, was wollte einer dann machen?

Und wenn ſo eins ſtürbe? ſo wäre wieder das, man könnte noch 's Teufels Verdruß davon haben, und wenn man's 10 Jahre gehabt hätte, ſo wäre einem denn noch niemand nichts ſchuldig.

Der Junker ſah, daß ſie nicht mit ihm reden wollten, ſondern nur unter einander brummten. Er zweifelte nicht daran, es gefalle ihnen nicht und er wollte die Gemeind entlaſſen, ohne weiter darüber ein Wort mit ihnen zu verlieren.

§. 46.

Eines Maurers Gesellen, der vor Arners Einfluß auf Bonnal schon ein halber Schelm war, reine Herzensgüte — des Junker Karls Unschuld und Anlagen zur Kraft und Selbstthätigkeit und endlich der Mensch verglichen mit der schönen Natur.

Da kam noch der Michel zu ihm hervor und sagte: es sey von der ärmsten Haushaltung, die gewiß mehr als keine andere eine Geiß nöthig habe, niemand da; die Frau liege auf dem Krankenbett und der Mann habe gewiß nicht können von ihr wegkommen.

Der Junker befahl ihm im Augenblick, das beste Thier, das er noch finde, für den Kienast zu kaufen.

Und der Michel, wenn er für sich selber eine Geiß gekauft hätte, hätte sie nicht sorgfältiger aussuchen können.

Dann warf der Junker noch einen Blick auf das Volk, das jetzt von ihm wegging. Es erquickte ihn, daß die Armen und Kinder sich zu ihm drängten und ihm dankten, und that ihm hingegen weh, daß die Reichen fast alle die Köpfe von ihm weghielten und thaten, als wenn sie ihn nicht sahen, so nahe sie auch an ihm vorbeygingen.

Sein Karl machte ihm ihre Unart vergessen. Er stund, den Baum auf der Achsel und die Geiß an der Hand, die Beine wie ein Bauernbub verspreitend, vor ihm zu und sagte: aber du, Papa! die andern Aetti (Väter) setzen

morn alle ihren Buben die Bäume, willſt du mir meinen auch ſetzen?

Ja freylich, ſagte der Junker.

Aber kannſt du es auch? ſagte der Bub.

Und der Junker: ich will's dann probiren.

Siehſt du, erwiederte Karl, man muß ein Loch in Boden machen, aber ein großes und tiefes, und Schorherd drein thun, aber faulen, alten, der nicht brennt, und dann erſt den Baum darauf, nicht tief; und die Grasmotten, die man dazu legt, muß man umkehren, daß ſie nicht anwachſen, dann brauchts noch viel, viel, bis er recht ſteht und verdörnt iſt.

Junker. Wer hat dir das alles geſagt?

Karl. Meynſt du, Papa? die Buben reden jetzt nichts als vom Baumſetzen. Sie haben geglaubt, ich wiſſe nichts von dieſem, aber meyn, ich habe mehr gewußt als ſie, und ſind doch Bauernbuben.

Junker. Wer hat dich aber das gelehrt?

Karl. Der Herr Rollenberger, der weiß mehr, als alle Bauern. Aber ich muß jetzt gehen, die andern Buben gehen auch mit ihren Geißen.

Jetzt ſtand Arner mit ſeinem Lieutenant bald allein auf dieſer Anhöhe. Die glatte Itte zitterte im reinſten Silberlicht zu ihren Füßen, die Sonne neigte ſich und der Waſſerſpiegel des ſich ſchlängelnden Bachs glänzte von Bonnal aus bis Ends zu dem Gebürg, wo ſeine Herrſchaft von der daran ſtoßenden ſich ſcheidet.

Arner ſah eine Weile ſtaunend ſtill in dieſes liebe Thal ſeiner Herrſchaft hinab und ſagte dann zum Lieutenant,

der neben ihm stund: es ist mir jetzt, ich sehe die Arbeit, die wir hier anfangen, auch so mit dem Bach, von Bonnal weg, fortrinnen und von einem Dorf ins andere kommen, bis an den Thurm, wo sich Gott Lob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Er zeigte ihm dann mit dem Finger die graue Spitze des Kirchthurms von Arnheimsend. Die Itte glänzte da nur noch wie ein dünner Silberfaden, sie verlor sich im Vorhang des Gebürgs, und Arner sagte: das ist der letzte Ort meines Thals, und setzte mit einer Art von Wehmuth hinzu: erleb' ich's noch, daß wir mit unsrer Arbeit bis nach Arnheimsend kommen?

Es geht vielleicht nicht so lang, als Sie sich vorstellen, sagte der Lieutenant.

Es ist möglich, sagte Arner, und ich denke, unsere Arbeit wird uns vielleicht leichter, je weiter wir vom Schloß und von Bonnal wegkommen und gegen Arnheimsend vorrücken.

Darüber lächelte der Lieutenant und sagte: über den diesfälligen Gesichtspunkt, der Ihrer gegenwärtigen Aeusserung zum Grund liegt, habe ich einmal einen Geistlichen vor einem Tisch voll Junkern und Pfaffen ein derbes Wort sagen hören. Es war in der Steinmarch und man redte an einer großen Herrschaftstafel von dem Unterschied der Pfründe, die in einem Marchamt gegen die Gewohnheit in der Nähe von den Schlössern besser sind, als in der Ferne davon. Da sagte ein magerer Pfarrer, der unten am Tisch saß, mit einer hellen, langsamen Stimme, die hinauf tönte, daß alle Mäuler schwiegen:

wenn's recht wäre, Ihr Gnaden und Ihr Hochwürden, so wär's allenthalben so.

Warum? warum? riefen ihm Ritter und Pfaffen wie aus einem Mund hinab.

Warum? Ihr Hochwürden und Gnaden, in der Nähe von Schlössern hat man Teufel auszutreiben; weit weg davon nur Kinder zu erziehen, erwiederte der Pfarrer.

Die Augen blitzten den Hochwürden und Gnaden, da das Wort heraus war. Aber die Geſcheideſten unter ihnen fingen an zu lachen und auf des Pfarrers Geſundheit zu trinken. Da merkten die andern, daß dieſes zu thun auch ihr Spiel ſey und vom Schleſiſchen Commandeur, der oben anſaß, bis zum jüngſten Degen lachte jetzt alles, und alles trank auf des luſtigen Pfarrers gute Geſundheit. Aber noch vor morgen Abend darauf machten, das weiß ich gewiß, vom Schleſiſchen Commandeur bis zum geringſten Degen hinab ein jeder auf ſeinem Schloß wieder Sachen, die der Grund ſind, warum die Geiſtlichen hie und da in der Nähe von Schlöſſern Teufel auszutreiben haben.

Ach, die Menſchen ſind ſo häßlich und was man auch mit ihnen macht, ſo bringt man's doch nicht dahin, daß ſie auch nur ſo ſchön ſind, wie dieſes Thal, ſagte der Junker jetzt auf ſeiner Anhöhe, auf der er alſo die reine Itte in ihrem Silberglanz durch ſein ſchönes Thal bis nach Arnheimsend hinfließen ſah; aber in dem Augenblick, in dem er das Wort ausſprach, trieb ein Hirtenbub unter dem Felſen, auf dem ſie ſtunden, eine magere Geiß (Ziege) vor ihm her. Er ſtund zu ihren Füßen ſtill, ſah

gegen die Sonne hin, lehnte ſich auf ſeinen Hirtenſtock und ſang ein Abendlied. Er war die Schönheit ſelber, und Berg und Thal und die Itte verſchwanden vor ihren Augen. Sie ſahen jetzt nur den Jüngling, der, in Lumpen gehüllt, zu ihren Füßen ſtund, und Arner ſagte: ich hatte unrecht, die Schönheit des Menſchen iſt die größte Schönheit auf Erden.

§. 47.

Die Gottesfurcht iſt zu allen Dingen nutz, das iſt ganz wahr; aber das Träumen über die Gottesfurcht und das Maulbrauchen darüber iſt nicht zu allen Dingen nutz und hat keine Verheißung weder des gegenwärtigen noch des zukünftigen Lebens.

Die Geißen, die der Junker den Armen geſchenkt hatte, machten faſt in allen Stuben die größte Freude. Am rührendſten war dieſe Freude in der Kienaſtin Stube, für welche der Michel den Junker noch um eine Geiß gebeten.

Es kann nicht wohl etwas traurigers ſeyn, als das Leben und das jetzige lange Krankenbett dieſer Frauen. Sie iſt mit dem beſten Herzen das elendeſte Menſch worden, weil ſie ſich ob dem größten Weltgift unſerer Zeit, ob armen Bücherſachen verirrt. Der alte Pfarrer Flieg in

Himmel war an ihrem Unglück ſchuld. Er war ein herzguter Mann, wie ſie auch in ihren guten Tagen; aber er war mit ſeinen Sinnen nicht in der Welt, ſondern in den Büchern, und hat das arme Menſch, das jetzt auf dem Todbett lag, mit ſeiner Jugendlehre aus dieſer Welt hinaus und in eine einbildiſche verſetzt, die ihr weder Brod, noch Ruhe, noch Segen zeigte, ſondern alles das Gegentheil, bis auf die Stunde ihres Scheidens.

Es ſteht im Anfang des Worts Gottes oder im erſten Buch Moſis im erſten Capitel: „im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen" — und mein Großvater, wenn er dieſen Spruch ſagte, ſetzte allemal noch hinzu: wenn du nicht ein Narr werden willſt und ein Lump eben drauf.

Davon wußte der Pfarrer Flieg in Himmel weniger als nichts. Er meynte, wenn ſeine Kinder nur ordentlich ſtill ſäßen und den frommen Sachen, von denen er alle Sonntag und Donnerstag die Ohren voll zählte, die Woche durch fein ordentlich nachſinnten und links und rechts der Gründe Menge wüßten und an den Fingern herzählen konnten, warum er, der Pfarrer Flieg in Himmel, dieſes oder jenes für wahr halte, u. ſ. w. Dieſer Pfarrer hat eine Menge Kinder unglücklich gemacht, und die Leute, die die ſchlechteſten im Dorf ſind, ſind im eigentlichſten Verſtand ſeine Zucht.

Er verblendete viele Leute mit der gutmüthigen Weiſe, mit der er den Kindern die Religion in die Einbildungskraft und in das Gedächtniß hineinlegte und ſie in einer

Art von Traumſucht darinn verlieren macht, ohne ſie durch ihren Glauben und durch ihre Liebe genugſam zu den Pflichten, Anſtrengungen und Ueberwindungen, die das Leben des Menſchen täglich fordert, genugſam anzuhalten und darinn zu beleben. Er war in ſeiner Zeit von der Gemeind faſt angebetet. Sein Lob war allgemein; nur hie und da machte etwa eine alte Frau, die noch im Geiſt und in der thätigen Kraft der Vorzeit erzogen war, die Anmerkung: ſeine Kinder werden ſo geſchwind müde und haben ihren Kopf und ihre Sinnen nicht immer, wie ſie ſollten, bey ihrer Arbeit.

Die Kienaſtin war ein gutes Kind, aber ein zur Liederlichkeit und zum Träumerleben höchſt geneigtes Geſchöpf und hatte noch dabey die Schwäche, ſich für die Erkenntniß ihres Heils, wie ſie es nannte, viel einzubilden. Sie war in ihrer Jugend dieſes Pfarrers Herzenskäfer. Er nannte ſie oft vor ihren Augen und vor den andern Kindern himmliſches Kind, Engelsſeele und mehr dergleichen Namen. Aber er hat ſie damit ſo unglücklich gemacht, als man immer ein Erdenkind mit Himmelsträumen unglücklich machen kann. Sie vertiefte ſich mit Nachdenken über Gegenſtände, die über ihre Kräfte und ihre Kenntniſſe waren und machte ſich den Kopf mit Wörtern und Vorſtellungen voll, deren Sinn zu begreifen ſie von ferne nicht im Stand war. Sie ward aber dadurch eine liederliche Frau und eine unverantwortlich ſchlechte Mutter. Das Hausweſen ihres Mannes ging durch ihre Schuld allmälig ganz zu Grund. So lange ſie noch bey Haus und Hof waren und ihr das nöthige Eſſen und Trinken ohne große Sorge auf den

Tisch kam, achtete sie das nicht und lebte in ihren Träumen, wie im Himmel; aber als es mit ihrem wirthschaftlichen Verderben so weit kam, daß ihr Mann Haus und Hof verlassen und sie in Noth und Elend geriethen, konnte sie sich in ihre Umstände gar nicht schicken und sank in einen Mißmuth und Trübsinn, der sie unendlich elender machte, als tausend Arme, die sich in ihrer Noth mit ihrer Hände Arbeit, mit Kraft und Anstrengung die Nothdurft des Lebens zu erwerben. Der Pfarrer Flieg in Himmel erlebte schon ihre Noth; aber anstatt sie zu den Kräften und der Anstrengung zu erheben, die sie bedurfte, schickte er ihr zu Zeiten etwas Gutes zu essen ins Haus und ließ sie oft am Abend zu sich kommen und sich etwas Frommes und Schönes, zu Zeiten aber auch Zeitungen vorlesen. Nach ihm kam ein alter Pfarrer, der den Vicari hatte, den wir kennen, nach Bonnal und sie ward in des Hummels Zeit nicht nur im höchsten Grad elend, sondern auch das Gespött des sich immer mehr verderbenden Dorfs. Sie blieb aber in ihren Träumen und in ihrer Liederlichkeit fortdauernd sich selbst gleich; der jetzige Pfarrer sagte ihr, sobald er ihr Seelsorger wurde, wo er glaube, daß sie zu Haus sey. Wo er immer sein Aug hinwandte, fand er in ihrem Haus nichts, das ihm zeigte, es wohne eine Hausfrau und eine Mutter hier, hingegen war ihr das Maul im Augenblick offen, von Religionssachen mit ihm zu reden und ihn zu fragen, wie er dieses und jenes ansehe? Er sagte aber deutsch: du fragst mich da Sachen, an die ich noch nie Zeit gehabt, zu denken, und es nimmt mich Wunder, wie du Zeit gehabt habest, so weit zu

kommen? Sie wollte anfangen, ich habe da vom Hr. Pfarrer selig etliche Bücher, aber er unterbrach sie und sagte: ich halte gar nicht viel auf vielen Büchern in Bauernhäusern; die Bibel und ein Herz, das in Einfalt nur nicht daran sinnt, etwas zu erklären, was es nicht geradezu versteht, das suche ich in Bauernhäusern und dann Karst und Hauen, die alles unnöthige Erklären aus dem Kopf hinaustreiben. Die arme Frau meynte im Anfang fast, der Pfarrer lästere und rede wider Gott, da er also wider ihre Thorheit redte. Dennoch aber brachte er sie in ihrer langen Krankheit, an der sie auch jetzt noch im Bett lag, dahin, daß sie anfing zu erkennen, sie sey in ihrer Pilgrimschaft auf Erden in der Irre herumgelaufen und habe gegen ihren Mann und gegen ihre Kinder und gegen Gott und Menschen nicht gehandelt, wie sie hätte handeln sollen. Der gute Pfarrer hatte alle mögliche Aufmerksamkeit auf ihre Umstände. Er that ihr Gutes, wo er konnte und mochte; er las ihr oft selber in der Bibel vor und zeigte ihr klar, daß er das Beten und das Bibellesen aufrichtig gern sehe und nur das unnütze und unverständliche Geschwätz darüber nicht billige. Er kam, seitdem ihre Krankheit ernsthaft war, fast alle Tage zu ihr und sie fing auch an, ihn recht gern um sich zu haben. Er war jetzt eben auch bey ihr, da der Michel mit der Geiß kam und ihnen sagte: der Junker sende ihnen diese Geiß für die kranke Frau und für ihre Kinder.

Das übernahm den Mann und die Frau, daß beyde kein Wort hervorbringen konnten. Der Michel verstand ihre stumme Sprache und wollte, ohne weiter etwas zu

ſagen, aus ihrer Stube weggehen. Aber der Pfarrer ſtand jetzt vom Bett der kranken Frauen, auf dem er ſaß, auf, nahm das Wort für die jetzt noch ſchweigende Frau und bat ihn, dem Junker für ſie und die ganze Haushaltung zu danken.

Oh, Herr Pfarrer! ich hätte das gethan, ohne daß Sie mir's ſagten; ich ſehe ja, wie ſie beyde gerührt ſind, ſagte jetzt der Michel, und da er fort war, blieb der Pfarrer noch eine Weile und theilte mit der ganzen Haushaltung die Freude über die Wohlthat des Junkers. Es freute die Kinder, daß der gute Pfarrer ſo bey ihnen blieb. Sie trieben die liebe Geiß zu ihm hin, daß ſie ihm den Kopf auf den Schooß legte. Er kehrte ihr den Kopf gegen die kranke Frau, die auch noch ihre Freude ob ihr hatte. Sie nahm die welke Hand unter der Decke hervor, krebelte ihr zwiſchen den Hörnern und tätſchelte ſie auf den Rücken. Während dem ſie das that, fühlte ſie auch die Liebe des guten Pfarrers, dankte dem lieben Gott, der das Ende ihres Lebens noch ſo erquickt, ſeufzte aber dabey und fühlte jetzt tief, daß ſie durch ihr ganzes Leben einen Meynungengott verehrt, aber keinen wahren Glauben weder an das Göttliche, noch an das Menſchliche gehabt. Sie tröſtete ſich ihres Irrthums mit der Führung ihres Lebens, die ſie in ihrer Jugend gehabt, ſah jetzt zufrieden das gute Thier an und gelüſtete ſogar von ſeiner Milch, da ſie doch ſchon etliche Tage nicht das geringſte als ihr Kräuterwaſſer zu ſich genommen. Da melkte ihr Mann die Geiß in ein brandſchwarzes Becken; es war das einzige, das ſie im Haus hatten. Er zitterte,

als er da mit der einen Hand ihr den Löffel vors Maul hielt und mit der andern die ihre an sich drückte, und Thränen fielen auf sie herab, als er wohl bekomm's dir, liebe Frau Mutter! dazu sagte. Die Kinder führten dann das Thier in ihren Stall und suchten ihr an allen Hecken Laub und Streue.

§. 43.

Das Andenken an eine Großmutter.

Auch in des Rudis Stube war die Freude über die Geiß, die der Vater ihnen kaufte, rührend. Die Großmutter hatte noch vor ihrem Tod an dem Tag, da sie hörte, daß der Rudi Arbeit am Kirchhof bekomme, zu ihm: du kannst will's Gott deinen Kindern auch eine Geiß zuthun, daß sie auch täglich etwas Milch bekommen. — Jetzt erinnerten sich die armen Kinder dieses Worts ihrer lieben Großmutter, sobald der Vater die Geiß in die Stube hineinbrachte, und da sie nun alle in ihrer Freude um die Geiß herumstanden, sagte der Rudeli zum Vater: weißt du auch, Vater, die Großmutter hat noch gesagt, wir müssen noch eine Geiß haben.

Ja freylich, weiß ich es noch, sagte der Vater.

Und das Kind: es ist doch auch, wie wenn sie gewußt hätte, wie es uns noch gehen werde, so hat sie allerley vorausgesagt, wie es jetzt gekommen.

Liebe Kinder! sagte jetzt der Vater, vergesset es einmal euer Lebtag nie, was sie in ihren letzten Tagen zu euch gesagt hat. Und — ich will es einmal meiner Lebtag nicht vergessen, was sie zu mir gesagt hat, erwiederte ihm der Rudeli und dann alle Kinder: und wir auch nicht — und wir auch nicht.

Aber wißt ihr was, Kinder? wir wollen nach dem Nachtessen zu einander sitzen und dann alle Worte zusammentragen, die sie zu einem jeden gesagt hat; dann will ich sie alle auf einen Bogen Papier aufschreiben, daß ihr sie euer Lebtag behalten und lesen könnt.

Es freute die Kinder gar, daß der Vater ihnen alle Worte, die die liebe Großmutter noch geredt, aufschreiben wolle, da sie bald von ihnen weg und in Himmel gegangen. Sie vergaßen darob fast ihre liebe Geiß, die noch bey ihnen in der Stube stand, und redten das ganze Essen über von nichts, als wie sie alle Worte zusammentragen wollen, die sie von ihrer lieben Großmutter noch wissen.

Der Rudeli sagte da: gäll, Vater, wenn wir so ihre Worte zusammentragen, so ist es dann, wie die Imbli (Bienen) Honig in ihrem Korb zusammentragen.

Ja, Lieber, erwiederte der Vater, wenn wir so ihre Worte alle zusammentragen und aufs Papier bringen, so ist es gewiß eben, wie wenn die Imbli ihren Honig zusammentragen und in ihre Zellen ablegen.

Und der Rudeli: gäll, Vater, das Papier ist dann wie der Imblikorb?

Wir wollen ihm dann so sagen, wann der Vater es darauf geschrieben hat, sagte das Nännli.

Aber können wir dann auch Honig daraus essen? sagte das Liseli.

Ja freylich können wir Honig daraus essen, erwiederten das Nännli und der Rudeli.

Und der Vater: ich hoffe es zum lieben Gott, der Großmutter Abschiedsworte dünken euch besser, als Honig und alles in der Welt, das ihr nur essen könnt.

Ja, Vater, sagte der Rudeli, sie ist jetzt im Himmel, und dann ist uns das Papier, auf dem du ihre Worte aufschreiben willst, wie Himmelbrod.

So redten sie bey ihrer Erdäpfelsuppe, und da sie ausgegessen, ging der Rudi zum Baumwollenmareili und entlehnte bey ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier.

Es war noch in vielen andern Stuben über diese Geißen eine große Freude, aber es zeigte sich doch auch in dieser Freude bey vielen, wie schwach und zum Theil auch schlecht ihr Herz sey. Einige der schlimmsten Lumpen machten ihren Weibern die Bemerkung, ihre Freude über diese Geißen dürfe eben nicht so groß seyn, der Junker habe sie ihnen nichts weniger als geschenkt, sondern ihnen nur das Geld dazu vorgeschossen. Die meisten Weiber waren gläubiger und trauten dem Junker mehr Gutes zu, als ihre Männer; sie gaben ihnen fast allgemein zur Antwort: er fordert uns das Geld gewiß nicht wieder zurück. Auch die Kinder sagten fast einstimmig: nein, nein, Vater, er ist ja so gut, er fordert dir das Geld gewiß nicht wieder.

Der Junker hatte auch bey seiner Aeußerung, ihnen das Geld zu ihren Geißen vorzuschießen, nichts weniger als zur Absicht, es irgend einem wieder zurückzufordern, aber da er die meisten als schlechte Leute kannte, so wollte er, um ihrem Leichtsinn und ihrer Liederlichkeit vorzubeugen, sie durch diese Aeußerung auf eine Art in der Furcht behalten, daß sich keiner unterstehe, seine Geiß zu verlumpen oder etwa gar zu verkaufen, sondern vielmehr alle Augenblicke denken müsse, er sey nicht sicher, wenn er ihm oder der Geiß einen Augenblick nachfrage.

§. 49.

Das erste Hinderniß des Wohlstands und der bessern Erziehung der armen Kinder — ihre eigne Mütter, oder schlechter Männer schlechte Weiber.

Da der Rudi von seinen Kindern, die der Großmutter letzte Worte, wie Imbli den Honig, zusammentragen wollten, weg zum Mareili ging, um bey ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier dafür zu entlehnen, fand er bey ihm die Stube voll Spinnerkinder, die bey ihm abredten, morgen zu Mittag alle mit einander in einem Zug zum Junker ins Pfarrhaus zu gehen und ihm für den Sparhafen und die zehendfreyen Aecker, wozu er ihnen verhelfen wolle, zu danken.

Ehe

Ehe aber dieſe Kinder zu ihm kamen, hatten die meiſten von ihnen darüber mit ihren Müttern einen Kampf; denn als die Väter mit der Nachricht von dem Batzensparen und den zehendfreyen Aeckern vom Junker heimkamen, war unter zehn Spinnerweibern kaum eins, die nicht den Kopf ſchüttelte. Weit die meiſten ſagten, der Junker ſey ein Narr, daß er glaube, ſo etwas ſey möglich und ausführbar, ſie aber, nämlich ihre Männer, ſeyen noch weit die größern, daß ſie ſich das von ihm haben angeben laſſen. Was wollte doch, ſagten ſie, ſo ein Herr auf einem Schloß, wo alles vollauf iſt, von ihrer Ordnung wiſſen und urtheilen können, was in unſern Häuſern, wo man ſich des Bettelns kaum erwehren kann, möglich oder nicht möglich iſt? Wir bringen ja, ſagten ſie ferner, manchmal, wenn wir uns nicht wohl darnach richten, in der Woche kaum einen Batzen zu Salz für, und ihr dürft es ins Maul nehmen, von Dublonenerſparen zu reden? Etliche und das von den allerliederlichſten, ſagten gar, wenn doch die Männer nur nicht wollten von der Haushaltung reden, ſie wiſſen überall nicht, was eine Haushaltung ſey. Dieſes Wort iſt im Maul von unordentlichen Weibern bedeutungsreich und es iſt gewiß, die Weiber von Bonnal widerſetzten ſich dieſem Batzenſparen aus keinem andern Grund, als weil ſie, der Unordnung gewandt, ſich ſcheuten, etwas anzufangen, das, wie ſie wohl ſahen, zur Ordnung und zur Rechenſchaft geben führen konnte und führen mußte; aber ſie wurden diesmal nicht Meiſter; die Männer hattens dem Junker ſo heilig und feyerlich verſprochen und wolltens jetzt haben. Viele er-

klärten jetzt ihren Weibern mit Ernſt, daß es ſeyn könne und ſeyn müſſe, — und die Menge der Kinder ſchlugen ſich jetzt in dieſem Streit auf die Seite der Väter und baten ſie, ſie ſollen doch machen, daß ihre Mütter ihnen dieſe Freude und dieſes Glück nicht verderben können. Das zürnte viele Mütter und viele ſagten ihren Kindern: haltet doch eure Mäuler, ihr habt euch nichts darein zu miſchen, was Vater und Mutter mit einander haben. Aber die Mütter mußten endlich nachgeben. Es war ihren Männern ernſt, dem Junker ihr Verſprechen zu halten, und da ihre Weiber mit ihrem Widerſpruch dagegen kein End machen wollten, fingen ihrer etliche endlich an, den Kopf zu ſchütteln und ihnen mit kurzen Worten zu ſagen: es muß ſeyn. Und da die Weiber ſahen, daß ſie nichts ausrichteten, gaben ſie ſich endlich auch zur Ruhe und ſchwiegen von der gänzlichen Unmöglichkeit der Sache, die ſie behauptet. Einige zwar blieben mürriſch und brummten über ihre eigenſinnigen Männer, die alles nach ihrem Kopf wollen und ihnen nichts nachfragen; andere aber gaben ſich im Ernſt zufrieden und fingen an aufrichtig zu glauben, die Sache ſey ausführbar und könnte ihren Kindern einſt nützlich werden. Die Kinder aber freuten ſich über alle Maßen und glaubten jetzt, da ihre Mütter den Vätern nachgeben mußten, die Sache ſey vollkommen gerathen und könne nicht mehr fehlen. Sie jubelten laut und jauchzten in allen Gaſſen herum.

§. 50.

Das zweyte Hinderniß der gleichen Sache — der Neid der Reichen.

Aber ihr Jubel dauerte nicht lang. Das Jubeln und Jauchzen der armen Spinnermädchen that den Bauernbächtern in den Ohren weh. Sie hätten so gern auch ehendfreye Aecker gehabt, und bekamen jetzt keine, weil hre Väter den Preis, um welchen ihnen der Junker auch ehendfreye Aecker zukommen lassen wollte, zu hoch fanen. Und es ist wahr, so ein siebenjähriges Kind ins Haus aufnehmen und brav und unklagbar erziehen, bis s erwachsen, ist für Menschen, die nicht zum Voraus für ein solches Kind Liebe und Mitleiden haben, eine zu chwere Last, als daß man sie für einen solchen Acker sich ufladen sollte. Die meisten Väter wollten nichts von ehendfreyen Aeckern um diesen Preis hören und ihre Weiber auch nicht; aber sie meynten, wenn ihre Töchter keine olche Aecker bekommen können, so müsse man die Sache hintertreiben und man werde das etwa wohl können. Des Geschwornen Hügis Frau sagte zu ihrem Mann: der neue Meister im Schloß handelt, wie wenn er das ganze Dorf auf den Kopf stellen wollte; das müssen und können wir nicht leiden.

Aber was können wir machen? erwiederte ihr Mann.

Wenn ihr nichts machen könnt, erwiederte die Frau, so wollen wir Weiber etwas versuchen. — Mit dem ließ

ſie ihn ſtehen, lief zur Thüre hinaus, ſuchte ein paar Weiber, von denen ſie wußte, daß ſie mit ihr darüber gleich dachten und über den Junker und das ganze Weſen gleich wild ſeyen und ſagte laut zu ihnen: es ſey eine Schande und ein Spott, daß ihre Männer alles gehen laſſen, wie es der Großhans im Schloß gern ſehe. Sie allein traue ſich, wenn ihr auch nur ein paar Weiber an die Hand gehen wollen, der verdammten Sache, die jetzt im Thun ſey, noch ehe eins von ihnen ins Bett gehe, ein Ende zu machen.

Die Weiber ließen ſich das nicht zweymal ſagen. Sie ſuchten ſelber ein halb Dutzend, bey denen es, um ſie hiezu zu bereden, nichts brauchte, als Feuer zum Zunder zu legen. Sie zeigten ſich zu dem Bocksſpiel bereit, ſobald ſie nur ein Wort davon hörten. Es ging auch keine halbe Stunde, ſo ſtund in allen Gaſſen ſo ein dickes Weib da bey einem Brunnen oder bey einer Thüre und machte den armen Spinnerleuten dieſer Sache halber den Kopf groß. Die Hügin war im Angeben das Vorroß und im Ausführen der Meiſter. Sie verſtandens ſo gut, dummen Weibern ſo etwas einzuſchwatzen, als es der Hartknopf verſteht, dergleichen Weibern einzuſchwatzen, was kein Aug geſehen, kein Ohr gehört und in keines Menſchen Herz aufgeſtiegen, das verſtehe er und kann es ihr erklären.

Sie behauptete ihnen unter die Naſe, es ſey die größte Narrheit, was ſie abreden, ſie können's doch nicht halten. Sie ſollen nur auch denken, wenn heute die Kinder hungern und ſie ſelber Schuhe oder einen Rock nöthig haben,

nd es Winter ſey und kalt, ob's ihnen denn möglich, as Geld ſo liegen zu laſſen und nicht anzurühren und Kangel zu leiden? und ſollen doch auch nicht ſo einfältig yn und ſich dergleichen Sachen einbilden, ſie wolle ih- n Kopf daran ſetzen, ſie können es nicht. — Wir glau- n das ſelber, wir glauben das ſelber, ſagten mehrere n den Spinnerweibern, denen das Sparhafenweſen ſchon im Voraus zuwider war. Andere ſetzten noch hinzu: ir haben es ſelber nicht wollen und alles gethan, was ir konnten, es zu hintertreiben, aber unſere Männer ha- n es dem Junker verſprochen und zwingen uns jetzt da- u. — Die Hügin erwiederte: was fragt ihr hierinn euern Männern nach? ſie haben unrecht und ihr könnt das nicht ugeben, ihr müßt nicht leiden, daß der Zwingherr im Schloß ſich in eure Haushaltungen hineinmiſche. Was eht das ihn an, was ihr mit eurem Spinnen verdient, nd was ihr mit eurem Verdienſt machet? Das geht ihn ichts an. — Wir glaubens ſelber, wir glaubens ſelber, enn wir's nur anders machen könnten, erwiederten viele. – Ihr müßt es anders machen, ihr müßt es anders ma- en, ſagte jetzt die Hügin, wenn ihr dieſes Narrenzeug uern Kindern nicht im Augenblick aus dem Kopf bringt, denkt an mich, ihr habt dann eine ſchöne Arbeit. Zu- rſt richtet ihr euch im Dorf jedermann, der etwas zu ſa- en hat und an dem etwas gelegen iſt, über den Kopf nd hintennach eure Kinder ſelber und den Junker auch. ragt nur nach, er hat ſchon an der Gemeind darauf ge- eutet und geſagt: wenn die Sache verſprochen ſey, ſo olle er auch dabey ſeyn und machen, daß ſie müſſe ge-

halten werden. Und wohin langt das? Welche von euch kann das wiſſen?

Ja, das kann weit langen, das kann weit langen, und es kann ſo kommen, Frau G'vatter! ſagten, faſt ehe ſie noch ausgeredt, viele von den Spinnerweibern und ſetzten hinzu; nein, nein, wir brauchen niemand vor den Kopf zu ſtoßen, wir haben deſſen gar nicht nöthig, und denn euch gar nicht, wir haben ſchon zu viel Gutes von euch genoſſen. Man hats uns auch ſo angegeben, und wir haben gar nicht gewußt, daß ihr das ſo übel nehmt.

Ihr könnt jetzt thun, wie ihr wollt, aber wenn ihr dem Lumpenjuheyen nicht auf der Stelle ein Ende macht und eure Kinder heimkommen laßt und ſorgt, daß ſie von dem Zeug ſtill ſind, ſo ſeht dann, was ihr angeſtellt. Einmal mir komme dann keine mehr vor die Thüre, es mag ihr aufſtoßen, was es will. — Das war das Wort, mit dem die Hügin immer endete.

Ja freylich, freylich müſſen ſie heimkommen und ſchweigen, war die Antwort der Spinnweiber.

Ihrer etliche ließen das Nachteſſen ob dem Feuer anbrennen und die Kinder in der Wiege ſchreyen, und ſuchten über Kopf und Hals, wen ſie fanden, nach den Kindern zu ſchicken, daß ſie heimkommen und mit ihrem Lermen und Juheyen ſtill ſeyen, weil's mit der Sparhafen-Sache und mit den zehendfreyen Aeckern nichts ſey. Viele von dieſen Weibern waren recht froh, daß ſie eine Gelegenheit gefunden, ihren Männern in dieſer Sache entgegenarbeiten zu können. Nur wenige gingen zuerſt heim, ſich mit ihnen darüber zu berathen. Weit die meiſten

schickten den Bericht, es sey nichts mit dem Sparhafenwesen und sie sollen heimkommen, ihren Kindern, ohne vorher mit ihren Männern zu reden.

§. 51.

Die Geschichte der Erlösung dieser Kinder aus der Hand ihrer Feinde.

Das Mareili las den guten Kindern eben den schönsten Bündel Garn aus, den es im Haus hatte, daß sie dem Junker auch etwas von ihrer Arbeit bringen und zeigen können, als der Krummhäuslerin Christöffeli und des Halloris Betheli über Kopf und Hals daher sprangen, und sobald sie in die Stube hineinkamen, ihren Geschwisterten sagten, sie sollen geschwind, geschwind heimkommen, es sey nichts mehr mit dem Sparhafenwesen und den zehendfreyen Aeckern.

Es war den Kindern in der Stube, fast wie wenn man ihnen sagte, sie kämen nicht in Himmel, als sie das hörten.

Das Mareili hörte auch selber mit seinem Garnaussuchen auf und fragte die Kinder, die so außer Athem in die Stube hineinkamen: was denn auch begegnet, daß man die Kinder so geschwind heimrufe? und warum es denn auch mit dem Sparhafenwesen nichts seyn soll? Der Christöffeli sagte: er wisse es nicht, er sey bey seiner Geiß

gewesen und hätte lieber weiß nicht was thun wollen, als von ihr weggehen, aber er habe müssen in Eil kommen, diesen Bericht zu sagen.

Das Lisebetheli aber sagte: seine Gotten, die geschworne Aebin, sey bey der Mutter gewesen und habe ihr Bachen und Mahlen abgeschlagen und gut Jahr und alles aufgekündt, wenn sie nicht auf der Stelle dem Sparhafenlärm ein Ende mache und ihren Kindern darüber das Maul zuthue. Das Mareili fragte das Betheli, ob noch mehr dergleichen Weiber, wie die Aebin sich in diese Sache mischen? — Das glaub' ich, sagte das Betheli, es ist, wie wenn sie es abgeredt; in allen Gassen steckt so eine Geschwornin, die einen Lärm über diese Sache macht. An der vordern Gaß, bey der Aebin, sind ihrer zwo, und es haben ihnen ein ganzer Haufen Spinnerweiber in die Hände hinein versprochen, es müsse nichts aus der Sache geben. Sie stehen jetzt noch bey einander. Es ist ein Gered, wie wenn's im Dorf brennte und die Mutter hat gesagt, die Hügin stelle sich gar wie ein Eidgenoß.

Nun, ich habe fast Lust, diesen Eidgenoß auch zu sehen, und, Kinder, wenn's so ist, daß ihr auf der Stelle aus der Stube fort und heim müßt, so will ich, denke ich, euch begleiten und auch sehen, ob denn das so seyn müsse, wie der Bericht jetzt lautet.

Da baten die Kinder das Mareili alle, ja, ja, komm doch mit uns heim und mache, daß unser Zug Morgens auch vor sich gehe. — Sie drängten sich mit ihrem Bitten an das Mareili an, daß es ihrer fast nicht los werden konnte.

Drängt euch nur nicht ſo an mich an, ſagte das Mareili, ich will gern mit euch und ſehen, was hinter dieſer Sache ſtecke — und ging dann mit dem ganzen Zug zu des Halloris Haus, wo der Haufe Leute noch bey einander war, an deren Spitze die Hügin ſtand, die ihr Maul darüber ſo weit aufthat.

Sie hatten ein Weſen, ſie hatten ein Treiben, die Weiber mit einander, ſo lange ſie niemanden ſahen; als ſie aber das Mareili und den Zug Kinder erblickten, ſtund ihnen das Wort im Maul ſtill. Viele kehrten ſich um, ſchlichen ihren Hausthüren zu und ſelber die Hügin ſtellte ſich hinter ein paar andere Weiber zurück, damit ſie dem Mareili nicht in die Augen falle.

Das Mareili that, wie wenn niemand da wäre und ſtund, der ganze Zug hinter ihm, zu der Mutter des Betheli und ſagte: was iſt doch auch das für eine unverſchämte Sache, in einer Viertelſtunde mit ſeinen Kindern ſo hinauf und hinab zu machen? Ich weiß wohl, was dahinter ſteckt, aber wenn ich wollte, ich könnte denen, die Schuld daran ſind, noch bey Tagsheitere heiß machen. Das iſt kein Spaß, wenn ein Junker etwas Gutes im Dorf will, ihm auf eine ſolche Art Steine in den Weg zu legen. Es braucht ſich aber deſſen gar nicht; ich meyne, ihr thut mir wohl den Gefallen und beſinnet euch des beſſern. Der Zug muß morgen ſeyn, und ich thue es nicht anders, und wenn ihr nicht wollt und Unchriſten genug ſeyd, das Glück eurer Kinder mit Füßen von euch wegzuſtoßen, ſo habt ihr es denn mit mir zu thun. Ich ſage es gerade heraus: wenn eins unter euch iſt, das das hinter-

treiben will, was der Junker so aus gutem Herzen für euch und eure Kinder einrichten und anordnen will, so behalte ich ihm alle Wochen zwey Batzen von seinem Garn zurück und will seinem Kind diesen Sparhafen selber machen. Lauft dann meinetwegen mit dem Garn über den Berg, einmal so lang ihr mir arbeitet, müßt ihr in die Ordnung hinein, die der Junker will, oder sagen: warum? Und dann ist noch ein Punkt. Ich will jetzt nicht das Maul aufthun; aber ihr versteht mich wohl, was ich meyne und was ich machen kann, wenn ich will; und denkt an mich, ich thue, was ich kann, dem Junker zu helfen zu dem, was er will. Er will nichts, als was euer und eurer Kinder Glück ist.

Die dicken Weiber, die sich hinter sich gezogen, sobald sie ihn sahen, machten sich nun mit sammt ihrem Vortoß, der Hügin, völlig aus dem Staub, ehe es zehn Worte geredt. Die Spinnerweiber aber wußten nicht, wie sie ihm genug gute Worte geben wollten, daß es nur wieder schwiege.

Du hast wohl recht — es ist nicht anders — es ist gewiß so — wir haben nur nicht gedacht, daß du dich der Sache annimmst, sonst hätten wir uns wohl gehütet, und es muß sicher seyn, wie du willst, sie müssen den Sparhafen gewiß haben und morn dem Junker alle mit einander danken, und sonst in allweg, es möchte seyn, wie es wollte, wenn dir etwas dran liegt, so wissen wir wohl, daß wir das Brod von dir haben und es kommt uns gewiß kein Sinn daran, daß wir dir um jemands andrer willen etwas zum Verdruß thun, es möchte seyn, was es

wollte. — Aber es kannte seine Weiber und glaubte nichts weniger, als vollends an die schönen Worte, die sie ihm jetzt gaben, und es sprach ihnen noch lange, lange zu, wie schlecht sie seyen, wie schlecht sie an ihren Kindern handeln, und wie undankbar sie sich gegen den Junker betragen. Wie manche, sagte sie zu ihnen, ist von euch, der er erst noch heute eine Geiß zum Almosen geschenkt, und wenn er sie euch morgens, weil ihr euch so beträgt, wieder zum Stall hinaus nimmt, so hat er nicht mehr als recht.

Ja, ja, sagten jetzt viele Weiber und einige: daran haben wir nicht einmal gedacht. — Dann baten die Weiber das Mareili noch einmal, es soll ihnen doch jetzt auch glauben, sie sehen ein, daß sie gefehlt und daß es der Junker gut meyne, und es müsse sicher alles gehalten seyn, was ihre Männer dem Junker versprochen. Und da es sie nun so in der Ordnung sah und wirklich glaubte, sie gehen jetzt mit ihrem gegebenen Wort nicht mehr den Krebsgang, so zeigte es ihnen sein gutes Herz noch einmal, indem es sich bey ihnen auf eine Art wie entschuldigte und zu ihnen sagte: ich habe meiner Lebtag fast mit niemand geredt, wie jetzt mit euch. Es ist sonst gar nicht meine Art, mich in etwas zu mischen, das mich eigentlich nichts angeht, oder etwas durchdrücken und durchsetzen zu wollen, wozu ich kein Recht habe; aber da ein paar Meisterkatzen im Dorf mit Gewalt durchsetzen und durchschlupfen wollten, daß das nicht geschehen müsse, was der Junker mit so gutem Herzen für euch und eure Kinder und das ganze Dorf einrichten wollen, so habe ich ge-

glaubt, ich müſſe jetzt dieſen Weibern zeigen, daß ihr mich ſo viel angeht, als ſie, und daß ich, wenn's aufs Gewaltbrauchen ankomme, im Dorf etwas ſo gut ausrichten könne, als ſie.

§. 52.

Ein gutes Naturmenſch und ein auf die rechte Art geſchuletes neben einander, und hinter ihnen das Schickſal der Meiſterkatzen und ihrer Männer Notharbeit.

Die junge Reinoldin, die gerade vor des Haloris Haus gegenüber wohnt, ſtreckte, ſo lange das Mareili mit den Spinnerweibern redte, den Kopf, ſo weit ſie konnte, zum Fenſter hinaus.

Dieſe Frau iſt nicht weniger ein ſonderbares Menſch, als das Mareili und vollends ſo gut als es. Der Unterſchied zwiſchen ihnen iſt, daß die Reinoldin nicht ſo auf die Arbeit und den Verdienſt abgerichtet und desnahen auch bey weitem nicht ſo vorſichtig iſt, als das Mareili, aber hingegen iſt ſie denn auch gar viel wilder. Sie kann ſich gar nicht beſitzen, wenn ſie glaubt, es leide jemand Unrecht, und hat gar keine Ruhe, wenn ſie meynt, ſie ſollte jemand heiſen können und es doch nicht kann. Sie richtet aber mit allem ihrem guten Willen wegen ihrer Ungeduld gar viel weniger aus, als das Mareili, das wahrlich

jedes Wort abwiegt, das es auch zu dem geringſten Menſchen ſagt, die Reinoldin hingegen, wenn ihr etwas als recht oder nicht recht vorkommt, achtet es nicht, Vater und Mutter, Freund und Verwandte, und wer es in der Welt iſt, vor den Kopf zu ſtoßen.

Unter allem Vorgeſetztenvolk iſt ſie wohl das einzige Weib, dem es auch von Herzen wohl iſt, wenn es ein recht rothbackiges Taunerkind in einem reinlich gewaſchenen Rock vor den Augen ſieht.

Sie war ſchon längſt des Narrenhochmuths der Geſchwornen und des unflätigen Unterſchieds müde, den etwa ein Dutzend Bauern im Dorf zwiſchen ſich und den andern machten, und der keinen andern Grund hatte, als daß ſie von Vater und Großvater her als ein Geſchwornenvolk immer mehr Eide auf der Seele und mehr Ochſen im Stall hatten, als das übrige, wie ſie meynten, nicht zu ihnen gehörende Bauernvolk.

Dieſe Reinoldin ergriff jetzt den Augenblick des Streits, den das Baumwollenmareili mit den Meiſterkatzen und den Spinnerweibern im Dorf gehabt, mit Freuden, um offen und geradezu vor jedermann, der es gern ſehe oder gern höre, zu zeigen, daß ſie in Rückſicht auf den Ehrenunterſchied, welcher Ochſenhalber und Eidhalber zwiſchen Leuten und Leuten im Dorf ſtatt finde, mit ihren Verwandten nicht gleicher Meynung ſey. Sobald ſie merkte, warum es bey dieſem Auftritt zu thun war und was die Meiſterkatzen eigentlich wollen; und hinwieder die Art ſah, womit das Mareili ihnen das Maul zugethan und ſie ordentlich heim ſpazieren gemacht, nahm ſie ihre beyden äl-

testen Kinder an die Hand, stund mit ihnen unter die Baumwollenweiber und Kinder zum Mareili zu und sagte zu ihm: da hast du jetzt auch noch zwey Kinder an deinen Zug auf morgen; wenn sie schon nicht spinnen können und Gott Lob nicht nöthig haben, es zu lernen oder zu treiben, so müssen sie dem Junker doch danken, daß er es so gut mit dem Dorf meynt und machen will, daß es den ärmsten Leuten darinn einmal auch wohl gehen könne.

Es hätte nichts begegnen können, das das Mareili besser freute. Es schüttelte der Reinoldin ihre Hand und wollte ihm für die Spinnerkinder danken und sagte: das ist ein Meisterstück, was du thust. Dann sprang es noch zu ihren zwey Kindern, nahm sie beyde bey der Hand und sagte auch ihnen, wie sehr es sie freue, daß sie mit den Spinnerkindern und ihrem Zug auch zum Junker gehen und ihm danken wollen. Dann redten sie noch viel von den Meisterkatzen, die den guten Kindern ihre Freude wegen des morndrigen Zugs verderben wollten. Beyde ereiferten sich wieder mit dem Haufen Spinnervolk, das um sie herumstund, daß sie sich so leicht von ihnen am Narrenseil herumführen lassen.

Die Meisterkatzen waren schon längst fort und wieder zu Haus; aber es ging ihnen nicht gut. Sie hatten fast alle das Unglück, daß ihnen ihre Männer für diesen Dienst nicht dank dir Gott sagten.

Wäre ihr Anschlag gerathen, so wären freylich auf der Welt keine brävere und keine gescheidere Weiber gewesen, als sie; aber weil es gefehlt, so war es nicht so, im Ge-

gentheil, ihre Männer ſagten jetzt faſt alle, es ſey ein dummer Streich geweſen; ſie hätten wohl vorausſehen können, daß es ſo kommne.

Etliche ſagten gar, warum ſie nicht zuerſt mit ihnen Rath gehalten und immer meynen, daß alles auf ihren verdammten Weiberkopf heraus müſſe?

Es war nicht Zorn, es war nur Angſt, warum ſie ſo redten. Sie fürchteten das Mareili und meynten gar, die Blitz-Reinoldin, wie man ſie jetzt nannte, wiegle ihns noch auf und habe ihre Freude daran, wenn ſie machen könne, daß der Junker ihren Weibern etwa eine öffentliche Schande anthue.

Der Hügin und der Aebin ihre Männer ſtunden bey einer halben Stunde im Eck unten an der Gaſſe, zu ſehen, ob denn das Mareili und die Reinoldin auch gar nicht aufhören wollen, ihr Maul zu brauchen. Dieſe ſahen und merkten richtig, daß ſie aus Angſt daſtanden und horchten. Aber je länger ſie daſtanden, je mehr verſpreiteten dieſe die Hände und ſchüttelten die Köpfe. Das machte den zwey Dorfmatadoren ſo angſt, daß ſie zuletzt ſelber zu ihnen hinzuſtanden.

Ihr ſolltet jetzt die Tröpfe ſehen, wie ſie das Mareili baten, es ſoll doch auch nicht ſo gar thun, ihre Weiber haben's auch nicht gemeynt, wie man's ihnen jetzt ausege, und ſie mögen gar wohl leiden, was der Junker mache, und wenn er den Spinnerkindern noch mehr ſchenken wolle, als nur das, ſo gehe ſie das gar nichts an, ſie mögen es ihnen von Herzen gern gönnen.

Der Aebi, der der dümmere war, ſetzte hinzu: wenn wir dem Junker noch mehr zu Gefallen thun könnten, als nur das, ſo wollten wir's gern thun.

Was bildeſt du dir auch ein, ſagte da das Mareili zu ihm, daß du ins Maul nehmen darfſt, dem Junker einen Gefallen zu thun? Ich meyne, er thu' euch einen Gefallen und nicht ihr ihm.

Freylich, freylich und ja, ja, es hat's niemand anders gemeynt, ſagten ſie beyde, und was weiß ich, was ſonſt noch.

Da hat's jetzt auch geheißen, ſchweig Herz und red Maul, ſagte die Reinoldin, ſobald die zwey ihnen den Rücken gekehrt.

Ich meyn's auch, ſagte das Mareili, ſie ſind ja braun und blau worden, ſo haben ſie dran worgen müſſen, eh ihre Freundlichkeit ihnen zum Hals heraus und ab der Zunge herab wollte.

Aber was machen? ſagte der Hügi, als er wegging, es iſt jetzt ſo. Man hat ja heute an der Gemeind geſehen, wer Meiſter iſt. Der Lumpenhans im Pfarrhaus hat dem Kalberleder nur ein paar Worte geſagt, und der arme Teufel hat über Hals und Kopf den Nußbaum, der an des Pfarrers Gartenhaag ſteht, umhauen müſſen. Er hätte lieber weiß nicht was gethan, als das. Doch hat's ſeyn müſſen. So iſt es jetzt.

§. 53.

Der Alte von Bonnal ſteigt an dem Babyloniſchen Thurm, auf dem er eine Weile herumguckte und das Land beſchaute, eine Treppe höher, wo er einen weitern Horizont und eine ausgedehntere Ausſicht hat.

Arner empfing, als er am Abend heimkam, ſchon eine Antwort von Byliſky auf ſeine zwey Briefe. Sie lautete wörtlich alſo:

Lieber! Ich kam eben, als ich deine zwey Briefe erhielt, von einer Reiſe, auf der ich mich in Mißmuth über meine Lage zu zerſtreuen ſuchte, aber es nicht konnte. Ich kam wirklich mit dem Entſchluß heim, meine Stelle niederzulegen; jetzt aber thue ich das nicht und könnte es nun für mein Leben nicht thun. Seitdem ich deine Briefe habe, wacht die Hoffnung, daß die alten Zwecke des Herzogs vielleicht doch noch erreichbar ſeyen, wieder lebendig in mir auf; aber freylich ſehe ich auch, daß dieſes nur auf andern Wegen, als auf denen, die man bisher eingeſchlagen, möglich ſeyn kann. Ich bin mit deinem Meyer ganz überzeugt, daß, wenn es je möglich iſt, dem Volk des Landes und dem Verderben, in welches es ſo tief verſunken, wieder aufzuhelfen, ſo iſt es durch das Volk und ſeine Menſchlichkeit ſelber. Der Gedanke: gib dem Volk, was in ihm ſelbſt liegt, belebe in ihm, was es ſelbſt hat, rege die Menſchlichkeit, die in ihm ſelbſt liegt, an, und thue hie-

für dein Möglichſtes, ſo kann es in dem Weſentlichen, Wenigen, das es bedarf, ſich wirklich ſelber helfen und hilft ſich ſelber — dieſer Gedanke füllt jetzt meine ganze Seele. Du biſt glücklich. Hätte ein Fürſt für ſein Reich Menſchen und Mittel, wie d.: für dein Dorf, er würde als ein Gott daſtehen mitten unter ſeinem Volk. Ja, Freund! es würde ihm dann leicht ſeyn, eine neue Schöpfung zu beginnen; der jetzt durch alle Arten der Verkünſtlung ſo verwirrte und erſchöpfte Welttheil würde auf ihn ſchauen, als auf einen Retter in ſeiner Noth. Dein Meyer hat mich für dich träumen gemacht, wie unſer edle Herzog für ſein Reich geträumt hat, ehe man ihn ſo ſchrecklich betrogen. Ich will und darf nicht hoffen, daß auch du ſo betrogen werdeſt. Das wäre unglücklich und ſchrecklich. Halte feſt an deinen Verſuchen und ſchreibe mir oft. Sie ſind für die Menſchheit höchſt wichtig. Ich ſchaue von nun an auf Bonnal als auf einen Ort hin, von dem auch mir in meiner Lage Hülfe kommen kann, wie von dem Herrn. Ja, Freund! Ich will auf Bonnal hinſchauen, als auf ein Licht, das mir leuchtet in meiner Finſterniß. Denn wahrlich, ich ſitze in meiner äußern Höhe im Innern meiner ſelbſt in einer tiefen Finſterniß, und wenn ich deine Lage mit der meinigen vergleiche, ſo iſt mir, du ſitzeſt im Licht oder geheſt wenigſtens einem Licht, das in der Finſterniß leuchtet, entgegen. Sicher hätte ich, wenn deine Briefe geſtern nicht auf dem Tiſch gelegen wären, meine Stelle niedergelegt. Unſer Land iſt auf Kinder und Kindskinder verloren. Der verruchte Mann macht aus dem Hof alle Tage mehr, was er ſelbſt iſt,

und denn hinwieder der Hof aus dem Volk das, was er ist. Er jagt jeden Heller Staatsgeld, den er in seine Klauen bringen kann, zum Teufel, und macht, daß jeder von allen, die an eine unserer zahllosen Staats-Krippen zu gelangen vermögen, auch hinwieder jeden Heller zum Teufel jagt, den er in seine Hand zu kriegen vermag. Das ist noch das geringste Uebel. Aber daß er den gesunden Geist, beydes, für den Erwerb des Eigenthums und für seine Erhaltung und alle reine Begriffe über den nöthigen Staatseinfluß in diesem Gegenstand zu Grund richtet, indem er die Eigenthümer liederlich und als liederlich frey macht und die Erwerbskraft von Staatswegen ihrer Liederlichkeit und den Vorzügen, die sie in ihrer Liederlichkeit und Unordnung besitzen, unterwirft und preis gibt, das ist's, wodurch e. Tausende und Hunderttausende im Lande zu Grund richtet. Das Geld, das er für den Augenblick verlumpet, würde, so weit es auch langt, uns nicht tödten, wenn sein Einfluß auf die Sitten, Denkungs- und Handlungsweise aller Stände uns nicht tödtlich wäre. Doch ich will an meiner Stelle bleiben, wenn mein Herz schon noch vor Furcht vor der Zukunft zittert. Aller gute, alte Sinn für das Volk löscht sich mit jedem Tag mehr unter uns aus. Alles wird nur für das Aeußere und auf den Schein berechnet; für das innere Wesen des Wahren und des Guten sorgt bald keine Seele mehr. Wenn ein Dutzend wilde Schweine oder ein paar Wölfe in das Gebiet einer Herrschaft einbrechen und ein paar Korn- oder Haberäcker zu Grund richten, so überläßt man die Sorge, sie niederschießen zu lassen, dem Herrschaftsherrn nie; der

Staat miſcht ſich ein. Die Jägercommiſſion ſchickt augenblicklich ein halb Dutzend fürſtliche Jäger auf ſein Gut, um daſſelbe von dieſem Viehübel zu befreyen; aber wenn Menſchenverderber, wie dein Hummel und die tauſend ſeines gleichen, ganze Dörfer zu Grund richten, ſo kräht kein Hahn darnach und es iſt keine Landscommiſſion da, die einen Jägerburſchen gegen ſolche in Menſchengeſtalt erſcheinende wilde Schweine und Wölfe auf die Herrſchaften hinſchickt, das Land von ihnen zu reinigen. — Doch ich will anfangen, ſeit langem das erſtemal froh und hoffnungsvoll zu athmen, ſo ſchlimm alles auch noch ausſieht. Ich habe eine Ahnung, daß jetzt doch etwas begegnen könnte, das in der Lage der Dinge, wie ſie jetzt iſt, einige Aenderung hervorbringen könnte. Es ſind dem Herzog Kleinodien, deren Werth in die hunderttauſende geht, geſtohlen worden; aber man darf ihnen nicht öffentlich nachfragen; der Herzog will's nicht. Helidor hat ihm angegeben, er wolle der Sache im Stillen nachforſchen; aber ich ſehe, er macht das Nachforſchen ſtill und hat gewiß ſeine Gründe. Endorf und ich ahnen das Schlimmſte, aber wir ſchweigen und müſſen ſchweigen. Ohne uns zwey und dem Dieben ſelber weiß kein Menſch ein Wort davon. Auch du mußt für einmal ſchweigen, es iſt nothwendig. Lebe wohl und ſchreibe mir oft von Bonnal, aber rede diesfalls noch mit niemand von mir. Ich will für einmal auch mit niemand und am wenigſten mit dem Herzog von der Angelegenheit in Bonnal reden.

Wilfeck.

Dieſer Bylifsky war als erſter Miniſter des Herzogs ehr unglücklich. Dieſer lernte ihn in Tagen kennen, wo eyder Herzen, zum höchſten Dienſt der Menſchheit gleich eſtimmt, für das Herzogthum alles zu erzielen ſuchten, as ſie darinn zu erzielen möglich glaubten, und ich muß othwendig von beyden etwas umſtändlicher reden.

§. 54.

Ein Beytrag zur Erklärung des Worts: es iſt leichter, daß ein Schiffſeil durch ein Nadelöhre eingehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes gelange.

Der Herzog war in ſeinen ſittlichen und geiſtigen Anagen zum edelſten Mann im Land geboren. Dieſe ſchieen ihn vollkommen in Uebereinſtimmung mit dem erhaenen Rang; den er beſaß, auszuzeichnen. Er ſchien ſeier Anlagen halber berufen, den Landesſegen im Herzogum auf eine Weiſe zu begründen, wie bey Jahrhunderm kein Fürſt den Landesſegen in ſeinem Land befördert at.

Aber ſeine Erziehung war denn auch wieder wie dazu eeignet, in ſeinem Innerſten das wieder zu Grund zu chten, wozu ihn ſeine Neigungen und Kräfte ausgezeicht anzuregen und zu begünſtigen ſchienen. Er lebte Erehungshalber vollkommen im Widerſpruch mit ſich ſelbſt,

täglich in Umgebungen, die vom Morgen bis am Abend dahin wirkten, ihn ſo ſchwach, ſo ſinnlich, ſo zerſtreut, ſo ungeiſtig und ſo oberflächlich zu machen, als nur immer ein vornehmes Knäbchen durch Ueberladung von Sinnenkitzel, kraftödtender Aufwart und zuvorkommender Bedienung ſchwach, ſinnlich, zerſtreut, ungeiſtig und oberflächlich gemacht werden kann, und dabey noch täglich gewohnt, die niedrigſte Selbſtſucht als die allgemeine Triebfeder des Fühlens, Denkens und Handelns aller ſeiner Umgebungen anzuſehen und alles Scheinſchöne und Scheingute derſelben mit der Schlechtheit dieſer Selbſtſucht ſichtbar befleckt, in tändelnder Schwäche vor ihm ſtehen zu ſehen, wirkten dieſe Umgebungen ſo zerreißend und zerſtörend auf das Innere ſeiner erhabenen Anlagen, als neuer Wein auf alte Schläuche, in die man ihn hineinſchüttet, zerreißend und zerſtörend einwirkt. Sein Unglück war in dieſer Rückſicht ſehr groß. Er war unter dieſen Umſtänden zugleich von einem Lehrer, dem er innigſt anhänglich war, faſt in eben dem Grad enthuſiaſtiſch einſeitig für das Erhabene und Göttliche der Menſchen-, Armen- und Volksliebe angeführt und angefeuert, als die unglückliche Kienaſtin vom Pfarrer Flieg in Himmel für bibliſche oder vielmehr kirchliche Meynungen enthuſiaſtiſch einſeitig angeführt und angefeuert worden iſt. Dabey aber ward er auch hinwieder für die Geiſtesſtärke und phyſiſche und geiſtige Anſtrengung, die die fürſtliche Ausübung einer zur Erhabenheit geſteigerten Menſchen-, Armen- und Volksliebe erfordert, ganz ungebildet und vernachläßigt gelaſſen, und beſtimmt darüber völlig vernachläßigt worden, eben

wie dieſe unglückliche Frau für die phyſiſche und geiſtige Anſtrengung für die gute Führung ihrer Haushaltung und für alles Gute, das ſie für ihren Mann und für ihre Kinder auch im Herzen trug, ungebildet und vernachläßigt gelaſſen und darüber völlig verwahrlost wurde.

Pylifsky war in Rückſicht auf ſeine Bildung nicht in dem Grad das Opfer widerſprechender Maaßregeln und Anſichten. Er war in Rückſicht auf ſeine Geiſtesbildung mündlich beſſer als der Herzog beſorgt und auch von Jugend auf an unermüdete Anſtrengung und anhaltenden Fleiß gewöhnt; aber dennoch gingen ſeine Einſichten und Fertigkeiten einſeitig nur von literariſchen Anſichten aus und waren hinwieder von einer nur von Büreau's- und Cabinetsarbeiten praktiſch unterſtützten Thätigkeit beſchränkt. Er erkannte die Realbedürfniſſe und Realfundamente des Volkslebens und der Bildung zu demſelben und beſonders in den Erwerbsſtänden ſo wenig als der Herzog, und ſobald dieſer an die Regierung kam, ließ er in Publicationen, von denen man hätte glauben ſollen, die Engel im Himmel hätten ſie ſelber geſchrieben, verkünden, die Sorge ſeines Lebens werde bis an ſein Grab nur dahin gehen, ſein Volk zu beglücken, er ſprach in denſelben ganz unumwunden aus, der Menſch als Menſch ſey durch die Erhabenheit der Anlagen und Kräfte, die er von Gotteswegen beſitze, ihm und dem Staat mehr werth, als er ihm durch alles, was die Welt und ihre Einrichtungen dem Menſchengeſchlecht an Macht, Ehre, Würde und Eigenthum je geben könnten, je werth ſeyn und werth werden könne, und er werde demnahen auch in keinem Fall

irgend ein Individuum eines Stands zum Nachtheil deſſen, was er von Gotteswegen allen, beſonders den Armen und Niedern im Land, ſchuldig ſey, begünſtigen, u. ſ. w. Ich kann nicht fortfahren, es thut mir weh, Proclamationen, die ſo träumeriſch ſchön ſind, abzuſchreiben. Sie reißen mächtig hin und betrüben gewöhnlich, wenn ihre Hoffnungen fehlſchlagen, eben ſo heftig. Bylifsky lebte ſelber in Hoffnungen, die ihn hernach ſo ſehr täuſchten und der Herzog aber war in ſich ſelbſt ſo ſelig, als er ſie ſchrieb, wie er in ſeinem Leben vorher nie war. Bylifsky nahm ſelber mit Antheil an dem Verfaſſen dieſer Proclamationen, und träumte ſich, obgleich er ſchon im Anfang zu fühlen anfing, es ſey in einigen derſelben vieles wo nicht groß geſprochen, doch zu leicht auf ſich genommen, dennoch die Ausführung von einigen weſentlichen Theilen dieſer Verſprechungen unendlich leichter, als er ſie hernach fand. Aber er fand ſich bald in ſeinen Hoffnungen ſchrecklich getäuſcht. Die Proclamationen waren kaum gedruckt und den Leuten, ich möchte ſagen, noch naß zugeſandt, ſo ſtrömten von allen Seiten ganze Haufen armſelige, ſich ſo heißende Volks-, Erziehungs-, Gewerbs- und Menſchenfreunde, mitunter auch ſchlechte, ſehr ſchlechte Menſchen nach Hof, worunter die ſchlimmern ſich gar nichts daraus machten, einander in die Ohren zu flüſtern: wenn wir nur zu einer Privataudienz vor ihn gelangen, ſo haben wir ſicher gewonnenes Spiel. So gut als der Herzog iſt, ſagte jeder zu ſich ſelber, verſpricht er uns ſicher auch etwas; wenn wir nur einmal ſeinen Finger haben, ſo wollen wir denn ſchon machen, daß wir ſeine Hand

auch bekommen. — Sie irrten ſich gar nicht. Der Herzog freute ſich bald eines jeden Narren, der mit einem Menſchenfreundlichkeitsprojekt zu ihm hinkam, und wenn einer ſeine Lieblingswörter: „Volk, Erziehung, Kultur, Landesglück und auch Kunſt und Wiſſenſchaft" — recht viel in Mund nahm und dabey ein Geſicht ſchnitt, wie wenn ihm von den ſchönen Sachen, die dieſe Wörter bezeichnen, die Augen übergehen wollten, glaubte der gute Herzog nicht bloß, der Mann ſey davon wirklich ergriffen, ſondern auch, er verſtehe das gründlich und wohl, von dem er ſo ergriffen und belebt vor ihm dazuſtehen ſchien. Es ahnete ihm nicht einmal, daß man ſehr belebt für Gegenſtände ſeyn könne, die man gar nicht verſtehe, und noch weniger, daß man mit Gegenſtänden, die man ganz wohl verſtehe, dennoch windbeuteln und Zwecke zu erzielen ſuchen könne, die man gar nicht zur Schau ſtelle, ſondern wohl zu verbergen wiſſe, bis man zu ſeinem Ziel gelange. Der gute reine Sinn des edeln Mannes war ſchrecklich mißbraucht. Schlechte Menſchen entlockten ihm viele Wohlthaten und zeigten ſich undankbar. Betrüger forderten ihm Geld zur Beförderung des öffentlichen Wohls und des Menſchenheils an Leib und Seel, zur Anlegung von Inſtituten, Schulen und Fabriken ꝛc. ꝛc., zur Aeufnung des Feldbaus und faſt zu allem denkbaren Guten. Faſt alle konnten wohl reden. Ihre Worte ſtimmten meiſtens mit dem, was der Herzog ſo ſehnlich wünſchte, zuſammen. Er gab und geſtattete auch ſehr vielen von ihnen, was ſie nur wünſchten. Aber faſt alle mißbrauchten ſein Zutrauen. Viele betrogen ihn mit vollem Be-

wußtseyn. Auch Erziehungskünstler, Erziehungsträumer und Erziehungspraktikanten drängten sich an ihn an mit Vorschlägen, die Erziehungs- und Unterrichtshalber vielseitig umwarfen, was im Wesentlichen von Alters her schon da war und durchaus in diesem Wesentlichen nicht durch etwas real Besseres ersetzt wurde. Die einten trugen, ohne Rücksicht auf Mittel, Umstände und Uebereinstimmung des Ganzen, auf höhere Betreibung einzelner Wissenschaften, auf allgemeine Vervollkommnung der Akademie, auf Umschaffung vieler von diesen in Universitäten und allgemeine Beförderung der Vielwisserey im Ganzen, andere auf Beförderung der Industrie im allgemeinen und in einzelnen Fächern, ohne beyderseitige Rücksicht auf den Mangel der Grundbildung zur geistigen und physischen Thätigkeit, deren vorhergehende Ausbildung den glücklichen Erfolg solcher sowohl wissenschaftlicher, als wirthschaftlicher Anstalten allein zu sichern vermag. Sie trugen sich selbst unter einander widersprechend, auf die heterogensten Maaßregeln zur Beförderung einzelner Unterrichts- und Bildungsgegenstände an, ohne das Ganze der Erziehungsgegenstände gemeinsam mit einem Blick ins Aug zu fassen. Weitaus die meisten von diesen Fächerkünstlern hatten nicht im geringsten einen Begriff von der Menschenbildung im reinen Sinn des Worts, eben so wenig von der Veredlung der häuslichen Erziehung zur individuellen Mitwirkung für das Erziehungswesen; sich selber in allem, was sie wollten und vorschlugen, durchkreuzend, sprachen die einten bald den höhern, bald den niedern Wissenschaften das Wort. Es fehlte fast allen ohne Unterschied an

Umsicht über das ganze Wesen der Erziehung und en Aufmerksamkeit über ihre ersten Fundamente, so wie auch auf em äußern Zusammenhang aller Bildungsmittel und Bildungsanstalten unter sich selber und eben so an ihrer innern Uebereinstimmung mit dem Naturgang, nach welchem lle Kräfte unsers Geschlechts nach ewigen Gesetzen entfaltet werden, so wie mit der Wahrheit der Lage und der Umstände eines jeden Individuums, dessen Kräfte durch die Erziehung entfaltet werden sollen.

Bylifsky sah bald, daß der Boden, auf den sie ihre Zwecke hinbauen wollten und sollten, unter ihren Füßen schwankte, und daß sie mit den Plänen, die sie vorhatten, auf ihrem Weg nicht nur nicht vorwärts komten, sondern auch das Gute und Solide, das im Leben in der Erziehung des Volks von der alten Zeit her noch erhalten worden, zu Grund richten würden; aber er fühlte jetzt eben so sehr, daß er die Kenntnisse nicht habe und die Fertigkeiten nicht besitze, die erfordert wurden, den Anstalten und Versuchen, die der Herzog begonnen, eine andere Richtung zu geben. Dieser aber ging auch bey dem, was offenbar schon als mißlungen angesehen werden mußte und dessen weiteres Verderben er durch seinen Einfluß leicht hätte still stellen können, mit einer ganz ultrafürstlichen Selbstständigkeit zu Werk. Er war von der Wahrheit der allgemeinen Begriffe, von denen er in seinen Versuchen ausging und von der Reinheit der Zwecke, zu denen er hinzielte, so eingenommen, daß er jede selbstgefühlte Uebereilung darinn entschuldigte und als bey seiner Lage und bey den Mitteln, die er für seine Zwecke in seiner Hand

habe, für ganz unbedeutend erklärte. Er war in Rückſicht auf die ſchnelle Erzielung ſeiner Endzwecke ſo ungeduldig, als immer der Kaiſer Joſeph, und wollte dieſelben, wie dieſer, durchaus ſchnell durchgeſetzt haben und ihren endlichen Erfolg noch bey ſeinem Leben mit ſeinen Augen ſehen. Es war lange ſein Wort, wenn in ſo wichtigen Dingen auch zehn Verſuche fehlen, ſo muß man ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern ſich noch aufmuntern laſſen, den eilften zu verſuchen. Aber ſo unermüdet und beynahe unerſchöpflich er in der Anwendung ſeiner äußern Kräfte auch war, ſo mangelte es ihm und denen, die er für ſeine Zwecke brauchte, meiſtens an wahrer und ſicherer Kraft für das innere Weſen derſelben, und eben, weil er zu viel auf die äußern Mittel ſeiner Zwecke, beſonders auf ſeinen Geldbeutel baute, den er in ſeinen Träumeranſichten für unerſchöpflich glaubte, ſo machte ihn auch die Erfahrung darum ſo lange nicht klug und Bylifsky war auch beſonders ſo lange in einer ſehr unangenehmen Lage, weil er lange und allgemein als der Miturheber alles deſſen, was der Herzog verſuchte, angeſehen war und angeſehen werden konnte, weil er, da Nelkron und Enborf die meiſten Verſuche des Herzogs ſchon in ihrem Anfang mißbilligten, lange, dieſen Herren entgegen, ihnen das Wort redte und der allgemeinen Wahrheit von der Anſicht dieſer Verſuche mehr als dem Erfahrungstakt dieſer ältern und geübtern Staatsmänner zutraute. Dieſe waren beynahen auch ſeit Jahren mit Bylifsky etwas geſpannt und redten jetzt, da die Erfahrung ihre Anſichten gerechtfertigt, von der Theilnahme und Schuld, die By-

an den Verſuchen des Herzogs gehabt, auf eine
t, mit der ſie dieſem zu nahe traten; denn er hatte
virklich ſchon lange Mühe gegeben, den Herzog we-
ns von der immer ſteigenden Koſtbarkeit einiger die-
erſuche zurückzulenken; aber dieſer, durch ſein ga-
eben ungewohnt zu rechnen und das Verhältniß ſei-
Heldkräfte zu dem, was er wollte, mit einiger Sorg-
ns Aug zu faſſen und immer ſo gleichgültig als un-
ıd in dem, wozu ſeine Unternehmungen hinführen,
e auf keine ihm von Bylifsky diesfalls gemachte Vor-
ıgen, auch da noch, da dieſe Unternehmungen ins
ch Unerſchwingliche hinlangten, bis endlich die Menge
Erfahrungen von der perſönlichen Schlechtheit und
chen Verworfenheit einiger Perſonen, denen er ſein
uen geſchenkt, zu den Geldverlegenheiten, die dieſe
che veranlaßten, hinzukam und er, von dieſen Er-
ıgen aufgeſchreckt, das Benehmen einiger dieſer Leute
näher zu unterſuchen befahl. Da kam denn frey-
n ſolcher Greuel des Mißbrauchs ſeines Namens und
Güte heraus, der ihn im Innerſten erſchütterte und
ı den Zuſtand verſetzte, daß er endlich, durch die
e der Erfahrungen von der Schlechtheit der Men-
reunde und Volksmänner, die ihn betrogen, gleich-
iberwältigt, in ſeinem Glauben an die armſeligen
werke dieſes zudringlichen Geſchlechts müde war, und
dorf und Nelkron ihm zu verſtehen gaben, daß er jetzt
ſehe, wie ſie gegen Bylifsky recht gehabt haben, gab
en völligen Beyfall, und beyde, ſo edle und gute
ıer ſie auch ſonſt waren, waren dennoch nicht un-

befangen genug, den Unterſchied der Fehler des Herzogs und derjenigen Bylifsky's richtig in's Aug zu faſſen und dem letzten ſo weit Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als er es verdiente. Indeſſen hatte Bylifsky in allen Staatsangelegenheiten das Vertrauen des Herzogs gar nicht verloren, nur redte er über ſeine ehemaligen Menſchenfreundlichkeitsliebhabereyen kein Wort mehr mit ihm, und man ſah, wenn nur von ferne davon die Rede war, eine ſtille Wehmuth über ſein ganzes Geſicht ausgegoſſen und er ſaß dann neben ihm in ſtillem Schweigen, wie ein königlicher Freund neben einem lieben General, der ihm eine große Schlacht verloren, in ſtiller Wehmuth ſitzt und von der verlornen Schlacht kein Wort redt.

§. 55.

Ein Unmenſch erſcheint. —

In dieſer Lage der Dinge und in dieſer Stimmung des Herzogs geſchah es, daß er in die Hand Helidors gerieth, von deſſen Einfluß Bylifsky in ſeinem Brief an Arner redte. Dieſer Helidor iſt ein Menſch, der bey der Gewaltskraft ſeltener Anlagen in tiefe Schlechtheit verſunken, für das innere göttliche Weſen der Menſchennatur durchaus keinen Sinn mehr hat, und darum auch den Menſchen und die Menſchennatur wie ſich ſelber verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen des kraftvollſten und

gewaltthätigſten der Thiere, die ſich des Tags in den Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, ihren Raub zu ſuchen. In den Gefühlen einer ſo eingewurzelten Tagesſcheue, neben einer ſo gewaltthätigen Nachtkraft, die ihm beydes zur andern Natur geworden, mußte er nothwendig aller Gewaltthätigkeit, zu der der Thierſinn der Menſchennatur unſer Geſchlecht hinzuführen vermag, ſo weit er immer konnte, das Wort reden. Er that das auch mit unübertrefflicher Kunſt. Er redte unumſchränkter Willkühr jeder Macht und jedes Mächtigen unbedingt das Wort, und wenn man ihm dagegen einwandte, die Anerkennung einer ſo unbeſchränkten Willkühr eines jeden Mächtigen ſtoße das innere Gefühl der Menſchennatur ſelber, indem es den milden Sinn der göttlichen und menſchlichen Wahrheit den ſelbſtſuchtsvollen Anſprüchen eines ungöttlichen Lügengeiſts und einer unchriſtlichen, unmenſchlichen rechtloſen Gewaltthätigkeit unterordne, antwortete er, das alles ſeyen Träume einer die Menſchennatur in der Kraft und in den Bedürfniſſen ihrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe nicht anerkennenden Weibertſchwäche, die man in gewiſſen Rückſichten mit Stillſchweigen übergehen müſſe; hingegen über den Vorwurf, die Anerkennung einer unbedingten und unbeſchränkten Willkühr jeder Macht untergrabe allen Begriff des Rechts ſelber, ließ er ſich weitläufig ein und behauptete, das Recht im geſellſchaftlichen Zuſtand beſtehe in nichts, als in der Vernunft der Macht ſelber; alles menſchliche Recht komme von der menſchlichen Macht her. Ohne Macht ſey, ſo lange die

Welt ſteht, kein Recht in die Welt gekommen und werde ewig keins darein hineinkommen, und hinwieder, keine Macht ſtehe unter irgend einem Recht und kein Mächtiger könne je unter irgend einem ſolchen ſtehen, weil alles Recht einzig von der Macht ausgehe und in ihrer Freyheit, d. i. in ihrem geſicherten Uebergewicht über alles, was ihr entgegenſtehend recht ſeyn und recht heißen wolle. Er behauptete gerade hinaus, ohne dieſe Freyheit der Macht ſey ſie ſelber ein Unding und nicht wahrhaft da. Auf den Einwurf, eine menſchliche Macht, die auf eine ſolche Art geſichert wäre, könnte bey der allgemeinen Schwäche der menſchlichen Natur allem Heiligen, des göttlichen Rechts und allen Fundamenten des menſchlichen Rechts entgegenſtehen, ſpottete er hohnlächelnd über den Begriff, daß etwas Göttliches im Recht ſtecke, und über das Menſchliche im Recht ſagte er, wo er ſich ungenirt äußerte, das Menſchliche im Rechten ſtehe ſich in ſeiner Armſeligkeit in allen Verhältniſſen ſelber entgegen und ende ſich bey allen Bocksſprüngen und Schlangenkrümmungen, durch die es den Schein dieſes Widerſpruchs wider ſich ſelbſt, ſeitdem die Welt ſteht, von ſich abzulenken geſucht habe, in der Wirklichkeit der Dinge immer dennoch in Verhältniſſen, die in ihrem innern Weſen dem Recht der Maus gegen die Katze und des Wolfs gegen das Schaf gleich ſehen, wie ein Ey dem andern. Wenn man ihm hierüber antwortete, daß das Menſchengeſchlecht ſich in dieſem Fall doch in einem traurigen Zuſtand befinde, erwiederte er, es ſey einmal nicht anders, die Sache ſey, wie ſie ſey, es könne ſie niemand ändern; aber da der Mächtige

tige und Hohe es leicht habe, ſich in ſeinen Wünſchen befriedigen zu machen, ſo ſey er gewöhnlich auch, wie der edle Löwe, großmüthig, und nicht wie die gemeinbürgerliche Hyäne, gefräßig; man müſſe alſo und dürfe ſich auf die Großmuth der Mächtigen verlaſſen; es ſey diesfalls für das Menſchengeſchlecht kein andrer Ausweg möglich, und wenn man ihm mit Anerkennung der allgemeinen Schwäche der Menſchennatur und ſogar mit einer Art von Billigung der Verachtung, die er gegen dieſelbe zeigte, auf dieſes Fundament hin ſelber vorſtellte, das thieriſche Gewaltsgefühl, das eine gemeinbürgerliche Seele zu einer Hyäne machen könne, ſey in der Menſchennatur allgemein und könne jede ſchwache Menſchenſeele, in welchem Verhältniß ſie auch immer lebe, durch den Beſitz einer unbeſchränkten Macht gewaltthätig machen und die Erfahrung der Welt ſpreche einſtimmig aus, der Beſitz der Macht gefährde allgemein die Vernunft der Macht ſelber und unter hundert Menſchen in der Welt, die alles thun dürfen, was ſie nur wollen, werden wenigſtens einige mehr als neunzig unverſchämt, gewaltthätig und oft noch dumm, ſo nannte er dieſe Einwendung und zwar mit einer Stirne, die den Unwillen über dieſelbe deutlich ausdrückte, eine Spitzfindigkeit, an der freylich zum Theil etwas wahr ſeyn könne, das aber dennoch die Natur der Macht und das Weſen ihres Rechts und am allerwenigſten den Nothzuſtand des Menſchengeſchlechts, das um ſeiner Ruhe willen unbedingt die Freyheit der Macht anſpreche, nicht ändere.

Das war der Mann, in deſſen Hand der Herzog, nachdem ihn ſeine mißlungene Menſchenfreundlichkeitsverſuche an den Abgrund des Unglaubens an die Menſchennatur ſelber hingeführt hatte, gegenwärtig vollends war. Er wäre aber doch ſicher nicht in die Hand dieſes Mannes gefallen, wenn dieſer nicht durch die Fräulein von Wildheim in der Frechheit ſeines Widerſpruchs gegen alles Menſchliche und Heilige unterſtützt worden wäre.

§. 56.

Auch tief verdorbene Menſchen fühlen das Bedürfniß des Edeln und Guten, und jagen, ſelber um ihrer Schlechtheit willen und durch ſie, dem Schein deſſelben entgegen.

Geboren, den äußern Schein der chriſtlichen Milde und Liebe mitten in der höchſten Verhärtung des Herzens mit der Heuchlerlarve einer hohen weiblichen Anmuth, einer unübertrefflichen äußern Artigkeit und einem Anſtand in ihrem Benehmen gegen alle Klaſſen von Menſchen zu vereinigen, der nichts zu wünſchen übrig zu laſſen ſchien, trug dieſe Fräulein bey der entſchiedenſten Wegwerfung aller ernſten Maaßregeln, die auch nur von ferne zu einer ſoliden Volksbildung oder zu irgend einer Art von wahrhaft helfenden Vorbeugungsmitteln der Uebel, die die niedere Menſchheit drücken, hinzulenken geeignet ſind, für

das in dieſer Rückſicht befriedigende, blinde Aug des Zeitgeiſts eine Volksthümlichkeitslarve, hinter welcher der Mangel einer weſentlichen Dienſtkraft und eines reinen Dienſtwillens für das Volk ſo viel als ganz unſichtbar war. Sie hatte bey dieſem gänzlichen Mangel der weſentlichen, wahren Volksthümlichkeit eine äußerſt thätige Aufmerkſamkeit auf wirkliches vor Augen liegendes, beſonders die Naſe des in ſinnlicher Schwäche raffinirten, äſthetiſchen Halbſinns des Zeitalters, ſtoßendes phyſiſches Augenblickselend der Armen, ſich auf dieſe Weiſe auch für die höhern Bemühungen der Menſchlichkeit und des Chriſtenthums, wie die Einäugigen unter den Blinden, auszeichnen; ſtand ſie auch an der Spitze einer großſtädtiſchen, von Helidor ſelbſt beſuchten, begünſtigten und belobten Wohlthätigkeitsgeſellſchaft, die im höchſten Großton einer Staatsanſtalt ſelber monatlich einmal bey einem großen diner zuſammenkam und größtentheils bis weit nach Mitternacht bey einander blieb. Dieſe Geſellſchaft hat ihren Präſidenten, ihren Secretär, ihren Caſſier und zwey Weibel. Sie hat innere und äußere zahlende, denkende und handelnde Mitglieder. Sie führt das Protocoll ihrer Einnahmen und Ausgaben mit großer Ordnung und genauer Gerechtigkeit, und iſt auch an den Verſammlungstagen immer ein paar Stunden mit dem Theil der Armenverſorgung, den das Protocoll und der Herr Präſident an die Tagesordnung bringt, beſchäftigt; auch wird von vielen Mitgliedern Geld für ihre Zwecke mit einem Eifer zuſammengetrieben, die der Gedankenloſigkeit, mit der es ausgegeben und der Wirkſamloſigkeit auf die Quellen der

Uebel, deren eckeln Augenblickserscheinung es entgegenwirkt, vollkommen gleich ist. In dieser Gesellschaft spielt die Fräulein von Wildheim immer eine große Rolle. Es ist in ihrem großen Kreise niemand, der für ihre Zwecke mehr Geld zusammenbringt. Sie geht in den vielen und großen Cercles, die sie besucht, gar oft mit dem Teller in der Hand den ganzen Kreis der sitzenden Damen herum und drängt sich in die Haufen der stehenden Herren unter dieselben hinein, um für den oder diesen unglücklichen Armen Hülfe anzusprechen, nimmt denn aber den ganzen Tag über den wärmsten Antheil an Lebensweisen, die, indem sie das häusliche Leben in seinen wesentlichen, heiligen Fundamenten in allen Ständen gleich untergraben, die Quellen des sittlichen, geistigen und bürgerlichen Elends, gegen deren Folgen sie Silber und Gold zusammenbettelt, täglich mehr verstärken und vergiften.

Es konnte nicht fehlen, sie zog durch diese Handlungsweise die Aufmerksamkeit vieler Zeitmenschen und auch vieler Hofleute auf sich. Die in Rücksicht auf Sittlichkeit kraftlosesten Menschen sind gewöhnlich in Rücksicht auf die Noth und Armuth ihrer Mitmenschen mehr vergessenlos als hartherzig; die Zahl der Menschen, die mit ihrer Sittlichkeit in ihrer sittlichen Kraftlosigkeit doch für einen gewissen Grad von Weichlingstugenden immer noch Sinn haben, und sich besonders Augenblicksgefühlen von Mitleiden und Barmherzigkeit gern überlassen, ist auch in den verdorbensten Cercles unsers Hofs und unsrer Hauptstadt noch sehr groß. Und es ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung, daß viele dieser Menschen auch beym Verlust

der letzten Spur der wahren Sittlichkeitskraft und Realanhänglichkeit an Wahrheit, Liebe und Recht dennoch eine Art ästhetischen Sinn der Liebhaberey für todte Gemälde und leblose Statuen der Sittlichkeit und ihrer höhern Wahrheit und Reinheit in sich selber erhalten; selber in den nächsten Umgebungen des Helidors hatte es viele solche ästhetische Dilettanten der Sittlichkeitskraft, deren innere Wahrheit sie in sich selber verloren, und die Fräulein von Wildheim war eigentlich dafür gemacht, diesen Sinn des Dilettantenlebens in ihrer Kraftlosigkeit und Seelenlosigkeit zu überleben und zu sterben. Der Nachtheil ihres diesfalligen Einflusses war groß und allgemein; sie beförderte durch die Bedeutung, die sie einigen ihrer sentimentalischen Augenblickshandlungen zu geben vermochte, die in in ihren Umgebungen immer steigende Kunst und Neigung, die Noth und die Leiden des Volks in der reinen Wahrheit ihrer Ursachen und Quellen, die denselben abhelfen könnten und sollten, aus den Augen zu rücken, indem sie ihnen den Trugschein solcher Augenblickshandlungen als das Wesen der Volksversorgung und die Weisheit und Tugend, nach der sie diesfalls streben sollten, in die Augen fallen zu machen, und wirkte dadurch bey dem schwachen Zeitgeschlecht ihrer Umgebungen dahin, daß ihm die Tugend der Menschlichkeit in ihrer wahren Kraft und Höhe in Rücksicht auf das Volk und die Armuth beynahe überflüssig scheinen mußte. Dieses war auch im ganzen Kreis ihrer Umgebungen wirklich so allgemein der Fall, daß man bestimmt sagen mußte, solche Wildheimische Blendwerkserscheinungen einiger einzelner Liebeswerke thaten im Grund

der öffentlichen Richtung der Menschlichkeit und dem wahren Interesse der Volksbesorgung mehr als selber die dersten Handlungen der entschiedenen und offenen Herzensverhärtung der Fall seyn kann. So weit ging ihr Einfluß auf den Herzog doch nicht. Ihre Erscheinung und ihr Benehmen bey Hof, an den sie durch Helidor berufen ward, erregte freylich auch die Aufmerksamkeit des Herzogs, aber doch nicht in dem Grad, daß sie ihm die wahren Zwecke der Sittlichkeit, deren er sich zum Theil durch bestimmte Begriffe bewußt war, und die dabey in sehr lebhaften Gefühlen in seiner Einbildungskraft lagen und sie zum Theil in belebten Gefühlen seiner Einbildungskraft in sich selbst trug, und die auch gegenwärtig noch immer in seinen Neigungen eine Art von Heimweh für seine alten Zwecke in ihm erhielten, völlig aus den Augen rücken konnten. Nein, es ist durchaus nicht die Comödiantentäuschung von Wildheimischen einzelnen Wohlthätigkeitshandlungen, wodurch der Herzog von dem hohen Sinn der wahren Volksversorgung, die so lange in ihm lebte, abgelenkt wurde, im Gegentheil, es sind nur die vielseitigsten und ununterbrochenen Erfahrungen von der Schlechtheit und Niederträchtigkeit von hundert und hundert Menschen, die ihn durch den Schein der Sorgfalt für das öffentliche Wohl, und hoher, menschenfreundlicher Zwecke dahin gebracht haben, den Glauben an die Möglichkeit einer soliden Hülfleistung für das Volk endlich gänzlich zu verlieren; aber auch in diesem Unglauben, darin er versunken und in der Wegwerfung alles Vertrauens für irgend ein Mittel seiner alten Zwecke, trug er dennoch den

Traum dieſer Zwecke, ob er ihn gleich für nichts mehr als dafür anſah, dennoch mit Wärme in ſeinem Herzen. Indeſſen waren dieſe Kleinlichkeitshandlungen der Menſchenfreundlichkeit, wie ſie in den Cercles einer Wildheim erſchienen und durch ſie befördert worden, ob der Herzog ſie gleich in ſeinem Herzen verachtete und für die Beförderung des eigentlichen Volkswohlſtands ganz unwirkſam hielt, dennoch von einer Natur, daß er gerne daran Theil nahm und ſie als Zwerggeſtalten, die trotz ihrer Kleinheit und Unförmlichkeit dennoch etwas Aehnlichkeit mit der großen Rieſengeſtalt hatten, der wahren Menſchlichkeit, die er ſo viele Jahre mit ſo warmem Herzen verehrte, in ſo weit dennoch gern vor ſeinen Augen ſah. So weit iſt er, daß die Wildheim die Aufmerkſamkeit des Herzogs diesfalls auf ſich zu ziehen vermochte. Er hatte ſie in der Stimmung, in der er jetzt war, auch wirklich gern um ſich und nahm ſogar oft ſelber an ihren Spöttereyen über ſeine höhern Menſchlichkeitsträume Theil. Sie verglich dieſe einmal in ſeiner Gegenwart mit dem Thurm zu Babel, der bis an den Himmel reichen ſollte, aber nirgend breiter war als am Boden, wo er feſt am Koth der Erde klebte und aber denn immer kleiner und dünner ward, je mehr er von der Erde gegen den Himmel hinaufſteigen wollte, lachte der Herzog jetzt ſelber und fand das Gleichniß gar nicht übel, und da er nunmehr allen Glauben an das Höhere, Göttliche der Menſchennatur ſo viel als verloren, und über vieles, das er ehemals hoch und heilig hielt, eine tiefe Verachtung in ſich einwurzeln ließ, ſo fand er oft an ihrer böſen Zunge und ſelber, wenn ſie

über dieſes Heiligſte und Höchſte ihr größtes Geſpött trieb, einen Gefallen. Sie ſchonte das Höchſte und Heiligſte nicht. Sie ſchonte weder die Armen, für die ſie Almoſen ſammelte, noch die Reichen, bey denen ſie die Almoſen für ſie bettelte; beyde waren der Vorwurf ihres böſen Spotts, ſelber in den Handlungen, durch die ſie ſich den Namen der Menſchenfreundlichkeit und liberaler, philantropiſcher Geſinnungen zu geben ſuchte. Sie achtete und behandelte die Welt als ein Narrenhaus und meynte und ſprach es aus, die Selbſtſorge, die ſie aber in ihrem innerſten Sinn nicht von der rohen Selbſtſucht trennte, ſey der einzige wirkliche und wahre Mittelpunkt, worum ſich alles Thun und Streben des Menſchengeſchlechts herumtreibe. Sie behauptete geradehin, dieſes könne niemals mit Vernunft und Erfolg aus dieſem Mittelpunkt, an den es von der Natur ſelbſt, wie die Schnecke an ihr Haus angekettet ſey, herausgeführt und als von ihm unabhängend ins Aug gefaßt werde, und die Beſtrebungen der Menſchen müſſen immer in den Kreis der Beſchränkung, die daraus hervorgehe, feſtgehalten werden. Woraus ſich aber am heiterſten ergab, wie weit ſie dieſes Anketten alles menſchlichen Thuns an ſeine Selbſtſorge trieb und wie derb den Begriff dieſer Selbſtſorge in ſich ſelber mit demjenigen der Selbſtſucht vermiſcht, beweiſt die ſonderbare Aeußerung, die ihr nicht ſelten entſchlüpft, der Menſch müſſe durch ſeine Selbſtſorge es dahin zu bringen ſuchen, daß er nicht für ſich ſorgen müſſe, item er ſorge am beſten für ſich, wenn er machen könne, daß er nicht viel an ſich ſelber denken müſſe. Man muß den Zeitge-

brauch unſerer Worte ſehr wenig kennen, wenn man unter dieſer Aeußerung etwas anders verſteht, als der Menſch ſorge am beſten für ſich ſelber, wenn er machen könne, daß andere Leute für ihn ſorgen müſſen, und daß das, was er gern habe, ihm auf eine Weiſe in die Hand falle und in der Hand bleibe, daß er ſeinethalben keine Sorge haben müſſe. Da der Herzog in ſeiner jetzigen Stimmung auch gern ſich ſelber vergaß, konnten ihm einige Aeußerungen dieſes Weibs in gewiſſen Augenblicken, ſo ſehr ſie dem Innerſten ſeines Herzens zuwider waren, nicht mißfallen. Sie war auch im Augenblick des Diamantenraubs, von dem Bylifsky in ſeinem Brief an Arner ſchrieb, beym Herzog im Garten.

§. 57.

Ein Mann, der ſicher die fünfte Bitte im Vaterunſer „führe uns nicht in Verſuchung" nicht recht gebetet.

Die Geſchichte dieſes Raubs iſt folgende. Eines Abends, da der Herzog mit dieſer Fräulein im Garten ſpazierte und Helidor noch in Sr. Durchlaucht Cabinet einen Brief vollenden wollte, den er für ihn angefangen hatte, war er wegen eines Vorfalls, der ihm geſtern Abend begegnet, ganz ſturm. Er wurde auch an dieſem Abend von einer bedeutenden Anzahl Hofgaukler und Hofgauklerinnen, die,

von ihm berufen, aus der Privatcasse des Herzogs bezahlt werden sollten, mit dem schrecklichen Wort: wir gaukeln nicht mehr, nein, nein, wir gaukeln nicht mehr — auf das Aeußerste gedrängt und die erste Tänzerin sprach das Wort: ich tanze nicht mehr, und die erste Sängerin das: ich singe nicht mehr — vor ihm mit einem Ernst aus, wie ein Jude das Wort: ich zahle nicht mehr, einem leichtsinnigen Schuldenmacher, dessen Umstände zweifelhaft geworden, mit einem unbeweglichen Ernst ausspricht. Er wußte kein Geld und durfte dem Herzog, der sich über das immer tiefere Verschulden sowohl des Herzogthums, als seiner Privatcasse noch gestern mit lebhaftem Unwillen geäußert hatte, es auch nicht sagen. Er vergaß den Brief, den er ausmachen sollte und dachte, den Kopf auf seine Hand gestützt, nur nach, wie es möglich sey, diesen Abend, da ein paar von diesen Leuten, deren Forderungen die stärksten waren, wieder zu ihm kommen würden, sich aus der Noth zu helfen. Der Schlüssel steckte eben an dem Geheimschrank des Herzogs, in dem zwar auch nicht viel Geld lag, aber in einer Schachtel, die Helidor auch kannte, waren zwey Diamanten, deren Werth in die Hunderttausende ging. Die Noth war groß und der Augenblick dringend. Frechheit half jetzt nichts, Großthun auch nichts, es mußte Geld her. Er konnte sich nicht verhehlen und sagte zu sich selbst: wenn der erste Tänzer im Staat nicht mehr tanzen und die erste Sängerin nicht mehr singen, weil ich sie nicht bezahle, so kann vielen von den Leuten, denen ich schuldig bin, das Maul auf eine Weise über mich auf-

gehn, wie ich es ihnen nicht aufgehen lassen darf. Ich thue es, sagte er dann wieder, der Herzog fragt den Kleinodien bey Monaten nicht nach, und in der kurzen Zeit habe ich wieder Geld. — Das war freylich nicht wahr und nicht sicher, aber in der Noth, in der er jetzt steckte, genug, um ihn blind für das zu machen, was er gefahrete. Eben weil es Gefahr hatte, mußte er sich in seiner Täuschung verhärten. Er sprach einmal über das andere aus: es hat keine Gefahr, es hat gewiß keine Gefahr, und in dieser Zeit finde ich wieder Geld, ich finde gewiß wieder Geld. Zwischen hinein klopfte ihm wieder das Herz, aber dann sagte er wieder: es muß seyn, es muß seyn; es muß heute seyn, ich kann nicht warten bis morgen, und plötzlich, fast unwillkührlich, fällt ihm die Hand in die Schachtel. Das Kleinod ist in seiner Hand und plötzlich fällt es wie im Blitz mit seiner Hand in seinen Sack.

Womit will ich seine That vergleichen? Er schnappte das Kleinod weg, wie ein hungriger Hund einen Braten vom Tisch wegschnappt und mit dem Braten im Mund sich vor der Hundspeitsche fürchtet, vom Tisch wegspringt, sich mit dem Braten in den hintersten Winkel verbirgt und ihn da frißt — so sprang jetzt Helidor, mit dem Kleinod im Sack, aus des Herzogs Zimmer und in seine Stube. Aber er war so blaß, als er heimkam, daß seine Haushälterin fast ob ihm erschrak und ihn fragte: was ihm doch begegnet? er sehe aus, wie wenn er von einer Ohnmacht aufstünde.

Es ist nichts, gar nichts, sagte er, aber ich muß allein seyn.

Er hatte Ursache. Das Kleinod war jetzt in seiner Hand, aber mit dem hatte er noch kein Geld. Dem Hofjuden, der, wo er immer sicher ist, Geld leiht, so viel man immer will, die Kleinodien offen in die Hand geben, das ging nicht; denn er kannte sie. Was jetzt machen? Er ging zu zwey Männern, die reich und in Verhältnissen mit ihm waren, daß sie thun mußten, was er wollte. Diesen zeigte er die Kleinodien und bat sie, das Schächtelchen, darin er sie gebracht, beyderseits mit ihren eignen Siegeln zu versiegeln und ihm denn das Zeugniß auszustellen, daß die in diesem von ihnen versiegelten Päckchen enthaltenen Diamanten ungefähr den Werth haben, den sie ihnen selbst geben wollen. Dieses Versiegeln und dieses Zeugniß geben gefiel zwar den Männern nicht ganz. Aber sie thatens, und Helidor ging jetzt mit dem Zeugniß und dem Päckchen zum Hofjuden und forderte auf das Unterpfand dieses, mit dem Zeugniß der zwey, dem Hofjuden bekannten, reichen Männer, belegten Päckchens einen Drittheil des von ihnen anerkannten Werths desselben auf zwey Monate. Der Jude sah das Päckchen freylich mit einem Blick an, wie wenn er's lieber offen gehabt hätte. Doch es war Helidor, der das Geld forderte und dieser hatte ihm schon oft den Weg zu Geldkisten gezeigt, zu denen er ohne ihn keinen Schlüssel gefunden, und dabey war das Zeugniß vom dreyfachen Werth des Unterpfands deutlich, die Männer, die es unterschrieben, sicher, der Termin kurz, der Zins groß und zum

Voraus berechnet. Er glaubte, er könne das Geld geben, und gabs, doch mit der klaren Bedingung, daß die Rückzahlung deſſelben in 8 Wochen gewiß ſeyn müſſe. Jetzt zahlte Helidor die Leute, die ihm geſtern mit dem Wort: wir gaukeln nicht mehr, nein, nein, wir gaukeln nicht mehr — beynahe den Schweiß ausgetrieben. Er konnte dieſe Nacht wieder beſſer ſchlafen, als er es ſeit ein paar Tagen nicht gekonnt. Aber der Traum, der Herzog frage den Kleinodien bey Monaten nicht nach, war bald verſchwunden. Wenige Tage nach ihrer Entwendung ſuchte der Herzog etwas in dieſem Schrank und fand, daß ſie mangelten.

§. 58.

Die Mitternachtſtunde eines Vaters.

Ich verlaſſe den Mann gern, deſſen unmenſchlicher und unchriſtlicher Sinn ſchon zum Voraus für Arner und ſein frommes, chriſtliches Beſtreben ſo viel Böſes ahnen läßt und wende mich wieder zum guten Thun dieſes lieben Herrn, der mit Hülfe ſeines Glülphi, ſeiner Gertrud und mehrerer guten Leute, die er unter den ſeinigen fand und an ſein Herz zog, ſeinem armen, zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen ſuchte.

Ich verließ ihn an dem Abend, an dem er die Weid von Bonnal vertheilt, jeder armen Haushaltung zu einer

Geiß verhalf und beſchloſſen, auf dem Ried einen großen Baumgarten anzulegen, unter deſſen Schatten einſt ſeine beſſer beſorgten Bonnaler ſich des Erdenſegens, den Gott allen Menſchen verliehen und niemand davon ausgeſchloſſen, freuen ſollten. Nun nahte der Tag, an dem das Volk in Bonnal mit dem Vogt rechnen und alle Lumpen, die ihm ſchuldig, bey der Linde zu dieſer Rechnung erſcheinen ſollten. Arner hatte dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen. Das Volk, das morgen alſo mit dem Vogt rechnen und die Schande ſeines Lebens alſo ſich ſelbſt öffentlich an den Tag bringen ſollte, und der Gedanke, daß die Regierung ſeines Großvaters die Haupturſache an dem Unglück dieſer ſo tief verdorbenen Menſchen ſey, lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Ach Gott! ach Gott! ſagte er in dieſer Nacht mehrere Male zu ſich ſelber, er hat aus meiner alten Burg ein Schloß gemacht, wie eines Königs Haus und mir ein Volk hinterlaſſen, an das ich ohne Scham und Sorgen nicht denken darf. Ach Gott! ach Gott! wiederholte er etlichemal zu ſich ſelber, lieber, lieber Großvater! hätteſt du mir doch meiner Ahnen zimmerleere Burg und meiner Ahnen ſchandleeres Volk hinterlaſſen!

Sein Karl, der neben ihm im gleichen Zimmer lag, hörte ihn gegen 12 Uhr ſo beklemmt athmen und ſagte zu ihm: fehlt dir etwas, Papa, daß du nicht ſchlafen kannſt?

Nein, Lieber! es fehlt mir nichts, ſagte Arner.

Doch, lieber Papa! es fehlt dir etwas, es iſt dir angſt auf morgen? ſagte das Kind.

Warum das? du Lieber! erwiederte Arner.

Karl. Meynſt, ich wiſſe es nicht? Es iſt allen Leuten angſt wegen der Rechnung.

Arner. Wer hat dir das geſagt?

Karl. Etliche Buben; aber einer gar. — Denk, Papa! er war bey den andern Buben, aber er hat gar nicht mögen luſtig ſeyn und iſt ſo herumgeſtanden, daß man ihm angeſehen, es fehle ihm etwas; da bin ich zu ihm hingeſtanden, hab ihn bey der Hand genommen und gefragt: warum er ſo traurig ſey? Zuerſt hat er mir's nicht ſagen wollen, aber ich habe nicht nachgelaſſen und da hat er mir geſagt, ſeine Leute daheim, der Vater und die Mutter und die Schweſtern, weinen ſich faſt zu todt, ſie ſeyen dem Vogt auch etwas ſchuldig und jetzt müſſe die Schweſter morgen vor dich, mit ihm zu rechnen; aber ich ſoll doch nichts ſagen, daß er mir's geſagt habe, und denk auch, Papa! das Weinen iſt ihm da ſo angekommen, daß er ſich umgekehrt und hinter einem Hag verborgen, damit ihn niemand ſehe; es hat mir doch auch ſo weh gethan und ich bin mit ihm hinter den Hag gegangen und bey ihm geblieben, bis man ihm nicht mehr angeſehen, daß er geweint hat.

Arner. Das iſt brav, Lieber! Wie heißt der Bub?

Karl. Er heißt Jacobeli und iſt ein ſchöner Bub, mit einem glatten, weißen Haar, und ein guter Bub, du kannſt nicht glauben, wie gut und wie lieb er mir iſt.

Arner. Aber wem gehört er?

Karl. Er wohnt grad unten am Kreuzbrunnen; es ſind ſo drey Tritt vor dem Haus.

Arner. Aber du weißt nicht, wie seine Leute heißen?

Karl. Nein. Aber du bist auch morgen nicht so gar bös mit ihnen; sie haben jetzt schon seit dem Sonntag nichts gethan als geweint.

Arner. Ich will mit keinem von allen bös seyn; aber, du Lieber! ich muß, wie mit dir, wenn sie sich etwas Böses angewöhnt haben, doch auch machen, daß sie es sich wieder abgewöhnen, und du weißt gewiß an dir selber, wie schwer das Abgewöhnen allen Menschen ankommt, und wie noth es thut, daß man ihnen den Ernst zeige, damit sie es thun.

Karl. Ja, Papa, ich weiß das wohl, aber wenn sie es denn auch nicht mehr thun, so bist du wieder gut mit ihnen.

Arner. Du weißt doch wohl, daß ich immer gern und bald wieder gut bin.

Ich weiß das wohl, erwiederte der Karl, und schlief bey diesem Wort wieder ein.

---

§. 59.

Der Anfang einer großen Morgenangst.

Arner stund an diesem Tag sehr früh auf. Er befahl am Abend schon dem Weibel, am Morgen um 5 Uhr zu ihm zu kommen. Dieser kam auf den Schlag und der

Junker

Junker gab ihm jetzt das aus des Vogts Hausbuch genau aufgenommene Verzeichniſſe aller Perſonen, die dieſem ſchuldig, und die nun dieſen Morgen, um mit ihm zu rechnen oder vielmehr ihre Schuld gegen ihn anzuerkennen hatten, unter die Linde kommen mußten, und ſagte, da er ihm das Papier in die Hand gab, mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit noch zu ihm: es iſt mir leid für die vielen Leute, denen dieſer Rodel Mühe machen wird.

Der Weibel gab ihm zur Antwort: es geſchieht ihnen nur recht, ſie habens ſo wollen, und dachte nichts weniger, als daß ſein liebes Töchterlein in dieſem Verzeichniß oben an ſtehe.

Der Junker ſah ihn bey dieſem Wort ſteif an, der Weibel aber ahnete nichts weniger, als daß dieſer Blick ſein liebes Töchterchen betreffen könnte, und eilte, da er noch nüchtern war, ohne den Rodel anzuſehen, heim, ſetzte ſich hinter den Tiſch, trank ruhig ſeinen Morgenkaffee, um dann ſogleich den Lauf durch das Dorf zu nehmen. Nur erſt bey der letzten Taſſe warf er einen Blick auf ſeinen Rodel und verſchüttete die Taſſe Kaffee, die er eben in der Hand hatte, als er den Namen ſeines lieben Kinds oben an der Spitze alles Lumpenvolks, dem er zur Rechnung mit dem Vogt bieten ſollte, ſah. Er rief wie Mordio der Mutter, die eben in der Küche war. Als ſie kam, ſchrie er wie wüthend: wo iſt dein verfluchtes Kind?! wo iſt dein verfluchtes Kind?! ich will, ich muß es ausſchmeizen, daß kein Fetzen mehr gut an ihm iſt.

Die Frau, die, ſobald er den Rodel abgelegt, ihre Naſe ſchon darein geſteckt hatte, wußte ſchon, was es ſey;

aber ſie that nicht dergleichen und fragte ihn: warum er doch ſo wäthe?

Er wußte kaum, was er antwortete und ſagte nur: ſchaff' mir das Kind im Augenblick her; es muß ſeinen Lohn haben; geh', geh', daß ich's unter meine Hände kriege. Ich wollte faſt lieber, es hätte mir das Haus angezündet.

Was iſt es denn? erwiederte die Frau noch einmal.

Jetzt ſagte er: es hat Wirthshausſchulden und muß jetzt mit allem Lumpengeſindel vor den Junker unter die Linde.

Das iſt erſchrecklich, ſagte die Frau. Aber ſie wußte ſchon alles und hatte das Kind ſchon ausgefragt, was an der Sache ſey. Das Kind antwortete ihr, es ſey nicht wahr, es ſey dem Vogt nichts ſchuldig. Aber ſie glaubte es ihm nicht und befahl ihm, ſich hinter den Heuſtock zu verbergen, wo es kein Menſch finden könne, ging dann wieder zum Weibel und ſagte ihm, ſie habe es im ganzen Haus geſucht und nicht gefunden, es müſſe außer dem Haus ſeyn.

Das iſt verflucht, ſagte der Weibel, daß du es nicht findſt, aber ich muß jetzt fort.

Beſitz' dich jetzt nur ein wenig und mache, daß es kein Gerede unter den Leuten gebe; je ſtiller wir es abſtrafen, wenn es gefehlt, deſto beſſer wird es ſeyn, ſagte die Frau.

Er mußte jetzt gehen. Sobald er fort war, eilte ſie auf der Stelle hinter den Heuſtock und fragte das Kind, wie es ſich denn eigentlich mit der Schuld verhalte. Es

antwortete: es ſey an des jungen Kienaſten Hochzeit mit en andern Kindern vor dem Wirthshaus geſtanden und abe im Spaß mit ihnen getanzt, da ſey der Hummel mit einer Bouteille Wein und mit einem Teller Würſt und Schinken herausgekommen; ſie haben es angenommen und alle mit einander zahlen wollen; der Vogt aber abe das Geld nicht angenommen und geſagt, es werde von der Hochzeit bezahlt und koſte nichts. — Aber darf ch darauf zählen, daß es nichts anders iſt? erwiederte ie Mutter. — Es antwortete: der Vater ſoll nur den Vogt ſelber fragen, er wird gewiß nichts anders wiſſen und ſagen müſſen, es ſey ſo.

Drohend ſagte jetzt die Mutter: aber wenn es etwas anders iſt und du mich mit einem Lug unter die Linde ſchickſt, ſo ſieh denn, wie es dir geht.

Es iſt gewiß nichts anders, verſicherte ſie ihr Kind noch.

Jetzt ging die Mutter unter die Linde, winkte ihrem Mann beyſeits, und erzählte ihm, wie ſich die Sache verhalte.

Glaubſt du, ich dürfe der Sache trauen? erwiederte ihr Mann.

Ich glaube faſt, du dürfeſt darauf trauen, antwortete ſie.

Eilend ging er jetzt zum Junker und bat ihn, den Vogt über die Schuld ſeines Kinds zu befragen. Dieſer geſtund auch wirklich ein, daß ſich die Sache wirklich ſo verhalte, und daß die Schuld nicht alſo hätte ins Buch eingetragen werden ſollen. — Jetzt war dem Weibel ein großer Stein ab dem Herzen und er ſagte zum Junker:

Sie werden alſo mein Kind vorrufen? — Natürlich werde ich es nicht vorrufen, ſagte der Junker, — und der Weibel winkte nach ſeiner Frauen, die etwas ferne von ihm ſtand, ſie könne jetzt nur gehen und dies auf eine Weiſe, daß ſie wohl ſah, es ſey gut gegangen und alles in der Ordnung. Er aber ſagte dann noch zu ſich ſelber: hätte ich das nur auch vor einer Stunde gewußt, ſo wäre ich nicht ſo wie ein Narr im Dorf herumgelaufen. Und es iſt wahr, er war wirklich die ganze Zeit, in der er den Leuten anzeigen mußte, daß ſie vor den Junker unter die Linde kommen müſſen, faſt wie nicht bey ſich ſelber. Der Schrecken über ſein Töchterlein hatte ihn ſo verwirrt, daß er, da er zum Haus hinaus war, noch nicht wußte, was er that. Er verirrte in den Straßen und mußte oft, weil er ein Haus in einer Gaſſe vergeſſen, zweymal wieder in dieſelbe zurück. Einmal hatte er ſogar unter einer Hausthüre im Rodel nachgeſehen, was er darinn zu thun habe und wußte es ſchon nicht mehr, als er die Treppe hinauf und in die Stube hinein kam.

Aber ſo verwirrt er war, ſo verwirrt waren auch die meiſten Leute, denen er unter die Linde bieten mußte. Sobald er es ihnen anzeigte, waren die meiſten von ihnen ſchon vorher ſo verdrüßlich, daß er über die Art, wie ſich viele ihrer Wirthshausſchulden halber entſchuldigen wollten und über das Geſchwätzwerk, das ſie darüber anfingen, bey ſich lachen mußte. Am meiſten und am unanmuthigſten wollte ihn die Barbel, die man im Dorf die Fromme heißt, aufhalten.

Sie hatte ihre beyde Hände auf der offenen Bibel über einander, kehrte das gelbe Weiß in den Augen um, wie ein Bock, wenn man ihn mezget, und sah gen Himmel, als er ihr sagte, warum er da sey. Um Gottes Willen, Weibel, antwortet sie ihm, was denkt ihr auch, daß ihr zu mir kommt? b'hüt mich Gott davor, ich bin meiner Lebtag dem Vogt weder viel noch wenig schuldig gewesen, es muß einmal jemand anders gemeynt seyn, es heißen ja noch mehr Leute wie ich.

Der Weibel wußte nicht, wer? Sie namsete ihm aber sogleich das Spinnerbabeli. Da sagte er: der Vogt hätte diesem Bettelmenschen nicht 5 Batzen, geschweige 5 Gulden anvertraut.

Was wißt ihr, Herr Weibel, wie das hat kommen können? ihr werdet einmal müssen gehen und fragen; denn jetzt seyd ihr einmal bey meinem Gewissen am unrechten Ort.

Nun ich kann wohl gehen, es wird sich dann zeigen, sagte der Weibel, und ging eben, wo er von ihr hingewiesen war, zum alten Spinnerbabeli. Sobald dieses ihn von der frommen Nachbarin die Gasse hinaufkommen sah, ging es ihm entgegen und sagte, ehe er es noch anredte: ja, ja, ich weiß, was ihr wollt, und es wird sich wohl machen, ich will nicht fehlen zu kommen und zu zahlen.

Aber bist du dem Vogt so viel Geld schuldig? sagte der Weibel.

Was willst jetzt so viel fragen, es ist manchmal besser, man wisse nicht gar alles, erwiederte das Babeli.

Du haſt recht, ſagte der Weibel, ich hab' heute auch ſchon viel erfahren, davon ich lieber hätte, ich wußte es nicht. Aber er merkte das Spiel, das die fromme Babel mit dem armen Spinnerbabeli treiben wollte, vollkommen und ſagte zu ſich ſelber; das kommt gewiß nicht ſo, wie ſich der Narr einbildet.

---

§. 60.

Das reinſte Gold liegt im Koth der Erde und im Geſtein der Gebirge.

Gegen 9 Uhr kamen die Leute, die er geweibelt, unter die Linde. Aber wer will den Haufen beſchreiben, wie ſie daſtanden, vom alten Meyer an, der über 20 Jahre alle Jahr beym Vogt ſaß, bis auf des Halloris Kind, das noch vor wenig Wochen das Unglück hatte, ſeiner Mutter den erſten Batzen zu ſtehlen und ihn dem Vogt zu bringen? Wer will dieſe 125 Menſchen beſchreiben, Männer, Weiber und Kinder, und wer will den Unterſchied treffen zwiſchen denen, die Speck bey ihm aßen, denen, die Brandtenwein bey ihm ſoffen und denen, die Butter und Honig bey ihm ſchleckten und Kaffee bey ihm tranken? Wer will es ausdrücken, wie ſie einander an Leib und Seel, an Händen und Füßen, an Naſen und Ohren ſo ungleich und dann wieder auf eine andere Art gleich ſahen? —

So gleich das Lumpenleben ſie unter einander machte, ſo ungleich machte es ſie hinwieder. Es konnte nicht anders. Wie ſie ob ungleichen Gelüſten ihm ſchuldig worden und in ſein Buch hineinkamen, ſo kamen ſie auch wieder auf eine ungleiche Weiſe aus demſelben heraus. Die wenigſten zahlten ihn mit Geld, ſehr viele, die meiſten Weiber und Kinder zahlten ihn mit geſtohlner Baumwolle; einige Männer mit geſtohlnem Eiſen, das ſie bey Nacht und Nebel von Pflug und Wagen abbrachen und weiß ich mit wie vielerley ungerechtem Gut, mit dem ſie ihr armes Freſſen und Saufen bezahlten. Aber ich habe die Elendeſten und Verruchteſten unter ihnen allen noch vergeſſen; einige zahlten mit falſchen Zeugniſſen und falſchen Eiden. Die Armen, Elenden zahlten ihm ihr Freſſen und Saufen damit, daß ſie ſich nach ihrer eigenen Ueberzeugung dem leidigen Teufel verpfändeten.

Ich eile von dieſem Bild weg. Es ſchreckt mich im Innerſten meiner Seele, wie es den Junker in ſeiner Wirklichkeit im Innerſten ſeiner Seele erſchütterte.

Dieſer ſaß, ehe er unter die Linde ging, mit großer Wehmuth neben dem Pfarrer und redte ſehr wenig. Doch einsmals kam ihm in Sinn, was ihm ſein Karl dieſe Nacht von den Leuten geſagt, die nahe beym Kreuzbrunnen wohnen und einen Buben haben, der Jacobeli heiße. Er fragte jetzt den Pfarrer, was das für Leute ſeyen? und ſagte noch, damit dieſer ſchneller darauf komme: es ſtehen drey Tritt vor ihrem Haus.

Wenn der Pfarrer ſchon ſeinen Kragen auf die Kanzel vergeſſen hätte, er hätte nicht mehr können betroffen

seyn, als daß er es vergessen, mit dem Junker von dieser Haushaltung zu reden, wie er sich vorgenommen. Er sagte es ihm jetzt und erzählte ihm, daß ihn keine von den Leuten, die unter die Linde müssen, dauern wie diese, weil sie bis auf den letzten Winter sich vor allen Wirthshausschulden gehütet; die Frau aber sey vom Herbst an bis auf den Frühling beständig gewesen und ihr Mann habe ihr mehrentheils die ganze Nacht durch wachen müssen. Sie können wohl denken, Junker, sagte der gute Pfarrer, wie es dann geht, die Nächte sind lang, und wenn ein Mann den ganzen Tag über arbeitet, schlechte Speisen hat und denn noch die Nacht durch wachen muß, was will man darüber sagen, wenn er auch dann ein Glas Wein mehr gelüstet, als er sollte?

Er rühmte die Haushaltung gar und sagte: sie seyen noch vom alten Vogt Lindenberger her, und wo noch ein Bein von dem Mann herstamme, so sey es ehrenvester und schamhafter als alles andere Volk — und die Tochter, welche den Wein gereicht und ins Vogts Buch eingeschrieben stehe, sey dann ganz unschuldig; sie habe keinen Tropfen davon getrunken; auch sage ihr Vater alle Stund zu ihr, sie müsse die Schande nicht ausstehen, er sey schuldig und er wolle unter die Linde, aber sie wolle ihn nicht lassen und bitte ihn um tausend Gottswillen, er solle das nicht thun — aber sie habe dann doch vom Morgen bis in die Nacht feuerrothe Augen vom Weinen.

O Gott! wie viele dieser Menschen wären anders, wenn man anders mit ihnen umgegangen wäre, sagte der Junker wieder zu sich selber — und auch dieser Vorfall

füllte sein Herz mit Güte für diese Elende, und machte ihm eine gute Weile den Anblick erträglicher, den er unter der Linde hatte.

---

§. 61.

Das reine landesväterliche Herz meines Mannes.

Er bedauerte die Kinder am meisten. Er ließ ihnen aber auch zuerst rufen, damit sie aus der Angst kämen und sagte keinem viel mehr, als: bist du auch da? — Etlichen bot er noch die Hand und sagte ihnen mit Vatergüte: thu doch das dein Lebtag nicht mehr! —

Aber das Ganze, das ihm vor Augen stand, war entsetzlich. Der Fehler, um dessentwillen sie da waren, machte ihm nichts, aber das Bild der Heucheley und Verstellung, der leiblichen Abschwächung und der geistigen Zerrüttung, der Seelenlosigkeit und der Herzlosigkeit, die allenthalben hervorstach, drückte und empörte den Mann.

Die meisten Weiber thaten, wie wenn sie vor Scham und Angst in Boden hineinsinken wollten; er aber sah, wie wenig es ihnen ernst war und sagte ihrer etlichen mit Unwillen: es ist dir nicht halb so, wie du thust. Einer sagte gar, ich meyne, wenn gerade jetzt ein Krug Wein vor dir zu stünde und du allein wärest, daß dich niemand sähe, dein Jammer würde bald aus seyn.

Aber eine verſtellte ſich nicht. Es war ein Elend, ſie anzuſehen. Sie weinte laut, ihr Athem tönte auf viele Schritte weit, ihr Mund lag über einander, wie wenn er zuſammengewachſen und wenn ſie redte, ſchnappte ſie nach Luft. So ſtund die Rabſerbäurin vor ſeinen Augen.

Was iſt dir, Frau? Biſt du krank? oder was fehlt dir? ſagte der Junker.

Sie konnte nicht reden, aber ſie fing an zu weinen, und mit dem war ihr leichter, daß ſie hintennach ſagen konnte, ſie ſey jetzt 60 Jahre alt und habe ihren Lebtag ſchinden und ſchaben müſſen, wie eine Bettelfrau, und ihr Mann mißgönne ihr das Brod und gebe ihr nicht, wie recht iſt, zu eſſen, ſonſt wäre ſie, das wiſſe Gott im Himmel, nicht in dieſem Unglück.

Ihr Anblick machte den Junker blaß. Er frug links und rechts, ob ihr Mann wirklich ſo mit ihr umgehe, wie ſie ſage? und links und rechts war die Antwort, es ſey, wie ſie ſage, es habe der Frau ihr Lebtag kein Menſch nachgeredt, daß ſie ein Glas Wein zu viel getrunken, als wozu ſie die liebe Noth ſelber gedrungen. Der alte Renold ſetzte hinzu, ſie habe 20 Kinder gehabt, die aber alle bis auf zwey todt ſeyen, und die Frau möge die rohen Speiſen, die ſie um ſeines Geizes willen eſſen ſollte, nicht mehr erleiden, und ſonſt ſey ganz gewiß unter der Sonne kein Grund, daß ſie ins Geheim dann und wann ein Glas Wein aus dem Wirthshaus habe kommen laſſen.

Als der Junker ſich davon ganz überzeugt, ſagte er zur armen Frau: wenn's ſo iſt, ſo will ich dir helfen; wenn dir dein Mann nicht zukommen läßt, was du zu

deiner Leibesnothdurft brauchst, so sag du nur dem Herrn Pfarrer, in welchem Haus im Dorf du den Rest deiner Tage gern verleben möchtest, und ich will dann schon dafür sorgen, daß dir dein Mann, was du nöthig hast, sicher in dieses Haus bringen lassen wird.

Aber diese und die Lindenbergerin waren auch die einzigen, mit denen er von Herzen hat gut seyn können.

Es freute ihn recht, als die letzte kam. Sie hub kein Aug vom Boden, und da der Schreiber ihr vorlas, was sie dem Vogt schuldig, sagte sie kein Wort zu ihrer Entschuldigung, sondern legte, ohne ihren gegen den Boden gerichteten Kopf nur aufzuheben, das Geld für die Schuld auf den Tisch. Der Junker, den dieses Benehmen rührte, redte sie freundlich an und sagte: Kind, warum sagst du nichts zu deiner Entschuldigung?

Auf dieses Wort sah sie den Junker zum erstenmal an, aber redte nicht.

Nun, wenn du es nicht sagen darfst, fuhr Arner fort, so will ich es sagen. Ich weiß es, eure Haushaltung hat sich bis auf den letzten Herbst vor allen Wirthshausschulden hüten können, und wenn deine Mutter nicht einen so elenden Winter gehabt, so wäret ihr auch jetzt dem Vogt keinen Heller schuldig.

So entschlug der gerechte Landesvater vor allem Volk dies gute Kind seiner Schande halber. Aber es that den hundert und zwanzigen wehe, zu hören, daß eines besser unter ihnen, als sie alle, und es war kein Krüppel an Leib und Seele unter der Linde, der nicht zu sich selber

ſagte: ja, wenn er wüßte, wie ich's gehabt habe, er würde gewiß das und noch mehr auch zu mir ſagen.

Die Lindenbergerin aber antwortete jetzt dem Junker mit einem Aug, das Freud und Dank ſichtbar ausſprach: wie dank' ich Gott, daß Sie wiſſen, wie wir's gehabt haben.

Ich weiß auch, ſagte der Junker denn ferner, daß du keinen Tropfen von dem Wein getrunken, um deſſen willen du da biſt, und daß dein Vater dich noch gebeten, du ſolleſt ihn ſich verantworten laſſen, er wolle unter die Linde gehen; aber du biſt ein braves Kind geweſen, und haſt lieber die Schande auf dich genommen, als deinen Vater hieher kommen laſſen.

Jetzt nahm das Kind die Hand vor die Augen, die ihm überliefen, und ſagte ſchluchzend: mein Vater, niemand als mein Vater, mein lieber Vater hat Ihnen das geſagt.

Nein, ſagte der Junker, dein Vater hat es mir nicht geſagt, dein Bruder, der Jacobeli, hat es meinem Karl erzählt, in welchem Unglück ihr euch wegen dieſer Schuld befindet, und wie ihr euch alle darob faſt zu todt geweint, und mein Karl hat es mir dieſe Nacht, da ich nicht ſchlafen konnte, ſelber mit Thränen erzählt und mich gebeten, daß ich auch nicht bös mit dir ſeyn ſolle, und nicht wahr, ſetzte er noch hinzu, ich bin jetzt nicht bös mit dir geweſen.

Das Kind konnte vor Rührung nicht reden. Aber der Junker fuhr fort und ſagte ihm noch: ſag' doch deinem

Bruder, er soll am Sonntag zu meinem Karl ins Schloß kommen; er ist ihm gar lieb.

Jetzt wußte das gute Mädchen, wer dem Junker das alles erzählt und sagte zu sich selber: das muß doch ein guter Bub seyn, dieser Karl, der Jacobeli muß am Sonntag gewiß zu ihm. — Ihr Auge war voll Freudenthränen. Sie sprang von der Linde heim, dem Vater und der Mutter zu sagen, wie gut es ihr gegangen und wie väterlich der Junker mit ihr geredt. Im Heimgehen wiederholte sie sich selber einmal über das andere, der liebe Gott hat es doch gut mit mir gemeynt.

§. 62.

Das Frechheitsspiel der bösen Menschen mit den guten, so gern spielen, gelingt ihnen doch nicht immer.

Diese Güte des Junkers wollte das Lumpenvolk, das unter der Linde war, mißbrauchen; aber es gerieth ihm nicht. Eine Speckmolchin stieß ob diesem Versuch den Kopf hart an. Da sie sah, wie liebreich und gut der Junker mit diesem Mädchen war, kam ihr in Sinn, mit so einem guten Herrn lasse es sich probiren, ob man nicht etwa mit dem Läugnen aus dieser Wirthshausschande herauskommen könnte. Sie stund ganz keck an die Herren zu vor den Tisch und sagte, der Hummel habe sie wie

ein Schelm und wie ein Dieb in seinem Buch aufgeschrieben, sie sey ihm weder Heller noch Pfenning schuldig und sie wüßte sich bey Jahr und Tag nicht zu besinnen, daß sie das geringste mit ihm gehabt oder ihm nur ins Haus hinein gekommen.

Darüber empört, antwortete der Hummel, man solle nur ein Tischtuch und ein Handtuch ansehen, die auf dem Tisch liegen und die sie ihm versetzt, es werde sich dann wohl zeigen, ob sie nie im Haus gewesen. Das machte sie noch nicht irr. Sie behauptete keck, sie habe ihr Lebtag diese Tücher weder gesehen, noch in Händen gehabt.

Dein Name ist ja darauf gezeichnet, sagte jetzt der Vogt.

Das verwirrte sie einen Augenblick, aber dann sagte sie doch, sie müssen ihr gestohlen worden seyn, einmal das sey gewiß und das könne sie behaupten, daß sie es ihm nicht gegeben habe.

Der Junker aber, dem ihre äußerste Frechheit auffiel und sicher war, daß sie wider Wissen und Gewissen also redte, antwortete ihr: er wolle sie vorläufig für 14 Tage ins Zuchthaus einsperren; er wisse, daß dieses Haus schon vielen Lumpenleuten wieder zu einem guten Gedächtniß geholfen, es werde sich in dieser Zeit denn auch zeigen, wie weit das Zuchthaus dazu helfen könne, sich dieser Schuld halber zu erinnern, was daran wahr sey.

Aber die Frau wollte die Gedächtnißcur im Zuchthaus nicht machen, und als der Harschier auf einen Wink des Junkers gegen den Tisch hervorkam, fing sie an zu heulen und sagte: sie wolle es ja bekennen, er solle sie doch

um Gotteswillen nur wieder heim laſſen. — Jetzt machte ſie der Junker vor allem Volk, das umher ſtand, die Worte laut und verſtändlich nachſprechen: „der Hummel ſey deswegen und diesfalls, daß er in ſeinem Buch aufgeſchrieben, ſie ſey ihm ſo und ſo viel ſchuldig, weder ein Schelm noch ein Dieb.“

Sie konnte dieſe Worte faſt nicht zum Mund herausbringen. Aber es mußte ſeyn, und als es endlich geſchehen, mußte ſie ihm noch die Hand bieten. Aber als ſie die drey Finger des Vogts erblickte, die der Henker ihm unter dem Galgen angeſtrichen und die noch ſchwarz waren, zog ſie ihre Hand wieder zurück und ließ einen Schrey, wie wenn man ſie morden wollte. Das half nichts. Sie hätte entweder mit dem Harſchier, der neben ihr ſtand, ins Zuchthaus müſſen oder dem Vogt die Hand bieten. Sie that es endlich, aber vor Wuth faſt außer ſich und feuerroth. Da es geſchehen und ſie nun weg und heim durfte, ſagte ſie hinterrucks zum Vetter Weibel: ich hätte doch nicht geglaubt, daß der Junker ſo mit mir umgehen würde — und er antwortete: und ich hätte nicht geglaubt, daß du ſo dumm wäreſt.

§. 63.

Betſchweſterarbeit und der Basler Todtentanz neben einander.

Bald nach ihr kam das Spinnerbabeli hervor. Aber der Junker ſah, daß jedermann die Köpfe zuſammenſtieß und fragte die Vorgeſetzten: was das ſey?

Der Weibel antwortete ſogleich: man glaube, das ſey nicht die rechte Barbel.

Da fragte der Junker den Vogt: ob das nicht die Barbel ſey, die ihm ſchuldig?

Der Vogt erwiederte: nein, die rechte Barbel, die hätte kommen ſollen, heiße die Fromme; aber der Hochmuth laſſe es ihr nicht zu, ſelber zu kommen; ſie fürchte natürlich, es möchte ihr an ihrem guten Frommkeits-Namen ſchaden, wenn es ihr auskomme, daß ſie, wie andere Leute, Wirthshausſchulden habe; ſie ſey auch ſeit dem Sonntag alle Nächte vors Haus gekommen und habe ihm mit Sprüchen aus der Bibel und mit weiß nicht was zugeſetzt, daß er um Gotteswillen auch ſo barmherzig ſey und das Maul halte, wenn das andere Barbeli für ſie unter die Linde komme und zahle. Er ſetzte hinzu, er habe, damit er ihrer los komme, geantwortet: wenn niemand nichts ſage, ſo wolle er auch ſchweigen.

Der Junker fragte darauf das andere Barbeli: aber was hat ſie dir Lohn gegeben, daß du für ſie da hervorgekommen?

Es antwortete: einen halben Gulden, und ſetzte hinzu: es ſey ein armes Menſch, und habe gedacht, es ſchade niemand nichts, wenn es das thue.

Aber haſt du nicht gedacht, es ſchade dir ſelber, deinen guten Namen ſo an Lumpentiſch hervorzutragen? ſagte der Junker.

Und es: ich habe gedacht, es glaube das niemand.

Der Junker mußte ob ihm lachen. Ueber die andern lachte er nicht. Er rief dem Harſchier und befahl ihm

den

den Augenblick, die rechte Barbel abzuholen und hieher zu führen.

Die Barbel saß in diesem bittern Stündlein der Trübsal ob dem Buch Hiob, las das Leiden des Manns vom ersten Kapitel bis aufs letzte und deutete alle Trübsal, die ihm der Teufel und sein Weib machten, nur auf sich und ihren heutigen Jammer. Es war mit dem Buch Hiob fertig, aber das Stündlein ihrer Trübsal gieng leider erst an; sie hatte ihre Dienstmagd und Mithalterin ihrer stillen Abendtränke oben an die Kirchgasse geschickt, um von dort aus zu sehn, wie es unter der Linde ablaufen würde. Diese sah nach langem und langem Warten endlich, daß das Spinnerbabeli zum Tisch hervorwackle, aber zugleich auch, wie jetzt alles die Köpfe zusammenstoße und wie es mit diesem Babeli nicht vorwärts wolle, wie mit andern, wie der Junker lange mit em Vogt und dem Weibel rede und jetzt gar, wie der Harschier u ihm hervortrat. Sobald sie diesen sah, zweifelte sie ar nicht mehr, die Sache habe gefehlt, die Wahrheit sey usgekommen und der Harschier werde ihre Barbel auf er Stelle unter die Linde abholen müssen.

Als aber die Magd mit diesem Bericht zu der Barbel m, schlug diese die Hand ob dem Kopf zusammen und ef einsmal über das andere: Herr Jesus! ach, mein ott! und dann wieder: der Teufel hat es mir wohl üssen in den Sinn geben, daß ich das Mensch habe nter die Linde schicken müssen; es hat mirs jetzt in Gotes Nahmen noch selber ausgebracht. Sie seufzte einmal ber das andere: „hilf, Helfer! hilf in Angst und

Rath," und ihre Dienſtmagd mußte ihr die Thüre zumachen, ſo gut es immer möglich. Aber alles half nichts. Der Harſchier kam nach wenigen Minuten und klopfte an der Thüre, und da ſie niemand aufmachte, gab er ihr kurzweg mit den Schuhen einen Tritt und ſie war bald offen. Er kam dann zu der Barbel in die Stube und ſagte, daß ſie mit ihm unter die Linde müſſe. Jetzt bath ſie um Gottes Erbarmen, er ſolle doch nur wieder gehen, ſie wolle nachkommen. Er aber wollte nicht und ſagte: es ſey des Junkers Befehl, ſie müſſe mit ihm. Jetzt that ſie, wie wenn ihr ohnmächtig würde und fiel den langenweg von ihrem Stuhl auf den Boden. Der Harſchier aber ſah, daß ſie ihre Ohnmacht nur heuchle, und gewohnt, dergleichen Arten von Ohnmachten und auf dem Boden liegen beym Lumpengeſindel nach ſeiner Art zu behandeln, ſagte er zu ihr: wenn du nicht im Augenblicke aufſtehſt, ſo will ich dich mit dem Farenſchwanz aufſtehen machen, wie du in deinem Leben nie aufgeſtanden biſt — und damit nahm er ſie beym Arm und zog dieſen auf eine Weiſe in die Höhe, daß die Füſſe im Augenblick auch gerade aufſtanden, und ſo mußte ſie mit ihm fort. Aber man muß den Basler Todtentanz im Kopfe haben, wenn man ſich vorſtellen will, wie ſie mit einander unter die Linde gegangen.

Der Junker hatte das Spinnerbabeli warten laſſen, bis die wahre Barbel mit dem Harſchier ankam; als ſie da war, machte er ſie neben dem Spinnerbabeli auf der ſteinernen Bank abſitzen und da warten, bis alles andere Lumpenvolk, das noch mit dem Vogt zu rechnen hatte,

amit fertig war, und ohne ſie ein Wort reden zu laſ-
n, ſagte er nur noch: ſie habe dem Spinnerbabeli für
ie Mühe, die es für ſie habe nehmen müſſen, zu wenig
ohn gegeben, ſie müſſe ihm noch einen halben Gulden
eben, und ſoll ein andermal nicht mehr probieren, die
Schande des Lumpenlebens ſo wohlfeil zu verkaufen, als
e dieſem Babeli habe verkaufen wollen.

§. 64.

Eine durch eine ſcharfe Cur gelungene Heilung.

Nachdem die fromme Barbel alſo wegen ihrer Heuch-
erſchlechtheit auf der ſteinernen Bank bey der Linde zur
Schau da ſaß, ſtellte ſich wegen ihrer Hoffartsſchlechtheit
ine andere zur Schau da. Gerade nach der Barbel kam
ie Hürnerbeth. Sie trug Sammetbänder und ihre ganze
Kleidung war auffallend hoffärtig.

Arner kannte ſeine Eltern aus dem Almoſenrodel und
fragte: biſt du des Hürner Jacobs?

Dieſe Frage gefiel dem eiteln Kind ſchon nicht. Es
verlor ſchon ſeine Farbe, da es ja ſagte.

Und der Junker fragte weiter: wie kommſt du zu Sei-
den und Sammet?

Es antwortete nichts. Aber der Junker fragte weiter:
wie kommſt du zu Seiden und Sammet? und es brachte

unter Herzklopfen endlich die Antwort hervor: ich habe verdient, was ich trage.

Ich will dich nicht fragen, wie, ich will dich nur fragen, ob es dir anstehe, es zu tragen?

Es schwieg wieder.

Der Junker aber sagte: ein Kind, das vom Almosen erzogen worden, und sich vor seinem Dorf nicht schämt, sich kostbarer zu kleiden, als Leute, die von niemand nichts haben und von niemand nichts wollen, ist ein böses Exempel, dem ich vorbeugen muß. Und einen Augenblick darauf sagte er ihm: wie viel Geschwisterte hast du?

Es sagte fünfe, — und er wieder: gehen sie auch so hoffärtig daher? Es schwieg, — und er fragte zum andernmal: gehen sie auch so hoffärtig daher? Es antwortete: nein. Er fuhr fort: aber haben sie Schuhe und Strümpfe und ganze Hemder? Es zitterte und schwieg wieder, und er wiederholte: haben sie Schuhe, Strümpfe und ganze Hemder, deine fünf Geschwisterte? Es mochte wollen oder nicht, es mußte nein sagen. — Und dein Vater und deine Mutter, fuhr der Junker fort, können sich diese vor Kälte und Nässe schützen, Kleidern halber? Es schwieg wieder, und er: Ich sehe wohl, auch das ist nein, und du schämst dich nicht und fürchtest dich nicht, der Sünde halber so daher zu kommen.

Dann befahl er ihm, jetzt heim zu gehn und Vater und Mutter und alle Geschwisterte, wie sie gehen und stehen, hieher zu bringen.

Das Elend ſelber, wenn man es abmahlen wollte, könnte nicht elender ſeyn, als dieſe ſieben Menſchen.

Der Junker ließ ſie vor ſich zu, die Hoffartsbeth auf die eine und Vater und Mutter und Geſchwiſterte auf die andere Seite ſtellen. Da ſie denn vor ihm zu ſo gegen einander über ſtunden, ſagte er zu der Beth: iſt itzt das dein Vater?

Ihre Lippen bebten, ihre Augen ſtunden ihr ſtarr und ihre hangenden Hände zitterten, als ſie ja ſagte.

Er fuhr fort; und biſt du des Mannes Tochter?

Beth. Ja.

Junker. Und der Frauen da ihr Kind?

Beth. Ja.

Junker. Und das ſind deine Geſchwiſterte?

Beth. Ja.

Junker. Sind dieſe Kinder mit dir unter einem Herzen gelegen?

Es ſchluchzte.

Der Junker ſah es jetzt ſtreng an und ſagte: und wenn ich dich jetzt heimſchicke und dir befehle, in eben den Lumpen, in denen deine Mutter jetzt daſteht, wieder hieher zu kommen und auch da auf einer Bank neben uns abzuſitzen, haſt du das nicht verdient?

Das Kind ſank faſt in den Boden und Vater und Mutter bathen für es. Er befahl ihm jetzt, heim zu gehen, Vater und Mutter aber, noch eine Weile zu bleiben, redete dann freundlich mit dieſen und ſagte der Mutter: ich will gar nicht, daß dein Kind in Lumpen

gehüllt wieder hieher komme, aber ich habe geglaubt, es habe dieſen Schrecken verdient und er thue ihm wohl.

Da er ſo mit ihr redte, weinte die gute Mutter und ſagte zu ihm: Sie haben in Gottes Nahmen ganz recht und ich habe es dem unvernünftigen Kind hundert und hundert mal geſagt, es könne es vor Gott nicht verantworten, wie es Vater, Mutter und Geſchwiſterte im Elend ſehe, und doch alles, was es auftreiben könne, an die Hoffart verwende.

Die eitle Tochter fürchtete wirklich, ſie müſſe, in der Mutter Lumpen gehüllt, wieder unter die Linde, und war, als die Mutter heim kam, faſt außer ſich vor Angſt und Sorgen. Da ſie ihr aber jetzt ſagte, es komme dem Junker kein Sinn daran, daß das ſeyn müſſe, er habe mit ſeinem Drohen nur dahin auf ſie einwirken wollen, daß ſie in ſich ſelber gehe und das Unrecht ihres diesfälligen Benehmens erkenne, war ſie innig gerührt und ſagte zu Vater und Mutter: verzeiht mir, ich erkenne, wie ſehr ich gefehlt. Sie trennte auch noch an dieſem Tag einige Sammetbänder, die ſie auf den Kleidern hatte, ab. Sie gab auch einige Hoffartsſachen, die ſie hatte, der Mutter zum Verkaufen und iſt von dieſer Stunde an ſo brav und eingezogen worden, daß hoffartshalber ihr kein Menſch mehr etwas vorzuwerfen hatte.

§. 65.

Wie und wie weit Lumpenvolk, wenn es ſich im Vortheil ſpürt, das Maul braucht.

Es iſt nicht zu ſagen, was es unter und bey der Linde alle Augenblicke für Auftritte gab. Eine Kreblerin, die ſchon mehr als vor einem halben Jahr ihres Manns ſilberne Schnallen dem Vogt verſetzt hatte und, damit er ſie nicht im Verdacht habe, ihre Dienſtmagd, die allein im Haus war, als eine Diebin auf der Stelle fortgeſchickt, hatte auch eine Hiobsſtunde.

Die Ringgen (Schnallen) lagen jetzt unter der Linde auf dem Tiſch, und des Joſen Conrad, der der Bruder war von der Margreth, die ſie hat ſollen geſtohlen haben, kannte ſie im Augenblick und ſprang was gibts was haſt heim, ſeiner Schweſter zu ſagen, was er für eine Entdeckung gemacht.

Das war ein Jubel für Bruder und Schweſter. So geſchwind als er heim kam, ſo geſchwind ſprangen beyde wieder gegen die Linde, dem Krebler und ſeiner Frauen jetzt den Meiſter zu zeigen. Dieſer aber, als er die Margreth und ihren Bruder von ferne daherſpringen ſah und die Schnallen auch ſchon als die, ſo ſeiner Frau ſollen geſtohlen worden ſeyn, erkannte, roch Feuer, gieng der Margreth und ihrem Bruder eilends entgegen, ſtellte ſich vor ſie hin, both ihnen freundlich die Hand und ſagte: ſie ſollen doch einen Augenblick halten, wenn etwas Unge-

rakes in ſeinem Haus vorgefallen, ſo wolle er machen, daß ſie können zufrieden ſeyn.

Nein, nein, antworteten ſie, und er: die Leutsbetrügerin, deine Frau, muß zu Schanden gemacht ſeyn, wie ſie es verdient, ſo hängt ſie ein andermal niemand mehr den Schelmennamen an, der ihr gebührt.

Ja, ja, ſagte die Margreth, ſie iſt eine Leutbetrügerin, eine Seelenmörderin, deine Frau, ſo hat es mir in meinem Leben noch niemand gemacht und den Lohn dazu noch abgedrückt.

Sie thaten beyde wie wild, und die Margreth noch oben drein, wie wenn ſie die Augen trocknen wollte. Dieſe aber hatten das gar nicht nöthig, ſie waren ſo trocken, als wenn ſie eben zum Ofen heraus gekommen wären. Das andere Wort, das ſie redte, war: wie unglücklich ſie jetzt ſey, daß ſie ſo um Ehr und guten Nahmen gekommen.

Thut doch jetzt nicht ſo gar, ſagte der Krebler, ſie muß euch Ehr und guten Nahmen wieder geben, ſo lieb er euch iſt; — denn es machte ihm angſt, daß die Leute es oben an der Kirchgaſſe alle hören, ſo laut redten ſie.

Ja, ja, ſagte die Margreth, es iſt bald geſagt; Ehr und guten Nahmen iſt nicht ſo leicht wieder zu geben, wenn man es einem genommen. Und denn oben drein: was ich für Schaden und Nachtheil von dieſer Sache gehabt, iſt mit keiner Zunge zu beſchreiben. — Und ihr Bruder: ja, ja, es iſt nicht zu beſchreiben. So machten ſie Lärm; aber ſie wollten nur Geld, und der Krebler, der wohl ſah, daß hier nichts anders zu machen, als den

Deckel zu ziehen, sagte endlich: nun, was kostet es denn, damit wir ab einander kommen?

Da sagte die Margareth, ich bin jetzt bald Dreyviertel-ihr auf mir selber gesessen und habe keinen Dienst finden können, weil sie mich als eine Diebin zum Haus hinaus gejagt. Vom andern will ich gar nicht reden.

Und ihr Bruder: es ist da nicht an uns zu fordern, wenn du es also willst, so kannst du nur biethen, was du geben wolleſt, es wird sich dann zeigen, was wir dazu sagen wollen.

Kurz sie brandschatzten ihn um 30 Gulden. Als sie aber diese hatten, war weiter von Ehre und gutem Nahmen keine Rede.

Den Siegrist und Schulmeister ließ der Junker spät rufen, damit sie recht lang unter den andern Wirthshaus-lumpen da stehen müssen.

Diese wollten noch eine Predigt halten, wie es gekommen, daß der einte dem Vogt 5 und der andere 7 Gulden schuldig worden sey.

Er sagte aber beyden: haltet doch das Maul,
Auch der Kriecher wollte so predigen,
Er sagte ihm aber: ich kenne dich ja schon.

Keiner machte es, ich möchte fast sagen, so gut, als der alte Meyer; — der kam hervor, wie einer, dem noch viel heraus gehörte, und sagte: was ich schuldig, das will ich zahlen, und weiter und ferner ist es kein Schelmenstück, wenns einer hat und vermag, wenn er trinkt bis er genug hat.

Es iſt gar richtig, daß ſaufen kein Schelmenſtück iſt, ſagte der Junker, aber es fährt gern zu vielen.

Ich habe meiner Lebtag gehört, die größten Schelmen hüten ſich vor dem Vollſaufen ſagte der Meyer, und der Junker mußte lachen.

Aber bald alle Augenblicke kamen Männer und Weiber, denen er geſtern armuthshalber das Geld für eine Geiß vorgeſchoſſen. Es wunderte ihn, wie viele von dieſen zuſammen da ſepen? und ſagte: daß wer immer von dieſen 27 Haushaltungen da ſey, Männer Weiber und Kinder, die ſollen zuſammen ſtehen, und es fand ſich, daß von den 27 Haushaltungen nicht 3 waren, aus denen nicht entweder der Vater, oder die Mutter, oder ein Kind Wirthshausſchulden halber jetzt vor ihm ſtunden.

Er ſagte ihnen: ihr habt doch ſcheints Vermögen, Wirthshausſchulden zu machen, wenn ihr ſchon nicht vermöget euern armen Kindern täglich ein Glas Milch zukommen zu laſſen.

Es zerſchnitt ihm faſt das Herz wie die Leute alle ausſahen; doch er ließ ſie jetzt gehen ohne weiter ein Wort zu ihnen zu ſagen.

Aber der Eindruck, den ihm dieſer Morgen machte, war bedrückend, und er gieng faſt ohne Hoffnung, daß mit einem Volk, unter welchem ſo viele Lumpen, noch etwas auszurichten, mit beklemmtem Herzen von der Linde weg ins Pfarrhaus.

§. 66.

Wie sehr die Ansichten über das Heurathen auch unter den Strohdächern verschieden sind und wie sie sich auch unter solchen Dächern auf die gleiche Weise, wie in Palästen, aussprechen.

An eben diesem Morgen war Gertrud eine Stunde bey ihrem guten Hübelrudi, der, seitdem er die Meyerin das letztemal gesehn, alle Stund mehr Hoffnung schöpfte, es könnte ihm mit ihr vielleicht doch noch mehr gerathen. Es war ihm den ganzen Tag, er sehe sie mit seinen Augen, wie sie freundlich vor ihm zu stand, ihm helf dir Gott sagte und ihm anrieth, er solle auch vor andern Häusern ein Almosen heischen. Die Gertrud war gar nicht ohne Hoffnung für ihn und that mit gedoppeltem Eifer in seinem Haus und für seine Kinder alles, damit von dieser Seite der Sache kein Hinderniß aufstosse. Auch die Meyerin dachte von dieser Stund an mehr an den Hübelrudi, als sie in ihrem Leben geglaubt hätte, daß sie je an ihn denken würde. Auch an seine Haushaltung, und sogar an seine Matte und an seine schöne Kuhe dachte sie oft und wiederholte sich oft: ich möchte dem guten Mann doch sowohl gönnen, daß er bald wieder wohl versorgt würde. — Doch glaubte sie noch nicht, daß sie sich entschließen könnte, ihn zu heurathen, da er so alt und der Kinder so viele seyen; aber dennoch kam ihr seit dieser Zeit der Hans Ulrich Ochsenfeist, den ihr der Untervogt

und ſeine Frau geben wollten, immer widriger und unerträglicher und pft im Schlaf alſo vor. Die Untervögtin wußte zwar, daß ſie einigen Eckel vor ihm habe, aber ſie meynte bis auf die heutige Stunde doch, es müſſe ihr ſeyn und ſie müſſe ihren reichen Vetter und keinen andern heurathen. Sie hatte es ihm auch heilig verſprochen, es ſolle nicht fehlen, er müſſe ſie bekommen, und ſie zweifelte um ſo weniger daran, da ſie bis auf den heutigen Tag kein Wort davon wußte, daß Gertrud ihrer halber etwas anders im Schild führe. Sie hätte ſich auch in ihrem Leben nicht vorſtellen können, daß der Hübelrudi ihrem reichen Vetter, dem Ochſenfeist, heurathshalber in den Weg kommen ſollte und daß in der Welt ein Menſch daran denken könnte, ihrer Schwägerin dieſen Rudi anzutragen, und als ſie dieſen Morgen vernahm, daß im Dorf wirklich im Ernſt die Rede davon ſey, es wäre möglich, daß die Meyerin den Hübelrudi heurathen könnte, daß die Gertrud dahinter ſtecke, daß auch der Junker davon wiſſe und ſelber mit dem Untervogt dem Rudi zu Gunſten davon geredt und daß ſogar die Meyerin ſelber ſich ganze Stunden lang in des Rudis Haus aufgehalten und mit der Gertrud Arm in Arm in ſeiner Matte, in ſeinem Stall und allenthalben in ſeinem Haus herumgezogen. Sie ward darüber wie wüthend, fluchte über ihren Mann, daß er ſich unterſtehe, ſo etwas zu wiſſen, und ihr nichts davon zu ſagen. Aber ſie konnte nicht mit ihm zanken, er war unter der Linde bey dem Junker; warten konnte ſie auch nicht, bis er heim kam, das war ihr unmöglich. Es

trieb ſie, daß ſie auf der Stelle zu ihrer Schweſter, der Meyerin, hinlaufen mußte, um von ihr Auskunft zu begehren, was an dieſer Sache wahr ſey. Zu dieſer Haue will ich wohl einen Stiel finden, das muß mir nicht ſeyn, ſagte ſie wohl zehnmal zu ſich ſelber, da ſie jetzt halb wüthend von ihrem Haus weg zu ihrer Schweſter hinſprang.

Aber ſie kam der Meyerin nicht wohl. Dieſe war des Ochſenfeists halber in einer ſo ſchlimmen Laune, als es immer möglich iſt, in einer ſchlimmen Laune zu ſeyn. Sie hatte, wie ihr wißt, dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen und der Traum von dem feisten Ulrich lag ihr noch lebendig im Kopf.

Die Vögtin ſah ihre böſe Laune ſchon beym Willkommen und ſagte: es ſcheint, du habeſt dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen.

Eben hab' ich nicht gut geſchlafen, antwortete die Meyerin, es hat mir von deinem ſchönen Vetter geträumt und ich bin ab ihm erſchrocken, daß mir jetzt noch alle Glieder weh thun.

Ha, du mußt doch nicht glauben, daß du völlig mit einem Kind zu thun habeſt, ſagte die Vögtin, ich habe dieſen Morgen Sachen vernommen, daß ich mir gar wohl einbilden kann, warum du mir jetzt ſo mit einem Traum kommſt.

Die Meyerin erwiederte: meinſt etwa, es ſey nicht wahr? frag nur das unſchuldige Kind, das bey mir ſchlaft, was ich für einen Schrey gelaſſen und wie ich

einsmal über das andere pfy Teufel! pfy Teufel! gerufen.

Dieſes Pfy-Teufelrufen über ihren Vetter brachte die Vögtin außer Faſſung.

Sie gab ihr zur Antwort: bätt du nur unſern Herr Gott, daß du niemals mit offenen Augen über jemand anders pfy Teufel rufen müſſeſt, wie du ſagſt, daß du mit geſchloſſenen Augen über meinen Vetter gerufen.

Meyerin. Was willſt jetzt mit dieſem?

Vögtin. Ha, wenn du etwa den Bettelbuben meinſt, von dem man deinethalben jetzt ſchon im Dorf redt, ſo wirſt du wohl mit offenen Augen genug pfy Teufel zu rufen haben.

Meyerin. Meinſt etwa den Hübelrudi?

Vögtin. Alles dieſen.

Meyerin. So? —

Vögtin. Ja, es iſt einmal eine Schande vor den Leuten, daß du ſeinetwegen nur laſſeſt von dir reden.

Meyerin. Schweſter, verſchone mich damit, denn ich muß dir über dieſen Punkt kurz ſagen: du biſt weder meine Mutter noch meine Großmutter; dieſe beyde ſind mir in Gottes Nahmen geſtorben, und ich wußte gar nicht, woher dir irgend ein Recht zukommen ſollte, dich über dieſen Punkt an ihre Statt zu ſtellen.

Vögtin. Man darf doch etwa auch noch ein Wort mit dir reden.

Meyerin. Es iſt ein Unterſchied mit einem zu re-

)en, und ein Unterſchied, grad mit Bettelbuben zu kommen und mit Unglücksprophezeyungen herumzuwerfen.

Vögtin. Ha, du mußt jetzt das nicht ſo nehmen; aber ich meyne auch, wenn man könne das Beſſere haben, ſo ſollte man nicht das Schlechtere nehmen, und dann kann ich doch auch nicht ſehen, was du gegen meinen guten Vetter haben kannſt.

Meyerin. Ich hab' nichts anders wider ihn, als daß mir ein paar Sachen an ihm zuwider ſind, die du wohl weißt.

Vögtin. Meinſt wieder das Speckeſſen und das Metzgen?

Meyerin. Du weißt es ja wohl.

Vögtin. Es iſt doch auch nicht zu begreifen, daß ein vernünftiger Menſch, wie du, aus ſo einem Nichts etwas machen kann.

Meyerin. Ich bin einmal jetzt ſo.

Vögtin. Es ſind doch auch unſer ſo viel Geſchwiſterte und in unſerer ganzen Verwandtſchaft wüßte ich einmal keinen einzigen Menſchen, dem ob ſo etwas grauſet. (ekelt.)

Meyerin. Du haſt mir ja manchmal geſagt, ich ſey nicht aus deiner Verwandtſchaft.

Vögtin. Das iſt jetzt wieder ein Stich.

Meyerin. Nein, nein, es gibt dergleichen Verwandtſchaften, wo es den Leuten gar nicht ſo leicht grauſet.

Vögtin. Ich möchte einmal nicht, daß ich es darin hätte wie du.

Meyerin. Ich glaub dir's wohl.

Vögtin. Aber du thuſt ihm doch unrecht. Er ißt auch nicht ſo viel Speck als du thuſt, und gewiß nicht mehr als ein anderer.

Meyerin. Nein, Schweſter, das iſt jetzt nichts; er mag entſetzlich viel, und denn iſt es noch ſo unverſchämt, wie er den Speck in's Maul hineinſtoßt. Es iſt mir; ich ſehe ihn meiner Lebtag noch vor mir zu ſitzen; die andern haben mir Geſundheit getrunken, da er juſt das Maul davon voll hatte, da iſt er mit ſeiner Geſundheit den andern faſt eine Viertelſtunde hinten nachgekommen, und ich bin mit dem Danken für alle andere fertig geweſen, ehe er nur noch das Maul abgewiſcht hatte.

Vögtin. Da ſiehſt! jetzt, wie du redſt. Wer wollte auch glauben können, es hätte eine Viertelſtunde gedauert?

Meyerin. Nu — es kann etwas minder geweſen ſeyn.

Vögtin. Und ſo kann der Mundvoll auch kleiner geweſen ſeyn.

Meyerin. Nein, nein, für den Mundvoll darf ich verſprechen.

Vögtin. Aber — — geſetzt — — Du kannſt doch ſicher ſeyn, er ißt keinen Mundvoll mehr vor deinen Augen, wenn du's nicht gern ſiehſt.

Meyerin. Das wäre mir leid, wenn er um meinetwillen den Speck verſtohlen eſſen müßte, es könnte ihm nicht wohl thun.

Vögtin. Du ziehst alles nur in Spaß.

Meyerin. Nein, im bittern Ernst, ich möchte nichts weniger, als ihm dieses zumuthen.

Vögtin. Er thuts doch so gern. — Und mit dem Metzgen rührt er dir gewiß auch keinen Stich mehr an, wenn du nicht willst.

Meyerin. Du machst doch auch gar die liebe Stund aus ihm, und er ist so feißt.

Vögtin. Das Feißtseyn wird ihn doch nicht hindern, zu thun, was du gern hast.

Meyerin. Das kann man doch eigentlich nicht seyn. Gar zu fett seyn hindert den Menschen an Leib und Seel in vielem.

Vögtin. Du weißt nicht, was du anbringen willst. Aber es ist doch besser, gesund und reich und feißt seyn, als arm, mager und schwindsüchtig.

Meyerin. Das ist gewiß wahr.

Vögtin. Aber du erkennst es nicht, und ich sehe wohl, du bist in dieser Sache am einten Aug blind, und mit dem andern siehst mehr als da ist.

Meyerin. Aber wenn du etwa den Rudi meintest, so ist er doch weder schwindsüchtig noch arm.

Vögtin. Ich möchte nicht reden, wenn du ihm die Schwindsucht nicht ansiehst.

Meyerin. Ich sehe sie ihm einmal nicht an.

Vögtin. Nu — ich kann dich nicht sehen machen, was du nicht sehen willst. Aber mit der Armuth, — wenn du etwa meynst, seine Matte sey etwas, so mußt wissen, es sind fünf Kinder da und das Weibergut fort.

Meyerin. Die Matte iſt unter Brüdern 3000 Gulden werth, und es iſt nicht 300 Gulden Muttergut da geweſen.

Vögtin. Ich möchte von 3000 Gulden nicht reden. Wenn des Hummels ſeine Wirthshaus- und Metzg-Gälle (Jauche) nicht mehr auf die Matte kommt, du wirſt ſehen, wie ſie abnimmt, und auch jetzt im beſten Flor gäb ihm niemand 2000 Gulden dafür.

Meyerin. Ich glaub nicht, daß er ſie feil habe.

Vögtin. Um deßwillen iſt ſie nicht deſto mehr werth. Aber wir wollen jetzt das dahin geſtellt ſeyn laſſen; gäll du nimmſt ihn doch nicht?

Meyerin. Siehe, Schweſter, wenn er mich heut fragte, ob ich ihn wollte, ſo ſagte ich ihm gewiß nein, aber weil du mich fragſt, ſo ſag ich weder ja noch nein.

Vögtin. Aber warum auch?

Meyerin. Ich hab es dir ſchon geſagt, in dieſem Stück will ich völlig und allein Meiſter ſeyn.

Vögtin. Willſt du denn vom Vetter gar nichts mehr hören?

Meyerin. Hören was du willſt, aber keine Antwort geben; einmal jetzt nicht.

Vögtin. Das iſt ſo viel als nichts.

Meyerin. Wenn du mir jetzt mit ſiebenzehn Heyrathsvorſchlägen kämeſt, ſo gäb ich dir keine andere Antwort, und ich kann nicht. Mein kleiner Finger muß hierinn nicht wiſſen, was ich thue, bis ich es ſelber weiß.

Vögtin. Du weißt es ſchon.

Meyerin. Nein, wahrlich, in dieſer Sache iſt halbwiſſen nichts wiſſen; und wenn ich es recht weiß, ſo thue ich es denn grad.

Vögtin. Und ſagſt mir es denn auch, wenn du es gethan haſt?

Meyerin. Ja freylich, ich ſag's und thue es denn mit einander.

§. 67.

Die Ueberwundene meiſtert jetzt ihren Mann.

Weiter konnte die Vögtin die Meyerin nicht bringen. Sie ging mißmuthig von ihr weg. Ihre Ungeduld ſtieg mit jedem Augenblick, und ſie lief, eh ihr Mann heim kam, noch allenthalben im Dorf herum, um auszuſpüten, was ſie über dieſen Gegenſtand noch vernehmen könne. Jetzt hörte ſie ſogar, daß ihr Mann dem Junker ſelber verſprochen, es ſolle an ihm nicht fehlen, er wolle dem Hübelrudi bey ſeiner Schweſter zum beſten reden. Sie wollte das nicht glauben und konnte das nicht glauben, aber man verſicherte ſie heilig, es ſey ganz ſicher und ſie könne ſich darauf verlaſſen und erzählte ihr umſtändlich alle Worte, die er zum Junker geredt. Ihre Wuth ſtieg jetzt aufs höchſte. Du biſt nicht mehr ein Menſch, du biſt ein völliges Vieh, wie du die Zeit über

Streiche machſt, war das erſte Wort, das ſie zu ihm ſagte, als er zur Thür hineinkam.

Warum? warum? ſagte er.

Das ganze Dorf ſagt, du helfeſt der Gertrud, deine Schweſter zu verführen, daß ſie den Hübelrudi nehme.

Er antwortete: der Junker — der Junker —

Du Narr! unterbrach ſie ihn, der Junker, — der Junker — Haſt du ihm nicht ſagen können, du ſeyſt nicht für's Kuppeln Untervogt, und hätteſt du ihn nur an mich gewieſen, weil du ſo ein Narr biſt und nie weißt, was du thun ſollſt; ich wollte ihm gewiß die Naſe anders gedreht haben. Und dann bald darauf: es iſt verflucht, es iſt verflucht, wenn aus dieſer Sache etwas werden ſoll.

Er erwiederte: es iſt aber auch eben noch nicht gewiß und ich möchte etwas zu Mittag eſſen; ich bin hungrig.

Die Vögtin ſagte: wenn du nur zu eſſen haſt, ſo iſt dir alles gleichviel, ſtellte ihm aber doch vor, was er gern aß und ein gutes Glas Wein dazu, und er aß und trank jetzt ſo ruhig in eine gute Haut hinein, daß die Vögtin lachen mußte und zu ſich ſelber ſagte: er iſt auch gar nicht, wie ein anderer Menſch, man mag ihm in der Welt ſagen, was man will, es macht ihm nichts; aber das beſte iſt, er thut am End doch immer was man will, und ſagte dann bald darauf: aber du kannſt mir doch ſagen, ob du meynſt ſie nehme ihn oder nicht.

Vogt. Ich kann's nicht ſagen, aber ich glaube es doch nicht.

Vögtin. Aber warum glaubſt du's nicht?

Vogt. Da ſie geſtern mit mir geredt, iſt ſie über es Maurers Frau wie wild worden und hat nicht waren mögen, um von mir weg zu kommen. Ich bin ſicher, ſie iſt zu ihr gelaufen, um mit ihr zu zanken.

Vögtin. Haſt du nicht nachſchleichen und vor dem Fenſter hören können, was ſie etwa mit einander geredt?

Vogt. Du meynſt auch gar, ich ſey dir zu allem gut genug, und ich hätte nicht einmal können; es war noch faſt Tag.

Vögtin. Du kannſt nie nichts.

Vogt. Es iſt deſto beſſer, daß du alles kannſt.

Vögtin. Du mußt doch noch einmal mit ihr reden und ſehen, was du mit ihr ausrichteſt. Es hat mir dieſen Morgen auch geſchienen, es ſey noch nicht vollends ſo gar gefährlich, oder wenigſtens noch nicht ganz richtig, daß ſie ihn nehme.

Vogt. Haſt du auch ſchon mit ihr geredt?

Vögtin. Ja freylich.

Vogt. Was hat ſie dir darüber geſagt?

Vögtin. Des Rudis halber hat ſie ſich gar nicht heraus gelaſſen; des Vetters halber aber iſt ſie mit ihrer alten Klag gekommen.

Vogt. Mit dem Speck und mit dem Metzgen?

Vögtin. Sie weiß ſonſt in der Welt nichts wider ihn anzubringen.

Vogt. Ich glaub bald, ſie treibe den Narren mit uns über dieſe zwey Punkte.

Vögtin. Nein, es iſt ihr gewiß ernſt.

Vogt. Es iſt möglich. Sie hat ihr Lebtag ſolche Wunderlichkeiten gehabt, daß ihr manchmal der oder dieſer ob etwas wirrig vorgekommen, das kein anderer Menſch an ihm geachtet hat.

Vögtin. Aber ich bitte dich, geh jetzt noch einmal zu ihr, und ſieh, ob du etwas bey ihr ausrichten könneſt. Es iſt mir alles daran gelegen, daß ich dem Vetter mein Wort halten könne; ich habe ihm heilig verſprochen, es müße ſie bekommen.

Vogt. Ich will wohl — aber wenn denn der Junker vernimmt, daß ich wider den Rudi rede?

Vögtin. Du bleibſt ein Kind, wenn du hundert Jahr alt wirſt. Ich will meinen Kopf zum Pfand ſetzen, wenn ſie auch heute den Rudi nimmt, ſie ſagt dem Junker ihr Lebtag kein Wort, das dir zum Nachtheil gereichen kann.

Vogt. Das glaube ich endlich auch.

Nun ſo geh einmal, ſagte ihm die Frau, — und er mußte ihr gehen, und zwar dieſen Nachmittag zweymal. Es war vergebens. Er traf ſie beydemal nicht an. Aber ſeine Frau glaubte es ihm nicht, und meynte vielmehr, er ſey nicht einmal dahin gegangen, ſondern er gebe es ihr nur an, und er mußte ihr eine Weile links und rechts Rechenſchaft geben, wie? wo? und wann? ehe ſie ihm glaubte. Mit dem aber hatte ſie doch noch nicht, was ſie wollte. Sie ließ die Meyerin noch dringend bitten, nach dem Nachteſſen zu ihrem Bruder zu kommen, er habe etwas Nothwendiges mit ihr zu reden. Sie kam wirklich und die Vögtin that alles Mögliche, ſie dahin zu

bringen, daß ſie den Rudi aus dem Kopf ſchlagen und ihr verſprechen wolle, daß ſie ihn nicht nehme. Aber die Meyerin war unbeweglich auf ihrem Entſchluß, hierüber weder ja noch nein zu ſagen und bath ſie freundlich aber dringend, ihr hierüber Ruhe zu laſſen. Das mußte ſie endlich, und ihr Mann war herzlich froh, daß ſie ihm dieſer Sache halber wenigſtens einige Tage Ruhe, oder, wie er ſich ausdrückte, Galgenfriſt laſſen müſſe.

§. 68.

Ungleiches Benehmen von drey Weibern, bey gleichen Zwecken und bey gleicher Liebe.

An dieſem Morgen hatte die Gertrud und die Reiwoldin und das Mareili alle Hände voll mit dem Kinderzug zu thun. Nachdem dieſes Letztere geſtern vor des Haloris Haus die böſen Weiber, die das Juheyen der Kinder ob dem Batzen ſparen, und dem zehndfreyen Aekern nicht leiden konnten, das Maul geſtopft, und die Lüginn, die in dieſem Verſuche den Spinnerkindern ihre Freude zu verdecken, das Vorroß gemacht, und nebſt ein paar andern ihres Gelichters vom Platz gejagt, verſprachen die Spinnerweiber dem Mareili, alles zu thun, den Kinderzug zu dem Junker auf Morgen ſo ſchön zu machen, als nur immer möglich, und das Mareili ſagte, es wolle für die, ſo es am nöthigſten haben, ſaubere

Hemde und Strümpfe, was es finde, zusammen suchen und zusammen betteln. — Und ich auch, und ich auch, sagte die Reinoldinn, nahm auf der Stelle Abschied vom Marcili, und suchte, bis es Nacht war, bey ihren Geschwisterten, und wo sie konnten, gewaschene Hemder, Strümpfe, Schuhe und reinliche Kleider für ihren Kinderzug zu entlehnen, und gab selber von dem, was ihre Kinder hatten dazu, was sie immer entbehren konnte.

Sie konnten vor Freuden die Nacht durch nicht schlafen, weckten fast alle ihre Mütter vor Tag auf, daß sie aufstehen und sie für den Zug recht zurüsten sollen. Und da sie gehört, daß der Junker nicht leiden könne, wenn jemand nicht sauber gewaschen und gestrehlt vor ihn komme, giengen die Kinder mit ihren Müttern zum Bach und zum Brunnen, ließen sich Hals und Kopf und Hände reiben, wie noch nie, und schrien nicht, so sehr diese ihnen im Kämmen die verwirrten wilden Haare räuften.

Und was jede Mutter im hintersten Winkel Schönern und Besseres hatte, das mußte sie ihnen anziehen.

Dieses war aber nicht viel. Ihrer viele hatten nichts anders, als schwarze Lumpen. Was will ich sagen? ihrer viele konnten ihre Kinder nicht einmal recht strehlen und waschen.

Es kommt mir übers Herz zu sagen, wie weit es mit armen Leuten in solchen elenden Dörfern kommt, wenn sie, das Jahr kommt und das Jahr geht, keinen Ehren- und keinen Freudenanlaß haben, der sie auch etwa zur Ordentlichkeit oder Säuberlichkeit aufmuntern konnte, und

ſie ſogar am heiligen Sonntag auch nicht einmal ein ganzes und ſauberes Hemd anzuziehen haben.

Das machte, daß die Gertrud, die Reinoldin und das Mareili vom Morgen, da ſie das Licht brauchten, bis faſt Mittag alle Hände ſo voll zu thun hatten, als vor Jahren die Mütter in Zürich am Bächtelitag. (Neujahrstag.)

Dieſe guten Weiber wuſchen und kämmten ihrer viele noch einmal und entlehnten ihnen Schuh, Strümpfe und Kleider, was ſie auftreiben konnten, daß der Zug ſchön werde.

Aber wer ſonſt noch ſo gut mit ihnen war, gab ihnen doch nicht gern etwas zu dieſem Zug. Es fürchtete ſich bald ein jedes vor dem Eifer, den es im Dorf abſetzen könnte, wenn es ihnen auskommen würde.

Der Reinoldinn ihre eigne Schweſter, da ſie ihr einen ganzen Bündel Kinderzeug gab, bath ſie, ſie ſoll doch machen, daß es niemand vernehme.

Das machte die Reinoldinn ſo wild, daß ſie in der erſten Hitz ihr den Bündel wieder an Boden warf und ihr ſagte: auf dieſe Art brauche ſie nichts von ihr. Einen Augenblick darauf nahm ſie ihn doch wieder vom Boden und ſagte: wenn dir jemand den Kopf dafür abbeißt, ſo will ich dir ihn wieder aufſetzen.

Das Mareili machte es nicht ſo. Wenn es nur brav Zeug bekam, daß der Zug recht ſchön würde, ſo ließ es denn dazu ſagen, was ein jedes gern wollte und gab, wer nur Miene machte, daß er ſich fürchte, zur Antwort: es iſt gar nicht nöthig, daß jemand etwas davon wiſſe.

Und beym obern Brunnen, wo es mit einem ſolchen Bündel unter dem Arm einen ganzen Haufen Bauernweiber antraf, gab es auf die Frage, was es da trage, zur Antwort: ihr wißt ja wohl, daß das Baumwollen-Mareili immer herumſchleppen muß. Da glaubten die Weiber, es ſey Baumwollengarn, obſchon der Bündel einem Baumwollenbündel gar nicht ähnlich ſah.

Gertrud entlehnte gar nichts und ſagte: man muß für niemand anders etwas entlehnen, außer man habe es nicht zu achten und könne es denn wohl zahlen, wenn es verloren geht und zu Grund gerichtet wird; aber ſie gab, was ſie ſelber hatte und nur immer entbehren konnte.

Bis um 9 Uhr hatte eine jede von dieſen drey Weibern daheim das Haus voll dieſer Kinder. Um 9 Uhr gieng alles zum Mareili, wo ſich der Zug verſammelte.

§. 69.

Das Kind eines Manns, der ſich ſelbſt erhängt — und ein Ausfall wider das Täntelu.

Sie waren kaum bey einander, ſo ſagte das Mareili: jetzt haben wir auch ſchön vergeſſen, unſerm Zug eine Königin zu ſuchen und ſie einen Spruch für den Junker zu lehren.

So gehts, ſagte die Reinoldinn, wenn jetzt unſer nur eins geweſen wäre, ſo wäre das gewiß nicht vergeſſen worden.

Hand in Hand ſtunden jetzt alle drey zu den Haufen Kindern, die auf der Matte bey einander verſammelt ſtanden und ließen ihre Augen herumgehen, unter ihnen eines darfür auszuſehen.

Im Blitz ſagte die Reinoldinn: ich weiß eins. Gleich drauf das Mareili: ich auch — und dann die Gertrud: wenn wir jetzt auch alle drey das gleiche meinten?

Es war ſo. Sie nannten es alle aus einem Mund. Es ſtund da unter einem prachtvollen Birnbaum, der noch nicht ausgewachſen.

Er war ſein Bild. Es wußte es nicht und ſtaunte ihn an.

Der ganze Haufe ſah gierig den Weibern ins Maul, wer Königin ſeyn ſollte. Es allein ſtund neben aus, wie wenn es das nichts angienge und hörte ſelber ſeinen Namen nicht, da ihn die Weiber jetzt nannten.

Es war ärmlich gekleidet. Sein weißes Hemd war der Gertrud und ſeine Schuhe und Strümpfe der Reinoldin. Aber es war ſchön, wie der Tag. Sein gelbes Haar rollte ſich auf der hohen Stirne und ſein blaues Aug glänzte, wenn es daſſelbe vom Boden aufhob. Seine Haut iſt zart, wie wenn es im Kloſter erzogen und ſeine Farbe friſch, wie wenn es ab den Bergen herab käme.

Es iſt das älteſte von den zehn Kindern des unglücklichen Mannes, der an einem dunkeln Abend mit dem Hummel gerechnet, ihn ins Thal Joſaphat eingeladen und dann am Morgen drauf, ehe die Sonne aufſtand, ſich an einer Eiche erhenkt.

Man konnte das Kind nicht genug anſchauen, wie es in ſeiner Unſchuld anmaßungslos und unbefangen, aber dabey in ſich ſelbſt gekehrt und niedergeſchlagen da ſtand.

Es war mit ſeinen Gedanken nicht an dem Ort, wo es ſtand und nicht bey den Menſchen, die es umgaben, es war bey ſeinem Vater. Es iſt immer bey ihm, ſeitdem er geſtorben; aber er war auch ein guter Vater und hatte es innig lieb und alle ſeine Kinder. Er iſt auch nur darum geſtorben, weil er in dieſer dunkeln Stunde, die ihm der Vogt machte, glaubte, es ſey ihm unmöglich, die armen zehn Geſchöpfe vor tiefem Elend zu bewahren.

Er war in der unglücklichen Nacht bis um 11 Uhr auf, und kam da noch in ſeines Babelis Kammer und wünſchte ihm eine gute Nacht; aber er wußte nicht, wie er thun wollte, und war ſo freundlich und ſo ängſtlich; er konnte nicht von ihm weg, ſo daß es dem Kind ſelber vorkam, er mache, wie wenn er auf eine weite Reiſe wollte und nicht wiſſe, ob er wieder zurück kommen und es wieder ſehen würde.

Als er fort war, mußte das Babeli (ſo hieß das Kind) ein paarmal ſeufzen, aber es dachte doch, es ſey nichts anders, er ſey jetzt ins Bett; — aber ein paar Stunden darauf, als die Mutter kam und ſagte, er ſey nicht ins Bett gekommen, ſagte das Kind im Augenblick: o mein Gott! o mein Gott! es hat gefehlt! — raufte ſich die Haare und konnte faſt nicht erzählen, daß er gerade ehe es eingeſchlafen, in ſeine Kammer gekommen und wie Abſchied von ihm genommen und vor ſchwerem Herzen faſt nicht mehr zur Kammer hinaus können.

Jetzt trägt das arme Kind Tag und Nacht, wo es geht und steht den guten Vater im Herzen, und wenn die Mutter um Mitternacht meynt, es schlafe in seinem Bett, so ist es in der einsamen Wildniß bey seinem Grab.

Das liegt zwischen Felsen und Dornen. Ob ihm ist eine steile Bergwand und unter ihm ein Abgrund. Ein schwarzer Bach mit grauem Schaum rauscht neben dem Grab hin und fällt unter ihm in ein Becken in Abgrund. Zwischen alten Tannen und grauen Eichen ist der weite Himmel hier enge und die Morgensonne kommt erst gegen Mittag von der Felsenwand herab und bald Nachmittag verbirgt sie sich wieder hinter den Buchen. Da, auf moosigten Steinen liegt das Kind ganze Nächte zwischen Dornen und Steinen auf seinem Grab und hat rund umher Blumen gepflanzt, so viel und so schön, als in diesem Schattenloch wachsen. Blaue Veilchen, blasse grünlichte Tulpen, helle weiße Sternenblumen, blaß rothe Rosen, — in der Mitte steht eine große Sonnenblume. Es staunt oft, wenn sie blüht, ihr hohes sich neigendes Haupt an; und an den vier Ecken sind Passionsblumen, und das gute Kind kann sich bey diesen Passionsblumen in Gedanken über das Schicksal seines Vaters verliehren, wie ein Schriftforscher in heiligen Büchern über das Schicksal des Himmels und der Erde.

Rings um das Grab sind dicke Hecken wider das Wild. Es legte sie mit seiner Hand an und flocht die Dornen selber in einander, und den einzigen Fußweg für Menschen hat es eine lange Strecke mit Dornen und wildem Gesträuch überlegt.

Allemal, wenn es in der Nacht kommt, thut es die ganze Strecke Dorn und Gesträuch wieder weg, und wenn es heimgeht, legt es sie wieder sorgfältig zu. Auch hat noch kein Fußtritt, als der seine, das Grab betreten. Wenn es denn am Morgen heimkommt, bringt es dürre Reiser und Kienholz, wie wenn es am Morgen früh darum in den Wald gegangen wäre; aber unter den Reisern hat es den ganzen Sommer durch Blumen, seine blauen Veilchen, seine grauen Tulpen und seine blassen Rosen.

Und es wartet dieser Blumen ab des Vaters Grab mit frischem Wasser am Schatten, neben seinem Kasten, und wenn sie welken, so sammelt es noch ihre Blätter und Stengel. Seine ganze Bibel und sein großes und kleines Gebetbuch sind voll von diesen Blättern, und die dürren Stengel hat es in seinem Kasten in einer Schachtel, in der es das einzige schöne Halstuch, das es von seiner Gotten (Pathen) her hat und nie tragt, verforget. Es steht oft Stunden lang vor dem Kasten und netzet Halstuch und Stengel mit seinen Thränen.

Ich bin kein Veilchentändler und liebe nichts weniger, als daß der Mensch vor Blumen schmelze und ob Mücken weine. Sie sind vorbey, die Tage solcher Thränen. Ich habe erfahren, daß der Mensch, der ob Blumen schmilzt, sein Brod nicht gern im Schweiß seines Angesichts ißt, und daß dein Weib nicht gern Kinder gebihrt, daß es sich abschwächt und Gottes Ordnung widerspricht. Darum mag ich dieses Geschlecht nicht. Es gehört nicht in unsere Welt, die Dornen und Disteln trägt, sondern

n eine, wo artige Engel mit Himmelszauber für ihre Bewohner den Boden bauen und zu den Steinen sagen: verdet ihr Brod, damit die Müßiggänger essen.

Aber auf unsetm Boden taugt es nicht, und ich sage s so gerade, als ich es denke: ein Bauernkind, das ei- ne Blumentändlerin wäre von dieser Art, würde ein ar- mes, elendes Menſch, und es wäre ihm besser, es wäre eine Zigeunerinn geworden.

Aber das Babeli ist nicht deren eine. Unschuld und Vaterliebe und Gottes Führung ob ihm machten aus ihm, was es ward; und es ist, was es so ist, im Verborgenen und in der Mitternachtsstunde.

Den Tag über ist es die Magd seiner Mutter, die krank ist, und die Mutter seiner Geschwisterte, die uner- zogen sind, und du kannst weit und breit fragen, ob du eine kranke Frau findest, die eine bessere Magd, und un- erzogene Kinder, die eine bessere Mutter haben? du wirst keine finden.

Erst um Mitternacht, wenn alles im Bett liegt und schläft, schleicht es von seinem Spinnerad weg zum Fen- ster hinaus über den Holzstoß, und wandelt zu des Va- ters Grab.

Und wenn das Jahr sich wendet und der Monat des Unglücks da ist, so verbirgt es der Mutter den Kalender, daß sie den Jammertag nicht bemerte, und treibt diese Woche alle Arbeit zusammen, daß sie nicht Zeit habe zu staunen und darauf zu fallen.

Aber es selber vergißt ihn nie und würde es don-

nem und blitzen und Schloßen regnen, die tödten, es würde nicht weichen und ließe ſich tödten auf ſeinem Grab.

§. 70.

Noch einmal das Kind des Erhengten.

Das iſt das Kind, das ſo unter dem Birnbaum ſtand und nichts hörte, als die drey Weiber es zur Königin des Kinderzugs machten.

Die Reinoldin ſprang hinten an ihns zu, ſchlug ihn mit beyden Händen auf die Achſel und ſagte ihm ins Ohr: du biſts.

Es erſchrack, kehrte ſich feuerroth um und wußte nicht, was ſie wollte, bis es ſich wieder erholte.

Da umringte alles das gute Kind, alles both ihm die Hand und freute ſich, daß es die Königin des Zugs ſey. Da ſchoßen ihm Thränen in die Augen, denn ſeitdem ſein Vater tod iſt, dachte es in ſeinem Herzen nie mehr: die Menſchen ſind gut; es dachte nur immer, der Vater war gut, und floh die Menſchen. Jetzt in dieſem Augenblick dachte es wieder, die Menſchen ſind gut und Thränen ſchoßen ihm in die Augen.

Da nahm ihns die Reinoldin bey der Hand und ſagte: komm jetzt, ich will dich rüſten, wie eine Braut und einen Spruch lehren, wie ein Pfarrer.

Aber

Aber als sie ihm daheim das Gotten-Schäppeli *) auf en Kopf legen und ein sehr feines weißes Kleid anziehn ollte, bath das Kind, sie solle das doch nicht thun und auch enken, was der Junker und das ganze Dorf sagen würde, enn es sich so in einer Hoffart zeigte.

Die Reinoldin gab ihm zur Antwort: laß das jetzt nur nich verantworten, es ist für den ganzen Zug und des Junkers wegen, daß du jetzt hoffärtig seyn mußt, und nicht um deinetwillen. — Und damit zog sie ihm ihren glänzenden, weißen Rock an und band ihm das schönste Gotten-Schäppeli, das im Dorf ist, um die Stirne; dann lehrte sie es den Spruch, den es dem Junker für den Kinderzug halten sollte, ihm zu danken für die zehndfreyen Aecker, die sie so sehr freuten.

Das Kind konnte den Spruch fast im Augenblick auswendig; dann nahm die Reinoldin es bey der Hand und führte es wieder in des Mareilis Matte, wo der Kinderzug ür den Junker versammelt war.

Die Reinoldin ist unter den Dorfmeisterweibern vielleicht die einzige, die, wenn sie einen schönen Rock hat, wie keine andere, nicht darauf stolz ist und sich nicht damit brüstet; aber jetzt war sie stolz auf ihr Kleid, darinn nun die Rickenbergerin als Königin des Zugs zu ihren Gespielen mit ihr zurückgieng.

---

*) „Gotten-Schäppeli" ist ein großes, breites, glänzendes Stirnband, mit dem sich die Bauerntöchter bey Hochzeits- und Taufanläßen schmückten.

Es waren aller Augen auf dieſes Kind gerichtet, da es jetzt in dieſem Kleid mit ihr zurückkam. Die Bauerntöchter und Bauernweiber thaten unter allen Fenſtern Maul und Augen auf, als ſie es kommen ſahen. Wer iſt das? wer iſt das? fragte eine die andere; denn keine kannte das Kind, und als ſie jetzt hörten, es iſt das Kind des Rickenbergers, der ſich erhängt, ſtand ihnen das Wort im Mund ſtill, und der Neid preßte einigen reichen Töchtern Thränen aus den Augen. Man kann aber keinen Engel ſchöner mahlen, als es da ſtand und mit geſenktem Haupt vor den vollen Fenſtern, die nach ihm gafften, vorbey gieng und niemand anſah.

Sein Kleid war weiß, wie der eben gefallene Schnee, und glänzte wie dieſer, wenn nach einem Regen ſeine Oberfläche verhärtet und dann die Sonne auf den Eisglanz ſcheint, in den der Schnee ſich verwandelt.

Ein breiter, rother Gürtel umwand das glänzende Kleid, und flog in gedoppeltem Band an ſeiner Seite bis an den Boden.

Seine Goldzopfen wallten um und über den glänzenden Kranz ſeiner Gotten-Krone und zwey weiße Sternblumen glänzten zwiſchen Roſen auf den Bändern des Bruſttuchs, die weiß und roth waren, wie die Roſen und Sternblumen.

So ſtellte die Reinoldin das Kind des Rickenbergers dem Zug vor. Es ließ ſich führen, wohin ſie es führte, und ſtellen, wohin ſie es ſtellte. So willenlos geht ein Lamm an der Hand ſeines Führers und ſo willenlos ſieht ein Wiegenkind, das man hochgeſchmückt auf einen Thron

legt, von seiner Stelle hinab auf die nach seinem Glanz gaffende Menge.

§. 71.

Ein Hund, der dem Zug das Geleit gibt und sich tapfer hält.

So kam es in den Kreis der versammelten Spinnermädchen *) und der Zug war jetzt bald in der Ordnung; aber indem sie sich dazu anschickten, um ins Pfarrhaus zu ziehn, wo der Junker, nachdem seine Morgenarbeit vollendet war, hingieng, äußerten einige Kinder, wenn sie jetzt nur auch vor den großen Häusern vorbey wären.

Warum? warum? sagten jetzt Gertrud und das Marili; aber die Reinoldin unterbrach sie und sagte: ich weiß, ich weiß, was sie fürchten, sie glauben, es gebe unverschämte Leute in den großen Häusern, aber ich will ihnen sicher Schutz schaffen, ich weiß ein Mittel dafür.

Mit diesem Wort sprang sie heim, kam aber im Augenblick mit einem kleinen Hund wieder; dieser hatte eine lange spitzige Schnorre, die fast bis zu den Ohren offen war, und die Reinoldin sagte: der wird euch schon das Ge-

*) Damals spannen in Bonnal noch fast lauter Mädchen und sehr wenige Knaben Baumwolle, daher diese auch keinen Antheil am Zug nahmen.

ist geben, wenn euch jemand etwas thun will. Der Hund war abgerichtet. Wenn man nur an nur Worte zu ihm sagte; so fieng er einen Lerm an und ein Bellen, wie wenn ihrer sieben Hunde bey einander wären, und hörte denn nicht auf, bis man ein anders Wort zu ihm sagte.

Wenn euch jetzt das geringste begegnet, sagte die Reinoldin zu ihrem Töchterchen, so rief du nur: Dianne, gib du Feuer! und lasse ihn denn nur seine Sache recht machen, ehe du ihm wieder rufst: Schweig jetzt, du hast genug gebellt!

Es kam ihnen wohl, daß sie diesen Hund bey sich hatten; denn es zeigte sich bey vielen grossen Häusern ein ganz unverschämtes Benehmen. Man lachte aus den Fenstern laut über die gepuzten Bauerkinder und erzählte sich dies und das, was ihr denken könnet, über die Frechheit der Rickenbergerin, die jetzt die Königin des Zugs war. Es thäte besser, sagten viele laut, daß es an seinen Vater dächte, als daß es sich für heute so in eine Narrenhoffart hineinstecken läßt. Das Kind der Reinoldin hätte den Hund schon siebenmal gehetzt, doch die Rickenbergerin hielt es immer ab und rief ihm zu: es soll es doch nicht thun, sie wollen lieber geschwind vorbey und weiter.

Aber bey des Kalberlieders Haus war seine Geduld aus. Der junge Bengel lud eben Mist und sein Wagen stund an der Straße, als sie vorbeyzogen; da warf er eine große Gabel voll so stark über den Wagen aus, daß er auf der andern Seite hinunter in die Gaß und vollends so nahe an den Zug fiel, daß es keinen halben Schuh gefehlt, des

Krummhäuflers Bethli wäre über und über voll Miſt geworden.

Jetzt rief das Kind: Diana, gib du da B'ſcheid! und zeigte ihm mit dem Finger den Kalberleder jenſeits des Miſtwagens.

Der kleine Hund, wie ein Blitz darunter durch, ſprang an den großen Bengel an. Er warf ihm die Miſtgabel nach, dann viele Steine und endlich ein Pflugsrädli; aber er traf ihn nicht. Der Hund war wie ein Windſpiel, ihm alle Augenblick an den Beinen, und alle Augenblick wieder davon. Der Bengel aber war wie raſend vor Zorn, daß er ihn nicht traf, und rief mit einem Schaum vor dem Maul die Kinder an: ruft euerem Hund zurück, oder ich ſchlage ihn todt.

Aber die Kinder lachten ob dieſem Todtſchlag noch lauter, als der Hund bellte, und alle Fenſter an der ganzen Gaſſe und alle Thüren waren offen; alles ſah jetzt nicht mehr nach dem Zug, ſondern dem Hund und dem Kalbereder zu, und das Kind der Reinoldin thats nicht, wenn die Rickenbergerin es ſchon bath, es ſoll ihm zurückrufen, es ließ den Hund ſein Spiel forttreiben, bis er heiſcher war; erſt da rief es: Diana, ſchweig jetzt, du haſt genug gerecht.

Ich liebe das Abrichten ſonſt gar nicht, aber dieſer abgerichtete Hund hat ſeine Sache ſo gut gemacht und ſich für die armen Kinder ſo tapfer gehalten, daß ich mich um einetwillen faſt mit der ganzen Armſeligkeit der Abrichtungskünſte verſöhnen und ihr Lobredner werden möchte. Der brave Hund hat mit ſeiner Kunſt und mit ſeinem

Muth faſt die ganze Stimmung der Zuſchauer des Zugs umgekehrt.

Des Bengels Vater war ſo giftig darob, daß, da er endlich vom Wagen weglief und in die Stube hineinkam, er ihm eine Ohrfeige gab; und das that dem Kerl faſt ſo weh, als daß er dem Hund nicht Meiſter geworden.

Er ſagte dem Vater: du haſt doch auch zum Fenſter hinaus gelacht, da ich die Gabel Miſt hinüber geworfen, und ich habe ſo wenig wiſſen können als du, daß ſie ſo einen Ketzerhund bey ſich haben.

Der Alte erwiederte ihm: halts Maul, du Ochſenkopf. Aber er hatte doch recht. Wenn zwey oder drey Kinder von dem Miſt voll geworden wären und ſich der Hund gar nicht darein gelegt hätte, ſo hätte der Alte gelacht und dem Ochſenkopf ſtatt der Ohrfeige ein Glas Wein aus dem Keller dafür gereicht. So gehts in der Welt.

Der alte Kalberleder war indeß nicht der einzige, der des Hunds halber ſo den Mantel nach dem Wind hieng. Die meiſten Leute, die unter den Thüren und Fenſtern dem Zug zuſahen und ſelber viele von denen, die in dem Augenblick, da er den Miſt über den Wagen gegen den Zug hinwarf, überlaut lachten, ſagten jetzt: es geſchehe ihm recht, warum habe er den Zug nicht ruhig gehen laſſen. Viele aber mißbilligten das auch ſchon im Anfang und ſagten: das ſey nicht recht, daß er den Miſt ſo über den Wagen faſt in den Zug hineingeworfen, und einige unbefangene alte Leute nahmen herzlichen Antheil an dieſem ſchönen Zug. Ein paar alte Frauen, die in ihren Gärten waren, als ſie vorbeyzogen, brachen für ſie die ſchönſten Blumen

ab, die ſie hatten, und botheh ſie ihnen unter der Gartenthüre an. Auch erzählten einige alte Leute, ſie haben von ihren Vorfahren gehört, daß in der alten guten Zeit unter einem Junker, der faſt hundert Jahre alt worden, und den Leuten gar lieb geweſen, die Kinder aus allen innen Dörfern mit Kreuz und Fahnen, weil da noch alles katholiſch geweſen, und mit allen ſeinen Pfarrern und Frühmeſſern alle Jahr einmal in die Burg gezogen, und dann da mit dem Junker und allen ſeinen Leuten den ganzen Tag über Freud gehabt haben.

Dieſe Blumen und dieſe Theilnahm und überall der Sieg, den ihnen der brave Diane über den böſen Muthwillen des reichen Bengels verſchafft, freute die Kinder, man kann nicht ſagen wie ſehr. Sie zogen jetzt froh und munter und von nun an ungeſchoren ihres Wegs fort ins Pfarrhaus.

---

§. 72.

Die Erquickung eines Manns, der eine hohe Erquickung verdient.

Arner war ſchon eine Weile von der Linde zurück. Er zieng mit beklemmtem Herzen und beynahe ohne Hoffnung, daß mit einem Volk, unter welchem ſo viele junge und alte Leute ſo tief im Lumpenleben verſunken, noch irgend

etwas Gutes auszurichten ſey, dahin, ſpazierte einſam in den Garten des Pfarrers und fand ſich unvermerkt am End deſſelben in einer dunkeln Laube, die wie für ſeine Stimmung gemacht zu ſeyn ſchien. Das Bild der Menſchen, die heute bey der Linde vor ſeinen Augen ſtanden, ſchwebte ihm noch vor. Der Gedanken: wie lange wirds gehen, bis ein ſolches Volk etwas anders iſt, als es jetzt iſt? — lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Er ſetzte ſich auf einen Raſenbank unter dieſer Laube und lag da in ſich ſelbſt gekehrt, den Kopf auf ſeinen Arm hinlehnend, als ihn das Geräuſch der Kinder, die den Garten hinaufkamen, und als er ſie hörte, ſchon in der Laube, in der er lag, hinter ihm zuſtunden wie aus dem Traum erweckte. Er fuhr wie im Schrecken auf, kehrte ſich um und ſah den Reihen Kinder den ganzen Garten hinab, wie wenn er nicht aufhörte und den Engel im weißen Kleid an ihrer Spitze vor ſeinen Augen, und alſobald redte das Kind ihn an:

„Lieber Junker Vater!"

„Wir ſind arme Spinnerkinder von Bonnal, und „kommen, Euch zu danken, daß Ihr ſo gut mit uns ſeyd „und uns eine ſo große Wohlthat verſprochen, wenn wir „zu dem Geld, das wir verdienen, Sorg tragen und es „ordentlich aufſparen. Lieber Junker Vater! Wir haben „eine gar große Freude an dem, was ihr uns verſpro„chen, und auch dafür, lieber Junker Vater! danken wir „Euch herzlich, daß Ihr eine Schule bey uns errichten „wollet, in welcher wir mehr lernen können, als wir bis„dahin Gelegenheit hatten und zu allem, was uns an

„Leib und Seel nützlich und nothwendig ist, Hälfe und „Handbiethung finden werden. Wir haben eine große „Freude an diesem allem und versprechen Euch hinwie„der, weil wir jung sind und wenn wir alt werden, recht „zu thun und uns Eurer Gutthaten würdig zu machen. „Gott vergelte Euch in Zeit und Ewigkeit, was Ihr an „uns thut!"

Und „Gott vergelte Euch in Zeit und Ewigkeit, was „Ihr an uns thut!" sprach jetzt die ganze Reihe bis ans End des Gartens hinab der Rickenbergerin nach.

Der Eindruck, den die plötzliche Erscheinung dieser Kinder auf ihn machte, ist unbeschreiblich. Er wußte einen Augenblick fast nicht, ob er träumte oder wachte, so übermahm ihn ihre Erscheinung. Er blickte sie fast wie mit einem starren Aug an. Er verstand beynahe nicht, was die Rickenbergerin ihm sagte, er zeigte auch in diesem Augenblick noch keine Freude. Er mußte nur zu sich selber sagen: sind das die Kinder der Leute, die heute vor meinen Augen gestanden? Es gieng eine Weile, ehe er sich so weit erholt hatte, mit Ruhe und Freude an ihrer Erscheinung Theil nehmen zu können.

Wundert euch nicht, ihr Menschen! Wenn ein Vater den Liebling seines Herzens und seinen Erstgebornen unwiederbringlich verloren, mit seinem Angesicht sich auf den Boden hinwirft und diesen so eben mit seinen Thränen benetzt, und dann seine andern Kinder zu ihm kommen, ihn zu trösten, so empfindet er zuerst auch keine Freude, und wenn auch ihre Mutter an ihrer Spitze steht, kehrt er sich doch von ihr weg. Er schnappt vor allem aus nach

Athem und Luft. Erſt dann, wenn es ihm wieder leichter ums Herz wird, fällt er der Mutter in Arm; erſt dann ſetzt er ihren Unmündigen auf ſeinen Schoß und fangt an, ſich ſeiner übrigen Kinder wieder zu erfreuen und ſich wegen ſeines verlornen Erſtgebornen zu tröſten.

Arner mußte ſich jetzt auch erholen, und nach einigen Augenblicken, da er wie verſteinert da ſtund, gab er der guten Rickenbergerin ſeine Hand und ſagte: Kind, weſſen biſt du? — Aber er ſah noch ſo verwirrt aus und ſeine Sprache war noch ſo hart, da er das ſagte, und ſo voll Unruhe, daß das gute Kind vor ſeinem Anblick gleich erſchrocken wie von ſeiner Frage ſeine Farb verlor und mit Zittern antwortete: mein Vater — mein Vater — iſt — Dann konnte es nicht mehr. Seine Lippen ſtarrten, und es deckte mit beyden Händen ſein Angeſicht, daß es tief gegen die Erde hinab bog.

Was iſt das? — was iſt das? — fragte der Arner und war faſt ſo erſchrocken, als die Rickenbergerin. Da ſagte ihm ein Kind, das neben ihm aber etwas entfernt von der Rickenbergerin ſtund, ſo leiſe als immer möglich: es gehört dem unglücklichen Rickenberger.

Es that dem Junker ſo leid. Er nahm ihm ſeine Hand und ſagte: es iſt mir leid, daß ich dich das gefragt.

Das Kind hatte ſich aber auch wieder erholt und ſagte: verzeiht mir doch, was mir begegnet, ich hab einmal nicht anders können.

Der Junker erwiederte ihm: es iſt brav, daß dir dein Vater ſo lieb iſt, ich weiß aber auch, daß ers verdient,

und daß er ein guter Vater war, und so lange er mit ihm redte, hatte er seine Hand in der seinen.

§. 73.

Noch einmal die Erquickung eines Manns, der eine hohe Erquickung verdient.

So die Hand des Kinds in seinem Vaterarm, erholte er sich jetzt wieder ganz. Allmählig verschwand nun in ihm das Bild ihrer Eltern, die diesen Morgen vor ihm standen. Er sah jetzt nur ihre Kinder. Ihr Anblick erhob sein Herz. Freude und Hoffnung für sie entkeimten in seiner Seele. Er fühlte sich ihr Vater. Er fühlte sie als seine Kinder, als seine hoffnungsvolle Kinder. Er blickte jetzt mit Vaterammuth in ihren Reihen hinein und sagte ihnen: Ihr könnt nicht glauben, Kinder! wie sehr es mich freut, daß ihr so zu mir gekommen. — Dann setzte er sich, von ihrem Anblick erquickt, zu ihnen auf die Rasenbank hin, ließ sie näher zu ihm kommen und die Kleinsten hart an ihn zustehen.

Er nahm von diesen Kleinsten bald das eine bald ein anderes auf seinen Schoos und wollte mit ihnen sprechen. Im Anfang gaben sie ihm keine Antwort, und sahen ihn nur steif an; bald aber fiengen sie doch an, auf das, was er sagte, mit den Augen und mit dem Kopf ja und nein zu nicken; etliche drückten aber dabey mit den Hän-

den die Lippen ſo über einander, wie wenn ſie ſagen wollten, ſie hätten kein Maul für ihn.

Aber auch die Kleinſten von des Rudis und der Gertrud Kinder gaben ihm Antwort, ſobald er mit ihnen redete, und das that denn den andern bald auch das Maul auf. Zuerſt antworteten ſie ihm nur ein Wörtchen, dann zwey, dann drey, dann ſo viel er wollte, und bald darauf giengen ihnen die Mäuler wie eine Waſſerſtampfe.

Sie ſaßen ihm jetzt von ſelbſt auf den Schooß, umfaßten ihn bald mit den Händen, um den Hals, und thaten bald völlig mit ihm, wie wenn ſie den Aetti (Vater) daheim unter den Händen hätten.

Das Bären-Anneli machte auf ſeinem Schoos gar, wie wenn es eine Geißel in der Hand hätte, hü — hü — Es verſtund es. Es hatte es ſeines Großvaters Lehemann ja altem auch ſo gemacht, wenn er ihn auf dem Schoos hatte, und wollte, daß er ihn reite. Er ſetzte das Kind auf ſeine Knie und machte mit ihm das Reiterſpiel:

So reiten die Herren, die Herren,
So reiten die Bauren, die Bauren,
So reiten die Knaben, die Knaben,
So reiten die Jungfern, die Jungfern.

Da gings an ein Lachen und an ein Treiben auf ſeinem Schoos. Er nahm eins nach dem andern, und ritt es ſo auf den Knien, wie auf dem Roß. Die guten Kinder machten bald mit ihm, was ſie nur immer wollten, und wenn zu Zeiten die ältern Kinder es den kleinern abwehren wollten, nickten ſie ihnen mit dem Kopf nein, nein, und ſagten ihnen leiſe ins Ohr: er hat's nicht ungern, er

hat's gewiß nicht ungern. Da der Junker merkte, was ie ſich winkten und ins Ohr ſagten, gab er ein paar groſſen, von denen er merkte, daß ſie den kleinern abwehren wollen, die Hand und ſagte: oh laßt ſie nur machen, ſie machen mir Freude.

Sie hiengen ſich ihm an Rücken und Hals, geriethen hinter alles, was er Schönes und Glänzendes anhatte. Sie nahmen ihm Hut, Schnallen, Ordenszeichen, Uhrenkette in die Hand und ſpielten damit. Sie bothen einander auch ſeine Tabaksdoſe herum, thaten als wenn ſie ab dem beſchloſſenen Deckel eine Priſe genommen und jetzt nieſſen müßten; er ließ ſie mit allem machen, nur den Degen wehrte er ihnen, den ſie ausziehen wollten. Mitunter fragte er ſie allerhand über ihren Zug; einmal auch, ob die Kleider, die ſie jetzt tragen, alle ihnen gehören? — Nein, nein, antworteten ſie, zeigten ihm, wie dem Vater daheim das Hemd unter dem Halstuch und den Strumpf am Bein, ſagten ihm alle Stückgen, von wem ſie's haben, und erzählten ihm dann hintennach, daß ſie alles am Abend den drey Frauen wieder bringen müßten.

Ihr müßt es ihnen nicht mehr bringen, ſagte da der Junker. Das iſt jetzt nichts, ſagten die Kinder, wohl freylich müſſen wir es wieder bringen. Einige ſagten: wir brauchens ja morn nicht mehr, du biſt ja morn nicht da.

Er ſagte noch einmal: ich will machen, daß ihrs behalten könnt. Aber ſie konnten es faſt nicht glauben, und nickten ihm mit dem Kopf, wie wenn ſie ihm nein ſagen wollten. So tändelte er mit ihnen, bis der Pfarrer und

der Lieutenant zum Eſſen heim kamen. Beyde wurden verſäumt und kamen ſehr ſpät.

Sie hörten ſchon zu unterſt an der Gaſſe das Lachen der fröhlichen Kinder im Garten, erkannten die Stimme des Junkers und ſchlichen neben dem Pfrundhag gegen den Ort, wo ſie ſaßen, ſtellten ſich dann hinter eine Haſelſtaude und ſahen zu, wie die Schaar der Kinder mit dem Junker umgieng, und wie ſie ihn zurichteten.

Das war ein Anblick, der ihr Herz erquickte. Oh wie gerne, wie gerne hätten ſie ihm lange, recht lange zugeſehen, ohne daß man ſie bemerkt hätte; aber es gieng nicht lange, ſo ſah ſie ein Kind, das er auf dem Schoos hatte und drehte ihm ſeinen Kopf gegen die Seite, wo die Herren ſchon vor dem Gartenzaun ſtunden und ſagte zu ihm: ſieh da, wer iſt da?

Da riefen Glülphi und der Pfarrer ihm zu: bravo! bravo, Junker! das geht gut — und er ſtund mit einem Gefühl auf, das durch die Freude über ſeine Kinder innerlich ſo erhoben ward, daß es ihm eigentlich ſchien, er habe ſeine Freunde noch nie mit der Wärme umarmt, als in dieſem Augenblick.

Die Kinder wollten jetzt heim, denn es war ſchon eine Weile Mittag, aber er ließ ſie nicht gehen und ſagte zu ihnen: der Herr Pfarrer habe Kühe im Stall, und Brod im Haus, und die Frau Pfarrerin mache ihnen gern eine Milchſuppe und, Kinder, ich will ſelber bey euch bleiben und eure Suppe mit euch eſſen. — Es ergriff ihn eine Sehnſucht, nicht zum Tiſch zu gehen, ſondern bey den Kindern zu bleiben und ihre Suppe mit ihnen zu eſ-

n; aber da er es der Frau Pfarrerin ſagte, merkte er bald
aß ſie darüber betroffen ward. Sie konnte nicht wohl
anders; ſie war den ganzen Morgen in der Küche und
ym Feuer, um ihm ein gutes Mittageſſen zu machen;
etzt wollte er nicht zum Tiſch und nur den Kindern im
Garten eine Milchſuppe eſſen und ihr Fiſch und ihre Bö-
el waren doch ſo wohl gerathen. Wie ein Schriftſteller,
enn er einen vollendeten Bogen einer guten Arbeit aus
em Sack verliert, über ſeine verlorne Arbeit betroffen iſt,
aſt eben ſo betroffen war die Frau Pfarrerin über ihre
erlorne Küchenarbeit an dem Fiſch und an dem Braten.
Sie ſtand verlegen vor dem Junker und zeigte gar keine
reude an ſeinem Geluſt über die Milchſuppe. Er merk-
e die Urſache bald und ſagte ihr: ich ſollte euch ſtrafen
nd nicht zum Tiſch kommen, denn ich ſehe, daß ihr
ibermal Mühe für mich gehabt; aber ihr ſeyd mir zu
ieb, als daß ich euch plagen könnte, ich komme zum Tiſch,
ihe eine halbe Stunde bey euch, verſuche alles, was ihr
mir aufſtellt; aber dann ſtehe ich auf, gehe zu meinen
Kindern in den Garten und eſſe noch mit ihnen Milch-
uppe. —

Die Frau Pfarrerin war jetzt königlich zufrieden, nahm
hn traulich bey der Hand und ſagte ihm: Sie ſind doch
mmer gleich brav, lieber guter Junker. — Wahrlich, es
war ihr wie ein Stein ab dem Herzen, daß ſie ihre Fi-
che nicht vergebens kochen mußte. Er kam denn auch
wirklich eine halbe Stunde aus dem Garten ins Pfarr-
haus zum Tiſch, lobte der guten Frauen ihre Suppe, ih-
ren Fiſch und was weiß ich mehr, trank auf ihre Ge-

ſundheit und auf die Geſundheit ihrer Köchin und ſagte ihr ſo viel Freundliches und Liebliches, als er nur konnte. Aber als ſeine halbe Stunde vorüber, ſtand er dann plötzlich auf und war in einem Augenblick die Treppe hinunter bey ſeinen Kindern.

§. 74.

Goldäpfel, Milchſuppe, Dankbarkeit und Erziehungsregeln.

Unter der Thüre traf er ſeinen Karl an. Der gute Bub hatte bey des Lindenbergers noch länger als der Lieutenant auf dem Ried, und der Pfarrer bey ſeinen Kranken, das Mittageſſen vergeſſen.

Er war den ganzen Morgen bey ſeinen Buben im Dorf, und im Herumſpringen kam er gegen eilfen zum Kreuzbrunnen; da ſtund der Jacobeli unter dem Haus.

Da ſprang der Karl von den andern Buben weg zu ihm und fragte ihn: Du, wie iſt es heute doch auch gegangen? nicht wahr, der Papa iſt doch auch nicht ſo gar bös geweſen?

Das glaub ich, das glaub ich, iſt er nicht bös geweſen, ſagte der Bub; aber komm doch auch mit mir in die Stube hinein; meine Schweſter muß dir auch erzählen, wie gut der Papa mit ihr war.

Das

Das freut mich, das freut mich itzt auch, ſagte der Karl, und ſprang mit ihm in die Stube hinein.

Da zog der Vater die Kappe vor ihm ab und die Großmutter ſtund von ihrem Stuhl auf, gieng an ihrem Stab ihm etliche Schritte entgegen, ihm die Hand zu biethen und zu danken.

Ich bin ja nicht der Papa, ſagte der Karl zu der alten Frauen, und meynte gar, ſie ſey etwa blind oder verirrt.

Aber da dankten ihm auch der Vater und die junge Frau, die krank war, und die Tochter, die unter die Linde mußte. Er aber fand ſich bey dieſem Danken unbehaglich, kehrte ſich gegen den Jacobeli und ſagte zu ihm, du haſt mir ja geſagt, ſie wollen mir etwas erzählen.

Da nahm ihn das Kind, das heut am Morgen unter die Linde mußte, bey der Hand, und ſagte ihm: ja, ja, er hat mirs geſagt, ich muß dirs erzählen, wie gut der Papa mit mir geweſen, und erzählte dann alle Worte, die er mit ihr geredet.

Das freut mich auch, das freut mich auch, ſagte Karl immal über das andre. Indeſſen ſuchte ihm der Vater im Keller unter dem Stroh ein halbdutzend Goldäpfel, die ſie von einem jungen Bäumchen, das dies Jahr die erſte Frucht getragen, und die ſchönſten hatte, die im Dorfe wachſen, den ganzen Winter über geſpart und keinen einzigen davon geeſſen, und da er ſie ihm gab und ihm ſelber in den Sack hineinthat, ſagte er ihm noch: aber iß ſie doch jezt auch ſelber und gieb ſie auch nicht weg.

Da dankte der Karl und ſagte: das ſind doch auch gar ſchöne Aepfel und dann bald darauf: aber jetzt am Sonntag kommt der Jacobeli gewiß zu uns; der Papa hat ihn eingeladen, und ihr müßt mir verſprechen, daß er gewiß komme.

Da ihn der Junker ſo an der Hausthüre antraf, fragte er ihn: wo biſt du ſo lang geweſen?

Der Karl antwortete: ja, Papa, bey den Leuten, von denen ich heute Nacht mit dir geredt habe. Ich weiß jetzt alles, wie es gegangen iſt, aber du mußt doch itzt den Buben ſehn, den du auf den Sonntag zu mir eingeladen; er iſt noch eben da vor der Thür, er hat mich bis dahin begleitet.

Hiemit ſprang er vom Papa weg, rief dem Jacobeli zurück, brachte ihn an der Hand zum Papa und erzählte, wie gut ſein Vater, ſeine Mutter, Großmutter und Schweſtern mit ihm geweſen, und das darum, ſagte er, weil du mit ihnen auch ſo gut geweſen; ſie haben mir geſagt, du ſeyſt überall mit gar keinem andern ſo gut geweſen, als mit ihnen, aber denn haben ſie mir gedankt, als wenn ich du geweſen wäre, aber das habe ich nicht gern gehabt; dann nahm er auch einen von den Gold-Aepfeln, die ſie ihm gegeben, aus dem Sack, zeigte ihn dem Papa und ſagte ihm: du haſt keine ſchönern in allen deinen Gärten — Aber ich muß die Aepfel allein eſſen, ich darf niemanden keinen davon geben, ſie haben mir es dreymal geſagt, und ich hab es ihnen verſprochen.

Der Junker freute ſich, den Jacobeli, der ſeinem Karl ſo lieb war, kennen zu lernen und ſagte ihm, er ſoll mit

hnen in Garten kommen, es seyen viele Kinder da, und nüssen eine Milchsuppe mit einander essen.

Der Jacobeli schämte sich und sagte, er habe schon zu Mittag geessen. Karl aber sagte ihm, du lügst, du hast och nicht geessen, und mußt itzt kommen.

Damit zog er ihn am Arm mit sich fort hinter dem Papa in Garten — Die Milchsuppe war noch nicht da, die Frau Pfarrerin hatte sich mit Fleiß ein wenig verspäet, damit sie ihren lieben Junker einige Augenblicke länger n ihrem Tisch aufhalten könne.

Als sie kamen, brachte der Hans und die Köchin eben ie großen Schüsseln voll Milchsuppe, und einen ganzen aufen hölzerner Löffel. Sie hatten sie bey den Nachbaren ntlehnt, denn so viel hatten sie nicht im Haus. Sie brachn auch etliche silberne für den Junker und den Karl; den e itzt mit dem Junker vom Pfarrhaus weg in den Garten hen sahen; aber der Junker und der Karl wollten beyde r hölzerne, und der Karl warf gar in der Freude über n hölzernen, den silbernen, den ihm die Magd anboth, eit weg in den Garten. Aber da der Junker dieses sah, inkte er ihm, und er mußte wahrlich von der Milchsuppe d von den Kindern weg aufstehen, den Löffel wieder suen und vor dem Thor beym Brunnen abwaschen, ehe er n nur der Magd wieder geben durfte.

Die Kinder und die Magd wollten alle für ihn gehen, er der Karl wußte wohl, daß er aus dem nichts gebe, nd sprang, da der Papa gewunken, wie ein Windspiel it dem Löffel zum Brunnen. Da sagten die Kinder zur nken und zur rechten dem Junker: ihr, seyd doch itzt auch

[illegible] mit ihm im [illegible] und [illegible] aus der [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible]

dann auch ſagte er ihnen: er wolle die Suppe lieber, als was man ihm ſonſt in der Welt aufſtellte, ſo gut ſeye ſie.

§. 75.

Ein gefühlvoller Ruhepunkt.

Wenn ich Arner jetzt ſo von der Jugend ſeines Dorfs umgeben und ſeinen Karl ſo mit ſeinen Dorfkindern bey ihrer Milchſuppe ſehe und mir denn das Bild dieſer Scene lebendig vorſtelle; ſo kann ich mich des Gedankens nicht enthalten, wie leicht kann der Menſch ſich die Welt n einen Himmel umſchaffen, wenn ſein Herz voll Liebe nd Erbarmen gegen den Schwachen und Armen im Land t, und er ſich in ſeiner Menſchlichkeit dahin erheben kann, ie Kinder der Armen, die Gottes Kinder ſind, im Geiſt und i der Wahrheit als ſeine Kinder anzuſehn.

Dieſes Herz voll Liebe und Erbarmen im Land wieder erzuſtellen und in den Edeln des Landes von neuem zu leben, ſcheint mir die erſte Pflicht der Menſchlichkeit nſrer Tage, und es wäre doch ſo leicht, dieſem Sinn r Liebe und des Erbarmens wenigſtens auch den hunrtſten Theil der äußern Reize zu geben, die man in ufend und tauſend Epauletten- und Robe-Verhältniſſen ft ſo vielſeitig der Liebloſigkeit und Hartherzigkeit in groer Fülle zugeworfen ſieht. Wahrlich, dieſes Ziel, Liebe nd Erbarmen auch mit einem Theil der äußern Ehre

und Achtung zu bekrönen, mit welcher man hie und da Schwäche und Anmaßung ſo überſchwenglich bekrönt, ſollte das Beſtreben unſrer Tage mehr beleben als es geſchieht.

---

§. 76.

Der Nahmenstag eines alten Junkers.

Einsmals hörten ſie Pferd und Wagen.

Oho, ſagte der Karl, die Mama kommt! die Mama kommt! ſprang von ſeiner Suppe auf und lief ihr entgegen.

Sie war es wirklich.

Der Junker ſtund jezt auch auf, und alle Kinder, ſo viel ihrer da waren, liefen mit den Löffeln in den Händen hinter ihm her, der Mama entgegen. Sie hatte den Rollenberger und ihre zwey ältern Kinder bey ſich, und kam, den Papa wieder heimzuholen. Weit und breit tönte jezt das Geſchrey der laufenden Kinder vom Garten — die Mama — die Mama! — die Mama! — und die Kinder in der Kutſche, die es hörten, riefen zurück: der Papa! der Papa! — der Papa! — Und Thereſe ſtieg, ehe ſie bey ihnen zu waren, aus dem Wagen, und war, wie wenn ſie flog, in Arners Arm.

Sie frug im Augenblick hinter dem Kuß: was machſt du mit allen dieſen Kindern?

Sie eſſen mit mir eine Milchſuppe, und du mußt ſie auch mit ihnen eſſen, ſagte Arner.

Das freute Thereſe. Sie ſprang an ſeiner Hand den Garten hinauf, und der ganze Reihen Kinder hinter ihr her, und ſetzte ſich neben Arner zu den Kindern und ihrer Suppe. Auch die Frau Pfarrerin und der Herr Pfarrer und der Lieutenant kamen jetzt vom Pfarrhaus hinunter, grüßten Thereſe und ſetzten ſich alle zu den Kindern und ihrer Milchſuppe. Da ſie ſo alle traulich beyeinander waren, faſt das ganze Schloß, das ganze Pfarrhaus und faſt alle Kinder aus dem Dorf, ſagte Thereſe: das mahnt mich an den Nahmenstag, den einer meiner Ahnherren alle Jahre feyerte und von dem mein Großvater mir ſelber viel erzählt hat.

Arner, deſſen Herz mit dem Herzen dieſes Ahnherrn gleich ſchlug, ſagte zu ſeiner Frauen: wir wollen jetzt thun, die wenn wir in dieſer alten Zeit lebten und mit dieſen Kindern ſo traulich beyſammen ſeyn, wie dein Ahnherr an ſeinem Namenstag; aber du mußt uns dann weitläufig und umſtändlich erzählen, was er alles an dieſem Tag that.

Ja, aber wenn wir es machen wollen, daß alles ſeyn ſoll, wie am Namenstag meines Ahnherrn, ſo muß auch des Herrn Pfarrers Hans und unſer Klaus und wer immer zu uns gehört, zu uns hinzuſitzen.

Das müſſen ſie, ſagte der Junker, und rief des Pfarrers Hans, der Köchin und ſeinem Klaus, und alle mußten zu ihnen an Tiſch ſitzen und hören, wie der Ahnherr der Thereſe mit den Kindern ſeiner Herrſchaft ſeinen Na-

[illegible] [illegible] [illegible] [

nd ſchenkte einen rothen ein, der dem Schweizerblut, *) as vor mehr als 40 Jahren Leute, die jetzt nicht mehr eben, und denen, die jetzt leben, auch nicht mehr gleichen, um Lob der Schweizerfreyheit und des Schweizervaterands in Schinznach vereinigt tranken. Der Junker hielt ein Glas jetzt auch hoch, wie der Ahnherr und ſagte: Gott ſegne die hölzernen und die, ſo daraus eſſen!

Dann both er Thereſe den Becher und ſie hielt den Becher auch hoch, wie die Ahnfrau und ſagte: Es geht em Herzog wohl und den Edeln im Land, wenn die hölzeren Schüſſeln geſegnet, und die, ſo daraus eſſen! — Dann oth ſie ihn weiter, und ein jeder mußte ein Wort ſagen, um Lob des Bauernſtandes und zum Troſt der Armen.

)er Pfarrer ſagte:

Der Erde Koth auf Schuh und Kleid
Und der Stirne heißer Schweiß
Macht den Bauer zum braven Mann,
Bringt ihm Gottes Segen.
Der Erde Koth im Herzen
Und auf der Stirne Stolz,
Und die Haut in Seiden
Macht den Bauer zum ſchlechten Mann
Und raubt ihm Gottes Segen.

)ann die Pfarrerin:

Das reine Waſſer waſcht Koth
Von Schuh und Kleid und Stirne,

*) Eine Art rother Wein, der bey St. Jacob, bey Baſel, in der Nähe eines alten Schweizeriſchen Schlachtfelds wächst.

Und am Sonntag kommt der Bauer
Ohne Koth zur Kirche.

Der Rollenberger:

Eigen Brod iſt Gottes Brod,
Gleichſam aus der erſten Hand;
Auch fremdes Brod iſt Gottes Brod,
Aber aus der zweyten Hand.

Der Lieutenant:

Das iſt wahr,
Säeſt du dein Korn mit eigner Hand,
Schneid'ſt du dein Korn mit eigner Hand,
So haſt du Gottes Segen
Gleichſam aus der erſten Hand;
Kaufſt du dir Korn kaufſt du dir Wein,
Kaufſt du dir Gottes Segen,
Gleichſam aus der zweyten Hand.

Arner wiederholte Thereſens Wort und ſetzte hinzu: Gott gebe, daß der, der mit goldenen Löffeln aus ſilbernen Schüſſeln ißt, mit nimmermehr Erfolg für den ſorge, der mit dem hölzernen Löffel aus der hölzernen Schüſſel ißt.

Ja, ſagte des Junkers Klaus, der unten am Tiſch ſaß, als es an ihn kam, es braucht mir noch ein Vorjahr, ehe der Silbermann und der Goldherr mit einem Erfolg für den ſorgen können, der mit hölzernen Löffeln aus hölzernen Schüſſeln ißt, daß er es auch ſpürt und Gott dafür dankt.

Was für ein Vorjahr meynſt du, Klaus, das dem Gnadenjahr einer wahrhaft guten Verſorgung des Volks vorhergehen müſſe? ſagten jetzt Arner, Thereſe, Glülphi und alle.

Ich meine, antwortete der Klaus, das Vorjahr, das einem ſolchen Gnadenjahr vorhergehen muß, iſt ein Jahr, in welchem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus hölzernen Schüſſeln ißt, ungeſtraft ſeinen Löffel aus der Hand ſchlagen und ſeine Schüſſel ihm vor ſeinen Augen mit Füſſen treten darf.

Unwillkührlich ſtanden jetzt Arner, Glülphi und alles auf, und aus einem Mund tönte das Wort: ja, ja, dieſem Gnadenjahr, das wir ſuchen, dieſem göttlichen muß ſo ein menſchliches vorhergehen, ehe man für den Mann, der aus Holz ißt, alſo wird ſorgen können, daß er verſorgt iſt, in dem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus Holz ißt, ſeinen Löffel aus der Hand ſchlagen und ſeine Schüſſel mit Füſſen treten, weder kann noch darf, einſtimmig. Aber Glülphi nahm jetzt das Wort und ſagte: ohne dieſes Vorjahr kann das Gnadenjahr, das wir ſuchen und deſſen die Welt bedarf, nicht Statt haben. Er ſetzte hinzu: ſo lange das Menſchengeſchlecht und niemand anders und nichts anders die Welt iſt, ſo hat die Welt ein Recht zu dieſem Vorjahr.

Ja, ſagte jetzt Arner, ſie hat wohl ein Recht, dieſes Vorjahr, zu ſuchen, und Glülphi erwiederte: Arner und Männer wie Sie werden dieſes Vorjahr mit Mitteln herbeyführen, die Sie dazu brauchen, und es wird Ihnen mit dieſen Mitteln gelingen.

Jetzt ſaß die Richterin des Wettkampfs auf ihren Stuhl, oben am Tiſch, Arner klingelte, und Thereſe ſprach nun, wie ehemals die Ahnfrau, das Wort: Der Klaus hat das beſte Wort zum Lob des Bauernſtands und zum Troſt

der Armen geredt — und er mußte nun oben an sitzen an den Tisch, zwischen Thereſe und Arner, und man trank noch einmal aus dem Rundbecher, der nun wieder um den Tisch herumgieng, von Arners rothem, köſtlichſtem Wein, das dem Schweizerblut glich, das ich, aber es iſt lange ſeither, zur Ehre des Volks, zum Lob der Freiheit und zum Segen des Lands mit Männern getrunken, die ihres gleichen ſuchen.

77.

Noch einmal die Feyer des Vaternamens.

Im Hochgefühl dieſer Stunde, im Hochgefühl, daß Arner einer der Männer ſey, der mit ſeinen Beſtrebungen und mit ſeinen Mitteln etwas dazu beytragen könne, das Vorjahr des Segenszuſtands, deſſen die Welt und die Armuth bedürfen; im Hochgefühl, daß ihr Mann im Geiſt und in der Wahrheit den edelſten alten Rittern, die für Gott, für das Vaterland, für ihren Fürſten und für den Unterdrückten und Leidenden im Land, für Recht, Wahrheit und Ehre lebten und ſtarben, gleich denke und handle; im Hochgefühl dieſer Stunde und des hohen Worts, das der gute Klaus zum Lob des Bauernſtands und zum Troſt der Armen geredt, wandte ſie, von dieſer Scene bis zu Thränen gerührt, jetzt wieder einen Blick auf die Spinnermädchen, die in einer langen Reihe noch an ih-

r Milchſuppe ſaſſen und dem Wettkampf zum Lob des
auernſtands und zum Troſt der Armen zuſahen, und
ſt jetzt fiel ihr die Rickenbergerin auf, die, da dieſe ſich
mer beſcheiden hinter die andern zurückzog, ihr bis jetzt
och nie ins Aug fiel.

Ihre Augen ſtunden ihr faſt im Kopf ſtill, als ſie ſie
tzt ſah und zu Arner ſagte: welch ein Engel iſt das?
er iſt das? — Arner nahm ſie beyſeits, erzählte ihr
ie Geſchichte des Kinds und was er von ihr wuß-
e. Jetzt gieng Thereſe an Arners Hand zu dieſem gu-
en Kind hin, nahm es bey der Hand und bath es, den
Spruch, den es dieſen Morgen Arner gehalten, ihr jetzt
u wiederholen. Aber ſie konnte das Kind faſt nicht mehr
ortreden laſſen, als es anfieng „Junker Vater“ zu ſagen.
Sie unterbrach es, und ſagte zu Arner: ach Gott, dieſer
Name war noch zu der Zeit des Ahnherrn, deſſen Anden-
en wir eben feyerten, der gewohnte Name, den das
Volk ſeinen Edeln im Land gab, und jetzt geben dir ihn
nſere Kinder wieder. Als es den Spruch vollendet, um-
mte Thereſe den Engel, nahm dann den koſtbaren, brei-
n, bundfarbigen Gürtel, den ſie eben trug, und band ihn
m ſein weißes Kleid, ſteckte ihm alle Blumen, mit de-
en ſie ſelbſt geſchmückt war, auf Kopf und Bruſt, und
agte ihm denn: nimm das zum Pfand, daß die Frau
eines Junkers Vater deine Mutter ſeyn wird, ſo lang du
ebſt und recht thuſt.

Arner hatte das Wort Junker Vater bey der Anrede
er Kinder im erſtenmal nicht recht verſtanden, ſo ſehr
übernahm ihn der Anblick der Kinder, da er betrübt und

erſchüttert von dem Anblick ihrer Eltern, die unter der Linde eben vor ihm ſtanden, auf der Raſenbank, in ſich ſelbſt gekehrt, da lag und ſie ſo unerwartet und ſo rührend vor ſeinen Augen ſah; aber jetzt gieng ihm der Vatername innig zu Herzen, und er ſagte zu Thereſe: ich hatte dieſen Namen ſchon ſo lange gern; er war unter den lieben Alten ſo ſchön, ſo bedeutungsreich und ſo erhebend; aber ich hätte nicht das Herz gehabt, es auszuſprechen. Die alte Zeit war in vielen Rückſichten ſo einfach und ſo ſchön, aber ich bin ſo fern davon, ganz darein zu paſſen, als die Zeit- und Kunſtmenſchen, die neben mir leben. Aber der Vatername freut mich doch. Meine Leute müſſen mir ihn geben, bis an mein Grab.

Thereſe. Gott Lob! daß du ihn wieder haſt; deine Leute werden dir ihn gerne wieder geben, bis an dein Grab.

Pfarrer. Ich gehöre auch zu Ihren Leuten und Sie erlauben auch mir, Ihnen dieſen lieben Namen zu geben, bis ans Grab.

Arner. Von wem ſollte er mir lieber ſeyn, als von Ihnen? aber ich gebe ihn Ihnen zurück. Er gehört Ihnen zuerſt. Ich heiße ſie von nun an bis an mein Grab lieber Vater Pfarrer.

Jetzt küßte der Pfarrer dem Junker mit naſſen Augen die Hand und redte kein Wort. Der Lieutenant unterbrach den Augenblick dieſer Stille und ſagte: auch ich gehöre zu den Ihrigen und will zu ihnen gehören, bis an mein Grab; auch ich ſage Junker Vater. — Und ich Ihnen Vater Schulmeiſter.

Das gibt mir doch eine ganze Menge Väter, ſagte jetzt die Frau Pfarrerin und ſetzte hinzu: wenn ihr nur Sorg tragt, daß ihr wenig Wittwen und Waiſen hinterlaſſet.

In dem Augenblick, da ſie das ſagte, hob Arner ſeine Augen gegen ſie auf; man ſah, daß es einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Auch Thereſe bemerkte es. Sie fuhr wie im Schreken auf und ſagte zu Arner: was iſt das? was iſt das?

Arner erwiederte: nichts, nichts; aber ſein Herz ſchlug und ſein Blick war ohne Heiterkeit ernſt.

Der Lieutenant und der Pfarrer bemerktens beyde und uchten eilends, das Geſpräch auf etwas anders zu lenken. Es gelang ihnen. Sie ſagten beyde: wir wollen jetzt mit einander noch einmal den lieben Vaternamen feyern.

Das wollen wir, ſagten alle, und alle Kinder, die da waren, von des Junkers Karl an bis auf des Kühhirten Elſi, mußten jetzt im Reihen zu ihnen hinzu, ihnen die Hand geben und ihnen Vater und Mutter ſagen.

Wenn da keine Engel dieſe Eltern und dieſe Kinder umſchwebten, ſo umſchweben nie keine Engel den Menſchen; er mag Reines und Heiliges thun auf Erden, was er will.

§. 78.

Des Junkers Karl macht den Nachtwächter.

Der Junker hatte ſich vorgenommen, dieſen Nachmittag die Bäume, die er vor ein paar Tagen ſeinen Bonnalern gegeben, auf dem Ried ſetzen und den großen Baumgarten anlegen zu laſſen, den er zu dem Platz beſtimmt, an welchem ſie einſt das Feſt der dankbaren Armuth, das er für ſie ſtiften wollte, feyern ſollten. Thereſe iſt auch mit dem Glülphi und Rollenberger dafür angekommen, um beym Anlegen dieſes Baumgartens gegenwärtig zu ſeyn und das halbe Dorf wartete, bis der Junker vom Mittageſſen im Pfarrhaus auf den Gemeindplatz kommen werde, wo ſich alles verſammelte, um mit ihm aufs Ried zu ziehn.

Aber alle, alle im Pfarrhaus hatten ob den Freuden des Vaternamens das Baumſetzen auf dem Ried, und daß der Junker verſprochen, um 2 Uhr dafür auf den Gemeindplatz zu kommen, vergeſſen; die Knaben im Dorf, die ſeit dem Mittageſſen ſich immer mit ihren Geißen beſchäftigten, vergaſſen es nicht. Sie ſahen alle Augenblicke auf den Kirchthurm, ob es nicht zwey Uhr ſey, und ſobald die Glocke geſchlagen und der Junker und alles im Garten noch ſtill ſaß und kein Zeichen zum Aufbruch gab, und es bald 3 Uhr ſchlagen wollte, machten die Buben einen Anſchlag, mit ihren Bäumen auf der Achſel und mit ihren Geißen an der Hand vor das Pfarrhaus zu ziehn und den Junker und ihre Schweſtern und wer ſonſt mitkommen

mmen wolle, um zu ſehn, wie ſie ihre Bäume ſetzen, f das Ried abzuholen. Und der Karl, der, wie ge- hnt, ſeine Augen immer in allen Ecken herumgehen ß, ſah die Knaben zuerſt gegen den Pfarrhof anrücken, ang zu ihnen hinaus und das erſte Wort, das er zu ien ſagte, ehe er ſie grüßte, war: warum habt ihr doch Geißen mit euch? ſie können euch ja nicht helfen Bäu- e ſetzen.

Ja, aber ſie können auf dem Ried weiden, wenn wir äume ſetzen und unſere Schweſtern, die da ſind, müſ- n mit uns aufs Ried; ſie können ſie dann ja hüten, er- iederten die Knaben.

Das iſt wahr, das iſt recht, ſagte der Karl; dann athen ihn die Knaben, er ſolle jetzt doch auch machen, aß der Junker und alle, die mit wollen, bald kommen, s ſey ſchon bald 5 Uhr; ſie wollen dann einen ſchönen ug anſtellen und ihre Schweſtern müſſen dann in ihren chönen Kleidern mitkommen, wenn ſie ſchon auch nicht Bäume ſetzen können. — Wie die Geißen? ſagte Karl nd lachte. — Ja, wie die lieben Geißen, erwiederten ie Buben, lachten auch und ſagten: wir haben noch Trommel und Pfeife bey uns, es muß ſchön gehen; aber eh doch jetzt, geh doch und mache, daß der Papa und ter mit will, bald kommen. — Das will ich, das will ch, erwiederte jetzt der Karl, ſprang in den Garten, ſtell- e ſich vor den langen Tiſch, an dem Papa, die Herren, rauen und alle Kinder ſaſſen, und rief dann das Nacht- ächterlied: höret, ihr Herren und Frauen, was ſoll ich

euch ſagen? die Glock' und die hat 2 Uhr geſchlagen, zwey geſchlagen! ſchon lang zwey geſchlagen!

Alles lachte ob dem Nachtwächterruf, und der Junker ſagte, es iſt wahr, ich habe den Nachtwächterruf verdient. Um 2 Uhr habe ich verſprochen, auf's Ried zu kommen, und jetzt iſt's ja bald 3 Uhr, wir wollen jetzt gleich gehen. Der Karl erwiederte: alle Buben warten mit ihren Bäumen und mit ihren Geißen vor dem Garten auf dich, und ihre und meine Schweſtern müſſen auch mitkommen; es muß ein großer und ſchöner Zug werden.

Alles ſtand jetzt auf, und die Spinnerkinder ſprangen was ſie konnten und mochten zum Garten hinaus auf die Straße zu ihren Brüdern.

Auch Arner, der Pfarrer und Glülphi ſtanden jetzt auf, den Zug zu ſehn, den die Knaben vorhatten, um ungeſäumt mit ihnen aufs Ried zu ziehn. Aber es gieng mit der Einrichtung des Zugs nicht vorwärts. Die Knaben, die ihn allein einrichten wollten, ſtanden in einem Wirwar unter einander und hatten einen Freudenlärm, daß man ſein eigen Wort nicht mehr hörte. Da Glülphi kam, rief er: ſtill ihr Knaben! und hatte den Zug in einem Augenblick in der Ordnung.

Die Trommel und Pfeife mußten voraus, dann der Karl mit der Fahne, dann ein Knab und ein Mädchen; der Knab hatte Bäume auf der Achſel, und das Mädchen führte die Geiß. Die ſo Geißen hatten, waren die erſten, die andern hinter ihnen. Der Karl, der mit ſeiner Fahne hinter ſich ſah, rief jetzt denen, die Geißen hatten und ihm

daher ſtanden: ihr marſchiert jetzt zu dreyen und die andern zu zweyen.

Buben und Mädchen antworteten ihm: zählſt du die Geißen auch zu uns, daß du uns zu dreyen rechneſt?

Er erwiederte: warum nicht? ich kann bey den Geißen ins, zwey, drey zählen, wie bey euch.

Jetzt giengs aufs Ried. Der Zug war luſtig und ſchön; aber der Unterſchied zwiſchen den Knaben und Mädchen war groß. Die Knaben waren in ihren Alltagskleidern und in der ganzen Unreinlichkeit ihres gewohnten Seyns aus dem Dorf, die Mädchen aber waren von ihren Müttern und den drey Frauen ſo ſchön geputzt, als nur immer möglich. Der Junker und der Pfarrer, denen dieſer Unterſchied auffiel, ſagten beyde zu einander: wills Gott, wird das bis nach einem Jahr auch anders werden. — Ja, ſagte Thereſe, wenn ihr immer mehr Leute findet, die euch darinn ſo an die Hand gehn, wie es heute dieſe drey Weiber gethan haben.

Es iſt wahr, ſolche Leute, wie dieſe drey Weiber, haben wir nöthig und müſſen ſie ſuchen, ſagten einſtimmig Arner, der Pfarrer und der Lieutenant.

Suchet dann, ſagte jetzt Thereſe, meinethalben morgen und bis übers Jahr, wen ihr weiter dazu braucht und findet, heute will ich mit dem ganzen Zug den drey Weibern, die die Spinnerkinder für dieſen Zug ſo angezogen und geputzt, danken.

Das iſt brav, das iſt brav, das iſt brav, ſchrien jetzt der Junker, der Pfarrer und Glülphi, wir gehen mit dem Zug vor ihren Häuſern vorbey. Und als die Spinnerkinder

das hörten, ſchrien ſie alle: ja, ja, wir wollen dem Mareili, der Gertrud und der Reinoldin danken. Und der Zug gieng nun vorwärts. Aber jetzt hatten die Kinder vor den großen Häuſern gute Ruhe. Einige der reichern Bauern-Kinder weinten faſt, daß ſie nicht auch wie der Reinoldin Kinder, mit ihnen durften, und der Kalberleder, der wieder Miſt lud, lief, ſobald er den Zug unten an der Gaß erblickte, von ſeinem halb geladenen Wagen weg und ließ ſich eine halbe Stunde nicht mehr vor dem Haus ſehen.

Der Diane aber roch ihn noch, da er wieder zur Miſtgrube kam, ſprang ihm unter dem Wagen durch bis zur Hausthüre nach, die aber zu war, und es mußte alles, ſelbſt der Junker lachen, da ſie den Hund ſo ſahen an der Thüre ſcharren und einen Laut geben, wie wenn er ſeinen Mann wieder herausfordern wollte.

§. 79.

Die Demuth des Baumwollenmareilis iſt neben der Thereſe eben ſo rein und eben ſo groß, als ſein Muth neben den Meiſterkatzen im Dorf rein und groß war.

Das Mareili hatte eben die Stube voll Spinnerweiber, die ihm Garn brachten und dankten, daß es ſich ihrer Kinder ſo angenommen, als eben der Zug die Gaſſe hin-

uf gegen ſein Haus kam. Alle Spinnerweiber liefen ans Fenſter, zu ſehen, was es wieder Neues geben wolle; es llein blieb an ſeinem Tiſch, wog der Rebhäuslerin ihren Bündel Garn wie ſonſt fort, gab ihr ihre Baumwolle daegen und zahlte ihr den Lohn noch, ehe es auch ans Fenter trotſchelte, zu ſehen, wo dieſer Zug hin wolle. Es ih kaum zum Fenſter hinaus, ſo ſtand der Zug vor ihm u ſtill; die Trommel tönte, die Pfeife pfiff, die Fahne ehte, und es ſagte zu ſich ſelber: was iſt jetzt das für ein Narrenſtück, daß ſie eben da zu ſtehen bleiben?

Das iſt jetzt dir zu Lob und zu Ehren, ſagten die Weier, und indem ſie das ſagten und immer noch zum Fenter hinaus ſchauten, war die Junkerin ſchon in der Stue und rief: wo iſt jetzt das Mareili?

Das Mareili kehrte ſich um und mit ihm alle, die am Fenſter waren; aber es wußte nicht, wie ihm war, da Thereſe es ſogleich erkannte. Dieſe gieng auf ihns zu, nahm es bey der Hand und dankte ihm dann im Namen des Junkers und des Pfarrers und des ganzen Zugs, daß es ſich der armen Kinder ſo angenommen. Das Mareili ſtand da wie verſteinert, es wußte nicht was es der Junkerin antworten ſollte, Scham, Rührung und Freude durchkreuzten ſich in ſeiner Seele, daß es durchaus nicht wußte, wie ihm war. Es konnte lange kein Wort hervorbringen; endlich ſagte es doch: gnädige Frau! das habe ich gewiß nicht verdient, und mein Brüder gewiß auch nicht; was wir bisher gethan und was wir ferner thun innen, iſt unſere Schuldigkeit, und dafür hat uns niemand zu danken.

Sein Bruder, der Baumeister, war diese ganze Zeit über in der Residenz, und hörte die Worte, die Ihnen und seine Schwester von einander redeten; aber der Zug und das Trommeln und Pfeifen vor seinem Hause behagte ihm nicht. Er kam auch nicht aus seiner Stube hervor, sondern zog seine Vorhänge vor seinem Fenster, damit auf der Gasse niemand merke, daß er zu Hause sey. Er war über alle das Gerücht der Junkerin um seine Schwester verdrüßlich. Es sind heraus Leute, sagte er zu sich selber, der Junker und die Frau; sie meynen es redlich und es ist recht, daß sie uns danken; aber zu viel ist zu viel, und ich finde das zu viel um mehr, als das zu wenig, und Gemein ist Gemein. Sie erwarte, wie der Zug vor seinem Haus und die Junkerin in der Stube neben Baumeisters Zimmer, war seinem ganzen Herzgang fremd, und mißfiel ihm innerlich.

Unter, der Pfarrer und Gottlieb, die bey den Kindern auf der Gasse vor der Thür standen, dachten nicht so; es war keine Rede davon, daß sie jetzt so mit den Trommeln und Pfeifen aufhören, und still vom Hause wegziehen sollten, wofür das Marili Therese dringend bath. Die Herren wollten das, was sie fröhlich, laut und herzlich angefangen, jetzt auch fröhlich, laut und herzlich vollenden, und als Therese jetzt das Marili, das um diesen stillen Abschied bath, verließ und es mit der Junkerin unter die Hausthüre kam, hörte zwar die Trommel und Pfeife auf einmal auf, aber der Karl zog den Hut ab und rief: „Es lebe das gute Marili!“ und augenblick-

lich darauf der ganze Zug, daß es die ganze Gasse hinauf und hinab tönte: „Es lebe das gute Mareili!“

Es aber lief von der Thüre und von der Junkerin weg und kam feuerroth in die Stube, so sehr machte es as, was ihm unter der Thüre begegnet, betroffen, und wollte jetzt, da es wieder in die Stube hinein kam, so- leich mit seiner Arbeit fortfahren, den Spinnerweibern re Bündel Garn abnehmen und sein Geschäft treiben, ie immer; aber die Spinnerweiber dachten jetzt nicht an re Bündel Garn, nicht einmal an ihren Spinnerlohn. Wie wenn sie sonst nichts zu thun hätten und gerade nur m deswillen da wären, stunden sie jetzt alle um das Mareili herum. So lange Bonnal steht, sagten sie ihm lle, ist eine solche Ehre, wie jetzt dir, niemand wieder- ahren; aber du hast es auch verdient. Es antwortete nen: laßt mich jetzt damit ruhig; es ist gut, daß es vor- iber, und bringet mir jetzt euer Garn, daß ich es wäge nd wieder in die Ordnung komme, in der es mir wöh- er ist, als wenn man mir vor den Fenstern trommelt und pfeift.

§. 80.

Falschheit zerreißt alle Bande der Erde.

Vom Mareili weg gieng der Zug zur Reinoldin. Die- se ihre Mutter zankte schon ein paar Stunden mit ihr, daß sie sich des Lumpenzugs also angenommen und ihre

Kinder mit dem Bettelgeſindel mitlaufen und dem Narrenjunker für etwas danken laſſen, wofür ihm alles, was im Dorf Ehr im Leib hat, mit dem Teufel danken möchte. Was ſie am meiſten erbitterte, war, daß ſie noch bey ihren Schweſtern Hemder und Strümpfe und Schuhe dafür entlehnt. Meinſt du, ſagte ſie, noch ein paar Minuten, ehe der Zug vor ihr Haus kam, zu ihr: ich habe nicht genug daran, daß du ſo ein ungerathenes Kind biſt und dir alle Leute über den Kopf richteſt? willſt jetzt auch noch deine Schweſtern ins Geſchrey bringen, daß ſie ſeyen wie du, und machen, daß ſie in keinem Ehrenhaus mehr eine Heurath finden? Auch ſagte ſie ihr: wenn dein Mann nicht auch ein Narr wäre, der eine Strafe vom Himmel verdient hätte, ſo hätte er dich gewiß nicht genommen; aber es muß mit will's Gott mit den andern Kindern nicht ſo gehen. Was haſt du vom Junker? und was geht dich auch der Narr an? warum begreifſt du doch nicht, daß wer im Dorf iſt, es mit dem Dorf halten muß, und mit denen, die im Dorf etwas haben und darin Meiſter ſind, und nicht mit Bettelvolk und mit Leuten, mit denen man keinen Hund zum Ofen herauslocken könnte? Aber du thuſt mir das nur zu leid; du weißt, — daß es mir Verdruß macht, und wenn du mich könnteſt mit deinem Letzkopf ins Grab bringen, du würdeſt es nicht ſparen. Du haſt es mir dein Lebtag immer alſo gemacht.

Sie hatte das Wort: du haſt es mir deiner Lebtag alſo gemacht — noch auf ihrer Zunge, als ſie die Trommel und Pfeifen des Zugs hörte, der ſich ihrem Haus näherte. Jetzt ſchwieg ſie plötzlich, und ſagte: das wird wieder der

Narren-Zug von heute Morgen seyn. Mit dem sprang sie an's Fenster, sah den Zug die Gaß hinauf gegen ihr Haus zu kommen; aber als er gerade vor ihren Fenstern still stund und die Junkerin vom Zug weg gerade gegen ihr Haus zu gieng, schlug sie das Fenster plötzlich zu, wandte sich an ihre Tochter und sagte: was ist das? sie will, glaube ich, zu uns. Was hat sie bey uns zu thun?

Ich weiß nicht, sagte die Tochter. Und die Mutter: wisch dir doch die Augen, daß nicht gar alle Leute sehen, was du für ein Narr bist. — Sie wischte sie wirklich ab; aber sie konnte mit dem Abwischen das Rothe im Aug nicht weiß machen. Was die Mutter immer sagte, es half nichts; sie sah aus, wie jemand, der sich die Augen fast aus dem Kopf heraus geweint. Jetzt trat Thereſe zu ihr hinein, gab ihr freundlich die Hand und dankte ihr, wie dem Mareili, im Namen des ganzen Zugs und des Junkers für alle Sorgfalt und alle Liebe, mit der sie sich der guten Spinnerkinder angenommen u. s. w. Aber die Reinoldin konnte in dem Gemüths-Zustand, in den sie die Mutter hineingebracht, kein Wort hervorbringen.

Die Alte biß die Zähne über einander. Ihre Augen glühten vor Zorn gegen ihre Tochter. Indessen nahm sie plötzlich das Wort und dankte der Junkerin mit geschliffenen Worten und mit einem erzwungenen Lächeln für die Ehre, die sie ihrer Tochter erweise, und sagte: die Junkerin habe auch gar zu viel Mühe genommen für sie; sie habe nichts anderes gethan, als was ihre Schuldigkeit gewesen und möchte nur wünschen, daß sie mehr Gelegenheit hätte, ihr oder dem Junker zu dienen. Dann setzte sie noch

hinzu: Die gnädige Frau ſolle doch ihrer Tochter verzeihen, es ſeye jetzt einmal ſo ihre Natur, wenn ſie etwas übernehme, ſeye es Freud oder Leid, ſo könne ſie nicht anders, es bringe ſie ſogleich zum weinen. — Das iſt eine glatte, ſagte Thereſe, ſobald ſie ſo für ihre Tochter das Wort nahm, zu ſich ſelber, ſah ihr, ſo lang ſie redte, mit unverwandten Augen ins Maul, und als ſie ausgeredt, gab ſie nicht ihr Antwort, ſondern wandte ſich noch einmal an die Tochter, die dann endlich ſo weit gefaßt war, daß ſie ihr ſagen konnte: das Wenige, das ſie für den Zug habe thun können, habe ihr Freude gemacht und ſie habe dafür keinen Dank verdient.

Die Junkerin wiederholte noch, wie bey dem Mareili, daß der Junker und ſie alles, was ſie den Armen in ihrem Dorf und ihren Kindern Gutes thun, ſo anſehen, als ob es ihnen ſelber geſchehen. Dann ſagte ſie ihr noch, daß der Junker ſie mit dem Mareili und der Gertrud und dem Baumwollenmeyer dieſen Abend im Pfarrhaus erwarte.

Als ſie Abſchied nahm, begleitete ſie ihre Mutter unter hundert Höflichkeitsbezeugungen unter die Thüre und als jetzt Karl und der ganze Zug, wie bey dem Mareili, den Hut abzog und rief: „Es lebe die gute Reinoldin!“ konnte die Mutter faſt nicht aufhören, mit der Hand dem Zug zu danken, und als er fortgieng und die Reinoldin ſchon längſt wieder in der Stube und hinter dem Ofen war, und weinte, blieb die Mutter unter der Thüre ſtehen, bis ſie kein Bein mehr vom Zug ſah.

Als aber auch ſie wieder in die Stube hineinkam, war es das erſte Wort, das ſie zu ihrer Tochter ſagte: du haſt

ch aber einmal ſchon aufgeführt; mit dem Zuſatz: du ateſt das mir zu leid und haſt nichts damit geſucht, als ich zu Schanden zu machen.

Aufgebracht und bitter antwortete ihr jetzt die Tochter: h möchte doch nur auch wiſſen, was ich in der Welt thun ühte, von dem ihr nicht ſagtet, ich thäte es euch zu leid, enns euch darnach im Kopf iſt.

Ja, ja, du biſt ein ſchönes Menſch, ſagte die Mutter, ed' nur viel.

Die Tochter aber war in dieſem Augenblick ihrer ſelbſt nicht mächtig und antwortete ihr: ich wollte lieber, ihr hättet mir die Hand ins Maul geſchlagen, daß mir alle Zähne in Rachen hinunter gefallen wären, als daß ihr der Junkerin vor meinen Augen ſo gute Worte gegeben, da ihr doch hinter ihrem Rücken vom Junker und von ihr redet, wie wenn ſie in keinen Schuh hinein gut wären.

Mutter. Das iſt eben deine Narrheit, daß du meynſt, man müſſe mit und vor jedermann reden, wie man denkt.

Tochter. Ja, ich meyne das und ſage es unverholen, es iſt vor Gott und Menſchen nicht recht, wie ihr mit der Junkerin redet.

Mutter. Du unverſchämtes Kind! das iſt jetzt der Dank, daß ich mich deiner ſo angenommen, da du vor ihr zu geſtanden, wie der Ochs am Berg.

Tochter. Dafür kann ich euch nicht danken. Ich wollte lieber, ihr hättet mich vor ihr ſtehen laſſen, wie der Ochs am Berg und ihr gerade herausgeſagt, ihr denkt über dieſen Zug nicht wie ich. Ich kann es nicht aus-

ſtehen, wenn man mit den Leuten ſo wider Wiſſen und Gewiſſen redt.

Mutter. Mich kannſt du nicht ausſtehen. Du haſt deine Freude daran, wenn du mich und die Deinigen als immer recht zu Schanden machen kannſt. —

Die Tochter fühlte endlich, daß ſie nur zu lang und zu viel geredt und ſchwieg jetzt ganz. Die Mutter aber zankte fort und endlich noch darob, daß ſie ihr keine Antwort mehr gebe. Zuletzt ſtand dann die Reinoldin von ihrem Winkel hinter dem Ofen auf und gieng aus der Stube; die Mutter aber rief denn noch ihre Schweſter, die dem Zank auszuweichen in die Küche gegangen, und erzählte ihr, was für eine ſchlechte Schweſter ſie haben und fragte ſie zuletzt noch: ob ſie jetzt auch glaube, ſo ein Kind könnte in Himmel kommen, wenn es ſtürbe?

Dieſe erwiederte: ſie wolle doch etwa das Beſſere hoffen — und die Mutter: es wird einmal ſchwer halten, glaub mirs nur.

§. 81.

In der Unſchuld und Einfachheit niedern Schatten entfalten ſich Keime des hohen und Erhabenen, und ſprechen ſich immer in hoher Demuth aus.

Von ihr weg gieng der Zug zur Gertrud. Dieſe war ganz allein in ihrer Stube, ihre und des Rudis Kinder

waren alle am Zug oder bey demſelben, als dieſer vor ihrem Haus ſtill ſtund und Thereſe in ihre Stube hineintrat und ungefähr die nehmlichen Worte zu ihr ſagte, wie zu dem Mareili und zur Reinoldin. Gertrud erröthete. Sie wußte eigentlich nicht, was ihr geſchah. Wie aus dem tiefſten Erſtaunen über etwas ganz Unbegreifliches fielen ihr die Worte: „was hab ich denn gethan, daß ich das verdiene?“ aus dem Mund. Thereſe ſagte, wie ſehr es ſie und den Junker freue, daß ſie ſich des Kinderzugs ſo angenommen und wollte mehr ſagen, als Gertrud erwiederte: der gute, gnädige Herr, den wir jetzt haben, hat meinem Mann und mir und uns allen aus den tiefſten Nöthen, darinn Menſchen ſtecken können, geholfen, und uns allen ein geſegnetes und glückliches Leben verſchafft, jetzt kommen Sie, mir zu danken, daß ich ein paar Kindern etwas armſelige Kleider geliehen. Dann bath ſie die Junkerin, eben wie das Mareili, dringend, ſie ſolle doch befehlen, daß man mit dem Trommeln und Pfeifen vor ihren Fenſtern einhalte und ſagte: dergleichen Sachen ſchicken ſich nicht für ſie und ihr Haus. — Laß das jetzt gut ſeyn, die Kinder haben Freude daran, und ſetzte hinzu: auch unſer neue Schulmeiſter dankt dir für die Hülf und Rath, die er in ſeiner neuen Laufbahn bey dir findet.

In dem Augenblick, da Thereſe dieſes ſagte, trat der Lieutenant aus dem Kinderzug heraus, kam zur Gertrud in die Stube und ſagte: ich kann die Junkerin dir nicht allein danken laſſen, ich muß es mit ihr thun und dir ſagen, in welchem Grad ich von dir Hülfe, Rath und

Handbiethung zu meinem ſo ſchweren als wichtigen Beruf erwarte und wie ſehr ich Gott danke, dich zu kennen und durch dich die Wichtigkeit des häuslichen, mütterlichen Sinns und ſeiner hohen Kraft als das erſte Bedürfniß anerkenne.

Er ließ ſie nicht antworten. Er drückte ihr nur noch die Hand und war mit einem Sprung wieder beym Zug. Die Trommel tönte wieder und Thereſe nahm Abſchied. Der Karl ſchwang wieder den Hut und rief mit dem ganzen Zug: „es lebe die gute Gertrud!“

§. 82.

Kinderfreuden und landwirthſchaftlicher Volksunterricht.

Von der Gertrud weg gieng der Zug aufs Ried. Es war ein frohes Getümmel den Berg hinan.

In der hohlen Gaſſe, oben am Dorf, beym großen Echo, das rund um den Berg läuft und durch das ganze Thal hinab ſich wiederholt, ſtanden der Junker, der Pfarrer und Glülphi ſtill, und das genau an dem Ort, wo man ſich hinſtellen muß, wenn man das Echo am vernehmlichſten und am längſten ſich austönen hören will. Die Knaben kannten den Ort, wußten alſo, warum die Herren ſtill ſtanden und auf einmal ertönten hundert Stimmen. Die Buben jauchzten, Trommel und Pfeifen tönten ſo laut

ſie konnten; es ſchien ſogar, die Geißen ſelber mäckelten lauter, damit das Echo auch recht ſchön töne. Das frohe Getümmel dauerte, bis ſie oben auf dem Berg und dem Ried ganz nahe waren, auf das ſie hin wollten. Auf dem Platz, auf dem ſie die Bäume ſetzen ſollten, hielten ſie ſtill; da redten die Knaben noch einen Augenblick herzlich mit ihren Schweſtern, und bathen ſie, daß ſie ihre lieben Geißen doch wohl hüten, während dem ſie ihre Bäume ſetzen. Da ſagte der eine zu ſeiner Schweſter: ſuch' ihr doch einen guten Platz, wo ſie viel Gras findet, zum weiden; ein anderer: es hat in der Nähe am Bach junge, ſchöne Erlen, ſuch' doch, daß du ihr etwas von dieſem Laub bekommeſt, die Geißen freſſen es lieber als Gras. Aber nicht alle waren ſo freundlich mit ihren Schweſtern; einer ſagte: wenn du mir die Geiß verlierſt oder wenn ſie hungrig heimkommt, mußt du den Lohn ſicher dafür kriegen.

Nachdem ſie ihre Geißen, der eine beſſer, der andere ſchlechter, ſo verſorgt, ſuchte jeder Knab ſeinen Vater, führte ihn an der Hand an den Platz, den ihm der Lieutenant für ſeine Bäume angewieſen und mit einer Nummer bezeichnet. Nun giengs an ein Graben der Löcher, in die man die Bäume hineinſetzen wollte; aber der Rollenberger und der Glülphi ſahen bald, daß faſt jedermann das Geſchäft ungeſchickt angreife, und daß die Väter in Bonnal und ihre Buben vom Baumſetzen ungefähr ſo viel verſtehen, daß ſie den Baum nicht bey den Aeſten und nicht der Länge nach ablegen, ſondern ihn bey der Wurzel in Boden hineinthun und der Höhe nach aufſtellen müſſen; aber denn auch nicht mehr. Der Rollenberger, der das noch

weit beſſer verſtund als der Glülphi, zog ſeinen Rock aus, ſprang von einem Ecken zum andern, zeigte ihnen, was man wiſſen muß, wenn man einen Baum recht ſetzen will, z. Ex. auf welche Seite ein jeder ſeinen Baum kehren müſſe, damit er wieder gegen die Sonne ſo zu ſtehen komme, wie er vorher geſtanden u. dergl. Er vertheilte ihnen die Wurzeln, ſchnitt das Unnütze und Schadhafte ab, wie ein Gärtner; er machte ihnen den Heerd rein, zeigte ihnen, wie ſie in der Ordnung und gleichförmig den Baum zulegen und andrücken, und auch, wie ſie denſelben vor dem Gegenwind und dem Wild ſicher ſtellen müſſen.

Die Nachbaren, obgleich die meiſten von ihnen alles dieſes ſehr ungeſchickt angriffen, hatten doch allgemein ſo viel Bauernſinn, zu ſpüren, daß er recht habe und das Baumſetzen beſſer verſtehe, als ſie. Sie beſtrebten ſich auch wirklich unverſtellt, was er ihnen angab, zu machen, wie er wollte, und es zeigte ſich auch an dieſem Beyſpiel, wie ſehr man den Bauern unrecht thut, wenn man von ihnen behauptet, ſie wollen von niemand nichts annehmen, ſondern immer hartnäckig nur beym Alten bleiben. Das iſt ſicher unrichtig; die Bauern ſind weder ſo dumm, noch ſo ungelehrig, ſo hartnäckig, als man glaubt, und es iſt durchaus nicht wahr, daß ſie im Feldbau von den Herren nichts Neues annehmen wollen; ſie wollen nur, daß die Herren es ihnen nicht blos mit dem Maul und in den Büchern, ſondern mit den Händen zeigen und zur Probe ihren eigenen und nicht bloß der Bauern ihren Geldbeutel daran ſetzen. Aber leider, Gott erbarm, zeigen ihnen eben wenig Herren etwas, das ihnen dienen könnte und noch weniger auf

eine

ie Art, wie ſie es brauchen und ſich zu Nutz ziehen nten.

Alle Augenblicke ſprang ein Bub mit ſeinem Vater m Rollenberger und bath ihn: lieber Herr! helfet uns ch unſere Bäume ſetzen und zeiget uns auch, wie man recht mache. — Auch der Lieutenant ſprang eben ſo reitwillig herum, zu thun, warum ſie ihn bathen.

§. 83.

uſammenhang dieſer Bauernarbeit mit guten Erziehungsgrundſätzen und ein Beweis, daß des Junkers Karl bey ſeinem Rollenberger diesfalls unter guten Händen iſt.

Es war dem Junker eine Luſt, zuzuſehen, wie Glüli, und beſonders ſein Rollenberger ſeinen Bauern bey ieſer Arbeit an die Hand giengen und wie freundlich die neiſten annahmen, was ſie ihnen zeigten. Am allermeiten aber rührte ihn, daß ſein Karl ſich die ganze Zeit in ieſem Geſchäft äußerſt belebt und thätiger zeigte, als kein einziger unter allen Bauernknaben, die da waren. Er konnte nicht anders, als jeden Augenblick zu ſich ſelber ſagen: ich ſehe auch hier, daß mein Karl unter guten Händen iſt, wenn ſchon unſere Sylvia alle Tage lauter darüber Lerm macht und dem guten Oncle darüber in den Ohren liegt, der Sohn eines Reichsfreyherrn dürfe nicht

länger unter den Händen eines Manns gelaſſen werden, der eines Bauernamtmanns Sohn ſey und, wie ſie ſagt, von den Kühen und den Stieren weg zum Erzieher eines Edelmanns geworden.

Im Anfang, als der Karl aufs Ried kam, ſprang er eine Weile mit ſeiner Geiß allenthalben herum, zu ſehen, wie es gehe und wie der Rollenberger den Bauern im Baumſetzen allen Rath gebe; dann aber, da kein Bub mehr ſeine Geiß an der Hand hatte, ſondern ſie alle ſchon ihren Schweſtern zum Hüten übergeben und ſich jetzt zum Setzen ihrer Bäume rüſteten, ſprang auch er einsmals mit ſeiner Geiß zu ſeiner Schweſter, gab ihr dieſelbe am Seil in die Hand, und ſagte zweymal: hüte ſie mir recht, hüte ſie mir doch recht; ich gehe jetzt meinen Baum zu ſetzen. Dann nahm er den ſchönen, großen Baum, den er ſich zu Haus ausgeleſen, und ſtellte ſich mit demſelben auf der Schulter vor ſeinen Papa, verſpreitete ſeine Beine, wie ein Bauernbub, wenn er ſich was rechtes meynt und ſagte zum Junker: jetzt, wenn du willſt, kannſt du auch kommen und mir helfen meinen Baum ſetzen, die andern Aetti (Väter) helfen ihren Buben auch.

Das will ich, ſagte Arner, und gieng an ſeiner Hand mit ihm an den Platz, den der Lieutenant ihm für ſeinen Baum angewieſen.

Dieſer Platz war in der Mitte des Rieds auf einer leichten Höhe und die andern zweyhundert und fünfzig kamen alle rund um ihn herum, in zwölf langen Reihen, die ſich alle an den Mittelpunkt, auf dem Karls Baum ſtand, anſchloſſen.

Da der Karl das ſah, ſagte er zum Junker: das iſt auch in ſchöner Platz, hat der Hr. Lieutenant das jetzt meinem Baum zu Gefallen gethan?

Ja, das hat er, du kannſt ihm nur danken, ſagte der Junker.

Da ſprang Karl zu ihm hin und an ihn auf, dankte ihm und küßte ihn herzlich für den ſchönen Platz, den er ihm für ſeinen Baum auserſehen.

Dann nahm der Junker den Karſt, der ſchon da lag, in die Hand, und machte dem Baum ſeines Karls ein Loch in den Boden und hackte den Herd ſo leicht auf, wie wenn er es ſeiner Lebtag gewohnt geweſen wäre.

Jetzt wollte alles, was da war und den Junker an dieſer Arbeit ſah, auch daran Theil nehmen und den Baum mitſetzen helfen.

Der Rollenberger ſprang von dem hinterſten Ecken hinzu, und der Lieutenant, der Pfarrer, die Frauen, alles kam herbey und wollte auch daran Theil nehmen; aber der Karl, der gern ſeinen Baum mit dem Papa allein geſetzt hätte, murrte ein paarmal halb laut, er brauche dieſe Hülfe nicht. Der Rollenberger merkte, was er murre und ſagte ihm: ſags doch nur laut. Da ſagte der Karl ganz laut: ja, es iſt einmal mein Baum, und ich möchte ihn mit dem Papa allein ſetzen. — Jetzt lachten alle, und alles machte ihm Platz, und er half jetzt dem Papa ſo fleißig, daß er ſchwitzte. Und da er fertig war, ſtampfte er noch rund um den Baum her mit ſeinen Füßen den Boden eben, daß der Heerd ſich recht ſetze und an der Wurzel anlege. Dann ſprang er wieder zu den andern Buben, die noch

nicht fertig waren, und da die meiſten, wenn ſie ihre Bäume geſetzt, noch den Hut abzogen und „das walt' Gott!" dazu ſagten, ſprang Karl auch wieder zu ſeinem Baum zurück, zog den Hut ab und ſagte: „das walt' Gott, du liebes Bäumchen!"

Das freute den Junker und den Pfarrer. Beyde zogen, neben dem Baum ſtehend, auch den Hut ab und ſagten: „das walt' der liebe Gott!" — und von allen Bauern, die um ſie her ſtanden, war nicht einer, der nicht auch den Hut abzog und das Wort wiederholte.

§. 84.

Von Volksfeſten, vom Holzmangel und vom Volkselend.

So gieng der Abend dem Junker, den Kindern und allem Volk, das da war, fröhlich und heiter vorüber. Alles gieng nun heim. Vater, Mutter, Brüder, Schweſter, Geißen, alles zog mit; auch der Lieutenant, die Frau Pfarrerin und der Rollenberger waren ſchon einige Schritte voraus und der Junker, der mit dem Pfarrer einige Schritte zurück war und ſtill ſtund, rief dem Lieutenant: „ſie ſollen nicht auf ſie warten, ſie wollen gleich kommen" — und kehrte ſich dann wieder mit dem Pfarrer gegen die eben geſetzten Bäume, und war voll von den Gedanken, daß einſt

sein Bonnal unter ihrem Schatten das erste Fest feyern werde, dessen Stiftungsbrief er im Sack hatte.

Dann nahm er diese Urkunde hervor und sagte mit einem Blick, dem tiefe Besorgniß zum Grund zu liegen schien, zum Pfarrer: er wolle sie auf den Fall seines Todes in seine Hände legen und wünsche in diesem Fall, daß sie in dem Augenblick, in dem man ihn in sein Grab hinabsenke, allem Volk, das ihn zur Begräbniß begleite, vorgelesen werde; setzte dann aber gleich hinzu: wenn ich aber lebe; so muß das nicht vor 10 oder 15 Jahren geschehen; denn ich will nichts weniger, als mit einer solchen Handlung unter einem unversorgten und unglücklichen Volk bey meinem Leben eine Comödie spielen.

Der Pfarrer verstund kaum halb, was er sagte, so sehr übernahm ihn die ernste Art, der Blick, der in seinen Augen lag, als er von dem Fall seines Todes redte.

Er nahm ihm den Brief fast zitternd ab und antwortete ihm mit den sichtbarsten Zeichen der Bestürzung: aber Sie sind doch nicht krank, lieber Junker! daß Sie also reden?

Junker. Ich bin nicht krank, lieber Herr Pfarrer! aber auch nichts weniger als gesund. Mein Blut jestet seit einiger Zeit ganz ungewöhnlich in mir und es geht mir alles so stark nahe, daß ich mich nicht enthalten kann, mir vorzustellen, es möchte eine schwere Krankheit in mir stecken.

Pfarrer. Das wird wills Gott doch auch nicht seyn. Lassen Sie das jetzt gut seyn, wir wollen doch jetzt von etwas anderm reden, sagte der Junker, und im Augenblick, indem er sagte, kam sein Forster durch einen Fußsteig an

ſie an und grüßte ihn freundlich. Dieſer erwiederte den Gruß eben ſo freundlich und fragte ihn dann: wie es im Wald gehe?

Es wird eben immer viel gefrevelt, war die Antwort des Forſters.

Aber warum wird ſo viel gefrevelt? ſagte der Junker.

Was machen? ſagte der Forſter, ehe die Leute den Winter über verfrieren, nehmen ſie in Gottes Namen Holz, wo ſie finden; eignes haben ſie keins.

Dem Junker entrann jetzt in Gottes Namen eine Thräne. Einen Augenblick darauf ſagte er ihm: thu deine Pflicht; es wird wills Gott etwan einmal anders kommen. Mit dem ließ er den Forſter gehen, wandte ſich wieder an den Pfarrer und ſagte zu ihm: lieber Herr Pfarrer! auch dieſe Anzeige des Förſters zeigt uns klar, wie weit wir noch davon entfernt ſind, vernünftigerweiſe von uns aus und von Herrſchaftswegen Freudenfeſte fürs Volk ſtiften zu können.

Aber wenn wird man dahin kommen? ſagte der Pfarrer wie halb im Traum.

Der Junker erwiederte ihm: die Zeit, öffentliche Freudenfeſte von Herrſchaftswegen für das Volk zu ſtiften, ſey für einen wahrhaft edeln Herrſchaftsherrn erſt da, wenn es wirklich dahingekommen, daß in ſeiner Herrſchaft das Lebens Nothdurft keiner braven, redlichen und arbeitſamen Haushaltung mehr mangelt. Er ſetzte hinzu: ein Edelmann, der dieſes Namens wahrhaft würdig iſt, kann und darf an die Stiftung ſolcher Feſte nicht denken, bis erdie Thränen der Unſchuld, die den Augen der Seinigen etwa

quillen, getrocknet und er ſich ſelbſt im Heiligthum ſeines innerſten Bewußtſeyns das Zeugniß geben darf, daß er weder durch Lebens- noch durch Standesfehler, am allerwenigſten aber durch Fehler ſeines herrſchaftlichen Einfluſſes, ſey es in Juſtiz-, Finanz- und Polizeyhinſicht tiefgreifendes, allgemeines Unglück in die Eingeweide des Volks hineinbringe. Er ſetzte mit Eifer hinzu: es iſt eines Edelmanns unwürdig, Leute, die noch ſelber durch ſeine Schuld das Jahr durch aller Noth und allem Elend des Lebens ausgeſetzt ſind, mit ſolchen Feſten ein paar Gaukeltage zu verſchaffen, deren Genuß ihnen das Leben, das morgen darauf wieder auf ſie wartet, nur deſto ſchwerer machen muß.

Der Pfarrer erwiederte: nur bey ſolchen Anſichten kann ein ſolches Feſt als ein chriſtliches Feſt angeſehen werden, und beyde waren darüber ganz einig, Volksfeſte müſſen weſentlich aus reiner Dankbarkeit gegen den Stifter hervorgehen und hinwieder geeignet ſeyn, einen wahren, dauernden Frohſinn im Volk zu erzeugen und zu begründen. Wo immer, ſagte der Junker wiederholend, in irgend einem Land irgend ein Menſch noch durch ein unvorſichtiges Wort oder weil er einem beamteten Stadt- oder Dorfblutſauger mißfällt oder im Weg ſteht, durch eine erlogene Anklage um alles gebracht werden könne, was ihm in der Welt lieb und werth ſey, da ſey der Gedanke an die Stiftung eines Volksfeſts für noch unpaſſend anzuſehn. Ich einmal, ſetzte er endlich noch hinzu, will wenigſtens, ſo lange noch in irgend einem Dorf meiner Herrſchaft der Mangel an allgemeiner Sorgfalt für das Volk durch das Daſeyn ſolcher Gefahren auffallen muß, wie er jetzt auffällt und ſo lange ſich

in einem derſelben Elend und Verbrechen noch durch ein-ander winden, daß man nicht wiſſen kann, welches von beyden an dem einen oder andern mehr Schuld iſt, meinem Volk kein ſolches Feſt bereiten; ich würde es unter dieſen Umſtänden nicht anders, als für ein Trugfeſt und ein Gaukelſpiel anſehen, das man mit Ehrenleuten und auch mit Leuten, die man zu Ehrenleuten machen will, nicht treiben darf. Er fügte jetzt noch bey: es iſt gut, die jungen Bäume ſind auch noch nicht geeignet, großen Schatten zu geben und machen es ihrer Natur nach nothwendig zu warten, bis ſie groß gewachſen, ehe es möglich iſt, daß man unter ihrem Schatten ſich ihrer freuen darf. Ich ſehe aber, ſagte er endlich zum Pfarrer, daß durchaus alles, was für das Volk gethan werden kann, für daſſelbe vorbereitet werden muß, ehe es gethan werden kann. Die Urkunde, die ich in Rückſicht auf die Wahl der Vorgeſetzten verfaſſen muß und verfaſſen will, kann auch nicht ausgefertigt und in Wirkung geſetzt werden, bis vorher dafür geſorgt iſt, daß es auch wirklich dergleichen Leute im Dorf gebe, wie die, deren Auswahl man durch eine Wahlordnung ſichern will, ſeyn müſſen.

§. 85.

Um dem zu helfen, der in der Tiefe Hülfe bedarf, muß man den Zuſtand, in dem der Hülfsbedürftige wirklich iſt, von oben herab in ſeiner Tiefe zu erkennen ſuchen.

Und wie werden wirs machen, ſagte der Pfarrer, daß wir bald dergleichen Leute in Bonnal finden?

Der Junker erwiederte: Glülphi ſagte mir geſtern, er ege diesfalls die große Hoffnung auf den Baumwollenmeyer nd die drey Weiber, die dieſen Abend zu ihm ins Pfarrhaus ommen werden.

Er hat recht, ſagte der Pfarrer, von dieſer Seite iſt veit mehr für das Dorf zu erwarten, als man denken möch-e. Und der Junker: ich ſehe es ſelbſten ſo an; ſie ſind Dorfgenoſſen und in gewiſſen Rückſichten ſo viel als Hausenoſſen derer, denen ſie helfen ſollen, und das macht einen nglaublichen Unterſchied für unſern Zweck oder vielmehr ür das Bedürfniß des Dorfs.

Der Pfarrer erwiederte: Sie erinnern mich hiemit an das Wort eines Manns, dem in einer großen Verlegenheit hundert und hundert Leute, die ihm fremd waren, Rath geben wollten; er ſagte: die Meinigen können mir in dem Meinigen am beſten Rath geben.

Der Junker ſagte: der Mann hatte ganz recht, und freute ſich den Baumwollenmeyer und die drey Weiber im Pfarrhaus anzutreffen. Die Herren eilten jetzt, von dieſer

Ansicht belebt, schneller heim, als sie es bey der Stimmung, in die sie ihr früheres Gespräch gebracht hatte, sonst gethan hätten. Sie fühlten die Ansicht, die sie jetzt aussprachen, in ihrem Leben nie so anschaulich, als seitdem sie den Baumwollenmeyer kennen gelernt und ihn den Grundsatz aussprechen gehört, daß es einem Herrschaftsherrn ohne Mitwirkung der bravern Leute im Dorf selber unmöglich sey, jemals einen in das Mehrtheil der Haushaltungen eindringenden Einfluß auf die Verbesserung des Dorfs zu erhalten.

Diese Ansicht des Baumwollenmeyers machte sie die Bekanntschaft mit dem Mareili, der Reinoldin und der Gertrud in einem ganz neuen Licht ansehen. Sie redten schon gestern mit Thereſe und der Frau Pfarrerin ab, die Weiber dahin zu benutzen, um durch sie allmählig mit allen Haushaltungen des Dorfs mehr bekannt zu werden. Auch drang der Glülphi heute mit der deutlichen Aeußerung darauf, daß Thereſe und die Frau Pfarrerin dieſe Weiber diesen Abend zu ſich einladen und alles thun ſollen, ſie recht heimiſch zu machen, weil ſie ſie zu ihrem Zweck unumgänglich nöthig haben. Der Abend war auch beſtimmt ſehr gut zu dieſem Zweck benutzt. Sie waren alle drey ſchon eine Weile im Pfarrhaus, ehe die Herren vom Ried heimkamen und da Gertrud beym Theetrinken zu Thereſe ſagte: ich denke meiner Lebtag daran, wie mir das Thee und die Milch, die der Junker an dem glücklichen Tag unter der Linde vor dem Schloß mir und meinem Kind gab und die uns beyden den ganzen Heimweg ſo wohl that.

Die Frau Pfarrerin sagte lachend: oh es hat dir damals was ganz anders den ganzen Heimweg wohl gethan.

Das ist wahr, das ist wahr, ich bin ungeschickt, daß ich nicht zuerst davon redte, sagte Gertrud, — und Thereſe fiel ihr ins Wort und sagte: es soll so ein engelschönes Kind seyn, sagte mir der Junker, das du bey dir hatteſt, ich wollte es doch gern einmal auch sehen.

Ich hole es sogleich, erwiederte Gertrud, aber wenns itzt schlaft und dann weint, wenn ich es bringe, so nehmen Sie es denn doch nicht übel.

O wenn es schlaft, so bring' es doch nicht, sagte jetzt Thereſe.

Gertrud. Ich bring' es gewiß. Mit dem war sie zur Stube hinaus, fand es wachend und lachend. Eilend sog sie es an, so schön sie konnte, nahms dann auf den Arm, sprang mit ihm in der Reinoldin Haus, nahm ihren Pfannkuchen, der auch erwacht war, zur Wiege hinaus, trocknete ihn, käschete ihn ein, machte ihn schöner noch als ihren eigenen, und brachts dann sie beyde auf ihren Armen ins Pfarrhaus.

Die Reinoldin sprang auf gegen ihren Kleinen, als sie ihn auf der Gertrud Arme in die Stube hinein kommen sah. Auch Thereſe stund auf, nahm der Gertrud einen nach dem andern ab dem Arm, setzte einen nach dem andern auf ihren Schoos, und wie Gertrud auch immer bath sie solle die Kinder doch ihr geben, sie werden sie naß machen, gab sie sie ihr doch nicht und behielt sie auf dem Schoos, bis Arner mit dem Herrn Pfarrer vom Ried weg jetzt auch heim kam. Dieſer erkannte der Gertrud Kind

ſogleich und ſagte zur Thereſe: das iſt der Engel, von dem ich dir ſchon ſo oft geredt; aber wem iſt das andere? und ſetzte hinzu: wahrlich, ich könnte nicht ſagen, welches das ſchönere wäre. — So lobten und küßten Arner und Thereſe dieſe Kinder. Dann aber fieng Arner an und redte ihnen vom Kinderzug, der ihn dieſen Morgen ſo ſehr erfreut, dankte ihnen noch einmal für alles, was ſie an dieſen Kindern gethan und ſagte dann: ſie müſſen den Spinnerkindern die Kleider, die ſie ihnen geliehen, laſſen, und er wolle ſie ihnen zahlen.

Das wär halb richtig, ſagte die Reinoldin, wenn ſie nur unſer wären, aber wir haben das meiſte entlehnt.

Das Mareili ſetzte hinzu: und die, ſo es uns gegeben, fürchten ſich vor dem Eifer im Dorf und haben nicht gern, daß es ihnen auskomme, ſie haben ſich des Zugs angenommen.

Wenn es ſo iſt, ſo nehmt dann, was ihr entlehnt, zurück, aber kaufet ihnen dafür neues, und ich will euch dann das Neue und was euer iſt, zahlen, daß ihr zufrieden ſeyn müſſet, ſagte der Junker.

Nein, nein, ſagten jetzt die Weiber einſtimmig, was unſer iſt, müſſen Sie uns nicht zahlen. Sie müſſen uns die Freude laſſen, ihnen auch etwas zu geben.

Ich will euch dieſe Freude gern laſſen, erwiederte der Junker.

Ja, ſagte die Reinoldin, wir haben heut ſchon im Sinn gehabt, ihnen zu laſſen, was unſer iſt; aber das Mareili hat uns geſagt, weil die Kinder ſo unordentliche Eltern haben, ſo ſey es ihnen beſſer, wir machen ſie allein wieder zu

rückbringen, damit wir dazu ſehen können, daß alles für ſie in Ordnung gehalten werde; indeſſen hätten wir es ihnen doch an den Sonntagen, oder wenn ſie es ſonſt brauchen, wieder gegeben.

Wollet ihr das, was ich den Kindern geben will, auch ſo zu euern Handen nehmen und ihnen dafür Sorg tragen? ſagte der Junker.

Warum das nicht? erwiederten die Weiber.

Und der Junker: es iſt zehnmal mehr werth, als alles, was man ihnen geben kann, wenn ihr ſie lehrt Sorg dazu zu tragen, und ich bin euch Dank dafür ſchuldig.

Mit dieſem Wort nahm er ſeinen Karl auf den Schoos und ſagte ihm: nicht wahr, die Frauen ſind dir auch lieb, daß ſie ſich der armen Kinder ſo annehmen?

Ja gewiß, Papa, ſind ſie mir lieb, erwiederte Karl; die armen Kinder haben nicht ſo eine Mama, wie ich, die ihnen dafür ſorgt.

Auf dieſes Wort ſtand die Reinoldin vom Stuhl auf, ſo freute es ſie an dem Buben. Sie gieng mit beyden Armen auf ihn zu, nahm ihn bey der Hand und ſagte: wenn du jetzt nur ein anderer Bub wäreſt, und nicht ein Junker, ſo würde ich dich für dieſes Wort küſſen, daß du deiner Lebtag an meinen Kuß ſinnen würdeſt.

Lachend nahm der Junker ſeinen Karl, ſtellte ihn vor die Reinoldin hin und ſagte: nun, das will ich doch jetzt ſehen, wie du ihn küſſen kannſt, daß er ſeiner Lebtag daran ſinnet.

Die Reinoldin ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Sie

küßte und drückte ihn, daß er den Kopf ſchüttelte und zu ihr ſagte: das iſt doch auch gar hart.

O das magſt du wohl erleiden, du biſt ein kecker Burſch, daß es keinen kekern im Dorf gibt, ſagte jetzt die Reinoldin — und es freute Arner innig, daß ſein Karl ein Burſch ſey, daß es keinen keckern im Dorf giebt. Er ſagte zur Reinoldin: es iſt gut, recht gut, daß die Herren in den Schlöſſern auch keck werden und nicht nur die Bauern.

Glülphi, Thereſe und alles lachte jetzt ob Arners Aeußerung, daß es Noth thue, daß die Herren in den Schlöſſern auch keck werden und die Bauern es nicht allein bleiben, und Arner nahm den Karl und gab ihn der Gertrud; dieſe küßte ihn mit einer Thräne im Aug, aber ſie berührte ihn kaum mit dem Mund. Da das Mareili ihn küßte, ſagte es: man muß unter der Sonne nichts für unmöglich halten; ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß unſer eines dahin kommen könnte, einem Junkerkind ſeine Liebe auf dieſe Weiſe zeigen zu können.

Als Gertrud der Reinoldin Kind aus der Wiege nahm, ſprang ihr der Diane noch bis ins Pfarrhaus, und ließ ſich, was ſie auch immer that, nicht von ihr zurück jagen; aber ſie ſchloß im Pfarrhaus vor ihm die Thüre zu, denn ſie wollte nicht, daß er mit ihr hinaufkomme. Der Hund wartete aber vor der Thüre, bis ſie einmal aufgieng, dann war er wie ein Blitz in der Stube. Sobald ihn der Karl ſah, ſprang er von der Gertrud, an deren Seite er eben ſtand, weg, und rief: „das iſt der Diane,“ — und Thereſe und der Junker und alles, was in der Stube war, freute ſich, den Diane zu ſehn, der dem Kinderzug ſo ein

jutes Geleit gab, und den jungen Kalberleder ſo luſtig vor ſeinem Miſtwagen weg in die Stube hineinjagte. Er mußte dem Junker und der ganzen Geſellſchaft alle ſeine Künſte vorſtellen, und der Karl ſagte zur Reinoldin: ich will jetzt der Kalberleder ſeyn und euch etwas zu leid thun, dann hetzet mir ihn an. Die Reinoldin thats. Es war zum tod lachen, wie ſich der Karl und der Hund mit einander benahmen. Der Karl kriegte ihn einmal bey den Ohren; aber der Hund durfte nicht beißen, dafür ſorgte die Reinoldin, aber bauzen und lermen und ihn anſpringen und dann wieder fliehn, wenn er ihn packen wollte, das machte er völlig wie beym Kalberleder.

Der Junker fragte die Reinoldin: wie biſt du auch darauf gekommen, ihn auf die Worte „gib du B'ſcheid" und „du haſt jetzt genug geredt" abzurichten?

Sie antwortete: ich hatte vor etlichen Jahren ein paar Nachbarsweiber, die, wo ſie einem den Kopf ſahen, einem die Ohren voll ſchwatzten und mich ſo manchmal damit geplagt haben, daß ich bey jedem Nichts bey Stunden mit ihnen plaudern mußte. Ich wußte lange nicht, wie ich ihrer los werden könnte, bis ich endlich dieſen Hund gekauft habe, der ſo gelehrig iſt, daß er allerhand Narrenpoſſen mit der größten Leichtigkeit lernte, und da mir im Anfang dieſe Poſſen Freude machten, kam mir an einem Abend plötzlich in Sinn, ich müſſe meinen Hund auf dieſe Worte abrichten. Die Weiber haben auch bald verſtanden, daß ich mit dieſer Abrichtung meines Hunds mir ihr Geſchwätzwerk vom Hals ſchaffen wollte, und es iſt mir vollkommen gelungen.

Ich ſollte mir gelegenheitlich auch einen ſolchen Hund anſchaffen, um mir einige Leute ab dem Hals zu ſchaffen.

Ich denke ſelber, ſagte Thereſe, wenn wir einen gewiſſen Beſuch bekämen, ſo könnten wir dieſen Hund entlehnen; aber ich weiß nicht, ob die Perſon, die ich meyne, denn auch ſo bald wie deine zwey Nachbarsweiber merken würde, was das „gib du B'ſcheid" und „du haſt genug geredt" für ſie bedeuten würde.

Leſer! Meinſt du etwa, die Erſcheinung dieſes Hunds und das Spiel, das man jetzt mit ihm trieb, ſchicke ſich gar nicht für den Zweck, warum Arner und der Pfarrer dieſe Bauernweiber ins Pfarrhaus kommen laſſen? Meinſt du etwa, die Herren und Frauen hätten, wenn es ihnen recht ernſt geweſen wäre, durch die bravſten Leute im Dorf auf das ganze Dorf zu wirken, jetzt von ganz andern Dingen mit dieſen Weibern reden ſollen? Du haſt unrecht. Das erſte, das ſie für ihre Zwecke thun müſſen, iſt, dieſe Leute heimiſch zu machen, daß ſie ſich bey ihnen wie zu Haus, ich möchte ſagen, wie bey Vater und Mutter, wie in ihrer Wohnſtube, frey fühlen. Freyheit bringt die Herzen der Menſchen zuſammen; Mangel an Freyheit entfernt ſelber die edelſten Herzen von einander, und wo dieſe von einander entfernt ſind, da werden ſie dadurch unfähig, zu einem gemeinſamen Ziel hinzulenken. Alſo iſt der Diane recht gut in dieſer neuen Geſellſchaft, die ſich zum gemeinſamen Dienſt vereinigen ſoll, aber ſich unter einander noch fremd iſt.

Als der Junker einmal meynte, es achte es Niemand, fragte er die Gertrud, wie es mit der Meyerin und dem Hübelrudi gehe? Sie antwortete: ſie hoffe nicht übel. Aber die

e Reinoldin, die merkte, was der Junker ſie gefragt, ng an zu lachen und ſagte: ja, wenn nur dieſer nicht äre — und hiemit machte ſie Pausbacken und ein Hangaul, ſo groß ſie konnte.

Was machſt du Närriſches? fragte ſie jetzt der Junker.

Gertrud antwortete: der Schalk will Ihnen den Sonenwirth abmahlen, der dem Rudi im Weg ſteht. Aber e macht es auch gar zu ſtark.

Die Reinoldin aber behauptete, es ſey gar nicht zu ſtark, ie könne ſein Hangmaul nicht einmal ſtark genug nachmahen, es ſey ſo groß, daß ſie, wie ſie die Meyerin kenne, inmal glaube, ſicher zu ſeyn, daß ſie ihn nicht nehme.

Gertrud erwiederte ihr: aber wenn ſie das Hangmaul chon nicht nimmt, ſo iſt damit noch nicht bewieſen, daß ſie den Rudi nehme.

Das iſt freylich damit noch nicht bewieſen, aber du biſt doch diesfalls nicht ohne Hoffnung, erwiederte die Reinoldin.

Und die Gertrud: ich bin diesfalls nichts weniger als ohne Hoffnung, aber ich wäre des guten Rudis halber gern völlig ſicher.

Der Junker, der Pfarrer, Gertrud, das Mareili und alle, die da waren, nahmen den innigſten Antheil an dem Hübelrudi und alle, die die Meyerin kannten, ſagten einſtimmig, es ſey nicht möglich, daß er beſſer verſorgt werden könnte, als mit dieſer Perſon, und der Junker ward allmählig in dieſer Geſellſchaft ſo fröhlich und heiter, daß ihm die traurige Stimmung, in der er noch dieſen Nachmittag war, als er dem Pfarrer die Stiftungsurkunde übergab, kein Menſch mehr angeſehen hätte. Der Gedanke, daß eine

gefährliche Krankheit in ihm ſtecke und ſelber das Gefühl von dieſer Krankheit war vollends aus ihm verſchwunden.

---

§. 86.

Scenen beym Mondſchein, die ſich mit Himmelsfarben mahlen ließen, und ein blutiges Uebernachtbethen, das mit dem Dunkel der Hölle überſtrichen und ausgelöſcht werden ſollte, wenn es ſchon gemahlt da ſtünde.

Sie verreisten ſehr ſpät beym hellen Mondſchein, und trafen auf dem Heimweg, faſt um die Mitternachtſtunde, noch des Nickenbergers Babeli auf dem Grab ſeines Vaters an. Seine arme Mutter hatte ſchon ſeit dem Mittag vernommen, daß die guten Weiber es zur Königin des Zugs gemacht und alle Ehren und alle Freuden, die es gehabt. Sie ſaß ſtundenlang, in Freudenthränen faſt ſchwimmend, auf ihrem Krankenſtuhl und ſehnte ſich nach ſeiner Rückkunft, wie eine fromme Seele beym nahenden Tod ſich nach den Himmelsfreuden ſehnt.

Jetzt kam es. Seine Geſchwiſterte, die es ſchon von Ferne kommen ſahen, liefen jubelnd in die Stube und ſagten es der Mutter. Dieſe ſtand jetzt, ſo mühſelig als es ihr war, von ihrem Stuhl auf, nahm ihre Krücken unter die Arme und gieng, auf dieſelbe geſtützt, ihrem Babeli, ſo

weit sie konnte, auf die Straße hinaus entgegen. Sie ist, seitdem ihr Mann gestorben und sie von Schrecken über seinen Tod krank geworden, niemals mehr vor ihre Hausthüre hinaus gekommen und gieng nur mit großer Mühe an ihrer Krücke in der Stube herum; aber jetzt gieng sie ihrem Babeli, so weit sie konnte, auf die Straße hinaus entgegen.

Als dieses sie erblickte, sprang es von den Kindern weg, war im Augenblick bey ihr und fiel ihr an den Hals. Beyde konnten nicht reden, so voll war ihr Herz. Sie eilten so schnell sie konnten mit einander unter ihr Dach. Da glich das Weinen ihrer innigen Freude dem stummen Schmerz, der an ihrem Herzen nagte. Die Brüder und Schwestern des Kinds, so jung sie waren, hiengen ihm an allen Seiten um sein Kleid und zogen es fast der Mutter vom Hals weg. So ein Kleid, so einen Gürtel und so eine Gotten-Kron hatten sie in ihrem Leben nicht gesehn. Es gab ihnen seine schönen Bänder und Blumen und die Gotten-Kron ab dem Kopf und den Gürtel ab dem Leib. Dann zog es noch seinen Rock ab, warf sich in sein Alltagskleid und gieng, der Mutter und den Kindern ihre Suppe und ihre Betten zu machen.

Seine Thränen flossen haufenweis aus seinen Augen, und fielen auf den Feuerheerd und auf die Betten, die es machte. Es eilte die Suppe auf den Tisch zu stellen, aber es aß keinen Löffel voll und sagte zu seiner Entschuldigung, es habe zu viel zu Mittag geessen und eilte dann mit den Kindern ins Bett, und als es ihnen gute Nacht gesagt und auch die Mutter bald in ihre Kammer und ins Bett gieng

und ihr Licht auslöſchte, eilte es auch in ſeine Kammer, that das Fenſter auf gegen den ſcheinenden Mond, ſetzte ſich bey ſeinem Schimmer ſeine Gottenkron wieder auf, zog ſein weißes Kleid wieder an, umwand ſich ſeinen bundten, ſeidenen Gürtel, den ihm Thereſe gab, um ſeine Lenden, nahm noch ein weißes Tuch unter ſeinen Arm und eilte zu ſeines Vaters Grab. Da ſpreitete es ſein Tuch auf den Boden, damit das thauende Gras und die feuchte Erde ſein weißes Kleid nicht beflecke und kniete da nieder.

Himmel und Erde, Mond und Sterne ſchienen ihm jetzt ſchöner, als ſie ihm je ſchienen. Die Blumen auf des Vaters Grab dufteten ihm Wohlgeruch, wie ſie ihm noch nie dufteten. So lag es auf den Knien, ſein Antlitz auf den Boden geſenkt und ſeine Lippen an der Erde, unter der ſeines lieben Vaters arme Hülle ruhte. Jetzt hörte es plötzlich unten im Thal Wagen und Pferde. — — Es waren Arner und Thereſe, die im Heimfahren beym ſtillen Mondſchein, das Kutſchendach hinter ſich legend, langſam gegen dieſe Jammerſtelle anrückten. Ihr Lobgeſang an Gott, der den Mond und den Menſchen geſchaffen, tönte unter ihm herauf an den Ort, auf dem es lag. Als ſie näher kamen, erkannte es ihre Stimmen und ſagte zu ſich ſelber: mein Vater! mein Vater! daß du auch ſterben mußteſt, ehe du ihn kannteſt, den Vater des Landes und den unſern, mein Vater! mein Vater! wäre er da geweſen, ſo wäreſt du nicht geſtorben. — Seine Thränen floßen häufig und netzten das Tuch, auf dem es ſaß. Jetzt war der Wagen im Abgrund, gerade unter ſeinen Füßen. Ihm war plötzlich, es ſtehe an ſeiner Seite und an ihm zu; ein lauter Schrey:

Vater! Vater! mein Vater! entrann faſt unwillkührlich ſeinen Lippen und tönte von der Jammerſtelle hinab an Arners und Thereſe Ohren. Sie hörten den Ton, hielten mit dem Wagen ſtill und riefen wie aus einem Munde: was iſt das? was iſt das? wer ruft da? — Ich bins! ich bins! rief die Rickenbergerin von oben herab, ich lege auf dem Grab meines geſtorbenen Vaters und höre unten im Thal Eure Stimmen und mußte Euch rufen, ich konnte nicht anders. — Und der Klaus ſagte: es iſt wahr: es iſt die Stelle, auf der man der Rickenbergerin Vater begraben hat.

Segne dich Gott, du treues Kind! ſegne dich Gott! riefen jetzt Arner und Thereſe zu ihm hinauf.

Es antwortete: er hat mich geſegnet, er hat mich durch Euch geſegnet. — Thereſe und Arner riefen zurück: aber gehe doch jetzt heim und bleib' nicht länger in der Feuchte der Nacht.

Aber es gieng nicht. Es blieb bis gegen Morgen auf ſeines Vaters Grab. Gott und Ewigkeit, ſein Vater, Arner und Thereſe, und dann ſeine Mutter daheim und ſeine Geſchwiſterte fühlten ſeine Gedanken. Es bethete, dankte und freute ſich weinend des Lebens, wie es ſich ſeit ſeines Vaters Tod des Lebens nie wieder gefreut hat.

Arner und Thereſe fuhren jetzt langſam weiter. Sie ſangen nicht mehr. Sie redten nur von dieſem Kind und von ſeiner Erſcheinung auf des Vaters Grab. Arner ſagte: in meinem Leben hat mich nichts erſchüttert, wie der Schrey, mit welchem das Wort „Vater! Vater!" von dieſer Stelle hinab tönte.

Auch mich, sagte Therese, hat diese Stimme erschüttert, wie mich noch nichts erschüttert hat. — Und beyde sagten aus einem Mund: wir müssen dieses Kinds Vater und Mutter seyn, wie wir keines andern Vater und Mutter sind. — Sie redten jetzt den ganzen Rückweg von nichts, als von ihm und dem Unglück der Dörfer, die durch die Schwäche der Herrschaften infamen Vorgesetzten in die Klauen geworfen, dahin versinken, daß die edelsten Menschen dahin gerathen können, sich, wie der Rickenberger, an einer Eiche zu erhenken, weil sie keine Mittel finden können, sich vor dem Elend zu retten, darin solche Vorgesetzte sie zu stürzen alle Augenblicke Gelegenheit haben. Die Nacht gieng ihnen fast schlaflos vorüber.

Aber viele Leute hatten heute eine schlaflose Nacht. Viele Eltern und sehr viele Kinder redten bis lange nach Mitternacht vom Junker und von diesem Tag. Viele Kinder, die von des Rudis und der Gertrud Kinder gehört, daß sie am Abend und am Morgen für ihn, wie für Vater und Mutter beten, bathen ihre Eltern, ehe sie ins Bett giengen, ob sie nicht auch so für ihn beten dürfen? Es schlug es ihnen endlich niemand ab, ob es schon vielen Leuten wunderlich vorkam, daß so eine neue Mode in der alten Gebetsordnung aufkommen sollte. Selbst der Marx ab der Reuti murrte nur, als ihm sein Kind erzählte, daß viele Kinder dieses thun, und ihn fragte: ob es dasselbe nicht auch thun dürfe? Er antwortete ihm: wenn er dir so lieb ist, so kannst du meinetwegen thun, was du willst. — Aber da es mit seinen Geschwisterten übernacht betete und in voller Freude mit lauter Stimme damit anfieng: „b'hüt mir Gott

meinen lieben Junker und meinen lieben" lag es bey dieſem Wort am Boden und blutete aus Mund und Naſe. Der Vater hinter ihm gab ihm bey dieſem Wort einen Tritt mit den Schuhen, daß es mit ſammt dem Stuhl, auf dem es ſaß, um- und den langenweg in den Boden hinausfiel.

Was hab' ich auch gemacht? was hab' ich auch gemacht? ſagte das Kind ſchluchzend durch die Finger, und hielt beyde Hände vor dem blutenden Maul und der blutenden Naſe.

Du weißt jetzt ein andermal, ſagte der Vater, für wen du zuerſt beten mußt, für mich oder für jemand, der dir dein Lebtag noch keinen Mund voll Brod gegeben hat.

Es ſcheint unbegreiflich, daß ein Vater ſich ſo weit vergeſſen und ſein Kind in der Gebetſtunde ſo weit mißhandeln konnte, aber auch das Unglaublichſte i[illegible]em Heuchler nicht unmöglich, und daß er ein Heuchler, e[illegible]ſcheulicher Heuchler iſt, das wiſſet ihr ſchon, wenn i[illegible]h erinnert, wie er, da der Hummel zu ihm gekommen, ihm anzuzeigen, daß er Taglöhner am Kirchbau ſey, ſeine Kinder unter dem Dach eingeſperrt, und als ihn der Vogt fragte, wo ſie ſeyen, ihm geantwortet, ſie eſſen bey ſeiner Frauen Schweſter zu Mittag, indeſſen ſie vom Schnee und Wind, der zum Dach hinein drang, faſt zu Grund giengen. So ein ſchlechter Menſch der Vogt war, ſo fand er dieſes Benehmen doch ſo abſcheulich, daß er zu ihm ſagte: du biſt ein Hund und ein Heuchler und haſt das um deines verdammten Hochmuths willen ſchon mehr ſo gemacht. Jetzt wundert ihr euch nicht mehr, daß er ſeinem Kind in der Gebetſtunde einen Tritt gab, daß ihm Maul und Naſe überliefen. Wer

das eine zu thun im Stand ſt, dem iſt auch das andere möglich.

§. 87.

Was die Bauern dazu ſagen, wenn ein Junker ſich mit ihnen abgibt.

Der Eindruck, den das Benehmen Arners über dieſen Tag auf das Volk in Bonnal machte, war groß, aber ganz eigen und ſonderbar. Faſt in allen Häuſern ſchwatzten Mann und Weib bis in die ſpäte Nacht über das, was dieſen Tag vorgefallen, und der Nachtwächter, als er um Mitternacht noch in ſo vielen Häuſern Licht brennen ſah, ſagte zu ſich ſelber: was iſt das? ſo lange ich Nachtwächter bin und die Stunden rufe, habe ich, ohne bey Feuers- und Waſſersnoth, um dieſe Zeit nie ſo viel Lichter im Dorf brennen ſehen, als heute. Es iſt gewiß, ſie ſchwatzen jetzt über den Junker. — Der Wächter iſt eines Schulmeiſters Sohn und ein ewiger Schwatzer. Wenn er niemand um ſich hat, mit dem er ſchwatzen kann, ſo ſchwatzt er mit ſich ſelber. Jetzt machte er ſeine Betrachtungen über die brennenden Lichter und die Bauern. Sie ſchlafen ſonſt lieber, als daß ſie des Nachts noch viel über ihren Junker ſchwatzen; aber dieſer Junker iſt auch ein ſonderbarer Menſch, man muß von ihm reden. Der Wächter hatte auch recht. Alles, was der Junker heute gethan, kam den Männern und Weibern im

Dorf ſo ſonderbar vor, daß ſie nicht genug davon ſchwatzen konnten. In allen Häuſern ſagten Männer und Weiber: es iſt unbegreiflich, daß er ſich ſo mit uns abgeben mag. Viele, ſehr viele meynten und ſagten: er müſſe ein Narr oder wenigſtens ein Halbnarr ſeyn; wenn er recht geſcheid wäre, ſo würde er das gewiß nicht thun, ſondern ſich ihrethalben benehmen, wie alle andere Junker. Einige ſagten: wenn ſie ſelber Junker wären, ſo würden ſie gegen die Bauern nicht ſeyn, wie er, und ſich gegen ſie nicht benehmen, wie er. Einige fluchten dazu, es ſey gewiß unter ihnen kein einziger, der, wenn er ein Junker wäre, mit den Bauern, wie er, umgehen würde, und wenn der Junker nicht ein Halbnarr wäre, ſo würde er es auch nicht thun. Andere aber konnten doch nicht finden, daß er ſo ganz ein Halbnarr ſey, und ſagten: er macht ſo oft, daß wir andern wie halbe oder wie ganze Narren vor ihm zu ſtehen müſſen. Das aber fanden faſt alle unbegreiflich, daß er ſich Sachen annehme, die ihm ganz und gar nichts eintragen und ob dergleichen Sachen ſo früh und ſpät und ſo eifrig ſeyn könne, als andere Junker es ſind, wenn es um eine Mahlzeit, oder ums Jagen, oder gar um ein Zehentrecht, oder etwas dergleichen zu thun iſt. Ein eiskrauer Kammerdiener, der ſchon ſeit zehen Jahren in Ruheſtand verſetzt iſt, aber dreißig Jahre vorher in aller Gattung Dienſt abgewirt war und das Lumpenleben im Herrſchaftsdienſt von allen Seiten kannte, ſagte zu einer ganzen Stube voll Kameraden: gewiß, gewiß, wenn wir von der Raçe Pferd oder Hunde wären und er in der Hunde- oder Pferdliebhaberey ein Stocknarr wäre, wie es keinen größern gibt, er könnte nicht mehr bey uns in unſern

Ställen ſtecken, als er jetzt bey ſeinen Bonnalern, und einer von den Bauern, denen der Birlibinker das ſagte, erwiederte: es iſt wahr, es iſt wahr, es gibt keinen gröſsern Pferd- und keinen gröſsern Hundsnarren, als er ein Bauernnarr iſt.

Solche unverſchämte Worte floſſen in der gleichen ſchlafloſen Nacht an vielen Orten aus dem Mund des alten, verhärteten Volks. Indeſſen überfloß der Mund von hundert Kindern mit Lob und Dank über Araer und Thereſe, die ſie im Pfarrhaus und auf dem Ried kennen gelernt haben. Da Araer heim kam, übergab man ihm einen Brief, der dieſen Abend angekommen war. Er erkannte ihn ſogleich an der Handſchrift der Sylvia und ſagte: wenn ich wüßte, daß er nichts vom Oncle enthielte, ich würde ihn ungeleſen ins Feuer werfen. Sie iſt ein Teufel, der kein Wort reden und kein Wort ſchreiben kann, ohne jedem ehrlichen Mann das Herz im Leib klopfen zu machen.

§. 38.

Ein Vortheil zu vielem Böſen, das hernach kommt.

Er hatte mehr als recht; der Brief lautete wörtlich alſo:

Hochwohlgeborner Reichsfreyherr!
Werthgeſchätzter Herr Vetter!

Ich hatte eben im Sinn, Sie mit einer Perſon bekannt zu machen, die, weil ſie für ihren Stand eine ausgezeich-

Bildung hat und aus einem Ort her iſt, deſſen Herr-
tsherren auch meine Voraltern waren, bey mir ſchon
e freyen Zutritt hat. Werthgeſchätzter Vetter! Ich
es Ihnen offenherzig ſagen, ich habe geglaubt, Sie
ten, da Sie in Ihren Umgebungen hiefür ganz gewiß
s Beſſeres und nicht einmal etwas ſo Gutes haben,
dieſer Perſon einigen Gebrauch für die Erziehung Ih-
Kinder machen. Dieſe, werthgeſchätzter Herr Vetter!
ich Ihnen frey ſagen, ſind für ihren Stand gegen-
tig durchaus nicht in guten Händen. Sie bedürfen
ganz gewiß in Geſellſchaft von Menſchen zu ſeyn, die
etwas feinere Bildung haben, als die zwey rohen Ka-
aden, der Rollenberger und der Lieutenant, in deren
nde ich ſie bey meinem letzten Beſuch in Arnheim antraf.
kenne Ihre Unaufmerkſamkeit auf alles, was diesfalls
em Stand und Ihren Verhältniſſen angemeſſen wäre,
z, und habe zum voraus gedacht, Sie haben dieſe Per-
, die in Bonnal wohnt, in der Rückſicht, in der ſie mir
ie Augen fiel, nicht einmal bemerkt. Ich wollte Ihnen
nahen ihrer halben ſchreiben und Sie auf die Vortheile
merkſam machen, die Sie und Ihr Haus von ihr ziehn
nten. Ihr Oncle, der General, iſt auch diesfalls völlig
t mir einverſtanden und mein Brief an Sie war ſchon
b fertig, als ich einen von dieſer Perſon ſelber empfieng,
inn Sie mir die, eines jeden gebildeten, ich will nicht ſagen
elmanns, ſondern auch nur eines halbgebildeten bürger-
en Ehrenmanns, unwürdige Art, wie ſie ſelbige in Ih-
n Schloß empfangen, berichtete. Ihr Oncle, der dieſe
rſon, wie ich, kennt, findet mit mir, daß ſich auf Got-

[illegible] Ihnen nicht [illegible] [illegible] [illegible]

nicht unterdrücken; Sie machen durch Ihr Benehmen jedermann, der Sie näher oder ferner angeht, Schande, und ihre Herrschaft zu einem Nachteulennest, auf das freylich weder Ihr Herr Oncle, noch jemand anders, der in der Welt mit Ehren da zu stehen sucht, so leicht wieder hinfliehen wird. Der Spott, der bey Hof und in der Hauptstadt über Ihr Benehmen schon so laut ist, macht Ihrem Herrn Oncle, wie Sie wohl denken können, Verdruß genug. Sie können wohl denken, daß er fühlen muß, Ihr Benehmen werde einen Schandflecken auf Ihren Namen und auf jedermann, der ihn trägt, hinwerfen. Das aber macht Ihnen nichts. Ihrer Gattung Leute leben in Wolken von Menschenbildungs- und Weltverbesserungsträumen, wie weiland der Eulenspiegel seiner Zeit auch in Träumen lebte. Ich glaube inzwischen gar nicht, daß der Inhalt meines Briefs einigen Eindruck auf Sie machen werde; ich konnte mich aber doch nicht enthalten, Ihnen, wenn auch vergebens, zu sagen, was ich weiß, das in Ihren jetzigen Umgebungen Niemand sagt und was Sie aber eben darum doppelt zu wissen nothwendig hätten.

Sylvia von Arnheim.

Da diese Sylvia in der Folge unsrer Geschichte eine große Rolle spielen und auf die Angelegenheiten Arners und Bonnals großen Einfluß haben wird, so unterbricht der Alte von Bonnal seine Erzählung einen Augenblick, um ihrer Lebensbeschreibung Platz zu machen.

5. 20.

Lebensbeschreibung der Sylvia von Arnheim. Ein Beitrag zu einiger Aufheiterung einiger Streitfragen über die Menschennatur und Menschenbildung.

Sylvia ist eine nahe Verwandte von Armer. Ihr Vater war ein guter Kopf voll Geist und Leben, aber ein Taugenichts ohne seines Gleichen. Er hat sein Vermögen schon in seinen Zwanzigerjahren bis auf den letzten Heller durchgebracht, ist dann Bauer bey der Armee angestellt, aber von ihr schlechten Betragens wegen weggejagt worden und mit Schand und Spott beladen frühzeitig gestorben. Sie war auch, wie ihr Vater, voll Geist und Leben, aber schon als ein kleines Kind, ich möchte sagen, von rasend belebten Keimen nicht nur der menschlichen Erbsünde, sondern auch der väterlichen Erbsünden voll. So lange dieser lebte, zog sie, da ihre bessere Mutter vor Gram frühe gestorben, mit ihm bald mit einer Comödiantenbande, bald mit einer Spielergesellschaft in mehrern Ländern herum. Einmal lebten er und sie ein ganzes Jahr lang mit Falschmünzern in den unterirrdischen Höhlen eines abgelegenen Landschlosses. Nach ihres Vaters Tod nahm sich ihr Verwandter, der General von Arnheim ihrer an und that sie in ein Töchterinstitut in Pension. Sie trat innerlich verwildert und äußerlich aller Rohheiten, aller Derbheiten und aller Schlechtheiten des Gesindewesens gewohnt, in dieselbe; aber sie ward auch schon am dritten Tag dem General mit der Bemerkung zurückge-

ſandt: „man müſſe ſie zuerſt wenigſtens Jahr und Tag in ein Zuchthaus thun, um ſie da vorzubereiten, in ein ehrliches Töchterinſtitut einzutreten.“ — Empört über dieſe Antwort, aber in der Ueberzeugung, daß ſie in der Wahrheit gegründet, wollte ſie der General wirklich in einem Haus ſolcher Art, und zwar in einem, das hundert Stund weit von ihm entfernt ſey, verſorgen. Dieſer Meinung war ſeine Gemahlin, die eine etwas derb erzogene Landjunkerstochter, aber dabey eine ſehr edle, gradſinnige Frau war, gar nicht. Du wirſt ſie, ſagte ſie zu ihrem Mann, durch dieſen Schritt doppelt zu Grund richten und ſie für ihr Lebtag unglücklich machen.

Er. Ich weiß in der Welt ſonſt nichts mit ihr anzufangen.

Sie. Ich für den Augenblick auch nicht; aber ins Zuchthaus muß ſie mir doch nicht.

Er. In unſerm Haus können wir ſie auf keinen Fall behalten.

Sie. Das weiß ich wohl.

Er. Was iſt dann zu machen.

Sie. Das muß man überlegen. Sie kommt mir, wie ſie jetzt iſt und bey der Art, wie ſie bey ihrem Vater gelebt hat, nicht anders vor, als ein Pferd, das in ſeiner Jugend, bis es faſt ausgewachſen, immer die halbe Zeit wild im Wald herumgelaufen, die andere halbe Zeit aber bey alten, ſchlechten Roſſen im Stall eingeſperrt und daſelbſt von dem ſchlechteſten Stallknecht, den es in der Welt gibt, noch übel behandelt worden.

Er. Das Bild iſt gut, aber wohin führts?

Sie. Daß wir ſie durchaus nicht ins Zuchthaus thun dürfen.

Er. Wie ſo?

Sie. Sie ins Zuchthaus thun, hieße jetzt durchaus nichts anders, als ſo ein junges, in der Weid- und in der Waldfreyheit und im Stallelend verdorbenes Pferd zwar nicht frey auf die Weid laſſen, aber hingegen zwiſchen dem elendeſten Stallvieh, das ſich denken läßt, und unter einem noch elendern Stallknecht, als ſelber ihr Vater war, vollends zu Grund gehen laſſen.

Er. Ich ſehe das wohl ein; aber was iſt denn zu machen?

Sie. Es dünkt mich ganz einfach. Man muß ſie, wie ein in der Jugend ſo weit zu Grund gerichtetes Pferd weder in ihre alte Wildniß laufen laſſen, noch mit alten, verdorbenen Roſſen beyeinander im Stall einſperren, ſondern im Gegentheil von allem ſchlechten Viehgeſindel getrennt, dem beſten Stallknecht, den man auftreiben könnte, und beſonders einem, der mit verdorbenem Vieh wohl umzugehen verſtünde, übergeben.

Er. Du biſt für die gute Erziehung unſrer Baſe auf einer ganz eigenen Spur.

Sie. Es iſt die einzige mögliche. Wir müſſen unſere Sylvia jetzt nicht bloß von allem weitern Umgang mit verwildertem, ſchlechten Menſchengeſindel abhalten, ſondern ſie noch Leuten, die es in der Uebung haben, ihre Untergebene und auch ihre verdorbene Untergebene zu ziehn, wie ſie ſie haben wollen, zur ſorgfältigen Beſorgung zu übergeben.

Er.

Er. Dafür iſt nichts in der Welt beſſer als ein Kloſter.

Sie. Das iſt wahr; aber man muß das Kloſter gut wählen und das Kind nicht zu lange drin laſſen.

Er. Wenn jetzt nur das gut wählen nicht fehlt; mit dem nicht lang drin laſſen wird es ſich ſchon geben.

So weit waren ſie jetzt mit der Maßregel, die ſie mit der Sylvia nehmen wollten, ganz einig; aber die Wahl fehlte übel. Sie wählten ein Kloſter, deſſen Aebtiſſin den Ruf hatte, die kraftvollſte und gewandteſte Stiftsdame zu ſeyn, die ihre adeliche Kloſterfrauen in allen Rückſichten in einer Ordnung halte, wie dieſes weit und breit in keinem bürgerlichen Kloſter ſtatt finde, und da dieſe berühmte Aebtiſſin zugleich den Namen hatte, daß ſie für ihr liebes Gotteshaus äußerſt geizig ſey, ſo übergab der General ſeine Verwandtin mit dem Verſprechen an die Aebtiſſin, daß wenn dieſe Tochter innert Jahr und Tag oder früher ſo zahm und gezogen wieder herauskomme, daß man ſie, ohne Schande an ihr zu erleben, in eine ehrliche Penſion placieren könne, ſo wolle er dem Kloſter das dreyfache, was ſonſt eine Penſion koſte, für ſie bezahlen und je früher ſie alſo herauskomme, deſto lieber ſey es ihm.

Jetzt war das halbe Kloſter auf den Beinen, an dieſer Sylvia ein Meiſterſtück der höchſten Kloſterkunſt auszurichten.

Es war freylich auch ein Stück Arbeit, wie von den erfahrenſten dieſer Frauen ſich noch keine erinnerte, ein ſolches in ihrem Gotteshaus gehabt zu haben. Das Kind war in allem, was es ſuchte, wollte und that, einer gebornen Zigeunerin gleich. Es ſchneuzte ſich die Naſe mit der Hand

durch die Finger; es ſpie an die Wand und auf den Tiſch; es brachte den Braten ohne Meſſer und Gabel mit den Händen zum Mund; es ſprang halb nackend in den Zimmern herum; es gab jeder ſeiner Geſpielen, die ihm im Weg ſtund, einen Tritt mit den Füßen; es ſtieß ſie ſelber in der Gebetſtunde auf beyden Seiten mit den Ellbogen und verkratzte ſchon in der erſten Woche dem Kind, das mit ihm im gleichen Zimmer ſchlief, mit den Nägeln ſein ganzes Geſicht. Die ehrliche Aufſeherin dieſes Zimmers äußerte am Morgen darauf der hochwürdigen Frau Priorin, ſie meyne, es wäre für die Ruhe und die Ehre des Kloſters am beſten, man würde das wilde Mädchen wieder dahin zurückſchicken, wo es hergekommen. — Die hochwürdige Frau Priorin gab ihr aber zur Antwort: es ſey nicht an ihr, hierüber etwas zu verordnen; doch wolle ſie den traurigen Fall mit allen Umſtänden, die ſie ihr erzählt, der gnädigen Frau Aebtiſſin hinterbringen. Aber dieſe war des Verſprechens eingedenk, das ihr der Herr General ſchriftlich gegeben, nemlich er wolle dem Kloſter, ſobald ſie es mit dem Mädchen ſo weit gebracht haben würden, daß er es, ohne Schand und Spott an ihm zu erleben, in eine ehrliche Penſion thun dürfe, den Werth von einer dreyjährigen Penſion bezahlen, und antwortete der Frau Priorin, es ſeyen Gründe da, um derenwillen das Kloſter alle ſeine Kunſt und alle ſeine Geduld bey dieſem Mädchen aufbiethen müſſe, und ſie ſolle der guten Frauen, die mit ihrem Rath, das Mädchen wieder dahin zu ſenden, woher es gekommen, zu voreilig geweſen, nur ſagen: es könne hievon keine Rede ſeyn, man müſſe im Gegentheil das Aeußerſte verſuchen, die Erzie-

hung dieſes Kindes gelingen zu machen, man habe auch alle nöthige Vollmacht zu allen Mitteln, die hieher erforderlich ſeyen; es ſey aber ihr Wille, daß man für einmal noch mit aller möglichen Geduld und Schonung mit dem Kind zu Werk gehe. — Es ward alſo dafür, daß es dem armen Kind das Geſicht mit den Nägeln verkratzt, nicht einmal ernſthaft geſtraft, es bekam nur von der Frau Priorin einen mündlichen Verweis darüber. Es lachte ihr ins Geſicht; und ſie, die den Ernſt, mit welchem die gnädige Frau Geduld und Schonung für dieſes Kind gefordert, mit klöſterlicher Aufmerkſamkeit aufgefaßt, that kaum, wie wenn ſie das ſpöttiſche Lächeln des Kinds bemerkte. Doch ſagte ſie beym Weggehen zu ihm: Kind, Kind, wir ſind wohl eine Weile geduldig, aber mache, daß wir nicht ungeduldig werden müſſen. Das Kind, das Sylvia ſo gekratzt, ward nur aus ihrem Zimmer genommen und ihr eine dienende Kloſterſchweſter Tag und Nacht zur Aufſicht zugegeben. Aber es gieng nicht beſſer. Sie zigeunerte, ſtampfte und ſtieß mit Füſſen und Ellbogen, wie vorhin, und einmal, als Sylvia ſo halbnackt im Zimmer herumſprang, die Kloſterſchweſter ſie etwas derb zwingen wollte, ſich anſtändig anzuziehn, nahm ſie den vollen Nachttopf und ſchüttete ihn gegen ſie aus. Nun ward ſie doch in engere Verwahrung gebracht. Man ließ ſie zwey Tage ganz allein und gab ihr das Eſſen, wie einer Gefangenen, durch eine kleine Oeffnung hinein. Jetzt wüthete ſie, verſuchte die Thüre einzuſprengen, aber die war zu dick und zu hart; dann wollte ſie zum Fenſter hinausſpringen, aber es war eng vergittert; jetzt wälzte ſie ſich am Boden, heulte, zerſchlug Tiſch

und Stühle, und zerſchmetterte das Becken, darin man ihr das Eſſen brachte, in tauſend Stücke. Sie zerriß die Kleider und das Bettzeug, daß die Federn davon im ganzen Zimmer herumflogen. Man ließ ſie zwey Tage machen und wüthen, wie ſie wollte; am dritten Morgen kam eine ſtarke Magd in ihr Zimmer, warf ihr eine kleine Kloſterkutte um den halbnackten Leib und führte ſie mit Gewalt in das Zimmer einer Kloſterfrau, die ſie, ſobald ſie ihr näher kam, ſo freundlich bey der Hand nahm, daß kaum eine Mutter je einem in dieſem Grad fehlenden und wüthenden Kind ſo freundlich die Hand biethet und both ihr von dem Kloſterconfect an, davon ein Teller voll vor ihr auf dem Tiſch ſtand. Es nahm etliche Stücke wild ab dem Teller, verſchluckte ſie ſchnell und ſchüttelte ſich während dem Eſſen in ſeiner Kutte, wie ein Pudel, der naß aus dem Bach kommt. Die Kloſterfrau ließ es eine Weile machen, was es machte, dann ſagte ſie ihm ſo freundlich als ſie immer konnte: thue doch nicht ſo närriſch; wenn du gut biſt, ſo holt dich der General, der dich ja hieher verſorgt, bald wieder ab; bleibſt du aber, wie du biſt und thuſt ſo närriſch und ſo wild, wie bisher, ſo gehts dir hier von Tag zu Tag ſchlimmer; darauf kannſt du zählen.

Es antwortete: laßt mich doch fort, ich mag nicht hier ſeyn.

Sie erwiederte: aber wo willſt du hin? deine Verwandten nehmen dich nicht auf.

Das macht nichts, ſagte das Mädchen, ich will lieber durchs Land laufen und betteln.

Wir dürfen nicht, ſagte endlich die Frau.

Aber Sylvia wiederholte die Bitte noch viermal, und mit jedesmal heulender und wüthender, und da das Mädchen immer fort wüthete, ſetzte die Kloſterfrau mit jedem mal, wenn ſie ihre Bitte mit den Worten: Kind, in Gottes Namen! wir dürfen nicht! — abſchlug, noch hinzu: Jeſus! Maria und Joſeph! wie du auch wütheſt! und ach nein Gott! ach mein Gott! wüthe doch nicht ſo! — Jetzt ab das Kind ſie plötzlich wie eine Raſende an und ſagte mit ſtarrem Blick zu ihr: ihr wollt mich alſo nicht gehen laſſen? —

In Gottes Namen, wir dürfen nicht, erwiederte die Kloſterfrau noch einmal.

Nun ſpie ihr Sylvia ins Geſicht und ſagte: ſo will ich mich denn tödten, wenn ihr mich nicht gehen laßt.

Dieſe kam gar nicht außer Faſſung. Wie ein Parlamentscandidat in Weſtmünſter, wenn ihm die Wahlmänner, um deren Stimmen er ſich bewirbt, ſich gelaſſen gegen dieſe bückend den Eyerdotter oder den Koth vom Geſicht wegwiſcht, ſo wiſchte — —.— Doch nein, ich will die fromme Selbſtüberwindung der guten Kloſterfrauen nicht durch die profane Vergleichung mit doch zu pfiffiger Selbſtüberwindung von Candidaten bey Volkswahlen entwürdigen; nein, nein, ich will ſie gern den Werth ihrer diesfälligen Selbſtüberwindung mit ihren eignen Worten beſtimmen laſſen. Da ſie den eckeln Speichel des böſen Kinds mit einem ſchneeweißen, ſehr feinen Sacktuch von der Stirne abwiſchte, ſagte ſie mit dem Ausdruck der höchſten Kloſterruhe zur Sylvia: Kind, ſo wie du es mir machſt, haben es einſt böſe Juden unſerm Heiland auch gemacht; er

hat es mit Geduld ertragen, armes Kind, und ich will es mit Geduld tragen und die Schmach, die du mir anthust, wie er, mit Geduld tragen — und hielt ihm dann den Heiland an einem alten, schwarzen, hölzernen Kreuz vor die Augen.

Es sah nicht, was sie machte, hörte nicht, was sie sagte, und rief immer nur: ich will fort! ich will fort!

Die Klosterfrau antwortete jetzt kein Wort mehr, sondern hielt ihm immer nur den Heiland am Kreuz vor die Augen. Aber es rief noch einmal mit dem Ausdruck der höchsten Wuth: ihr wollt mich also nicht fortlassen? und da sie immer nicht antwortete, sondern ihm immer nur das Kreuz vor den Augen hielt, schlug es ihr dasselbe mit einer Gewalt aus der Hand und an die Wand, daß die Stücke davon in der ganzen Stube herumflogen. Der erste Gedanke, der der erschrockenen Frau dabey in Sinn kam, war jetzt, das Kind sey vom leidigen Satan besessen, sonst hätte es ihr das heilige Kreuz unmöglich mit einer solchen Gewalt aus der Hand schlagen können, wie es dieses gethan, und als sie mit der Magd die zerbrochenen Stücke desselben in allen Ecken zusammenlas und lange ein ganzes Bein vom hölzernen Bild des Heilands nicht zu finden vermochte, konnte sie sich einbilden, der Teufel, der leibhaftig in diesem Kind stecke, folglich auch leibhaftig bey ihnen in der Stube sey, habe dieses Bein verschwinden machen und in seine Gewalt bringen können und das könnte dem heiligen Kloster früher oder später zum schrecklichsten Nachtheil gereichen. Sie war auch schon voller Gedanken, was für Maßregeln, nicht blos von der Frau Aebtissin, sondern vom

ganzen Convent genommen werden müſſen, der ſchrecklichen Gefahr, in der ſich das heilige Kloſter jetzt befinde, vorzubeugen, als ihre Magd das verlorne Bein eben hinter einer Bettſtolle hervorlangte. Jetzt war ihre Seele wieder beruhigt. Gott Lob! Gott Lob! du haſt das heilige Bein dem Teufel aus den Klauen geriſſen, ſagte ſie zu ihrer Magd. Dann wandte ſie ſich an die Sylvia und ſagte zu ihr: aber von dir muß ich fort und aus dieſer Stube heraus; du biſt vom Teufel beſeſſen; ohne ſeine Hülfe hätteſt du nicht Kraft gehabt, mir den Heiland am Kreuz mit einer ſolchen Gewalt aus den Händen zu reißen. — Dann verließ ſie ihr Zimmer und ließ das Kind wieder in ſeine Zelle hinſchleppen, aus der man es herausgenommen und zu ihr geführt. Auch befahl ſie der Magd, die Thüre ſeiner Zelle mit der höchſten Sorgfalt zu beſchließen, auch keinen von allen vier Riegeln, die daran ſeyen, offen zu laſſen und bey einem jeden derſelben, wenn ſie ihn ſchließe, auf Stirn und Bruſt ihr Kreuz zu machen und ſich zu b'hüten und zu b'ſegnen, damit ihr nichts Böſes begegne. Dann eilte ſie zur Frau Priorin und erzählte ihr mit der höchſten Umſtändlichkeit die ſchreckliche Geſchichte, die ihr mit dem Kind begegnet. Dieſe aber, die in der Kloſteraufklärung um einen Grad höher ſtund, als die altlechte Kloſterfrau, glaubte nicht an die leibhafte Gegenwart des Teufels, weder im Kind noch im Zimmer, widerſprach aber der frommen Anſicht der Kloſterfrau mit keinem Wort, kreuzte und ſegnete ſich vielmehr jedesmal, wenn dieſe vom Teufel und der Gewalt, die er über dieſes Kind ausgeübt hat, redte, und war auch mit ihr vollkommen einverſtan-

den, das Kind müſſe ohne weiters und ſo geſchwind als möglich aus dem Kloſter weggeſchafft werden; aber die Frau Aebtiſſin fand, die Stunde, in der dieſes thunlich und ſchicklich ſeyn könne, habe noch nicht geſchlagen. Sie ſagte im Gegentheil: liebe Frau Priorin, wir wollen und dürfen uns hier nicht übereilen; wir haben dem frommen Mann, der ſo viel Zutrauen zu unſerm Gotteshaus gehabt hat, Hoffnungen gemacht, von denen wir nicht zurückſtehen dürfen, bis wir alles, auch das Aeußerſte verſucht haben, was zu unſerm Ziel dienen kann.

Etwas heftig erwiederte die Priorin: aber was können wir auch noch mehr verſuchen, als was wir gethan haben?

Freylich, freylich kann das H. Gotteshaus noch weit mehr thun, als es bisher gethan hat. Wir müſſen jetzt die Mittel des Ernſts zur Hand nehmen, da diejenigen der Güte nichts zu fruchten vermochten, und über dieſe ließ ſie ſich dann mit einer merkwürdigen Umſtändlichkeit heraus. Ich weiß wohl, fieng ſie hierüber an, alle ſtrengern Zuchtmittel in den Klöſtern ſind in unſerm böſen Jahrhundert außer Uebung gekommen, und der Weltgeiſt, der jetzt herrſcht, macht es nöthwendig, daß man ſelber in den Klöſtern ſo wenig als möglich von ihnen rede, und noch viel weniger Gebrauch davon mache; aber es gibt außerordentliche Fälle, die hierinn eine Ausnahme machen. Wo das Wohl der Kirche und das Heil eines Gotteshauſes ſelber ihre Anwendung erfordern, da darf man ſich denn auch kein Bedenken machen, ſie wieder aus dem Staub hervorzuſuchen, und der Fall bey dieſem Heldenmädchen, das keinen Tropfen Chriſtenblut in ſeinen Adern hat, iſt von einer Na-

ur, daß ganz gewiß Strafmittel, die auf Heidenfleiſch und Heidenblut Einfluß zu haben vermögen, angewandt werden müſſen. Sie ſetzte hinzu: auch der Teufel iſt der Kloſtergewalt unterworfen und kann gebändigt werden, wenn man ie rechten Mittel dafür braucht. Man muß in ſolchen Fäl:n nur den Glauben und die Hoffnung nie aufgeben, und uch die Gewalt, die man hat, nicht kleiner glauben als das echt iſt, das man dazu hat, und nicht ſchwächer anwenen, als dieſes Recht es fordert.

Die Priorin, die ſeit kurzem Priorin geworden, und och nichts von ſolchen Strafmitteln gehört, ſtand ſich verwundernd ſtill vor der Aebtiſſin und redte kein Wort.

Die Aebtiſſin fuhr fort und ſagte: ich ſehe, wie du dich verwunderſt. Du kennſt die Kloſtergewalt und die Kloſternittel noch nicht, die man ehemals brauchte, wenn der Teufel unſerer Gewalt zu nahe treten und ſeine Gewalt gegen die unſre brauchen wollte; ich kannte dieſe Mittel auch nicht, bis ich Aebtiſſin geworden und die geheimen Schriften meiner Vorfahren in meinem Archiv zu meinem Gebrauch vorfand. Ich las ſie alle durch und fand Geſchichten darin, über deren Kühnheit und Glück ich oft in das höchſte Erſtaunen gerieth. Das Archiv iſt voll der lehrreichſten Wegweiſungen über alles Mögliche, das in einem Kloſter begegnen kann, und ein Fall iſt darin, der mir jetzt vorzüglich zu ſtatten kommt. Man wollte nemlich vor 167 Jahren ein Fräulein aus Familiengründen zu einer Kloſterfrau machen und dieſe benahm ſich, da ſie ins Kloſter gebracht wurde, aufs Haar wie ſich jetzt dieſe Sylvia benimmt; aber die damals regierende Aebtiſſin Cäcilia nahm Maßregeln, daß das Fräulein

a Jez von 7 Tagen eine zusammen zum Novizat gemacht und herauf ins Kloster mit so gut zu nehmen gewußt. Daß sie aber als Novizin dann gefiehlen.

Die Priorin konnte nicht genug davon und die Schönheit der Arbeit, die man damals die Fräulein von diesem Geschmack und ihrer Handarbeitsart gelehrt, als im XVII. Band meines Folianten-Archivs umständlich beschrieben, und ich um entschuldigen, zu berichten, daß alles, was damals mit der Fräulein geschehen, auf das pünktlichste und zwar ohne die allermindeste Schonung gegen mich mit der Sylva vorgenommen wurde. Dann setzte sie am Ende noch hinzu: Hüte dich vor den Schwächlingsgrillen unsrer Tage. In Zeiten, wie der gegenwärtige und viele andere sind, müssen diese Modengrillen unsrer Schwächlichkeit, die schon so viele Klosterfrauen untergraben haben, von einer jeden Klosterfrau, die etwas zu befehlen hat, mit Ernst unterdrückt werden, damit sie in jedem Fall das, was ihr Klosterverhältniß ihr zur Pflicht macht, ohne überdies zu grübeln, erfülle und auch nicht den entferntesten Gedanken in ihre Seele hineinkommen lasse, der sie von der heiligen Pflicht des unbedingtesten Gehorsams ablenken könnte.

Mit dem ließ sie sogleich den XVII. Band ihres Folio-Archivs in ihr Kabinet bringen, öffnete aber das Archiv mit eigner Hand, stand neben der Klosterschwester, die den Foliobaud herausnehmen mußte, bis sie wieder zum Archiv heraus war, schloß dieses wieder mit eigener Hand, suchte die Stelle, von der sie mit der Priorin geredt, selbst auf, ließ sie selbige lesen, entzog ihr aber auch kein Aug, bis sie

amit fertig war und ſagte dann: du weißt jetzt, was gethan ſeyn muß, und ich will, daß es genau befolgt werde, der daß auch kein Menſch im Kloſter ein Wort davon vernehme, als die drey oder vier Perſonen, die wir zur Ausführung dieſer Sache nothwendig brauchen, und ich erwarte, daß du dieſe mit der höchſten Sorgfalt auswählſt. — Noch war das nicht genug. Ehe ſie ſie entließ, ieng ſie von neuem an und ſagte: der Fall iſt mir ſo wichtig, daß ich dir für denſelben das Gelübd des unbedingten Gehorſams und der vollkommenſten Verſchwiegenheit abfordern muß.

Die Priorin that das Gelübd, aber ſie war todtblaß, als ſie es that. Die Aebtiſſin ſah es und ſagte: ſchäme dich, du wirſt blaß, wie eine Novizin, ob dem, was deine Kloſterpflicht iſt. — Dieſe aber, da ſie ſah, welch ein Gewicht die Aebtiſſin auf dieſe Sache lege, nahm ſich vor, ſo ſehr ſich auch ihr Herz und ihre Erfahrungsloſigkeit in den härteſten der altväterſchen Kloſtermaßregeln darob empörte, mit der höchſten Feſtigkeit zu Werk zu gehen und den Willen der Aebtiſſin mit der höchſten Pünktlichkeit zu erfüllen.

Sie ließ jetzt die Sylvia zuerſt über das Morgentrinken in der Zelle eingeſperrt, ohne daß das Kind auch nur einen Mund voll Brod zu ſehen bekam. Nach dem Morgentrinken ſandte ſie denn zwey ſtarke Kloſtermägde, die wie fette, dicke Bären ausſahen, zu ihm, die das Kind mit Gewalt aus ſeiner Zelle heraus- und durch mehrere lange Gänge in einen abgelegenen Thurm hinſchleppten, ſie allda auf einem am Boden feſt gemachten Block anbanden und un-

barmherzig so lang durchschmeizten, bis das Mörder- und Zettergeschrey, das sie anhub, das aber in diesem entfernten Thurm kein sterblicher Mensch hören konnte, während dem Schlagen selber nachließ. Dann ließen sie es, so wie es war, angebunden auf dem Block liegen, giengen von ihm fort, kamen dann nach 2 Stunden wieder, lösten es dann vom Block ab und sagten: sie haben Befehl, es zu fragen: ob es nun recht thun wolle? und da es mit einer Stimme, wie wenn es halb todt wäre, antwortete: ja, ja — sagten sie ihm: sie haben Befehl, diese Antwort der Frau Priorin zurückzubringen, die es dann der gnädigen Frau Aebtissin hinterbringe und dann werde es wohl zu einer von beyden hin müssen. — Nun wollten sie wieder gehen, aber es fiel vor ihnen auf die Knie und bath sie: sie sollen es doch um Gotteswillen nur aus dem Thurm herauslassen; es habe Ratten darin, die auf ihm herumkriechen; es habe fast den Tod gelitten, da sie, so auf dem Block angebunden, sich nicht einmal gegen sie habe wehren können. — Die Mägde antworteten: sie dürfen das nicht und es werde auch niemand kommen, es herauszulassen, bis die ehrwürdigen Frauen ihre Gebetstunden vollendet und ihre Mittagmahlzeit genossen; dann, denken sie, werde eine von ihnen zu ihr kommen und sie zu der hochwürdigen Frau Priorin oder zu der gnädigen Frau Aebtissin hinführen; indessen sey sie jetzt ja losgebunden und wenn ihm die Ratten zu nahe kommen wollen, so könne es sich ja gegen sie wehren.

Jetzt heulte und jammerte das Kind, sie sollen es doch um Gotteswillen nur aus dem Thurm herauslassen; sie

können es ja vor der Thüre anbinden, wie sie nur wollen, wenn es nur zur Thüre heraus sey. — Alles Bitten war umsonst. Sie kehrte ihm jetzt den Rücken und als es mit Gewalt mit ihnen zur Thüre hinaus wollte, stießen sie es mit Gewalt zu Boden und riegelten die Thüre, und es gieng noch gegen zwo Stunden, ehe die Klosterfrau, die sie gestern so angespien und die der Priorin den Rapport über ihr Benehmen gemacht, zu ihr in den Thurm hineintrat, sie freundlich bey der Hand nahm und zu ihr sagte: Kind, ich habe dich gewarnt; du hast mir in's Gesicht gespien; ich ließ mich aber durchaus nicht abschrecken und versuchte alles, was ich konnte, dich zur Vernunft zu bringen, aber du hast mich nicht hören wollen und deinen lieben Heiland, den ich dir, um dich zu dir selber zu bringen, vor den Augen gehalten, mit einer Gewalt, die dir nur der leidige Satan in die Hand gelegt, an die Wand geworfen, daß er in tausend Stücke zerbrochen. Solch einen Greuel konnte das heilige Kloster nicht ungestraft lassen. Du hast jetzt die Folgen deines abscheulichen Benehmens erfahren und ich muß dir sagen: deine Strafe ist noch nicht vorüber, du mußt jetzt mit mir zur hochwürdigen Frau Priorin, die eben wie die gnädige Frau Aebtissin über dein Benehmen so empört ist, daß ich sie, so lange sie Priorin ist, nie so empört gesehn. Man wird dir dann sagen, was weiter über dich beschlossen worden. Ich hoffe, du unterziehest dich allem mit Geduld, und erkennest und bereuest das Abscheuliche deines Benehmens von Herzen. Unterwirfst du dich allem, was die Frau Priorin und die gnädige Frau Aebtissin über dich verhängen und

führſt du dich dann hernach auf, daß man mit dir zufrieden ſeyn kann, ſo kann noch alles gut gehen; aber ſetzeſt du den Steckkopf noch einmal, auch nur ein wenig auf, ſo iſt das, was dir jetzt begegnet, gegen das, was dir vorſteht, nur der Schmerzen Anfang, und ich will dich noch einmal warnen, folgſt du nicht, ſo haſt du alles, was dir weiter begegnet, dir ſelbſt zuzuſchreiben.

Ich will ja alles thun, was man will, ſagte jetzt das Kind, aber um Gotteswillen gebt mir etwas zu eſſen, was es immer iſt, ich bin noch nüchtern.

Die Kloſterfrau erwiederte: das darf ich nicht. Ich habe meinen Kloſtereid darüber und die Kloſtergeſetze ſind in einem ſolchen Fall äußerſt ſtreng. Ich darf nicht.

Jetzt wurde es in das Zimmer der Frau Priorin geführt, mußte aber ſogleich bey der Thüre niederknien und da warten, bis die Frau Priorin, die bey ihrem Pult ſaß, vorher einer Menge Leute noch Audienz gegeben. Endlich klingelte ſie und nun trat eine Kloſterfrau herein, machte die Sylvia aufſtehen, zu der Frau Priorin hervortreten, dann vor ihr niederknien. Faſt ohne es nur anzuſehen, ſagte jetzt dieſe: du gehſt nun mit der wohlehrwürdigen Frau in die Bußkapelle, beteſt die Zahl Roſenkränze, die ſie dir befiehlt, und bleibſt nüchtern, bis das geſchehen iſt.

Das Wort nüchtern war der Frau Priorin kaum aus dem Mund, ſo konnte ſich das Kind nicht mehr halten. Um Gotteswillen! gebt mir doch nur einen Mundvoll Brod, ich kanns nicht mehr aushalten, ich ſterbe vor Hunger, ſagte jetzt das Kind und wollte faſt einſinken. Aber

die Frau Priorin bewegte auch nicht einmal den Kopf gegen daſſelbe und die Kloſterfrau nahm es beym Arm, führte es zur Thür hinaus in die Bußkapelle. Ob es einſinke oder nicht einſinke, darauf achtete ſie gar nicht. Es mußte die Zahl Roſenkränze und Bußpſalmen, die ihr vorgeſchrieben wurden, nachbeten. Ein ſchlechtes Becken voll Suppe und Waſſer und Brod ſtand neben ihm, aber es durfte es nicht anrühren, bis es ausgebetet. Erſt nachdem dieſes geſchehen, durfte es von den Knien aufſtehen, auf den Boden abſitzen und da ſeine Suppe und ſein Brod eſſen und ſein Waſſer trinken.

Von nun an that Sylvia freylich, was man wollte. Der äußere Schein ihrer Geſindelangewöhnungen verlor ſich auch täglich mehr, aber der innere Geiſt deſſelben verſtärkte und verhärtete ſich zugleich in ihm in dem Grad, als ſie den äußern Schein davon ablegte. Darum aber bekümmerte ſich weder Priorin, noch Aebtiſſin noch irgend eine Kloſterfrau; im Gegentheil, nach einem Vierteljahr fand die gnädige Frau Aebtiſſin auf den Bericht, den ihr die Frau Priorin von der Sylvia abgeſtattet, das Kind habe die außerordentlichen Fehler, die es ins Kloſter gebracht, ganz abgelegt und das heilige Gotteshaus habe an ihm alles geleiſtet, was man von demſelben gefordert, und man dürfe mit Fug und Recht auf die dreyjährige Penſion, die man ihr dafür verſprochen, Anſpruch machen, und der General ward mit einer weitläufigen Anzeige, wie glücklich das Gotteshaus in ſeinen Bemühungen mit ſeiner lieben Nichte geweſen, eingeladen, zu ihr zum Beſuch ins Kloſter zu kommen. Er und ſeine Gemahlin waren über die auf-

fallende Veränderung, die ſie in allem äußern Benehmen derſelben fanden, ſo entzückt, daß ſie der Frau Aebtiſſin nicht genug ſagen konnten, wie ſehr ſie die Gewalt, die ihre Kloſterfrauen über verwilderte Kinder haben, bewundern. — Die Aebtiſſin erwiederte: wir ſchreiben den glücklichen Erfolg unſrer Bemühungen gar nicht uns ſelbſt zu; es iſt ganz der göttlichen Gewalt, den die heiligen Kloſtergeſetze über das verdorbene Menſchenherz haben, dem wir dieſen Erfolg zuſchreiben.

Die Sylvia konnte ſich bey dieſem Wort eines kleinen Lächelns nicht enthalten. Die Aebtiſſin bemerkte es ſchnell, hob ihren Zeigfinger klöſterlichleicht und von Niemand anderm bemerkt gegen ſie auf, und Sylvia ward wieder in vollen Schein der ungetrübten Seelenruhe, die ſie ſich mit dem innern Brand wüthender Gefühle in ihrer Zuchtzelle angewöhnt hatte. Die Frau Aebtiſſin aber ſtrich die volle Summe der drey Jahrpenſionen, die der General ihr auszahlte, mit einer Sorgfalt und Gewandtheit zuſammen, wie kaum ein Wechsler auf der Börſe ſein Geld ſorgfältiger und gewandter einzuſtreichen verſteht, und legte es mit der Bemerkung in eine zu dieſem Zweck auf den Tiſch geſtellte Caſſette: „der Hochwohlgeborne Herr General und ſeine Frau Gemahlin können verſichert ſeyn, daß dieſes Geld alles nur zur Ehre Gottes und zum Heil armer Seelen verwandt werde" — und entließen ſie dann mit dem Wunſch, daß die talentreiche Tochter den heiligen Joſeph und den heiligen Nepomuk, den Schutzpatron ihres Kloſters zu ihren Schutzpatronen erwählen und anrufen möchte. Die Sylvia war faſt außer ſich vor Freuden, daß ſie aus

dem

dem Kloſter, welches ſie von der erſten Stund an bis zur letzten gleichſam als ein Gefängniß anſah, erlöst wurde; aber die Gefühle und Gelüſte, die ſie ſelbſt im Augenblick der heißen Freude dennoch erſticken mußte, wirkten in dieſem Augenblick in entgegengeſetzter Richtung ſo gewaltſam auf ihr klopfendes Herz, daß ſie, ſobald ſie zum Kloſterthor hinaus war, todtblaß wurde und faſt ohnmächtig einſinken wollte.

Der General und ſeine Gemahlin frugen erſchrocken: was iſt dir? was iſt dir?

Nichts, gar nichts, erwiederte ſie, es iſt nur die friſche Luft, die ich wieder einathme, was mich ſo alterirt; ich habe 5 Monate lang auch keinen Athemzug davon mehr eingeſchluckt.

Das iſt eine kleine Bosheit, ſagte jetzt der General.

Sylvia erwiederte: nein, nein, ich habe innert den Kloſtermauern gewiß keinen Augenblick friſchen Athem geſchöpft.

Das glaub' ich wohl, ſagte der General, aber nicht um der Luft willen.

Als ſie jetzt heim kam und gar nichts mehr von ihrem alten, wilden Zigeuner- und Lazzaroniweſen an ſich blicken ließ, ſondern gehen, ſitzen, eſſen, ſtehen, hören und reden konnte wie ein anderes ehrliches Chriſtenkind, und nicht mehr, wie eine wilde Katze, die man einſperren will, aus einem Ecken in den andern herumſprang, verwunderten ſich alle Menſchen, die ſie vorher geſehen. Alle Knechte und Mägde ſprangen zuſammen, um die Wundercur zu ſehn, die mit dem Landſtreichermädchen (das war der Name, den

die Dienſte des Generals ihm vorher alle gaben) im Kloſter vorgenommen worden, und nach ein paar Tagen wäre die halbe Stadt nach dem Haus des Generalen gelaufen, um ſie, wenn auch nur am Fenſter oder im Garten, ſehen zu können; aber der General, dem ſo ein Gelauf gegen ſein Haus nicht angenehm geweſen wäre, verreiste ſchon am zweyten Morgen vor Tag mit ihr aufs Land, um ſie von da aus in eine Töchterpenſion zu bringen, ſobald dafür geſchrieben und alles dazu Nöthige in Ordnung gebracht ſeyn würde.

§. 90.

Faſt unglaubliche Auftritte in einer Penſionsanſtalt.

Sylvia gieng nicht gern dahin; aber da ſie ſah, daß es ſeyn mußte, bath ſie wenigſtens, daß ſie nicht wieder in diejenige Penſion gebracht werde, aus der ſie vor 3 Monaten weggeſchickt worden.

Sey darüber ruhig, erwiederte der General und ſeine Gemahlin, wir haben nie daran gedacht, dich wieder in die nämliche Penſion zu thun. Es iſt ſicher, es könnten da Rückerinnerungen zum Vorſchein kommen, die für dich nicht die angenehmſten ſeyn möchten. Du wirſt es, wo du hin kommſt, gewiß gut haben.

Wiſſen Sie es gewiß? Hats keine Ruthen in der Penſion? ſagte die Tochter.

Was Ruthen? was Ruthen? ſagte der General und ie Frau.

Das Kind wurde feuerroth, denn es hatte noch kein Wort von dem Block im Thurm, auf dem es angebunden nd geſchmeizt worden, geſagt. Einerſeits ſchämte es ſich avon zu reden, anderſeits haben die Kloſterfrauen es ihm erboten und als eine Todſünde, für die kaum der H. Va- er in Rom den Ablaß zu geben im Stand ſey, auf das Gewiſſen gebunden, von den um ſeiner Seele Seligkeit willen mit ihm vorgenommenen Züchtigungsmaßregeln ge- gen irgend einen Menſchen ein Wort fallen zu laſſen. Aber etzt mußte das Kind, ob es wollte oder nicht, die Ge- chichte von dieſer Einthürmung und von allem, was die- en Tag über mit ihr vorgenommen worden, dem Gene- al und ſeiner Gemahlin umſtändlich erzählen.

Das iſt doch kalmukiſch für ſo fromme Kloſterfrauen, agte jetzt der General, und das hätte ich doch nicht geglaubt, eine Gemahlin. Aber jetzt wunderten auch beyde nicht mehr, daß dieſe fromme Frauen die 3 Jahrspenſionen ſo geſchwind und blos in drey Monaten haben verdienen kön- nen, und der General, der beym erſten Verſprechen doch nicht wohl mag bedacht haben, wie hoch die Kloſterfrauen ihm eine dreyjährige Penſion mit allen Zugaben berechnen wür- den und den die große Geldſumme, die es auswarf, bey aller ſeiner Generoſität, ſeit dem er ſie bezahlt, doch alle Stund mehr zu reuen anfieng, ſagte zu ſeiner Gemahlin: hätten wir gewußt, wie ſie das machen, wie wir es jetzo wiſſen, ſo hätten wir dieſes Geld erſparen und ſelber ver- dienen können. — Aber ſeine Gemahlin erwiederte: wenn

du es ſiebenmal gewußt hätteſt, du hätteſt dieſes Geld doch in Ewigkeit nicht verdienen können; — und der General fand bey mehrerer Ueberlegung ſelber: nein, er hätte das Geld doch nicht verdienen können. Aber es war doch ſehr viel, ſagte er noch zu ſeiner Gemahlin. — Du biſt ſelber ſchuld, du haſt ihnen die 3 Jahrspenſionen wie ein Halbnarr angeboten, erwiederte ſeine Gemahlin. Es iſt wahr, es iſt wahr, ſagte er, und dann zur Sylvia: du ſiehſt, wie viel Geld du mich koſteſt und ich will auch jetzt noch nichts an dir ſparen; ich will dich in eine Penſionsanſtalt thun, wo weder Thurm, noch Block, noch Ruthen, die ich ſo theuer habe zahlen müſſen, dich mehr ziehen müſſen. Du ſollſt es ſicher gut haben; aber mach' nur, daß du brav werdeſt und wir keine Schande mehr an dir erleben.

Sylvia wurde jetzt in eine Penſionsanſtalt gethan, die freylich weit und breit berühmt, aber eigentlich außen fix und innen nix und beſtimmt nur dazu geeignet war, das Verderben der herzverhärtenden Kloſtergewalt durch das hinzugekommene Blendwerk des raffinirten Welttons noch zu verſtärken und die innere Fortdauer der belebteſten Gefühle ihres alten Geſindellebens in ihr nur mit großer Kunſt zu decken, ohne im geringſten das verderbliche Gift deſſelben zu ſchwächen. Indeſſen gieng es in dieſer berühmten Anſtalt dem Schein nach vortrefflich. Sylvia lernte tanzen, ſingen, auf dem Klavier und auf der Harfe ſpielen, beſſer als keine ihrer Geſpielen. Sie declamirte die feyerlichſten und muthwilligſten Schauſpielerſtücke wie ein Comödiant, recht vortrefflich franzöſiſch. Von der außerordentlichen Generoſität des Generals hingeriſſen, that die abgefeimte Erzieh-

rin aber auch alles, was ſie konnte, dieſen Schein der Vortrefflichkeit ihrer Anſtalt bey Sylvia in ſeinem höchſten Glanz hervorſtechen zu machen, und behandelte ſie immer mit einer auffallenden Auszeichnung. Aber als ſie nach 2 Jahren glaubte, ſie habe jetzt alles gelernt, was ſie in der Penſion lernen könne und ſey jetzt im Stand, ſich in der Welt zu zeigen, wo ſie wolle, und ſogar darin zu brilliren, machte die Vorſteherin dem General Vorſtellungen dagegen und bath ihn, er ſolle die glücklich begonnenen Vorſchritte ſeiner Nieçe nicht durch eine allzufrühe Entfernung aus ihrer Penſion ſtill ſtellen und doch alles verſuchen, daß ſie ſich wenigſtens noch ein Jahr gern aufhalte, mit dem Beyfügen, ſie wolle dieſelbe, wie bis dahin, mit aller möglichen Auszeichnung behandeln und alles Mögliche thun, ihr den Aufenthalt ſo angenehm als nützlich zu machen.

Sylvia that hingegen alles, den General zu bereden, daß er ſie doch jetzt heim nehme. Da es ihr aber nicht gelang und der General diesfalls unerbittlich blieb, ſo ſchrieb ſie ihm endlich: ſie wolle doch wenigſtens in dieſem Jahr noch reiten lernen, und der General war ſo ſchwach, ihr ſogleich ein gutes und ſicheres Pferd zum Geſchenk zu ſenden, und die Vorſteherin ſo niederträchtig und dumm, ihr auch dieſe Auszeichnung vor ihren Mitſchülerinnen zu geſtatten. Das aber brachte den Unwillen der beſſern und den Neid der ſchlechtern Töchter der Penſion, die ſchon lange in beyden keimte, zum vollen Ausbruch. Schon in den erſten Monaten, nachdem ſie in die Penſion trat, bemerkten die bravſten ihrer Mitſchülerinnen, ſie ſey falſch wie Galgenholz und richte ſie alle hinter einander, wo ſie nur könne.

Auch klagten ſich ſchon im Anfang ihres Daſeyns mehrere Töchter der Anſtalt bey der Vorſteherin über ſie, aber dieſe, von der Generoſität des Generals und von den Talenten dieſes böſen Kinds geblendet und beglaubt, mit ihr brilliren und der Penſion Ehre machen zu können, redte ihr immer das Wort, und es gelang ihr bisher, den öffentlichen Ausbruch des Unwillens ihrer Mitſchülerinnen gegen ſie zu verhüten. Aber jetzt, da ſie ihr Reitpferdchen bekam und gegen alle Uebung der Penſion täglich mit einem Reitknecht ein paar Stunden auf der Reitſchule zubringen durfte und ihr Stolz gegen ihre Mitſchülerinnen täglich anſtoſſender und drückender wurde, brach auf einmal der Unwille gegen dieſelbe in der ganzen Penſion allgemein ſo aus, daß die Töchter, ohne der Vorſteherin ein Wort davon zu ſagen, mit einander abredten, ſie wollen alle ihren Eltern ſchreiben und ihnen umſtändlich berichten, wie partheyiſch ſich die Vorſteherin und wie unverſchämt die Sylvia ſich gegen ſie benehme, auch wie ſie auf dieſem Fuß nicht weiter gern in der Penſion bleiben, und die Briefe waren ſchon alle auf der Poſt, ehe eine Tochter, die an ihren Mitſchülerinnen zu Gunſten der Vorſteherin falſch genug, dabey aber für einen Spion zu dumm und zu träge war, ihr erzählte, was geſchehen. Die erſchrockene Vorſteherin nahm jetzt freylich, was Sylvia auch immer ſagte und wie ſehr ſie ſtampfte und drohte, ihre Erlaubniß, daß ſie täglich mit ihrem Jockey ausreiten und die Reitſchule beſuchen dürfe, zurück. Sie mußte aber auch wohl. Sechs Töchter bekamen auf einmal Befehl, die Penſion auf der Stelle zu verlaſſen und der Vorſteherin mündlich zu ſagen, ſie ſeyen

nicht gemacht, der Schuhlumpen der anmaßlichen Fräulein von Arnheim zu seyn, deren lumpigen Vater sie alle eigentlich doch wohl kennen. — Diese Berichte waren kaum da, so schrieb die Vorsteherin an den General, die ganz außerordentlichen Talente seiner ausgezeichneten Nieçe haben unglücklicherweise und, wie sie überzeugt sey, ganz ohne ihre Schuld, einen so wüthenden Neid und Haß ihrer Mitschülerinnen gegen sie erregt, daß ihr schon sechs aus derselben weggelaufen und sie nicht wisse, wie viel von den andern das nehmliche thun werden. Sie müsse also, so schmerzlich es ihr auch sey, den hochwohlgebornen Herrn General bitten, seine Nieçe mit ihrem Reitpferd und mit ihrem Reitknecht ungesäumt und so geschwind als möglich, spätestens innert 8 Tagen, aus ihrer Pension zurückzuziehn, und sie wäre genöthigt, wenn dieses nicht innert diesen 8 Tagen geschehe, sie alsdann mit der Postkutsche von hier absenden zu müssen.

Der General ward über den Brief der Vorsteherin empört. Das ist doch nach allen Lobreden, die sie ununterbrochen von ihr gemacht, sagte er zu seiner Gemahlin, keine Manier, an mich zu schreiben. Wenn sie eine ihrer Mitschülerinnen die Treppe hinuntergeworfen oder gar probirt hätte, ihr Haus anzuzünden, sie hätte nicht unverschämter auf ihre Rücknahme dringen können. — Er wollte auch, da sie keine wesentliche Fehler seiner Nieçe berechtigen, sie so zu behandeln, die Vorsteherin rechtlich zwingen, die Sylvia wenigstens noch ein Vierteljahr in der Pension behalten zu müssen; aber seine Gemahlin war billiger und sagte: wir haben uns diese Unannehmlichkeit mit dem

verfluchten Pferdchen, das wir ihr bewilligt haben, ſelbſt zugezogen. Die Auszeichnung war zu grell und die Vorſteherin eine Närrin, daß ſie dieſelbe zugegeben. Ich weiß, was ſolche Auszeichnungen auf ein Tochterinſtitut wirken, und wenn einmal der Teufel gegen eine Tochter, die man alſo zu zwingen die Unvorſichtigkeit hatte, los iſt, ſo thuts kein gut mehr. Wir müſſen ſie zurücknehmen. Sie kann nicht mehr bleiben.

Der General fühlte die Wahrheit dieſer Bemerkung, aber im Unwillen über den Vorfall ſagte er denn doch noch: ich mag ſie einmal auf dieſen Brief von der Vorſteherin nicht abholen.

Seine Gemahlin antwortete: ich gehe unter dieſen Umſtänden ſo wenig als du und bin gewiß mit der Vorſteherin eben ſo unzufrieden als du; aber gleich nach dem Eſſen muß die Kammerfrau mit dem Wagen fort, mit der Ordre, ohne mit der Vorſteherin ein Wort zu verlieren, Sylvia ins Wirthshaus kommen zu laſſen und die Rechnung von der Vorſteherin durch den Kutſcher abholen zu laſſen.

§. 91.

Das ſchlimme Ende einer blendenden Zeittäuſchung im Erziehungsfache.

Geſagt, gethan. Sylvia war in wenig Tagen beym Oncle in der Hauptſtadt und man fand ſie ſo ſchön, ſo g[illegible]

et, ſo artig, ſo ungenirt und, wie man ſich ausdrückte, hrer Erziehung ſo vollendet, in jeder guten Geſellſchaft ſo entabel und ſogar fähig, im beſten Thun der ausge- metſten Geſellſchaften in Geiſt und Kunſt zu brilliren, der General der Vorſteherin den Mißgriff ihres miß- nden Schreibens gänzlich verzieh und ihr bey der Be- igung ihres Contos ein Dankſchreiben zuſandte, wie ſie es von ihm mehr erwartet hätte. Aber dieſe las den al- Geſpielen der Fräulein von Arnheim von dem Dank- iben des Generals dennoch keine Sylbe vor, im Gegen- l, ſie war davon ſo ſtill als ein Mäuschen und herzlich , wenn kein Menſch in der Penſion mehr der Sylvia einem Wort gedachte. Der General aber war ſo ent- t über das gerathene Zigeunermädchen, von dem er für e Familie im Anfang ſo viel Schand erwartete als ihrem Vater, daß er jetzt nicht ſatt werden konnte, ſich ſeiner Familie mit ihr Ehre machen zu wollen. Sel- die vollendete Form der Andacht, mit der ſie auch in Kirche ihre Rolle ſpielte, gefiel eben wie ihr Benehmen den Tanzpartheyen. Sie hatte es auch wirklich in den nſtformen unſrer Zeitbildung ganz vorzüglich und ſo weit racht, daß ſie ſelber die ſchwierige Kunſtform der höhern dacht in der Kirche zur Bewunderung gut nachmachte in dieſer Rolle ſo gut gefiel, als auf dem Liebhaberthe- , auf dem ſie tragiſche und comiſche Rollen ſo gut ſpiel- daß man eigentlich nicht ſagen kann, ob ſie diesfalls eine ile von der ſchönen Welt wirklich mehr beklatſcht als eidet wurde. Selbſt die Reitkunſt, die den Haß ihrer ſpielen in der Penſion zum Ausbruch reif machte, brach-

te ihr jetzt den größten Beyfall; ſogar Offiziers, die in diſer Kunſt Niemand nachſtehen, geſtunden, ſie reite beynahe ſo gut als ſie. Auch ihre bons mots gefielen und viele davon wurden im Anfang in allen Cerclen herumgetragen und etliche Tage nach einander wiederholt. Aber dieſe waren es doch, woran das Blendwerk ihres plötzlichen großen Ruhms zu ſcheitern anfieng. Der alte Zigeunergeiſt ſchimmerte dadurch. Man fand bald viele derſelben frech, zweydeutig und beleidigend und mit dem, was man in den größern Cerclen guten Ton hieß, anſtößig, und der Neid, den ſie durch das Aufſehen, das ſie machte, erregt, ergriff die ſchwache Seite, die hierin in ihr durchſchimmerte, mit Lebendigkeit. Man trug jetzt einige ihrer bons mots zum Spott gegen ſie umher. Aber ſie war nicht gemacht, von der guten Lehre Vortheil zu ziehn. Sie zeigte offene Verachtung über alles, was man von ihr ſagte. Sie war grob, ſobald ihr jemand mißfiel. Sie fieng mit ihrem Stolz ſo allgemein zu beleidigen an, als ſie im Anfang mit ihrer Kunſt zu brilliren allgemein gefiel. Ihr Aug erſchien mit jedem Tag frecher, und böſer Hohn ſpielte auf ihren Lippen, wo ihr immer nicht Weihrauch geſtreut wurde. Die Folgen dieſes Benehmens konnten nicht fehlen. Es gieng nicht lange, ſo flüſterte man ſich hie und da ins Ohr: aber was ſteckt zuletzt hinter dieſem ſtolzen Mädchen? ſie iſt eine Bettlerin; ihr Vater iſt kaum dem Galgen entronnen und wer weiß, [illegible] iſt ein altes Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und dann wieder: ſie iſt im Grund doch nur das nehmliche Ding, das vor drey Jahren wie eine Zigeunerin ausſah und darum auch aus einer ſehr guten Penſion

hon am 3ten Tag weggeſchickt werden mußte. — Frey-
ch in den abgeſchliffenen Geſellſchaften, die den General
ugaben, entrann keinem Menſchen auch nur eine Miene,
e ihn im geringſten hätte ahnen laſſen, daß das öffentliche
rtheil über ſeine Nieçe dieſe Richtung nehmen möchte; der
ylvia hingegen fieng man an, mit jedem Tag weniger zu
rbergen, was man über ſie denke. Sie fühlte es in tau-
nd Blicken und fieng an, ſich ſelber zu überzeugen, die
he Rolle, die ſie ſpielen wolle, habe für ſie gefehlt, und
s was eigentlich in der Hauptſtadt ſich zu den höhern
reiſen zähle, rechne ſie nicht unter ſich, und es ſtecke hie
nd da hinter den Höflichkeiten, die man ihr erweiſe, tiefe
Verachtung gegen ſie. Sie täuſchte ſich über ihre Lage auch
icht lange und ſprach, ſobald ſie dieſe veränderte Stim-
mung gegen ſie fühlte, beſtimmt aus: ich bin für mein Le-
enstag verloren, wenn ich nicht zu Geld komme. Geld,
Geld iſt das einzige, das mich, wie ich nun einmal bin,
or einem Leben voll Schmach und Schande zu erretten ver-
mag. — Geld, Geld war jetzt auch das einzige, wornach
ſie ſtrebte. Im Gewühl des Lebens, das beym General
ſtatt fand, war es leicht, hie und da etwas zu ſtehlen. Das
hat ſie auch richtig, wo ſie immer konnte. Aber es langte
nicht weit, und ſie ſetzte ſich dann in Kopf, es ſey vielleicht
möglich, den General dahin zu bringen, daß er ſie zum
Erben einſetze. Das wollte aber auch nicht gehen. Sie
hat zwar alles, was eine ſchöne Tochter, die ſolche Zwecke
hat, gegen einen alten Oncle diesfalls zu thun vermag und
zwar auf eine Weiſe, daß der General an ihr faſt blind
war und gar nicht daran dachte, daß hinter ihrem Artigthun

gegen ihn so ein Zweck stecken könnte. Seine Gemahlin war nicht so blind. Sie merkte bald, was Sylvia mit ihrer Artigkeit gegen den General im Schild führe und eben so, daß, seit dem sie im Haus ist, hie und da Sachen von Bedeutung auf die Seite kommen, ohne zu wissen wohin; welches vorher doch nicht der Fall war. Sie sagte auch ihre Besorgnisse diesfalls ihrem Mann; aber sie starb bald darauf und äußerte gegen Sylvia auf dem Todtbett gerade heraus: sie habe in beyden Rücksichten großen Verdacht auf sie. Natürlich läugnete sie diese der Sterbenden alles weg, vergoß Comödiantenthränen, ihre Unschuld zu beweisen und sagte zum Oncle, bey einem starken Fieber sey das nicht anders, wenn den Kranken solche Gedanken, die ihnen in gesunden Tagen nie in Sinn gekommen, vorschweben, daß sie sich dieselben in diesem Zustand als wahr vorstellen, bey sich selber aber schrieb sie den Verdacht der Tante nur Einflüsterungen zu, die von Arner und Therese herkämen. Da aber die Tante starb, hoffte sie, da die Augen, die sie diesfalls im Verdacht gehabt, geschlossen, so sey es ihr jetzt vielleicht doch noch möglich, zu ihrem Ziel zu gelangen. Sie verdoppelte alle Aufmerksamkeiten auf den Oncle und versuchte alles Mögliche, was schlaue Bettlerinnen immer zu thun vermögen, um sich einen reichen Oncle auf Tod und Leben geneigt zu machen. Aber die Aeußerungen seiner Gemahlin auf dem Todtbette hatten in dieser Rücksicht auf ihn mächtig und entscheidend gewirkt und Arner und Thereſe, die wohl merkten, was sie gefahren konnten, thaten ihrerseits auch alles mögliche, was sie mit Würde und Anstand thun konnten, ihren Zwecken bey ihrem Oncle entg-

gen zu arbeiten. Das gelang ihnen auch um so leichter, da der Sylvia Vater den Vater Arners in eine Bürgschaft hinein verflochten, die ihn um einen ganzen Drittheil seines Vermögens gebracht, und der General war zu edel, etwas zu thun, wodurch seinem Vetter zum zweytenmal ein Unrecht geschehen würde, das so weit langen konnte. Sylvia brachte es auch mit allen ihren Künsten beym General nicht weiter, als daß sie nach dem Tod seiner Gemahlin die Honneurs des Hauses auf eine Weise machen konnte, die ihr für die Gegenwart lustige Tage und alle Fülle himmlischer Genießungen verschaften, und den Oncle nebenbey hie und da merklich zu bestehlen, ohne daß er es im geringsten merken konnte. Weiters sah sie jetzt selbst, daß sie es mit dem Oncle nicht bringe und fühlte zugleich, daß, so brillant sie auch die Honneurs des Hauses machte, sie von der höhern Gesellschaft, die den General besucht, doch immer nur als eine arme Tochter, die bey ihrem Oncle das Gnadenbrod esse, angesehen und zum Theil behandelt wurde. In dieser Lage benutzte sie ihren Aufenthalt in der Hauptstadt, um Aventüren aller Art nachzugehn, durch die sie auf irgend eine Weise dahin kommen möchte, das sich nun einmal angewöhnte Großthun ihres Lebens bis an ihr Grab fortsetzen zu können. Bey einem dieser, zwar verunglückten, Versuche war es, daß sie mit Helidor, der immer, wo es um eine bedeutende Intrigue zu thun war, seine Nase sicher auch mitten im Spiel hatte, in Bekanntschaft gerieth. Aber auch auf diesem Weg glückte es ihr nicht, großen Trost für die Zukunft zu finden. In dieser Lage leidenschaftlich über diese Zurücksetzung empört, die sie jetzt

ſelbſt für endlos erklärte, und die ſie gänzlich nur dem ſtillen Einfluß Arners und Thereſe auf den Oncle zuſchrieb, verbarg ſie ihren Haß gegen beyde, wo ſie immer Gelegenheit dazu hatte, gar nicht mehr, und jammerte laut über das Unglück, das ſie durch den Tod von Arners Großvater getroffen. Das war auch gar natürlich. Sie war bey ihm die Henne im Korb und benutzte das flotte Leben, das unter ihm im Schloß herrſchte, ſo gut als immer der Hummel mit ſeinem Anhang. Sie brachte alle Jahre mit dem General die ſchöne Jahrszeit daſelbſt zu und hatte bey dem Leben, das ſie führte, keinen Menſchen, der ihr bey ſo vielem, das man nicht auf geraden Wegen einlenken und zur Hand bringen konnte, ſo brauchbar war und ſo thätig an die Hand gieng, wie der Hummel. Auch war ſie immer die gröſte Lobrednerin dieſes Manns bey dem alten Junker, und ſagte laut, daß auf hundert Stunden weit herum keine Herrſchaft einen treuern, geſchicktern und ihrem Intereſſe ergebenern Beamteten haben, als Hummel es ſey.

§. 92.

Ein Beleg von der Zuverläßigkeit der Weltgeſchichte in den ungleichen Urtheilen der Zeitgenoſſen des Vogts Hummel über dieſen Mann.

Er war aber auch ein Mann, der ſchon ſeit 20 Jahren in der Hauptſtadt viel von ſich reden machte. Man kannte

n allgemein als einen pfiffigen Teufel, der beym Junker an
nem guten Baren ſtehe und ſich daran wohl zu füttern
:rſtehe, und ſehr viele Leute, die in der Hauptſtadt auch
:hr und minder an ſolchen guten Baren ſtehen und ſich
nan füttern, lobten ihn als einen für ſeine Stelle vorzüg-
h tüchtigen Mann, der das Intereſſe des Schloſſes mit
hätigkeit befördern und aber freylich auch auf eine ausge-
ichnete Art mit dem ſeinigen zu vereinigen wiſſe. Andere
ıb überhaupt die ganze ſelbſtſtändige Bürgerklaſſe, die
Leib und Kind ohne Futter dieſer Art zu verſorgen gewohnt
nd im Stand iſt, achtete ihn unbedingt für einen der ver-
ichteteſten Blutſauger, die je gelebt und das Verhältniß
viſchen der Herrſchaft und dem Volk durch tägliche Greuel-
aten vergiftet habe. Seine letzte Geſchichte, die ihn un-
r den Galgen brachte, machte in der Hauptſtadt auch gro-
s Aufſehen und ward einige Tage nach einander das
agsgeſpräch aller Geſellſchaften. Auch entzweite man ſich
den erſten Tagen in vielen derſelben förmlich über dieſen
)orfall, indeſſen die braven und unabhängenden Leute da-
lbſt Arner allgemein lobten, daß er dem verruchteſten
)orftyrannen, der im Herzogthum lebe, den Lohn ertheilt,
n er verdient, redten ihm viele, die bey der geſetzloſen Un-
:dnung, die im Land herrſchte, ihre Kühe in der Haupt-
adt wie er die ſeinigen auf dem Dorf melkten und eben ſo,
ie er, mit geſtohlnem Futter erhielten, das Wort und leg-
n aus Gründen, die beym Hummel offen auffielen, ein
hr großes Gewicht auf den Grundſatz, daß es überhaupt
1 höchſten Grad unanſtändig, dem Intereſſe der Herrſchaf-
n nachtheilig und dem ſo allgemein nöthigen Anſehen der

Oberkeit gefährlich ſey, wenn im Dienſt und Amt ſtehende Perſonen bey Fehlern, die ſie ſich zu Schulden kommen laſſen, wie unnotable Leute und wie gemeine Schelmen behandelt würden, und dann bemerkten einige noch mit vielem Anſchein ihrer Aufmerkſamkeit auf die Pflichten der Dankbarkeit, Arner habe mit einem Mann, der ſeinem Großvater ſo lieb geweſen und ihm ſo viele Jahre, wenn es die Noth erforderte, ſelber gegen ſeine Mitbürger und gegen ſein Dorf, treu und eifrig gedient, durchaus nicht ſo verfahren ſollen, wie man in ſolchen Fällen höchſtens gegen einen fremden Landſtreicher oder gegen einen unbedeutenden Hallunken und Bettler im Land zu verfahren gewohnt ſey. Dieſe Menſchen ſprachen es unumwunden aus, der Hummel ſey 20 Jahre des Junkers rechter Arm geweſen und einige ſagten es rund heraus, der Teufel möchte in Zukunft ſo Herren dienen und ſeiner Lebtag thun, was ſie wollten, wenn man gefahrete, am End auf dieſe Art ſeinen Lohn zu bekommen, und Arner habe durch dieſes Urtheil über den Vogt das Andenken an ſeinen Großvater unter dem Boden auf eine Weiſe geſchändet, wie es vielleicht bey hundert Jahren kein Nachfolger einer Herrſchaft gegen ſeinen Vorfahren alſo gethan. Er hätte ohne alle Widerrede in ſeinem Urtheil über dieſen Mann auf die treuen Dienſte, die er ſeinem Großvater geleiſtet, Rückſicht nehmen und ihn mit Schonung und Billigkeit behandeln ſollen, die wahrlich des gnädigen Herrn Pflicht geweſen wäre. Man gieng ſogar, dieſe Anſicht zu rechtfertigen, in das Umſtändliche des Vorfalls hinein und behauptete: der Junker habe dem Vogt auf die Klage einer armſeligen Bettelfrau, die

aber ſchön und eine gute Schwätzerin ſey, gedroht, ſein Wirthshaus zu beſchließen oder ſeinen Vogtdienſt zu nehmen, und nachdem der Mann, dem wenige Jahre vorher faſt ſein ganzes Hab und Gut durch eine Waſſerfluth zu Grund gerichtet wurde, durch dieſe Drohung zur Verzweiflung gebracht worden, habe der arme Teufel ſich in dieſer Verzweiflung eines Abends übertrunken und ſey im Rauſch, folglich ohne daß er eigentlich wußte, was er im Sinn habe, mit Schaufel und Karſt auf den Berg in den Wald gelaufen und habe allda in der Nähe eines Marksteins vom Junker ein paar Karſtſtreiche gethan, ſey aber von einem muthwilligen Hühnerträger, den er im Rauſch für den Teufel geachtet, erſchröckt, ſinnlos den Berg hinab und ins Dorf gelaufen, und für dieſen eigentlichen Rauſch und Narrencomödie habe ihn der Junker unter den Galgen ſtellen laſſen, und Sylvia, die als Verwandte von Arner bekannt und von allen Seiten über dieſe Geſchichte befragt ward, antwortete: ſie wiſſe nicht eigentlich, was beſtimmt vorgefallen, aber die langen Verdienſte des Manns um das Schloß kenne ſie beſtimmt und ſey verſichert, daß der alte Junker ſich im Grab umkehren würde, wenn er vernehmen könnte, wie Arner dieſen Mann ob einer armſeligen Narrenſache, die er noch im Rauſch gethan, behandelt hat.

Dieſe Anſicht des Gegenſtands hätte vielleicht im ganzen Herzogthum allgemein werden und als eine, mit genugſamen Zeugen belegte, hiſtoriſche Wahrheit und ein Beleg der Abſcheulichkeit der Feudalrechte im allgemeinen angeführt werden können, wenn nicht ein glücklicher Umſtand die dießfällige Verirrung der ſchon oft an der Naſe herumgeführten

Geſchichtſchreibers dieſmal verſtimmt hätte. Der Herzog hatte nehmlich in ſeinen frühern Tagen die Preßfreyheit als den erſten Pfeiler der bürgerlichen Wahrheit, als einen nothwendigen Gegzug der Fürſten und Hinterliſt ſtrafender Beamteter und dadurch als ein heiliges Mittel der Sicherung des Volks und ſeines Wohlſtands angeſehen und auch ſeit dem ihn böſe Umgebungen ſeine alten Menſchenfreundlichkeitszwecke zum Ekel gemacht, dennoch durchaus nichts von Einführung eines Preßzwangs hören wollen. Helidor und ſeine Clique thaten freylich alles, was ſie konnten, ſeine Geſinnungen hierüber zu ändern. Ein Spottvogel dieſer Zeit ließ ſogar in die Hofzeitung einrücken: der Herzog habe ſeine blinde Lieblingstochter Amalia Volksfreundin verloren und biethe dem eine Krone, der ſie finde und wieder zu Haus und Hof bringe. Die Zeitung kam eben beym Mittageſſen. Ein kühner Höfling las den Artikel laut, der Herzog aber lachte nur dazu; Helidor lachte mit, aber ſagte zu dem Höfling, der neben ihm ſtund: das war ein dummer Streich; der Herzog merkts ſelber, wir verderben uns damit unſer Spiel. Es war auch wirklich von dieſer Zeit an weniger als je von der Einſchränkung der Preßfreyheit im Herzogthum die Rede. Dieſem Umſtand hatte es auch der Junker zu danken, daß er die Lebensbeſchreibung hat drucken und öffentlich machen dürfen, ohne daß ihm die wichtigſten Stellen darin durchgeſtrichen worden ſind. Darum aber iſt auch das ſelbſtſüchtigſte Cliquengeſchwätz über Arners Urtheil ohne alle für ihn nachtheiligen Folgen geblieben. Denn ſobald dieſe Lebensbeſchreibung in die Hauptſtadt kam, riß man ſich eigentlich darum, ein Exemplar davon zu haben, und die

Leute, die Arners Urtheil über den Mann so frech und hinterliſtig entſtellt, ſchwiegen jetzt ſämmtlich davon ſtill und waren froh, wenn nur ihnen niemand nichts mehr davon ſagte. So wie dieſe Lebensbeſchreibung geleſen worden, griff der Unwillen über dieſen Mann ſo in aller Edeln Menſchenherzen, daß ſehr viele von den Cliquenmenſchen, die ſich über dieſes Urtheil zu frech und zu unvorſichtig herausgelaſſen, von edeln, geradſinnigen Menſchen darüber zur Red geſtellt, zu Schanden gemacht wurden und ſich ſehr ſchämen mußten.

§. 93.

Arners Schloßeinrichtungen von einer hochadelichen Närrin ins Aug gefaßt.

Aber der Haß der Sylvia gegen Arner und Thereſe war auch durch dieſen Vorfall nur von neuem angeregt. Der Frühling war jetzt da und es konnte keine Rede davon ſeyn, daß ſie in ihrem Leben mehr einen Sommeraufenthalt in Bonnal aufſchlagen und ſich mit des Generals und Arners Geld daſelbſt ſo luſtige Tage und ſo gute Freunde machen könne, wie ſie das bisher und ſo lange gekonnt. Sie war ſeit des alten Junkers Tod ein einziges mal in Arnheim geweſen und fand das alte, flotte, hochadeliche Leben daſelbſt ſo ganz verſchwunden und alles, was ſie vor Augen ſah, ſo gemeinbürgerlich auf Pflicht, Arbeit und Hausordnung berechnet, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, wenige Stunden nach ihrer Ankunft dem General zu ſagen: es iſt

wie, wie beginnt bey einem Schneider oder Schuhmacher, der vom Morgen bis am Abend an der Arbeit sitzen muß, sein Brod zu verdienen und seinen Tagelohn finden kann, mit einem Fremden ein Wort zu reden, ehe daß er einen Rock, den er flickt, oder einen Schuh, den er macht, in der Hand hat. — Auch der General fand, daß sich Arner und Therese zu kleinbürgerlich eingerichtet und widersprach der Sylvia nur schwach, als sie behauptete, Arner lebe völlig, wie ein lumpiger Bauernamtmann, der sich durch Besorgung der Küh- und Schweinställe, der Schüne und Keller seines Herrn jährlich ein paar hundert Gulden zu ersparen suchen müsse. Sie sagte ferner: auch der Rollenberger, dem sie die Erziehung ihres Sohns übergeben haben, sey eines solchen Bauernamtmanns Sohn und gewiß weit aus besser dafür gezogen, Viehställe und Schüne und Keller zu versorgen, als den erstgebornen Sohn aus einer der ersten Familien des Herzogthums zu erziehn.

Das ist die Sylvia, an die die Eichenbergerin den Brief, von dem ich oben geredt, geschrieben, und von der wir, ehe die Geschichte Arners vollendet ist, noch so viel hören werden, das ihrer Geburt und ihrer Erziehung werth ist.

Ende des dritten Theils.

Pestalozzi's

sämmtliche Schriften.

Vierter Band.

den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers von Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1820.

ienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

Vierter Theil.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1820.

Teschner Bibliothek

ienhard und Gertrud.

Vierter Theil.

§. 1.

rſte Zugabe zu der Lebensbeſchreibung der Sylvia.

Arner, Thereſe und Glülphi ſaßen an dem Abend, an
m ſie den Brief der Sylvia, deren Lebensbeſchreibung
s eben vorlag, empfangen, fröhlich und voll Hoffnung
ihr ernſtes Beſtreben bei einander; aber dieſer Brief
te ihre glückliche Stimmung. Sie iſt ein eingefleiſchter
ufel, ſagte Arner, da er ihn geleſen; es geht kein Wort
r ihre Lippe und keine Zeile aus ihrer Feder, wovon
m ehrlichen Manne nicht die Galle übergehen muß.
ier wußte einen Augenblick nicht eigentlich, was er da-
anfangen wolle, und meynte, es wäre das beſte, die
akspfeife, die er eben rauchen wollte, damit anzuzün-

Thereſe und der Lieutenant aber waren nicht dieſer
inung.

Nein, nein, ſagte Thereſe, dieſen Lügen-Brief mußt
mir nicht verbrennen, er kann uns noch zu etwas
t gut ſeyn.

Arner. Und wozu denn?

Thereſe. Den Oncle zu überzeugen, wie ſie auch über ihn lügt.

Arner. Dürfen wir ihm denſelben zeigen, wie er iſt?

Thereſe. Ja freilich, wir müßen es.

Arner. Aber fürchteſt du nicht der Oncle denke zum Theil wirklich auch ſo, wie ſie ſchreibt?

Thereſe. Wenn er zum Theil auch wirklich ſo denkt, ſo hat er doch ſicher das nicht geſagt, was ſie ſchreibt. Es iſt gar nicht ſeine Art, ſich ſo auszudrücken, und ich wette, er weiß von dem Brief kein Wort.

Arner. In dieſem Fall dünkt mich ſelber, es könnte gut ſeyn, daß wir ihn ihm zuſchicken; aber ich muß ihn doch noch einmal leſen, ich habe ihn nur durchblättert. — Mit dem nahm er den Brief in die Hand, las ihn mit Aufmerkſamkeit und ſagte dann: ja, es dünkt mich jetzt ſelber, du habeſt recht; ich will ihm den Brief ſchicken und ihm unverholen ſchreiben, was ich über denſelben und auch über die Schreiberinn deſſelben denke.

Thereſe. Das iſt recht, er hat es nöthig, daß man ihm über beydes die Wahrheit ſage.

Die ganze Nacht über lag Arnern dieſer Brief und die Antwort, die er darauf ertheilen wolle, vor der Seele. Er konnte keinen Augenblick ſchlafen, ſtand am Morgen früh auf und ſchrieb dann an ſeinen Oncle folgenden Brief:

Hochgeborner Herr General!
Theurer, lieber Oncle!

Sie wiſſen, daß ich für unſere Sylvia ſeit dem Tode ihres Vaters, über den ich mich auch ſonſt ſo ſehr zu be-

klagen habe, in allen Fällen das herzlichſte und ernſthafteſte Intereſſe zeigte, und von meiner Seite für ihr Glück gern beitragen würde, was ich immer könnte; aber ihr Character nimmt zuſehends eine Richtung, deren Folgen mir für ſie ſelber bang machen müßen.

Sie hat ganz gewiß ohne alle Urſache ſich einen ganz wüthenden Haß gegen mich und die Meinigen überlaſſen und urtheilt über mich, mein Benehmen und meine Einrichtungen mit einer Frechheit und Unverſchämtheit, die ohne Grenzen iſt. Das Ganze ihres Erziehungsgangs, ſowie das Ganze ihrer jetzigen Lebensweiſe macht ſie über das, was Erziehung iſt und ſeyn ſoll, ſo unfähig zu urtheilen, als je ein Menſch in der Welt darüber zu urtheilen unfähig iſt, und doch miſcht ſie ſich in die Beurtheilung meiner diesfälligen Anſichten, Grundſätze und Maßregeln auf eine Weiſe ein, die geradezu unerträglich iſt, und von der ſie in dem Brief, den ich geſtern von ihr erhalten, ein Probeſtück abgelegt, das alle Schranken des Verhältniſſes, in dem ſie ſich gegen mich befindet, überſteigt. Ich hätte ihn aber dennoch blos mit Verachtung beyſeits gelegt, ohne ihm die geringſte Folge zu geben; aber da ſie in Rückſicht auf mehrere Punkte, die ſie berührt, ſich auf Sie beruft, ſo dürfte und wollte ich nicht anders, als den Brief, ſo wie ich ihn empfangen, Ihnen zuſenden. Ich bin überzeugt, es iſt unmöglich, daß Sie dieſe ſtolze Baſe bei allen ihren Spiel-, Tanz- und Bonsmots-Fertigkeiten für einen competenten Richter der Maßregeln, die ich für die Erziehung meiner Kinder nehmen ſoll, anerkennen. Eben ſo bin ich überzeugt, Sie können es nicht

als eine henkersmäßige Härte anſehen, daß ich einer armſeligen Dorfdirne, die ſich zu mir ins Schloß geſchlichen, um die bravſten Leute aus ihrem Dorf zu verleumden und zu verſchreyen, gedroht, ſie mit dem Harſchier heimzuſchicken. Es iſt zwar wahr, ſie kleidet ſich nicht wie eine andere gemeine Bauerntochter, ſondern vom Kopf bis zu den Füßen wie eine anmaßliche aber halbverlumpte Stadttochter, und iſt auch, als ſie zu mir kam, damit ſie keine Kothſchuhe ins Schloß bringe, auf einem Müllerkarren bis ins Schloß gefahren. Das aber, ich weiß, Sie finden es auch alſo, iſt doch kein Grund, daß ich ſie, wenn ſie Lumpenſtreiche macht, auf eine andere Weiſe behandeln ſollte, als ich jedes andere Dorfweib im gleichen Fall behandeln würde.

Lieber Oncle! Es iſt in meiner Lage äußerſt wichtig, daß ich frechen Leuten in meinen Dörfern zeige, ſie haben es Geſchwatzwerk halber nicht mit meinem Großvater zu thun. Das Unglück iſt namenlos, das daraus entſtanden, daß er Schurken und Verläumdern gegen ehrliche Leute Gehör gegeben. Lieber Oncle! Ich wüßte nicht, in welchem Grad ich mich ſelber verachten müßte, wenn ich Leuten, die meine Schwäche mißbrauchen wollten, um ihre Nachbaren bei mir zu verleumden und ihnen Unrecht zu thun, nicht zeigen würde, in welch' einem hohen Grad ich dieſe Handlungsweiſe verabſcheue, und wie ſehr ich ſie zu beſtrafen für meine Pflicht halte. Und dieſe Eichenbergerinn hat hierin auf eine Weiſe gefehlt und ſich mit einer Frechheit benommen, die allen Glauben überſteigt, und iſt dabei im Ganzen ihres Seyns und Thuns eine ſo

elende Creatur, daß es mir doch unbegreiflich ist, wie Sylvia es nur in den Mund nehmen darf, sie wäre in meinem Schlosse für meine Kinder brauchbar. Gott bewahre mich davor, eine solche Kreatur einen Augenblick neben meinen Kindern im Schloß zu haben. Weniger verwunderte ich mich über das, was Sylvia über Glülphi und Rollenberger Böses gesagt. Beyde sind Männer, deren Werth über das, was sie zu beurtheilen fähig ist, weit erhaben ist. Ebenso begreife ich gar wohl, daß viele von den Einrichtungen, die ich in Bonnal mache und machen muß, ihr nicht gefallen. Aber ich kann durchaus auf ihre diesfälligen Ansichten und Wünsche keine Rücksicht nehmen. Der Plan meines Lebens ist gemacht und steht unerschütterlich fest; ich will als Vater meiner Herrschaftsangehörigen leben und sterben, aber Ihrem und meinem Namen damit gewiß auch keine Schande machen. Dieser Vorwurf könnte mir freilich auch nur als Ahndung seiner Möglichkeit weh thun, aber im Mund der Sylvia, deren Vater unserm Namen, wie vielleicht bei hundert Jahren kein Edelmann seiner Familie, Schande gemacht hat, ist dieser Vorwurf doch nur frech und konnte um so weniger einen Eindruck auf mich machen, da ich überzeugt bin und es auch Ihnen, lieber Oncle! nicht verhehlen will, daß Sylvia, wenn sie gewisse Verbindungen, die sie, wie ich gewiß weiß, in der Hauptstadt hat, nicht aufgiebt, in die Lage kommen kann, uns Schande zu machen, wie ihr Vater uns Schande gemacht.

Lieber Oncle! Es kommt Ihnen vieles nicht zu Ohren, das man ihr in der Hauptstadt öffentlich zur Last legt.

Man hat Achtung für Sie und ſchont Ihres Alters; aber die Sache iſt gleich wahr. Sie hat in der öffentlichen Achtung ohne Grenzen verloren, und die Lobreden, die ihr im Anfang nach ihrer Rückkunft zu Theil wurden, ſind allenthalben, wo ſie einen wirklichen Werth haben konnten, verſtummt. Ich ſage das nicht, um ihr bei Ihnen ein böſes Spiel zu machen; aber ich bin überzeugt, wenn irgend etwas Sylvia von ihrem mehr als unvorſichtigen Benehmen zurückbringen kann, ſo iſt es ein Wort von Ihnen. Ich weiß, Sie nehmen herzlichen Antheil an ihrem Glück, und Sie können es am meiſten dadurch befördern, daß Sie ſie aufmerkſamer auf ſich ſelbſt machen. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſich ſelbſt vergeſſen und denken kann, ich habe der Eichenbergerinn mit dem Harſchier gedroht, weil ſie ihr bei ſich Zutritt gönne. Ich finde dieſen Zutritt freylich unſchicklich und nichts weniger als ehrenhaft, aber ich wußte nichts davon, bis ſie mir es ſelbſt geſchrieben. Seitdem ich es aber weiß, kann ich mich auch nicht enthalten, zu denken, daß Sylvia durch Bekanntſchaften von dieſer Art, am Ende in der Hauptſtadt zum Geſpött werden muß, wie die Eichenbergerinn dieſes in ihrem Dorf iſt und werden mußte, weil ſie in allen Rückſichten etwas anderes und etwas mehr ſeyn will, als ſie wirklich iſt. Daß ſie es wagt, mir mit Ihnen zu drohen, will ich nicht einmal berühren. Ich würde Ihnen Unrecht thun, wenn ich einen Augenblick dächte, ſie könnte durch Unwahrheiten und Niederträchtigkeiten bei Ihnen jemals zu dieſem Ziel gelangen. Sie waren immer unſer lieber, guter Oncle,

nd ich und meine liebe Frau werden uns immer beſtreben, Ihrer Liebe und Güte würdig zu bleiben.

Arner von Arnheim.

§. 2.

Ein ſchwacher Mann, den die Niederträchtigkeit an der Naſe herumführt.

Der General war über den Brief Arners betroffen und über denjenigen der Sylvia im Ernſt empört. Er fand ihn beym erſten Durchleſen ohne Grenzen unverſchämt, und konnte es gar nicht begreifen, wie ſie es habe wagen dürfen, dieſen Brief hinter ſeinem Rücken und ohne ihm nur ein Wort davon zu ſagen, an Arner abgehen zu laſſen. Sie hatte dem General nicht einmal geſagt, daß ſie im Sinne habe, Arner über dieſe Eichenbergergeſchichte einen Vorwurf zu machen. Er hatte den Brief auch kaum geleſen, ſo ließ er ſie rufen. Als ſie kam und ihren Brief an Arner offen auf dem Tiſch liegen ſah, war ſie äuſſerſt betroffen. Sie hatte ſich nicht vorſtellen können, daß Arner es wagen dürfe, dem General dieſen Verdruß zu machen und ihm ihren Brief zuzuſenden. Sie wußte ſich im erſten Augenblicke nicht zu benehmen. Der General fuhr ſie roh an. Er war ſeit ſeiner Frauen Tod niemals über ſie erbittert wie jetzt. Er ſagte ihr in der erſten Hitze, was ſie auch denke, Arner alſo zu ſchreiben; ob ſie nicht

denke, wenn er stürbe, so habe sie in der Welt niemand mehr als Arner, und es könne ihr leicht, leicht dazu kommen, daß sie noch bei ihm das Gnadenbrod suchen müsse. Sie weinte auf dieses Wort, faßte sich aber doch schnell und sagte: sie wollte lieber zu den Zigeunern laufen und sich bis in die Türkey durchbetteln, als bei Arner das Gnadenbrod suchen. Das ist das gleiche Wort, das sie der Klosterfrau antwortete, die ihr sagte, ihre Verwandte werden sie nicht aufnehmen, wenn sie aus dem Kloster weglaufe. Der General erwiederte ihr heftig, was sie sage sey unvernünftig geredet, und Arner habe das an ihr nicht verdient.

Sylvia. Er ist mir unausstehlich, und nicht nur mir, er ist es allen Menschen, die nicht jedermann vor den Kopf stoßen und nicht alles in der Welt auf den Kopf stellen wollen.

General. Das ist nicht so. Ich höre hie und da gar viel Gutes von ihm. Er hat selber bei Hofe viele Freunde.

Sylvia. Er wird sie wohl verlieren; er macht Narrenstreiche über Narrenstreiche.

General. Es gefällt mir auch nicht alles was er thut; aber er ist noch jung, und junge Leute wollen immer etwas Eigenes haben.

Sylvia. Er verliert seine Jugend und gibt in der schönsten Zeit seines Lebens seinem Haus eine Richtung, die seinem und unserm Namen Schande machen muß.

General. Schweig doch, schweig doch von diesem Schand machen, wenn er auch in ein und anderm nicht so aufmerksam auf seinen Familienrang und auf seine Fa-

illienehre iſt, als ich es gern ſähe, ſo iſt damit noch icht geſagt, daß das unſerer Familie Schand machen erde. Man weiß eigentlich noch nicht, wie das, was er hut, ausfallen wird, und übrigens mag das ſeyn, wie es ill, ſo gibt dir das kein Recht, ihm ſo unverſchämt zu egegnen, wie du es in deinem Brief gethan haſt.

Sylvia. Er hat mich mit ſeinem Benehmen gegen ie Eichenbergerin, die er wie eine Landſtreicherinn behanelt, übernommen.

General. Was geht dich dieſes Menſch an? Ich abe es einmal geſehen, es hat wirklich das Ausſehen einer Landſtreicherinn, und ich kann nicht begreifen, daß du ſie em Vetter für die Erziehung ſeiner Kinder anrathen dürfteſt, und was er von ihr ſchreibt, macht, daß ich dir im Ernſt ſagen muß, ich wünſche, daß du ſie nicht mehr in nein Haus hinein laſſeſt.

Sylvia. Ich laſſe ſie ja nur auf meine Stube und uch nur, wenn niemand rechter bey mir iſt, zu mir ommen.

General. Du vergiſſeſt, daß deine Stube in meinem Haus iſt, und in meinem Haus will ich in keiner, in gar einer Stube, daß man Leute darin empfange, die man nicht bey ſich ſehen laſſen darf, wenn jemand rechter darin iſt.

Sylvia. Ich habe doch bisher geglaubt, ich ſey in meiner Stube in ſo weit frey; wenn ich's aber nicht darf, ſo will ichs eben nicht mehr thun.

General. Was du mir für ein Geſicht machſt. Du wirſt ſeit einiger Zeit offenbar auch gegen mich ſo frech,

daß ich mich bald nicht mehr erwehren kann zu denken, was du mir liebs und freundliches erweiſeſt, ſey nur geheuchelt, und du wollteſt in deinem Herzen lieber auch mit mir ſo grob und ſo unverſchämt ſeyn, als ich hundertmal ſehe, daß du ſonſt mit jedermann gern biſt.

Sylvia fühlte, daß er auf dem Punkt ſey, ganz durchzuſehen, was in ihrem Benehmen gegen ihn wahr iſt. Natürlich erſchrak ſie darüber, und vor allem auf, dem Oncle, bei dem es ihr nur ſo lang er in ſie vernarrt blieb, recht wohl ſeyn konnte, dieſen Gedanken mit aller Kunſt, deren ſie fähig war, aus dem Kopf zu bringen, und wollte natürlich ſich in keine beſtimmte Erläuterung darüber mit ihm einlaſſen. Sie kannte dafür andere Mittel. Sie ſprang von ihrem Stuhl auf, fiel ihm um den Hals und weinte in dieſer Stellung ſchluchzend und mit Thränen, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Oncle wollte ſich von ihr losmachen und ſagte: mit dem biſt du nicht anders als du biſt; laß mich jetzt gehen. — Sie aber blieb feſt in ihrer Stellung und ſeufzte immer tiefer. Er wiederholte: laß mich gehen und zeig dich in Zukunft anders als bisher. — Jetzt fing ſie endlich an zu reden, und ſagte: mein Gott! mein Gott! Oncle, Sie machen mich zum unglücklichſten Menſchen, der auf Gottes Boden herumgeht, wenn Sie glauben können, ich ſey gegen Sie undankbar. Lieber, lieber Oncle! ſetzen Sie mich auf die Probe; ich will durch Feuer und Waſſer laufen, wenn ich Ihnen dienen kann.

Der ſchwache Alte war ſchon wieder auf dem Rückweg zu einer freundlichern Stimmung und ſagte: ſchweig mir jetzt, ſchweig mir jetzt hievon, es wird ſich zeigen, wie du

ch betragst; für einmal will ich jetzt lieber von etwas iderm reden.

Sylvia erwiederte: es ist wahr, kommen Sie, Uncle, ist ja die Stunde, wo wir gewöhnlich mit einander Schach spielen.

Nun, nun, sagte der Uncle, vor einer Stunde hätte ich icht geglaubt, daß ich heute mit dir Schach spielen würde.

Kommen Sie jetzt, erwiederte Sylvia, und während em sie den Tisch bereitete, nahm sie Arners Brief an ihn eg, schob ihn in Sack, fieng das Spiel schnell an, ließ n eine Weile gewinnen, verwirrte ihn dann wieder, lenkte ine Aufmerksamkeit lebendig auf's Spiel, war heiter und oh, nahm ihn, wenn sie lachte und scherzte, bei der Hand, ie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und sie hatte ihn ald völlig wieder, wo sie ihn wünschte. Er fieng zwar ieder einmal, aber jetzt in einer ganz andern Stimmung, n zu sagen: es ist wie du Arner geschrieben.

Sylvia erwiederte: es ist wahr, es sind mir in einem Brief ein paar unvorsichtige Worte an ihn entfallen.

Was? was? ein paar Worte? erwiederte der General, er ganze Brief ist von Anfang bis ans End ein Meisterstück von Unverschämtheit.

Sylvia. Verzeihen Sie, Sie wissen, worüber ich aufgebracht war, und es ist doch auch nicht recht, daß er sich laubt, über mich zu urtheilen und abzusprechen, wie er s selber in seinem Brief an Sie gethan hat. — Und ast halb in Thränen setzte sie jetzt noch hinzu: er thut ir, weiß Gott, darin unrecht, Uncle! und das kann iner Person, die sonst so unglücklich ist als ich bin, nicht nders als weh thun.

General. Schweig jetzt davon, ich will selber gern glauben, daß er in dem Urtheil, welches er in seinem Brief über dich fällt, zu weit geht. Aber es scheint, ihr fehlet hierin Beyde, und ihr müßt das in Zukunft gut seyn lassen und einander nicht gegenseitig plagen.

Sylvia. Machen Sie nur, Oncle, daß er mit mir wieder gut wird, es soll dann an mir gewiß nicht fehlen.

Der General erwiederte: ich will das gern thun, so viel ich kann und ihm ganz gewiß unpartheyisch auf seinen Brief antworten.

Sylvia wiederholte die Worte: er solle ihr Arner wieder gut machen und sie wolle auf ihrer Seite gewiß thun was recht sey.

Der General versprach es ihr noch einmal. Aber als er am Morgen Arners Brief beantworten wollte, konnte er ihn bey allem Nachsuchen nicht mehr finden. Er wußte auch seinen Inhalt bei fernem nicht mehr deutlich. Viel deutlicher aber erinnerte er sich der Bitte der Sylvia: er solle ihr doch ihren lieben Vetter helfen wieder gut machen. Seine Antwort fiel so aus, daß man darin wohl sah, was er vom Inhalt des Briefs vergessen und was er davon noch behalten. Sie lautet wörtlich also:

---

§. 3.

Man kommt mit dem auf beiden Achseln tragen nirgend wo gar weit.

Lieber Vetter!

Dein Brief hat mir Mühe, recht sehr Mühe gemacht.

ch wollte dir ihn umſtändlich beantworten, aber er iſt
ir, ich weiß nicht wie, abhanden gekommen, faſt ehe ich
n recht geleſen; ich kann alſo nicht in's Umſtändliche
ſſelben eintreten. Der Vorfall mit der Eichenbergerinn
heint mir die eigentliche Urſache der verdrüßlichen Stim-
ung zu ſeyn, die zwiſchen dir und der Sylvia jetzt ſtatt
ndet. Ich weiß nicht, wer dieſe Eichenbergerinn iſt, und
as ſie für ein Menſch iſt, und es liegt mir gar nichts
ran, ob du ſie mit dem Bettelvogt oder mit dem Har-
ier im Land herum führen laſſeſt. Ich wußte auch gar
ht, was mit ihr in deinem Schloß vor deiner Audienz
rgefallen, und Sylvia hatte gar unrecht, mich in Rück-
ht auf das Narrenſpiel mit dieſer Dorfdirne hineinzu-
hn. Ich will gar nichts davon wiſſen. Ich miſche mich
ch gar nie in Sachen, die mich nichts angehen, inſon-
rheit wenn's Sachen ſind, die eine Audienzſtube ange-
n; um ſolche Sachen kümmert ſich ein alter Offizier ſo
nig als um den Mann im Mond. Darin hat Sylvia
ng unrecht, ſo wie auch darin, daß ſie das, was ſie dir
gen wollte, ſo unverſchämt grob geſagt als ſie gethan.
ch habe es ihr auch im Ernſt verwieſen und geſagt, ſie
tte an ihren Vater und an das große Unrecht denken
llen, das er dir gethan. Sie geſteht jetzt auch ſelber, daß
ſich hierin übereilt. Aber laß es jetzt auch damit gut
n und vergiß, was diesfalls geſchehen. Du biſt indeſſen
f deiner Seite auch zu weit gegangen. So ſchlecht als
ſie in deinem Brief ſchilderſt, iſt ſie doch auch nicht.
ie kann Fehler haben und ich glaube ſelber, daß ſie
lche hat, aber daß wir fürchten müſſen, ſie werde uns

in dem Grad, wie der Erzschlingel, ihr Vater, Schande machen, das ist jetzt doch auch nicht. Nein, so etwas haben wir von ihr gewiß nicht zu fürchten. Es geht mir hierin ihrenthalben wie mit dir. Man muß nie das Schlimmste glauben. Wenn ich alles glaubte, was ich von dir schon gehört habe, ich würde dir ganz gewiß das größte Unrecht thun. Aber ich thue es nicht. Ich weiß, daß du in der Hauptstadt Feinde hast, und halte alles was ich glaube, das von diesen herkommen könnte, schon zum voraus für nicht wahr. Du hast aber auch Freunde und warme Freunde daselbst, und da mag mir Sylvia und die halbe Welt böses von dir sagen, ich glaube lieber das Gute, das ich von deinen Freunden von dir höre. Ich bitte dich, vergiß jetzt den Narrenbrief der Sylvia. Sie sieht, daß sie unrecht hat und sie wird sicher so etwas nicht wieder thun. Es ist äusserst unangenehm, wenn zwischen Personen, die in so nahen Verhältnissen zu einander stehen, dauernde Mißhelligkeiten obwalten. Mache, daß wenn wir bald einmal, wie es seyn kann, zu dir kommen, ich keine Gesichter antreffe, die einander scheel ansehen. Ich komme nicht an einen Ort, wo dies der Fall ist. Wenn wir zu dir kommen, so mußt du machen, daß alles froh und freundlich mit einander ist. Wir fehlen alle samt und sonders viel, und keiner meynt, daß er fehle, ein jeder glaubt, seine Meinung und das was er will, sey das beste. Darum muß ein jeder immer trachten, sich mit dem andern zu vertragen. Du kannst sicher seyn, wenn ich hie und da auch etwas an dir und an dem, was du thust, nicht so finde, wie ich es gerne hätte, so bin ich doch immer dein

h aufrichtig liebender Oncle, und deine Thereſe und ine Kinder können deſſen verſichert ſeyn wie du.

General v. Arnheim.

§. 4.

Es iſt nicht gut, in die Hände eines ſolchen Weibes zu fallen.

Das Wort der Sylvia an ihren Oncle, er ſolle doch achen, daß Arner wieder mit ihr gut werde, ſie wolle enn auch thun, was recht ſey, war nichts weniger als rnſt. Sie trieb mit dieſem Wort mit dem guten Alten ur den Narren. Dieſer nahm es auch ſehr treuherzig uf und redte dem guten Arner, wie wir geſehen haben, it allem Ernſt zu. Sie aber änderte in ihrem Benehen gegen Arner diesfalls kein Haar, und hörte keinen ugenblick auf, dem alten Haß, den ſie gegen ihren Vetrug, freyen Lauf zu laſſen, wo ſie immer konnte und ochte, und ſuchte beſonders ſein Benehmen als Edelmann nd Herrſchaftsherr, wo ſie immer konnte, verächtlich zu achen. Seit einiger Zeit gab ſie ſich alle Mühe, über e Art, wie er die Verbrechen Hummels beſtrafte, ihr ſpött zu treiben. Sie wußte, daß dieſe Behandlungsſe den in der Hauptſtadt üblichen Rechtsformen entenſtanden, und da ihr daran gelegen war, Arner in der uptſtadt und bei Hofe ſo viel als möglich lächerlich zu

machen, ſo ſäumte ſie keinen Augenblick, dieſe Geſchich an beiden Orten zum Tagsgeſpräch des guten, halbgute und ſelber auch des viertelguten Tons daſelbſt zu machen und gab ſich beſonders Mühe, bey dieſem Anlaß Helidor m den Lächerlichkeiten ihres lieben Vetters bekannt zu machen

Dieſer Mann, der die eigentliche Oberbehörde alle Muthwillens, allet Verſchwendung, aller Unſittlichkeit aller Unrechtlichkeit und aller Verfänglichkeit iſt, das der oben herab durch Unterbehörden das Herzogthum auſſe allen wirklichen Regierungsſegen hinauswirft, dieſer Mann, der an der Stuffe des Throns ein Spiel treibt, das ihn nöthigt, auf alles, was im Land Außerordentliches auch nur ſpuckt, will geſchweigen geſchieht, aufmerkſam zu ſeyn, wußte bisher nicht einmal, daß ein Edelmann im Land lebt, der Arner hieß, fand das, was Sylvia von ihm erzählte, ſo verächtlich ſie es ihm auch darſtellte, doch weit mehr auſſerordentlich als lächerlich. Er frug genau bey ihr nach, was Arner eigentlich thue, und was er eigentlich wolle. Ueber ſein Wollen ſagte Sylvia, er ſey ein Narr, er wiſſe es ſelbſt nicht; über ſein Thun war ihre vorzüglichſte Bemerkung, er behandle alle Leute, die ſeinem Großvater lieb geweſen, übel, und habe ob einem armſe ligen Karſtſtreich, den der Vogt Hummel im Rauſch be einem ſeiner Marchſteine gethan, einen Rechtslerm ang fangen, wie wenn er die ganze Chriſtenheit verrathen u bey dem Anlaß alle Vorgeſetzten im Dorf zu Schand gemacht und ſie ob kleinen Vortheilen, die ſie ſich in d Verwaltung des Gemeinguts, wie dieſes in allen Dörfe geſchieht, erlaubt, nicht etwa blos beſtraft, ſondern bei

rgſten Bettlersleuten und Halunken im Dorf um Verzeihung zu bitten gemacht. — Helidor fragte: was er bey ieſem zu Schandenmachen der Vorgeſetzten im Dorf igentlich ſuche? — Sie erwiederte: aus allem, was ſie ehe, gehe hervor, er wolle das unterſte zu oberſt kehren, nd glaube, man müſſe immer dem Untern gegen den Obern, dem Armen gegen den Reichen aufhelfen. Dieſer Narrengedanken ſcheint mir bey allem, was er thut, im Hintergrunde zu liegen. Er entreiſſe z. B. den groſſen Bauern die Weidvortheile und gebe ſie den Bettlern. Auch ey er mit dem gemeinſten Lumpengeſindel ſo freundlich als er immer könne, und hingegen mit Leuten, die etwas mehr zu bedeuten haben, und ſogar mit Perſonen von ſeinem Stand, ſo grob und ungeſchliffen, als er nur immer könne. Sie brachte ſogar die Geſchichte mit der Eichenbergerinn in Anregung. Von der Schule und dem, was diesfalls Arner vorhabe, wußte ſie noch gar nichts.

§. 5.

Irreligiöſe Verruchtheit in einen Mantel gehüllt, der viele zu verführen geeignet iſt.

Das ſind Narrheiten, ſagte Helidor am Ende zu Sylvia, die dem Herrn von Arnheim ſelbſt vergehen werden, wenn ſie ſie noch eine Weile getrieben.

So wenig er indeſſen dem Thun Arners einiges Gewicht zu geben ſchien, ſo ſagte er doch zur Sylvia, ſie

ſolle ihn forthin berichten, was ſie von Arners Thun weiters vernehme. Auch gefiel er ſich zu dieſer Zeit öfters davon zu reden und zu ſagen: die Anſichten, von denen Arner ausgehe, und von denen auch der Herzog ehemals ausgegangen, ruhen trotz allem Anſchein von Weisheit und Heiligkeit, den man ihnen zu geben geneigt ſey, auf irrigen Fundamenten. Auch arbeite die Menſchen-Natur den Folgen ihrer Täuſchung in allen Verhältniſſen ſelber entgegen. Alles in der Welt, ſagte er ferner, was noch immer von dieſer Träumerſorgfalt für die Armen und Elenden im Land ausgieng und auf die Grundlage eines Bruder- und Schweſterſinns, der in uns liegen ſollte und nicht in uns liegt, gebaut worden, hat noch geſcheitert.

Wo er immer ſeinem irrreligiöſen Sinn freyen Lauf laſſen durfte, machte er dem göttlichen Erlöſer des Menſchengeſchlechts ſelber den Vorwurf, er habe wirklich einen ſolchen Träumer-Zuſtand der Menſchheit bezweckt, und das bürgerliche Eigenthum der Menſchheit durch den Bruder- und Schweſterſinn des Glaubens, den er predigte, wo nicht ſo viel als aufgelöst, doch die Freiheit in den weſentlichſten Genießungen derſelben untergraben und zu Grund richten, oder wenigſtens dem Dienſt ſeines Glaubens und ſeiner Gläubigen unterordnen wollen. Dann ſetzte er mit dem ganzen Hohn ſeines Unglaubens und ſeines Spottgeiſts noch hinzu: was iſt denn aus dem hohen, göttlichen Bruder- und Schweſtertraum geworden? Man frage die Geſchichte, und ſehe darinn, wie bald das Gemeingut ſeiner Gläubigen in Kloſtergut reicher Prieſter hinübergegangen, vor deren Thüren die gemeinen Chriſten

zum Lohn ihres Glaubens bald Allmosen betteln mußten. In diesen engern Kreisen, ich möchte sagen, in den Kreisen, in denen er der Selbstsucht eins durch Unglauben und Liebloſigkeit verhärteten Herzens, ganz freyen Lauf lassen konnte, sprach er dem Recht der Fürsten eben so sehr Hohn als er darin mit den Ansprüchen der Priester sein Gespött trieb; denn ob er gleich die Nothwendigkeit der unbedingten Freyheit und Willkühr der Macht auch in diesen Kreisen behauptete, so äusserte er sich in denselben darüber dennoch, diese Freyheit und Willkühr der Macht sey freylich nur um der Schlechtheit und Unwürdigkeit der Menschennatur selber willen, und von wegen ihrer notorisch beurkundeten und unwidersprechlich bewiesenen Unfähigkeit zu einer höhern und edlern Gestaltung, nothwendig. Er erkannte durchaus weder für Zeit noch für Ewigkeit etwas Göttliches in unsrer Natur, und behauptete auf das Fundament dieser niedrigen Ansicht, die er sich von ihr machte, unser bürgerliches Daseyn könne und müsse wesentlich mit erster und überwägender Rücksicht auf das Thierische unserer Natur ins Aug gefaßt werden, indem es gänzlich unmöglich, die sich in diesem Zustand unausweichlich durchkreuzenden und gegenseitig anstoſſenden Ansprüche der Selbstsucht unsrer Natur genugsam im Zaum zu halten und dadurch einen allgemeinen Ruhzustand im gesellschaftlichen Leben zu erzielen, als durch Mittel, die der Selbstsucht der gröſsern thierischen Kraft über die Ansprüche der kleinern und schwächern ein entscheidendes Uebergewicht verschafft.

Also auf diese Weise von der Nothwendigkeit der bür-

gerlichen Rechtloſigkeit des größern oder desjenigen Theils unſers Geſchlechts, den er das Volk hieß, überzeugt und hierüber ganz mit ſich ſelber einig, mußte ſich auch der letzte Schatten eines Gefühls von einem innern, aus dem Göttlichen unſerer Natur hervorgehenden allgemeinen Recht unſers Geſchlechts in ihm vollends verlieren. Er konnte desnahen auch nicht anders, er mußte den Gedanken an ein brüderliches und ſchweſterliches Verhältniß deſſelben, das uns gemeinſam durch Glauben, Liebe und Treue unter einander vereinige, als ein Traumgebilde unſerer verirrten Einbildungskraft und als einen Affengeluſt anſehen, der uns auſſer die Wahrheit unſerer Natur heraus und über dieſelbe in eitle, vergängliche Wolken emporhebe. Er konnte nicht anders, er mußte dieſen Gedanken als eine Anſicht erklären, die mit der thieriſchen, aber nach ihm einzig wahren Baſis unſerer menſchlichen Verhältniſſe im Widerſpruche ſtehen und ſich auf keine Weiſe als wirkliche, menſchliche Wahrheit bewähren können. In dieſen Kreiſen, wo er durchaus offen ſprach, und ich möchte ſagen, weder vor Gott noch vor den Menſchen irgend eine Scheue zeigte, machte er ſich gar nicht daraus, es geradezu auszuſprechen, das Chriſtenthum habe in ſeinem Urſprung ſolche, dem Weſen aller bürgerlichen Vereinigung widerſprechende, Grundſätze gehabt und nicht ohne Schlauheit und Kunſt auf die Anerkennung derſelben losgearbeitet. Die Geſchichte zeige indeſſen eben ſo klar, daß die frommen Lobredner eines ſolchen Bruder- und Schweſtervereins nach den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ſehr bald eben ſo niedrige Lobredner und Ausposauner eines rechtloſen Zuſtands des menſchlichen Geſchlechts im verwe-

lichsten Herrendienst und des unbedingt blinden, ungöttlichen und widergöttlichen Gehorsams im Menschendienst geworden.

So sehr aber dieser tollkühne und verwegene Frevler alles göttlichen und menschlichen Rechts Arners diesfällige Meinungen und Bestrebungen in seiner Lage und in seinen Verhältnissen gegenwärtig ganz für unbedeutend achtete und so sehr er sich auch überzeugt hatte, daß alle Versuche, die eine solche Tendenz haben, in unserer jetzigen Welt scheitern werden und scheitern müssen, so sagte er denn doch: es gibt auch in dieser unserer jetzigen Welt Augenblicke, die diesen Träumen auf eine Weise sehr günstig sind, und die Umstände, in denen wir leben, scheinen dieses vorzüglich zu seyn. Er erklärte sich darüber bestimmt also: die vielseitige Noth unserer Tage macht tausend und tausend Menschen nach solchen Träumen haschen, und sie die Schiffbrüchige einen Strohhalm für einen Mastbaum ansehen, von denen nur vor 20 Jahren keinem einzigen nur der Sinn daran gekommen wäre, nach einem solchen Traum zu haschen. Aber in dem er also die keimende Zeitneigung, sich an Strohhalm von ihm so geheißener schwacher Glaubensträumereyen fest zu halten und sogar die Rettung von großen und allgemeinen Landesübeln zu erwarten, dem Drang unserer gegenwärtigen Geldnoth zuschrieb, verbarg er sich denn sorgfältig, daß dieser Geldbrang, der im Herzogthum wirklich groß ist, wesentlich und unwidersprechlich von dem Sittenverderben herrührt, das er selbst durch den Luxus, den Müßiggang und, das Gaukler- und Comödiantenleben, das ehemals im Land gar nicht Brauch und Recht war, das aber er bei Hof und

„der viele zu verführen geeignet ist" — ins Auge gefaßt haben, und wende mich von der thierischen Kraft dieser Verruchtheit zu dem reinen, milden Sinn, der vom Anbeginn der Welt an allem wahrhaft Göttlichen und allem wahrhaft Menschlichen zum Grund lag.

§. 6.

Es öffnen sich Ansichten, die den Zusammenhang des reinen Mutterſinns in der Wohnstube mit dem Bedürfniß eines reinen Vaterſinns in der Schulstube in ſein wahres Licht zu ſetzen beginnen.

Indeſſen Sylvia den großen Feind alles Wahren, Guten und Menſchlichen auf Arners Thun mit der ganzen Bitterkeit ihres Herzens aufmerkſam gemacht und im Zuſammentreffen ihrer gegenſeitigen Schlechtheit ihn dahin gebracht, daß er im Zuſammenhang des guten Thuns Arners mit dem Weſen des Chriſtenthums das Heiligſte läſterte, gieng Arner und die vereinigten Freunde des Guten in Bonnal ihren ſtillen Weg fort. Alle Aufmerkſamkeit war jetzt auf Glülphis zu errichtende Schule hingerichtet. Arner, der Pfarrer, auch Thereſe und die Frauen redeten mit Glülphis beynahe von nichts anderm, als von dieſem Vorhaben. Er ſelbſt war in ſeinem Innerſten lebendig davon ergriffen, und der Gedanke, daß wenn ſein Vorhaben gelingen ſolle, es müſſe es unbedingt auf die Fundamente gegründet werden

urch welche Gertrud die Reſultate ihrer Wohnſtube her-
orgebracht hat, kam ihm immer wichtiger und vielſeitiger
or die Augen. Er verhehlte ſich aber auch die Schwierig-
eit der Ausführung dieſes Vorhabens nicht, ob er ſich gleich
ieſelben bei fernem nicht in ihrer ganzen Ausdehnung und
Größe vorzuſtellen vermochte. Er verſäumte indeſſen keinen
ugenblick, den er frey hatte, Gertrud zu beſuchen und mit
hr darüber zu reden. In allen Unterredungen, die er in
ieſen Tagen mit ihr hatte, war immer ihr erſtes und letz-
es Wort: ich ſchäme mich allemal, wenn ihr bei mir
über den Gegenſtand der Erziehung Aufſchluß zu ſuchen
ſcheint. Ich habe in meinem Leben eigentlich nie an die Erzie-
hung gedacht. Es iſt mir auch nie in Sinn gekommen,
daß ich jemals in Fall kommen könnte, ein Wort darüber
verlieren zu müſſen. Das war auch im eigentlichen Sinn
wahr. Sie konnte wirklich nicht wohl darüber reden. Sie
verſtand gar oft die Worte nicht einmal, mit denen Glülphi
ſie dieſes oder jenes darüber fragte. Faſt in jedem Fall
gieng ihre Erklärung dahin: lieber Herr Lieutenant, Ihr
braucht meiner nichts; ich weiß es, Ihr werdet vom Mor-
gen bis zum Abend mit Ernſt und Eifer für Euere Kinder
thun, was ihr könnet und möget; Ihr werdet ſie bald ken-
nen und einſehen lernen, wie ein jedes denkt, was ein jedes
thut und was ein jedes will und bedarf. Es wird Euch
ſicher gleichſam von ſelbſt in Mund fallen, was in jedem
Fall in Rückſicht auf jedes eurer Kinder Noth thut und
nützlich ſeyn wird. Was ich allein ſagen kann, iſt: Euer
Vorhaben iſt groß; aber hoffet auf Gott, bethet, ſeyd ge-
duldig und thut, was ihr könnt und möget, und Gottes
Segen wird bey Euch ſeyn.

Zu Zeiten aber erhob sie sich dennoch zu Aeusserungen, die tief in das Wesen der Erziehung eindrangen. Einmal sagte sie: ihr möchtet an euern Kindern thun, was ihre Eltern an ihnen versäumen und durch euere Schule nachhelfen, was ihnen daheim fehlt, das ist freylich ein Gotteslohn, aber es greift sehr weit; das, was man in der Schule treibt, das Schreiben, Lesen und Rechnen ist eigentlich nicht das, worin es ihnen daheim am meisten fehlt; daß sie etwas lernen und etwas können, das ist freylich nuz und gut, aber daß sie etwas werden, daß sie das recht werden, was sie einst seyn sollen, das ist, was noth thut und wozu es ihnen daheim so vielseitig an Leitung und Führung fehlt, und wo ein Schulmeister, der das will, was ihr wollt, vorzüglich nachhelfen muß. Das Rechtthun muß ihnen zur Gewohnheit und ihr Willen dafür unerschütterlich gemacht werden. — Als sie einst sich so lebhaft über das, was die Erziehung wesentlich und unumgänglich fordere, ausdrückte, unterbrach Glülphi sie plözlich und sagte: Frau, Frau, sähe es doch in meinem Innersten ganz aus, wie bey dir, aber wie viel, wie viel fehlt mir noch, bis ich da bin. — Um Gotteswillen, erwiederte Gertrud, was bin ich denn, was kann ich denn, daß Ihr so von mir redet? — Hier drückte Glülphi ihr die Hand und sagte: eben das, daß du nicht weißt, was du hierin bist, ist der größte Beweis, wie wahrhaft das in dir liegt, was ich bei dir zu lernen nothwendig habe. — Er ließ sie nicht antworten und sagte forthin: ich bitte dich, mache, daß du mir so vielseitig und bestimmt als möglich, erzählen könnest, wie du es gemacht hast, mit

einen Kindern dahin zu kommen, wo du mit ihnen hinge-
ommen bist. — Zweimal erwiederte sie: lieber Herr Lieu-
nant, ich kann das nicht, es ist mir unmöglich, ich weiß
s selbst nicht. — Aber er bath forthin und bath so drin-
end, daß sie nach einigem Staunen ihm endlich antwor-
te: Nun, lieber Herr Lieutenant, wie hab' ich's denn ge-
macht? Ich wußte, daß ich nichts bin, nichts hatte und
ichts konnte, und unendlich viel bedurfte, um nicht mitten
n meiner Haushaltung und mit ihr so elend zu werden,
ls nur immer eine Haushaltung auf Gottes Boden elend
erden kann; und nun, was that ich da und was mußte
ch unter diesen Umständen für mich und meine Haushal-
ung thun? Ich vertraute nicht auf mich, und ich konnte
eder meiner Kinder noch meines Manns halber auf mich
ertrauen; aber ich hatte beyde innig lieb und that als
rau an meinem Mann und als Mutter an meinen Kin-
ern, was ich konnte und mochte, und wenn eins von ih-
en gegen mich oder gegen sich selber fehlte, so machte mich
as freylich oft trauern und weinen, aber es minderte Gott
ob nie meine Liebe zu ihnen und mein Vertrauen auf
Gott; es stärkten mich vielmehr beyde und gab mir die
Standhaftigkeit, Geduld und Selbstüberwindung, die ich in
meiner Lage so dringend nothwendig hatte, so daß ich, so
lange mein Elend auch dauerte, meine Hoffnung auf Gott
nie fallen ließ und nie zweifelte, er werde endlich, wenns
sein heiliger Wille sey, mich aus meiner Noth erretten und
mich in meinem Mann und in meinen Kindern segnen.
Lieber Herr Lieutenant, diese Hoffnung und dieser Glauben
war meine einzige Kraft, oder vielmehr das einzige Mittel

zu der Kraft, die mir Gott gab, in meiner Lage zu leiden, was ich mußte, und zu thun, was ich konnte, um meinem Mann und meinen Kindern jeden Dienſt zu leiſten, den ich ihnen vor Gott und den Menſchen ſchuldig war. Endlich hat Gott und mein Heiland geholfen, und mir in meiner Lage ſeinen Segen verliehen. In dieſem Glauben lebte ich und für dieſen Glauben bethete ich jeden Morgen und jeden Abend zu Gott und zu meinem Heiland. — Glülphi ſah ſie, ſo lange ſie redte, mit inniger Wehmuth an und ſagte dann: und ſo, meynſt du, wird Gott auch mir bey meiner Schule helfen, wenn ich, wie du, mit Geduld und Selbſtüberwindung vom Morgen bis an den Abend mit reinem Herzen thue, was ich kann, und leide, was ich ſoll? — O ja, erwiederte Gertrud, Ihr werdet in Eurer Schule Wunder ſehen, wenn Ihr auf Gott vertraut und dem Werk des Herrn, dem Ihr Euch widmet, mitten unter allen Schwierigkeiten, die euch darin aufſtoßen werden, getreu verbleibt. — Glülphis Rührung ſtieg immer höher, und im tiefſten Gefühl dieſer Rührung ſelber ſagte er denn noch: ja liebe Frau! mein Entſchluß iſt groß und geht weit über meine Kräfte. Ich kann wohl meine Kinder in dieſem oder jenem unterrichten, aber Du haſt mich gelehrt, wie nichtig das, was aller Unterricht den Kindern geben kann, iſt, wenn die Erziehung nicht mithilft, daß die Kinder innerlich und äußerlich kraftvoll das werden, was ſie ſollen und ſich das einüben und gleichſam zur andern Natur machen, was recht und gut iſt und ihnen durch ihr Leben noth thut. Und wie rein, wie erhaben rein, wie kraftvoll und fehlerlos, ich möchte ſagen, wie von

ünden rein muß das Herz deſſen ſeyn, der ſeine Kinder it Sicherheit zu dieſem Ziel zu führen im Stand iſt.

§. 7.

)ie hohe Glut, die dem ſtillen, milden Sinn der Gertrud zum Grund liegt, bricht jetzt in eine hohe, aber reine Flamme aus, die Glülphi ergreift, höher hebt und in dieſer Höhe feſthält.

In dieſem Augenblick, wie wenn eine höhere Macht Gertrud jetzt über ſich ſelbſt und über alle Anſichten und Gefühle ihrer Schüchternheit emporhob, ſprach ſie mit einer Kraft, die ſelber ihre Stimme veränderte, dann aus: s iſt wahr, jeder Unterricht und jede Erziungsbeſtrebung, die von unſrer Sünde ausjeht und ein Werk unſerer Sünde und unſer Selbſtſucht iſt, iſt wie verflucht. Sie dachte s nicht, aber ihr Wort und die Art, wie ſie es ausſprach, machte einen Eindruck auf Glülphi, daß er, davon ergriffen, die Unterredung mit ihr nicht fortſetzen konnte, ſondern von ihr forteilen mußte, um ſich einſam mit dieſem ihrem Wort ſelbſt zu beſchäftigen. Es iſt wahr, ſagte er jetzt in der Einſamkeit, in die er ſich hineingeflüchtet, zu ſich ſelber, es iſt wahr, Segen und Fluch ſind gleich in der Hand des Erziehers; und wenn er nicht reines Herzens iſt und ſein Unterricht und ſeine Bildungsmittel von dem Böſen und Schlechten ausgehen, das in ihm ſelbſt liegt,

so sänken sie sich dadurch nicht nur in allen Schlechte und Böse, das in seinen Kindern, sondern auch in alles Böse und Schlechte, das im Land ist, und wenn denn sein Unterricht auch hie und da in Ort und Stelle wie ein gutes Licht scheint, so sehn es um deswillen nichts desto weniger verdunkelt mit aller Finsterniß im Land, die da ist, im innigsten Zusammenhang, und wirkt in diesem Dienst seiner Natur nach und nothwendig nicht Segen, sondern Fluch im Land. Diese Ansicht des Gegenstands führte ihn in Rücksicht auf sein Vorhaben zu einer Aufmerksamkeit auf sich selbst, die noch nie in diesem Grad in ihm lebte. Er fühlte tief, daß die Unschuld, der Glauben und die Liebe, die in der Gertrud Stube das Wunder der Freiheit und des Frohsinns im Gehorsam und in der Anstrengung ihrer Kinder erzeugt, nicht in dem Grad in ihm leben, der geeignet und genugthuend seye, eben diese Resultate in seiner Schulstube mit seinen Kindern zu erzielen. Er sagte in diesem Augenblick zu sich selber: meine Natur drängt mich nicht von selbst mit derjenigen Kraft zur Schulmeisterstreue, wie der Gertrud hehe Natur sie von selbst zu ihrer Muttertreue hindrängt. Nach einer Weile sagte er dann wieder: mein Gott! mein Gott! ich darf mir nicht verhehlen, wie unendlich ich noch davon entfernt bin, durch einen lebendigen Glauben und durch eine lebendige Liebe in meinem Innersten in dem Grad zum Gebeth und zum Flehen nach Gottes Hülfe hingerissen zu werden, wie Gertrud durch ihren Glauben und durch ihre Liebe zu Gott und zum Flehen nach seiner Hülfe hingerissen wird. Er gieng mit hohem Ernst in sich selbst und

ch es geradezu aus: meine Fehler werden mir in mei-
Schulstube nachfolgen, mein Schulmeistern wird im-
mit aller meiner Lieutenantsderbheit, mit aller Lieute-
tsanmaßung verwoben seyn; ich werde selbst die Ab-
tungskleinmeisterey, die ich mir bey meinem Soldaten-
stern angewöhnt, nicht ganz aus der Art meiner Schul-
rung verbannen können.

So redte er nach seiner Unterredung mit der Gertrud
ge mit sich selbst. Es war ihm unmöglich, ihr Wort
der Unterricht und jede Erziehung, die von der Sünde
geht, ist wie verflucht" — zu vergessen und aus seinem
pf herauszubringen.

§. 8.

ie ersten Folgen eines großen Worts, das Ger-
trud redte.

Von der Stunde dieser Unterredung an fragte Glülphi
ertrud nicht mehr: wie sie es gemacht habe, ihre Kinder
i der Höhe zu erheben, die bey ihnen das Wunder der
nyheit und des Frohsinns in ihrer Anstrengung und in
rm Gehorsam erzeugt, und in allweg aus ihnen ge-
acht, was aus ihnen geworden? Er wußte jetzt, wie sie
gemacht habe, aber er fühlte auch tief, daß er das,
as sie thue, nicht wie sie könne, oder vielmehr, daß er
s, wodurch das, was sie an ihren Kindern thut, so ge-

lingt, nicht wie sie in sich selbst trage und die Kräfte durchaus nicht besitze, durch die sie das, was sie an ihren Kindern geleistet, an ihnen zu leisten vermochte. Diese Ansicht machte auch einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sagte, wenn er nicht sein Wort: Schulmeister in Bonnal werden zu wollen, gegeben hätte, so würde er sich jetzt wohl dreymal bedenken, ehe er es thäte; aber belegte denn dieses nicht wollen eigentlich im Geist des gradsinnigen Soldatenlebens und der festen Ueberwindungskraft, die in demselben so oft nothwendig ist. Muß doch, sagt er dann zu sich selber, ein armer Teufel von Soldat sein Leben an sein Wort setzen, wenn er sich einmal hat anwerben lassen, wie sollte ich das meinige in dieser Angelegenheit brechen dürfen? Doch kam ihm denn auch wieder in Sinn, aber wenn ich nicht kann, was ich will, und bey meinem besten Willen noch denken muß, daß meine Fehler meinen Unterricht selber vergiften und meinen Kindern eigentlich noch zum Fluch machen könnten, wo stehe ich denn selber mit meiner Standhaftigkeit und mit meinem Wort halten? und hierüber tröstete ihn nur das Wort, das Gertrud so oft zu ihm gesagt: Hoffet auf Gott, glaubet, bethet, seyd g[illegible] duldig, und thut, was ihr könnet und möget, und ihr we[illegible] det Wunder in eurer Schule sehen. Diese Worte beruhig[illegible] ten ihn jetzt, da er noch eine Weile einsam im Garten h[illegible] um ging, nicht nur, sie erhoben und entflammten ihn, b[illegible] er endlich wie von einer innern Macht getrieben, einm[illegible] über das andere zu sich selber sagte: Gott ist in den Schw[illegible] chen mächtig; ich will auf ihn hoffen und glauben u[illegible] bethen. In der Rührung dieser Stimmung setzte er b[illegible]

inzu: ich will thun, was ich kann und nicht zu viel
aber dabey mich auch nicht fürchten; Gott wird hel-
Diese Worte lagen noch auf seiner Zunge, als er
aus dem Garten in die Stube des Pfarrers hinein-
ie Fülle der Kraft dieser Worte lag auf seiner Stirne,
stand mit einem Ernst da, den man noch nie an ihm

ier, der wußte, daß er von der Gertrud kam, sagte
r seiner lachenden Unbefangenheit: Sie kommen von
ersten Frau, die ich kenne, und sehen so düster aus.
i erwiederte: Es ist keiner von Euch allen, der, wenn
mir bey ihr gewesen wäre, jetzt nicht eben so ernst
als ich. — Dann erzählte er ihnen, so gut er konnte
uf des ganzen Gesprächs mit dieser Frau, und beson-
n Eindruck, den das Wort: „jeder Unterricht, der
r Sünde ausgeht, ist wie verflucht," auf ihn gemacht
Er setzte hinzu: wir können uns nicht verhehlen, jede
ng, die die Schwächen unsrer Sinnlichkeit und unsrer
sucht unserm Unterricht geben, geht von unsrer Sünde
nd diese Ansicht muß einen alten Lieutenant, der
meister werden will, doch nothwendig etwas ernsthaft
n.

r Junker, der Pfarrer, die Frauen, und wer in der
war, wurden durch diese Erzählung gerührt. Be-
s machte das Wort: „jeder Unterricht, der von der
ausgeht, kann den Kindern zum Fluch werden" —
uf sie alle den gröſten Eindruck. Der Junker nahm
ten Glülphi treuherzig bey der Hand und sagte ihm:
Wort muß jeden Vater, jede Mutter und jeden Men-

ſchen, der näher oder ferner an der Erziehung Theil zu nehmen ſucht, in einem hohen Grad ernſthaft machen.

Und einen Seelſorger, dünkt mich, ſagte jetzt der Pfarrer, noch weit mehr als einen Erzieher und einen Schulmeiſter.

Die Herren unterhielten ſich noch eine Weile über dieſe Anſicht des Erziehungsweſens, und fanden einſtimmig, es ſeye wahr, jeder Menſch, der im Dienſt ſeiner Sinnlichkeit und ſeiner Selbſtſucht, folglich im Dienſt der Urquellen aller menſchlichen Schlechtheit und alles menſchlichen Verderbens-Erzieher, Schulmeiſter oder Pfarrer wird, trägt den Keim, durch den er das Heiligſte und Weſentlichſte, was er als Erzieher, als Schulmeiſter und als Pfarrer erzielen und befördern ſollte, zu Grund richten und verderben muß, in ſich ſelber. Der Pfarrer war von dieſer Anſicht des Pfarrdienſts, ob ſie gleich die ſeinige war, äußerſt gerührt. Er wiederholte ſie aber nochmals und ſagte: jeder Seelſorger, der aus Gründen, die ſich aus ſeiner Sinnlichkeit und Selbſtſucht herſchreiben, einen Pfarrdienſt ſuche, ſey in Rückſicht auf das Weſen des Segens, den er bey ſeiner Gemeinde erzielen ſollte, im gleichen Fall, wie ein Menſch, der von keinen höhern Beweggründen, als von dieſen getrieben, einen Schuldienſt ſuche.

So lange die Herren bey einander waren, trieb ſich ihre Unterredung immer um den Punkt des Unſegens herum, den alle Arten von menſchlichen Schwächen, ſowohl im Erziehungsgeſchäft als im Pfarrdienſt, beydes auf die Schul- und Pfarrkinder haben müſſen, und Morgens darauf, da Glülphi jetzt der Gemeinde zum Schulmeiſter vorgeſtellt werden ſollte, waren die Herren, die an dieſer Vorſtellung

his in Bonnal Theil nehmen ſollten, voll des glei-
ohen Ernſts über dieſen Gegenſtand, und der Tag
ißerſt feyerlich. Arner kam mit ſeiner ganzen Familie
orgen ganz frühe, von mehreren Beamteten beglei-
d beynahe ſo feyerlich als am Tag, an dem man
uldigte, nach Bonnal. Glülphi und alle Anwe-
waren äußerſt ſtill. Arner und der Pfarrer führten
t einer Feyerlichkeit in die Kirche, ich möchte ſagen,
r gerührteſte Bräutigam ſeine Braut zum Altar führt.
rche war auch gedrängt voll, denn es wunderte ſich
iber die außerordentliche Veranſtaltung, die für die
llung dieſes Schulmeiſters in Bonnal gemacht wurde.

§. 9.
Abermal eine Predigt.

r Pfarrer wollte in dieſer Predigt mit großer Rüh-
on dem erhabenen und göttlichen Verhältniß, das
n Eltern und Kindern, eben wie zwiſchen dem Va-
Himmel und dem Menſchengeſchlecht ſtatt finde,
igte ſeiner Gemeinde, wie ein jeder von ihnen durch
Verhältniſſe aufgefordert werde, ſeine Kinder in der
und Ermahnung des Herrn zu erziehen; wie die
n zu allen Zeiten und unter allen chriſtlichen Völ-
s ein heiliges Mittel angeſehen worden, das menſch-
Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern mit dem
en Verhältniß des Menſchengeſchlechts zu Gott im
el in einen übereinſtimmenden Zuſammenhang zu
n. Er ſagte ferner, wie der Segen, der dem Men-

ſchengeſchlecht durch die Schulen zufließen könne und zufließen ſolle, nichts anders als eine Verſtärkung, Erhöhung und Sicherung der Segnungen ſeyen, die den Menſchen durch das häusliche Leben allgemein gegeben und vorbereitet werden ſollen. Das chriſtliche Hausleben, ſprach er weiter, und ſein eigentliches Heiligthum, die Vater, Mutter und Kinder im Glauben und in der Liebe vereinigende Wohnſtube, iſt und muß desnahen auch nothwendig als der heilige Boden und das heilige Fundament einer jeden guten chriſtlichen Schule und dieſe dann hinwieder als ein göttliches, heiliges Sicherungs-, Verſtärkungs- und Erhaltungsmittel des wahren chriſtlichen Glaubens und Lebens in den Wohnſtuben und in den Haushaltungen, angeſehen und dafür erkannt werden. Dann entwarf er ſeiner Gemeinde das hohe Glück eines Landes und eines Orts, in welchem dieſe heilige Vereinigung des Hausſegens und des Schulſegens in ſeiner ganzen Kraft und Reinheit ſtatt findet; dann aber auch das ſchreckliche Unglück eines Landes und eines Orts, wo es ſowohl an einem guten, chriſtlichen Hausleben als an guten Schulen mangelt, mit einer Lebendigkeit und Stärke, daß den Zuhörern der traurige Zuſtand, in dem ſich Bonnal in dieſer gedoppelten Rückſicht befindet, mit den lebhafteſten Farben vor Augen ſtand und nothwendig ans Herz gehen mußte. Mitten, indem er alſo mit der größten Lebhaftigkeit über dieſen Gegenſtand ſprach und ſelber über denſelben innig gerührt da ſtand, hielt er einen Augenblick ſtille, warf einen Blick voll Wehmuth auf ſeine Gemeinde, faltete dann die Hände und dankte mit ſichtbarer Rührung Gott, daß der Herr

ıb Vater dieſer Gemeinde zu einer Schule helfen wolle,
e die heiligen Kräfte eines beſſern, chriſtlichen, häuslichen
:bens, in ihren Kindern zu enthalten, zu beleben und zu
ärken, und dadurch den aus Mangel eines wahrhaft
riſtlichen Hauslebens und eben ſo aus Mangel einer
ahrhaft chriſtlichen Schuleinrichtung herrührenden Grund-
ſachen ihres vielſeitigen Unglücks und ihres vielſeitigen
:tlichen, geiſtigen und wirthſchaftlichen Zurückſtehens und
res daraus herfließenden unglücklichen und elenden Zu-
ındes ein Ende zu machen, geeignet ſey. Er machte
ine Gemeinde tief fühlen, wie ſehr ſie dieſer Wohlthat
:dürfe, indem er zu ihnen ſagte: ſinnet ihm ſelber nach,
elch ein Unterſchied iſt zwiſchen einer Haushaltung, die
ür alles, was ihr zeitliches und ewiges Heil erfordert, ge-
ildete Kräfte in ſich ſelbſt hat, und armen verwahrloſeten
euten, denen dieſes alles mangelt, und die von allem,
as ſie, um ſich Leibs- und Seelenhalber in allen Rück-
ichten wohl verſorgen zu können, bedürfen, nichts recht
erſtehen, und nichts recht können, und in jedem Vernunft,
leberlegung, Erfahrung und Gewandtheit anſprechenden
Vorfall, weil ſie ſich darin nicht zu rathen und zu helfen
iſſen, in den Fall kommen, ſich an böſe Schauköpfe,
lende Maulbraucher und feine Verdreher aller Wahrheit
nd alles Rechts zu wenden, um bey ihnen Rath und
ülfe zu erhalten. Ihr wiſſet, wie mancher von euch in
ieſer Lage unglücklich geworden, und indem er geſucht hat,
inen kleinen Theil ſeines Eigenthums und ein unbedeu-
:ndes Recht zu erhalten, um ſein ganzes Vermögen und
amit um alle Fundamente ſeiner wirklich rechtlichen Stel-

lung gekommen, und wie überhaupt in der Welt der Starke den Schwachen, der Reiche den Armen, der Schlaue den Dummen berathet, und was die Hülfe iſt, die der Menſch, der ſich nicht zu helfen weiß und doch hülfsbedürftig iſt, von denen zu erwarten hat, die keiner Hülfe bedürfen, und die Noth der Hülfsbedürftigen weder kennen noch zu Herzen nehmen. Ihr wißt, und zwar wie vielleicht keine andere Gemeinde in euren Umgebungen aus traurigen Erfahrungen, die ihr in eurer Mitte ſelber eine ſo lange Reihe von Jahren gemacht habt, wie unglücklich und elend der Zuſtand eines verwahrlosten, unchriſtlich und unmenſchlich verwirrten Dorfs iſt, wenn je Menſchen in der Welt ſind, die ſich nach einem chriſtlich und menſchlich beſorgten Zuſtande ihres Dorfs ſehnen und wünſchen ſollen, daß ihre Kinder für ihr zeitliches und ewiges Heil beſſer erzogen, gebildet und verſorgt werden, als bisher geſchehen, und als ſie ſelbſt ſind. Chriſten und Brüder! rief er dann mit einer Kraft aus, wie ihn noch niemand auf der Kanzel ſprechen gehört, geht doch in euch ſelbſt, denket euch, wie elend, niedrig und verächtlich der Zuſtand eines an Leib und Seel verwahrlosten, und hingegen wie ehrwürdig, wie beruhigend und erhebend derjenige eines in ſeinen weſentlichſten Bedürfniſſen wohlbeſorgten Dorfs iſt, und fraget euch dann ſelber: in welchem von beyden wünſchet ihr, daß eure Kinder und Kindeskinder einſt leben? Ich weiß zwar wohl, daß viele leichtſinnige und ſchwache Leute und ſelber viele leichtſinnige und ſchwache Eltern in eurer Mitte ſind, denen dieſe Frage in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen iſt; aber ſo weit iſt doch

ter und keine Mutter in eurer Mitte versunken,
wildert, daß einer oder eine von ihnen es ausspre-
rften, es ist mir nichts daran gelegen, ob meine
in dem, was sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl
, hintangesetzt und verwahrlost, oder ob sie dafür
b sorgfältig gebildet und wohl versorgt werden;
s ist doch in eurer Mitte ganz gewiß keins so weit
lle menschliche Gefühle versunken, daß es diesen
usdruck der höchsten Verwilderung und Unmensch-
auch nur denken, will geschweigen aussprechen dürfte;
vielmehr überzeugt, weil die meisten von euch wün-
ichts sehnlicher, als daß es diesfalls um ihre Kin-
b Kindskinder besser stehe als um sie selber, daß sie
Mund Seel besser versorgt werden, als dieses ihnen
u Theil worden. Nein, nein, ich weiß es, ich bin
gt, es ist in eurer Mitte keines so tief versunken,
nd eurer Kinder diesfälliges Glück so weit mit Fü-
n sich zu stoßen und Gottes ob euch waltende Vor-
, so weit zu verkennen, daß ihr euch nicht von
freuet, daß ihr, die ihr ein Beispiel eines in das
sittliche, bürgerliche und häusliche Elend versunkenen
waret, von euerm Herrn und Vater Handbiethung
zu einem in einem hohen Grad des Glücks und
egens erhobenen Dorf. Ich will nichts von den
igen Bemühungen und Einrichtungen reden, die er
n Rücksichten für euch und für euer Glück trifft, ich
e jetzt nur dessen, warum wir gegenwärtig beyein-
sind. Er will euch eine Schule stiften, die den we-
yen Bedürfnissen eurer Kinder in allen Rücksichten

entſprechen und genugthun ſoll. Er will Euch einen Schulmeiſter geben, der eure Kinder das, was ihnen zu können und zu wiſſen nutz und nothwendig iſt, auf eine Weiſe lehren und es ihnen einüben wird, wie wenige Kinder ſo glücklich ſind, das, was ſie wiſſen und können müſſen, in eben dem Umfang und auf eine eben ſo gute Weiſe lernen zu können. Liebe, chriſtliche Freunde und Brüder! Er wird von den Gaben, von den Kräften und Anlagen, die Gott in eure Kinder gelegt hat, keine ſchlafen, keine verloren gehen laſſen; nein, nein, er wird von keiner Gabe, von keinem Talent, das Gott in eins eurer Kinder gelegt hat, zu ihm ſagen: dieſe Gabe iſt nicht für dich, du kannſt von ihr, ob ſie dir gleich Gott gegeben, um der Menſchen willen, keinen Gebrauch machen, und das Wort wird nicht über ſeine Lippen gehen, Kind, du ſollſt in deinen Umſtänden um ihretwillen auch nur keinen Gebrauch davon machen wollen. Nein, nein, er iſt davon überzeugt, was Gott dem Menſchen gegeben, das ſoll ihm kein Menſch rauben, und er, der Menſch ſelbſt ſoll und darf es auch nicht, als wäre es ihm von Gott umſonſt gegeben, anſehen und ins Aug faſſen. Nein, nein, jedes Talent, jede Gabe, die Gott dem Menſchen gegeben, iſt für ihn, in welchem Stand und in welcher Lage er ſich befinden mag, anwendbar. Jede Gabe, die Gott einem Menſchen gegeben, liegt in ihm als ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen ſoll, ihn aus den Tiefen ſeines Innern, wie das Gold aus den Tiefen der Berge, herauszuholen und zu Tag zu fördern. Nein, nein, kein Menſch iſt für die Kräfte und

en, die Gott in ihn gelegt hat, zu gering und zu
t. Kein menschlicher Stand, keine menschliche Lage
er Natur nach und gleichsam von Gottes- und des
hen Rechts wegen so verworfen, daß Gottes gute
i darin nicht anwendbar seyn sollten, und nicht Frucht
ıd gemacht werden könnten. Keine Lage des Men-
darf vom Menschengeschlecht also verworfen angesehen
ehandelt werden. Aber so wenig euer neue Schul-
r die Kräfte und Anlagen eurer Kinder schlafen las-
ird, eben so wenig wird er ihre Kräfte und Anlagen
die bösen Künste leidenschaftlicher Triebe und unrei-
lmtriebe beleben und mit dem wilden Feuer eitler und
Bestrebungen auf eine Weise anfachen, daß sie sich
einander selber aufreiben und verzehren — nein,
er wird eure Kinder nicht zum Vielwissen, er wird
cht zu unnützem und überflüssigem Wissen, er wird
ım Können des Nützlichen und Nöthigen und durch
Können zum Erkennen desselben hinführen. Er
sie nicht träumen und grübeln, er wird sie thun und
lehren. Er wird sie durch das Glauben selber den
ı und den Werth des Glaubens, er wird sie durch
Lieben selber den Sinn und den Werth des Liebens,
ı das Denken selber den Geist und den Werth des
ens und durch das Arbeiten selber den Geist und den
th der Arbeitsamkeit erkennen lehren. Er wird das
n über die Gegenstände ihrer Erkenntniß nicht ihrer
nntniß, sondern ihre Erkenntniß dem Reden über die-
vorhergehen machen, und in seinem Unterricht die
liche Entfaltung der Kraft jedes Guten und jeder Tu-

gend und die Einübung ihrer Fertigkeiten den erläuternden Worterklärungen darüber vorhergehen machen. Er wird das Wesen der Kräfte und Anlagen eurer Kinder sich ihnen nie als unentwickelt unter die zufälligen und wesentlichen Formen ihrer Anwendungsweise entfalten lassen. Er wird ihre Kräfte und Anlagen im Innersten ihres Wesens durch Glauben und Liebe, durch Gottesfurcht und Erbarmung mit den zufälligen Formen ihrer vielseitigen Anwendungsweisen in Uebereinstimmung zu bringen und auf dieser Bahn zu verhüten suchen, daß sie nicht selber unterjochte Knechte ihrer eigenen, einseitig entfalteten und von ihrem Fleisch und Blut überwägend belebten und dadurch verwirrten und aufgedunsenen Kräfte und Anlagen ihrer Natur werden.

Er wird trachten, eure Kinder dahin zu lenken, ihre Kräfte und Anlagen durch Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung über die Gewalt der Finsterniß und den Willen des Fleisches und des Blutes zu erheben, und sie dadurch angenehm machen vor Gott und den Menschen. Dann sagte er ferner, Freunde! Brüder! Er wird eure Kinder im Glauben und im Gehorsam des Glaubens zu fleißigen und verständigen Kindern machen. Er wird sie auf dieser Bahn des wahren, heiligen, innern menschlichen Lichts von den Werken der Finsterniß dieser Welt abhalten, und indem er sie in diesem reinen Licht zu Gott und ihrem Erlöser hinführt und in der innersten Tiefe ihres Wesens durch das göttliche Heiligthum seines Glaubens innigst mit allem Göttlichen und Heiligen zu vereinigen suchen wird, dieselbe zugleich auch für alle Geschäfte

es Lebens, für alle Theile ihres Berufs und ihrer häus-
chen und bürgerlichen Pflichtstellung verständig zu machen
uchen und auch dieses auf die Fundamente eines stillen,
eruhigten, häuslichen Lebens zu gründen suchen, die bis-
er in der Erziehung und Bildung der Kinder unsers
Dorfs nicht anerkannt und benutzt worden sind. Ihr wis-
t, liebe Zuhörer! ihr selber seyd in euerer Jugend zu dem,
as ihr diesfalls für euer zeitliches und ewiges Wohl
othwendig gehabt hättet, nicht mit der Sorgfalt, Liebe
nd Weisheit gebildet worden, deren ihr so sehr bedürft
ättet. Das sollte euch auf der einen Seite froh und
ankbar für die Hülfe machen, die von dieser Seite euer
n eure Kinder wartet, auf der andern Seite aber kann
ch mir auch nicht verhehlen, das Unglück, daß auch ihr
n eurer Erziehung so viel als verwahrloset seyd, wird
mehr als wahrscheinlich bey vielen von euch dahin wirken,
daß sie wahrscheinlich die Art und Weise, wie euer neue
Schulmeister eure Kinder führen und die Mittel, die er
für ihre Bildung anwenden wird, sonderbar finden und
mißbilligen werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, es
wird einer Menge Leute unter euch vorkommen, er lehre
sie Sachen, die sie nicht brauchen, die ihnen nichts nützen
und abtragen; bedenket aber, daß ihr hierüber durchaus
nicht richtig zu urtheilen im Stande seyd; bedenket, daß
euch durchaus alles fehlt, was euch zu einem gültigen Ur-
theil über diesen Gegenstand fähig machen und berechtigen
kann, und glaubet mir und eurem Herrn und Vater, wir
kennen den Mann, der das schwere Werk, eure verwahr-
losten Kinder zu bessern und zu geschicktern Menschen zu

machen, über ſich nimmt. Wir kennen ihn und wiſſen, daß er ein weiſer Freund der Kinder, ein einſichtsvoller Erzieher und ein in einem hohen Grad gewandter und tief begründeter Lehrer und fähig iſt, eure Kinder in allem, was ſie zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl bedürfen, weiters zu führen, als ihr alle nicht geführt worden ſeyd, und als ihr doch ſelber fühlen müßt, daß ihr hättet geführt werden ſollen. Aber redet ſelbſt, Reiche und Arme! Seht euch ſelbſt an, blickt auf euch ſelbſt, auf eure Lage und auf eure Verhältniſſe, blickt auf euer ganzes Seyn und Leben, und antwortet euch ſelbſt, müſſet ihr nicht ſelber wünſchen, daß es mit euch anders ſtehen und um euch anders ausſehen möchte, als es wirklich mit euch ſteht und um euch ausſieht? Wahrlich, wahrlich, ihr könnet nicht anders, ihr müſſet alle wünſchen, daß es anders mit euch ſtünde und um euch ausſähe; daß ihr es anders und beſſer hättet und anders und beſſer wäret, als ihr es wirklich habet, und als ihr es wirklich ſeyd. Aber warum könnt ihr nicht beſſer ſeyn als ihr ſeyd, warum könnt ihr nicht beſſer machen, was ihr doch gerne beſſer hättet, als eben darum, weil ihr innerlich und äußerlich zu nichts beſſerm gezogen und gebildet ſeyd? Redet und antwortet, ihr, die ihr reich ſeyd! warum ſitzt ihr ſo armſelig mit euerm Hab und Gut in unſerer Mitte, und wiſſet nichts damit anzufangen, weder zu Gottes Ehre, noch zu eurer eigenen Befriedigung, noch zum Dienſt eures Nächſten und Nebenmenſchen? Redet und ſaget, warum könnt ihr euern Reichthum zu nichts, zu gar nichts von allem dieſem, das allein euerm Leben einen wahren Werth geben könnte, benutzen? Warum könnt ihr mit

lem euerm Reichthum nicht einmal euere Kinder aus dem Koth und dem armſeligen Lebenszuſtand erheben, in dem ihr ſelbſt ſtecket? Warum dient er euch nicht einmal dazu, eure Kinder zu braven, brauchbaren, in ihren Lagen und Verhältniſſen befriedigten Menſchen zu machen? Warum könnet ihr das alles ſo wenig, als weil eure Seelen von Jugend auf leer gelaſſen worden von allem Glauben an das Göttliche, Heilige, von aller Liebe zum Edlen, Schönen und Guten, von aller Erkenntniß des Wahren, von aller Achtung des Rechten, von aller Gewandtheit und Anſtrengung im Nützlichen und Nothwendigen, und von aller Bildung zu dem Umfang der Fertigkeiten, deren ihr in euerm Leben unumgänglich bedürft, von Jugend auf leer gelaſſen worden, in Verwilderung aufgewachſen, in Rückſicht auf die Entfaltung eurer innern, beſſern Kräfte verwahrlost und vernachläßigt ſeyd. Und ihr, liebe, unglückliche, leidende Arme! warum könnt auch ihr euch in eurer zurückgeſetzten traurigen Lage ſo wenig helfen, als nur darum, weil ihr Erziehungshalber in der gleichen Lage ungeſchulet und in Rückſicht auf die Entfaltung eurer Kräfte und Anlagen eben ſo vernachläßigt und verwahrlost ſeyd, als es eure Reichen auch ſind. Darum, nur darum allein könnt ihr euch in eurer Lage nicht beſſer ſelber helfen, weil die Kräfte, die euch Gott an Leib und Seel zu eurer Selbſthülfe und damit zur Beförderung eures zeitlichen und ewigen Wohls gegeben, in euch ſchlafen geblieben und niemand, niemand auf Erden euch zu ihrer Entfaltung mit der Weisheit und Kraft die Hände geboten, die dazu erfordert wurden. Darum und darum allein

iſt es, warum ihr ſo oft für euch und für eure Kinder die nöthige Nahrung und Decke nicht findet, hungrig und nackend und unglücklich umherzieht, wie Schaafe, die ohne einen Hirten in der Irre herumlaufen, ſterben und hinfallen, ohne daß, ich möchte ſagen, auch nur ein Hüterknecht hinzuläuft, ſie bis auf den Tag der Schlachtung auf ſeiner Weide oder in ſeinem Stall zu verſorgen. Ja, unglückliche, durch euer Leben verwahrloſte Arme! nur darum, weil ihr in eurer Erziehung verwahrlost worden, nur darum iſt es, daß ihr auch bey den vorzüglichſten Anlagen, die euch Gott gegeben, es in eurer Selbſthülfe nicht weiter gebracht, als ſo viele eurer Reichen, die mitten in ihrem Wohlſtand und Ueberfluß zwiſchen den Gaukelgenießungen ihres ſinnlichen Wohlbehagens zu nichts weiter gekommen ſind, als zu einem nicht bloß unwürdigen, ſelbſtſüchtigen und liebloſen, ſondern ſelbſt zu einem unſinnigen, verworfenen, unmenſchlichen Gebrauch ihres Wohlſtandes, deſſen ſich auch ſo viele Arme unter euch im Gebrauch der Kräfte und Anlagen, die Gott ihnen zu ihrer Selbſthülfe gegeben, ſchuldig gemacht haben. Und nun, chriſtliche Freunde und Brüder! ſagte endlich der Pfarrer, wollt ihr jetzt dieſen böſen Zuſtand der Dinge, der in eurer Mitte feſtſteht, fortdauern laſſen, da euch euer Herr und Vater feomm, chriſtlich und edelmüthig die Hand biethet, denſelben zu enden und alle dienlichen Anſtalten trifft, euch an Leib und Seel beſſer zu verſorgen, als ihr es bisher geweſen. Reiche und Arme! wollet ihr das? Oh nein, Oh nein, ihr wollet das nicht und ihr könnt das nicht wollen. Oh nein, Oh nein, ihr wollet die Hand, die euer Herr und

ter heute so wohlthätig gegen euch ausstreckt, nicht auf
e so empörend undankbare Weise von euch zurückstoßen.
h bin überzeugt, ihr erkennet die Vorsorge, die euer
rr und Vater in allen Rücksichten für euer zeitliches
d ewiges Wohl euch angedeihen laßt, mit Dankbarkeit
d Rührung. Ich bin überzeugt, ihr erkennet auch das,
s er in Rücksicht auf die Wahl und Anstellung euers
uen Schulmeisters für euch gethan hat, als eine große
ohlthat, die euer Vater im Himmel in der Fülle seiner
nade und Liebe euch angedeihen lassen, mit dem Dank
d mit der Liebe, die ihr Gott und euerm Herrn schul-
t seyd, und erwarte in dieser Rücksicht besonders, daß
r euern neuen Schulmeister als einen Mann ansehet,
kennt und aufnehmt, den euch Gott zu euerm Retter
d Helfer in tiefen Leiden und Nöthen gesandt hat.

§. 10.

ine kurze, aber eine Rede von ächtem, altem, reinem Rittergeist.

Nach der Predigt trat der Junker mit Glülphi, den
an der Hand führte, an der Treppe des Chors vor
n Taufstein und sagte: Liebe Kirchengemeinde von Bon-
l! Wenn ich je in meinem Leben mit innerer Rührung
d Erhebung in einer Kirche gestanden, so ist es heute.
ebe Gemeinde: Euere Kinder haben wir diese Woche

den alten, lieben Vaternamen wieder gegeben. Ich möchte ihn verdienen. Ich möchte in Wahrheit, in Treue und Liebe euer aller Vater seyn. Ich möchte Vaterwerke an euch thun und die erste, die wesentlichste Vaterpflicht, die ich euch schuldig bin, in Treue und Wahrheit erfüllen, und freue mich, einen Mann gefunden zu haben, der diesem wichtigen Vorsatz meines Lebens ein volles Genüge zu leisten, vorzüglich geeignet ist. Mein Glück ist groß und ich kann es Gott nicht genug danken, daß ich für euch den Mann gefunden, den ich euch jetzt vorstelle. Nehmt ihn mit Liebe auf. Denket, daß er euer Wohlthäter und der Wohlthäter eurer Kinder und Kindskinder werden kann, und geht ihm von eurer Seite, so gut ihr könnt und möget, an die Hand, und suchet in Uebereinstimmung mit ihm eure Kinder auch zu Haus zu allem Guten zu halten, das in eurer Macht ist.

Glülphi stand, also lang der Junker redte, in einer Rührung neben ihm da, die fast eine Muthlosigkeit auszudrücken schien, die ihm nicht eigen war. Er hob so lang beynahe kein Aug auf; da er aber ausgeredt, sagte er: Liebe Nachbaren! Ich werde durch meine Stelle aufgefordert, einen Theil eurer Pflichten an euern Kindern zu erfüllen, dadurch aber auch berechtigt, zu erwarten, daß ihr die eurigen an euren Kindern mit Gewissenhaftigkeit erfüllet und euer Hausleben nicht mit dem Guten, das wir in der Schule ihnen einzuüben suchen, im Widerspruch stehe. Ich bin nicht gewohnt, viel Worte zu machen. Wir haben gegenseitige Pflichten gegen einander. Ich will Gott bitten, daß er mir Gnad gebe, die meinigen

Treue und Sorgfalt zu erfüllen; thut auf eurer Seite das nehmliche, so wird wills Gott der Segen des Herrn auf unsern gemeinsamen Bemühungen ruhen. — Mit dem endete er.

§. 11.

Die Freuden dieses Tags, die leider nicht ungetrübt sind.

Der Junker wollte den Tag dieser Installirung Gläsphis zum Schulmeister seinen Schulkindern zu einem Freudentag machen und machte sie gleich nach der Kirche zu sich ins Pfarrhaus kommen.

Es war in Bonnal eine Stiftung von einem alten Junker im Dorf, die verordnete, daß alle Jahre, einmal an der Weihnacht und einmal an der Ostern, den Kindern ein paar Eyer und ein paar Brödchen ausgetheilt werden mußten, und der Junker hatte an der letzten Ostern gesehen, wie tief und lebendig die Freude über diese Eyer und über diese Brödchen auf das Gemüth der Kinder gewirkt, und erinnerte sich, daß der Pfarrer damals zu ihm gesagt, diese Freuden vermischen sich in der Einbildungskraft der Kinder so mit den Gegenständen der Feyerlichkeit, diese Tage selber, daß die Geschichte von der Geburt Christi und den Hirten auf dem Felde und den Königen aus Mohrenland und diejenige von den Wächtern bei seinem Grab und den Engeln in schneeweißen Kleidern, die den

Stein wegwälzten und den Weibern erſchienen, ihnen bey jedem Anlaß, der ſie an dieſe Austheilung der Brödern und Eyer erinnert, auch zu Sinn kommen und ſich ihnen ſo angenehm einprägen, daß ſelbige ihnen durch ihr ganzes Leben als angenehme Geſichter vor der Seele ſchweben.

Der Junker, der dieſe Weihnachts- und Oſtereyerfreuden an der Hand ſeiner Ehefrau mit vielen Kindern ſeiner Dörfer ſelber genoſſen und ſich derſelben noch mit angenehm belebtem Gefühl erinnerte, wollte dieſe Jugendfreuden in ſeinen Dörfern nicht nur nicht untergehen laſſen, er wollte ſie vielmehr vermehren, und jetzt den Stiftungstag der Schule in Bonnal den Schulkindern eben ſo zu einer Freude ihres Herzens und ihrer Unſchuld machen. Selber der Pfarrer gab ſich alle Mühe, den Kindern von Bonnal auf dieſen Tag ſo ſchön gemahlte Eyer anzuſchaffen, als man je an einem Oſtertag ſchön gemahlte Eyer auf einem Dorf geſehen. Und die Frau Pfarrerinn, die den Garten voll Blumen hatte, machte einem jeden Kinde zu ſeinen Eyern und ſeinem Brödchen noch einen großen ſchönen Blumenſtrauß. Als nun die Kinder nach der Kirche in's Pfarrhaus kamen und die Brödchen, die ſchön gemahlten Eyer und die Blumenſträuße, die auf dem Tiſch lagen, ſahen, und hörten, daß ſie ihnen gehören, ſagten ſie zu einander: das geht ja wie an der Oſter; aber ſo ſchön war es doch an keiner, ſo lang wir leben. Einige meynten gar, ſie müßten jetzt, wie das an der Oſter und an der Weihnacht der Brauch war, ihr Oſter- oder ihr Weihnachtlied ſingen, und wollten ſogleich anfangen; andere

:r ſtüpften ſie und ſagten ihnen: nein, nein, es iſt nicht
kern, wir wollen warten, bis man uns ſingen heißt.
Glülphi wußte noch nichts von dieſer Freude, die der
nker und die Frau Pfarrerinn jetzt den Kindern machten.
wußte nicht einmal, daß ſeine Schulkinder im Pfarrhaus
en, ſondern war ernſt und ſtill in einer Nebenſtube mit
n Junker und dem Pfarrer. Thereſe ſagte indeſſen den
dern, ſie ſollen, ſobald ſie die Thüre aufthun, das
nſte Lied, das ſie in der Schule ſingen gelernt, mit
ander anſtimmen. Es lautet:

Wer in ſeinen Lebensjahren
Als Kind, Jüngling, Mann und Greis
Unſchuld doch kann ſtets bewahren,
Der hat Freud und Glück zum preis;
Den beſiegen nicht die Lüſte,
Den verklagt umſonſt der Neid,
Der fühlt Muth, auch wenn er wüßte
Gleich geh' es zur Ewigkeit.

Jetzt that Thereſe die Thüre auf, die Kinder ſtimmten
Lied an, und Glülphi ſah plötzlich die ſingenden Kin-
mit ihren Eyerbrödchen und Blumenſträußen in der
id auf ihn zu ſpringen. Es war ihm bey dieſem An
zu Muth, wie Arner, da der Kinderzug mit dem
el, der Rickenbergerinn an der Spitze, im Garten des
rrhauſes ihn in ſeiner dunkeln Laube wie aus einem
um erweckte. Er ſtand gerührt vor ſie hin, ließ ſie
Lied ausſingen und ſagte dann zu ihnen: ihr ſeyd
meine Kinder; es freut mich, euch hier zu ſehen;

wir werden uns von nun an alle Tage ſehen, und ich hoffe, wir werden einander recht lieb werden.— Die Kinder waren faſt alle guten Muths. Es war ihnen jetzt faſt wie an der Oſtern, wo faſt in keinem Haus ein Kind iſt, das nicht meynt, es wäre nicht recht, wenn es jetzt nicht freudig wäre. Auch gaben ihm viele auf das Wort: „will's Gott, werden wir uns einmal recht lieb werden" — zur Antwort: ja gewiß, ja gewiß. Andere aber ſtießen doch die Köpfe zuſammen, antworteten nichts, und ein Kind des Geſchwornen Hügis ſagte zu ſeinen Geſpielen ſo laut, daß es der Schulmeiſter faſt hätte hören mögen: ich weiß nicht, ob uns der Herr Schulmeiſter allen ſo lieb werden wird, mir einmal glaube ich, werde meiner Lebtag, wenn ich auch hundert Jahr alt werde, gewiß kein Schulmeiſter lieb. Glälphi bemerkte dieſes Flüſtern. Es mißfiel ihm, aber er wollte die Freude der andern Kinder nicht ſtören, er warf nur einen ernſten Blick an das Kind hin, aber fragte nicht, was es ſey, das ſie ſich ins Ohr flüſtern; er ſtand vielmehr forthin ganz unbefangen und liebevoll unter ſie hin, both einem nach dem andern die Hand; auch der Junker und Thereſe ſtellten ſich mitten unter ſie hin, beſchauten ihre Eyer und ihre Blumenſträuße und redten mit allen über dieſes und jenes, von ihren Aeltern, von ihren Geſchwiſterten, von ihrem Haus, von ihren Umſtänden, ſo wie ſie von einem jeden von ihnen etwas wußten. Dann ſagte der Junker einmahl: die guten Kinder müſſen jetzt auch noch ihren neuen Herrn Schulmeiſter Geſundheit trinken, und ließ ſogleich durch ſeinen Klaus einige Flaſchen Wein, den

nit ſich von Arnheim gebracht, auf ihren Tiſch bringen. Die gute Frau Pfarrerinn trieb ſogleich alle Gläſer auf, ie ſie im Pfarrhaus und bey guten Nachbarn fand; aber s waren nicht genug für die Menge der Kinder. Der Junker aber ſagte: was macht das? gebt ihnen nur eure Taſſen und kleine Becken, die ihr in der Küche habt. Da ſuchte ſie alle ihre Thee- und alle ihre Caffeetaſſen, ie ſie im hinterſten Winkel fand und alle Becken in der Küche zuſammen, bis ſie für ein jedes dieſer Kinder ein leines Trinkgeſchirr hatte, und ließ zugleich die Magd in paar Leib Brod verſchneiden, und zu jedem Trinkgeſchirr ein Stück hinzulegen. Dann füllte der Klaus jedes Trinkgeſchirr mit dem guten Wein des Junkers, und auch er Pfarrer und die Frau Pfarrerinn ließen ſich jedes ein Glas davon einſchenken, hielten dann ihre Gläſer hoch uf, machten auch die Kinder die ihren hoch aufheben und iefen laut: „Es lebe unſer liebe neuer Herr Schulmeiter!“ Auch die Kinder riefen es alle laut, und tranken ann auf ſeine Geſundheit. Dann hielt auch der Schulmeiſter das Glas, das ihm die Frau Pfarrerinn eingeſchenkt und in die Hand gegeben, in die Höhe, und trank s auf die Geſundheit der lieben Kinder aus, und die meien Kinder traten jetzt näher zu ihm und viele drängten ich an ihn ſo nahe an, als ſie konnten. Er both allen ie Hand, aber redte kein Wort. Er konnte es nicht. Auch iele Kinder ſahen's, waren gerührt wie er, und redten uch kein Wort; einige warfen einen Blick voll innerer indlicher Bewegung und Anmuth, und er ſtand ſtill und rnſt, mit einem Blick voll Wehmuth, in dem ſich Freuden

und Sorgen, Hoffnung und Kummer in einander verſchmelzen. Doch das Bild iſt zu ſchön, es darf nicht ſo ungetrübt da ſtehen. Schon beym Austrinken des Freudenweins, den ihnen der Junker dem neuen Schulmeiſter zum Lob und zur Ehre gab, zeigte ſich der große Unterſchied, der unter dieſen Kindern war und das viele Schlechte, das ſchon in ſie eingeſchlichen und in ihnen eingewurzelt war. — Einige Kinder tranken ihr Glas faſt in einem Schluck aus; andere hielten daſſelbe, nachdem ſie es ſchon ausgetrunken, noch ganz umgekehrt mit zurückgelegtem Kopf über den offenen Mund, damit auch noch der letzte Tropfen, der noch darin, in denſelben hineinfalle. Ein paar, die ihre Gläſer ſchnell ausgetrunken, jauchzten denn noch, wie wenn ſie im Wirthshaus wären; andere lachten die, ſo ihre Gläſer langſam austranken aus, und ſagten zu ihnen: ſie wollen ihnen helfen, wenn ſie nicht mögen damit fertig werden. Faſt alle lobten den prächtig guten Wein und ſagten: ſie haben ihr Lebtag keinen ſolchen getrunken. Des Weibels hochmüthiges Töchterchen hingegen ſagte zu einem, das neben ihm ſtand, aber ſo leiſe, daß es niemand hätte hören ſollen: mein Vater hat noch viel beſſern daheim im Keller; aber das andere antwortete ihm faſt laut: du kannſt mir das nicht angeben, das iſt nicht wahr, das iſt gewiß nicht wahr. — Schweig doch, ſchweig doch, ſagte jetzt des Weibels Töchterli, es muß niemand hören, was wir mit einander reden, und gieng ſchnell von ihm weg.

Nicht nur das, es begegnete noch vieles, das nicht blos die Ungezogenheit und Frechheit vieler dieſer Kinder,

ıdern auch das Mißtrauen und die Vorurtheile, die
ın ihnen gegen den neuen Schulmeiſter beigebracht,
ıßlich an Tag legte. Auch merkte man es vielen deut-
ḥ an, daß ſie noch gerne ein Glas von dem guten Wein
haḃt hätten, und überhaupt zeigte es ſich, daß die ſchö-
n Eyer und der Blumenſtrauß, den die Frau Pfarre-
ın ihnen gab, ihre Aufmerkſamkeit mehr beſchäftigten,
s was man immer zu ihnen ſagte.

Es war Glülphi immer mehr unbehaglich, je mehr er
beobachtete, und er war wirklich froh, als der Hans
ɣt. in die Stube kam und ſagte, das Mittageſſen ſey
ıon ſehr lange auf dem Tiſch und es warte alles auf
e Herren, worauf denn die Kinder mit ihren Blumen-
ſäußen, Eyern und Brödchen nun heim giengen.

Die Frau Pfarrerinn feyerte an dieſem Mittag die
ıſtallirung des Schulmeiſters mit einem Eſſen, wie ſie
ɒ vielen Jahren kein ſo ſchönes und ſelber an der Hul-
ɣung des Junkers kein beſſeres hatte. Die Stunde war
ɔhlich; alle, der Junker, Thereſe, der Pfarrer, die Frau
farrerinn und der Rollenberger wetteiferten, dem Glülphi
n Tag durch ihre heitere Theilnahme unvergeßlich zu
achen. Was dieſe Stunde noch belebte, war Bylyfsky,
r, als er von Arner vernommen, daß Glülphi an dieſem
ag zum Schulmeiſter in Bonnal inſtallirt werden ſollte,
ım, die Freude dieſes Tags zu erhöhen, ein Geſchenk
on ſehr ſchönem, ſchwarzen Tuch ſandte, das ſich beſſer
u ſeinem neuen Beruf ſchicke als ſeine Soldatenkleidung.

§. 12.

Eindruck dieſer Inſtallation auf den alten Schulmeiſter.

Den alten Schulmeiſter aber ärgerte es ſchon, daß der Pfarrer um des neuen Schulmeiſters willen eine Predigt gehalten, und daß der Junker ihn beym Taufſtein an der Hand gehabt und der Gemeinde vorgeſtellt; doch tröſtete er ſich damit, der alte Junker ſel. habe mit ſeinen Bauern nicht ſo Narrencomödien geſpielt, und er denke, wenn er unter dem neuen Junker Schulmeiſter geworden, ſo wäre ihm dieſe Ehre auch zu Theil geworden. Aber als er nach der Kirche die Kinder ins Pfarrhaus gehen ſah und in ſeiner Stube gar wohl hörte, wie ſie ſich daſelbſt luſtig machen, bald dieſes bald jenes mit Oſtereyern und mit Blumenſträußen in der Hand am Fenſter ſtanden, wollte ihm das gar nicht behagen. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: vor altem hat man auch wohl einem braven Schulmeiſter einen Freudentag gemacht und ihn zu einer Mahlzeit eingeladen, aber die Schulkinder ſo zu gaſtiren, wie es jetzt geſchieht, das kam doch vor altem keinem Menſchen in Sinn. Doch der neue Schulmeiſter wird, ſo ſehr er jetzt juheyet, wie man jetzt auch immer ein Narrenweſen ob ihm treibt, ſeine liebe Noth auch kriegen, ich weiß das gewiß, fang' er nur einmal an ſchulmeiſtern, er wird dann ſchon ſehen, ob der Schulmeiſterhimmel ſo voller Geigen hange. — So tröſtete er ſich der Sache halber

, die ihm so übel gefiel, oder vielmehr, er machte eine
e Mine zum bösen Spiel. Als aber jetzt der Junker
:m Kind sein Glas Wein geben ließ und denn mit ih-
ı Glülphis Gesundheit trank und der alte Schulmeister
ı lauten Ruf aller Kinder: „Es lebe unser neue Herr
hulmeister" in seiner Stube deutlich hörte, konnte er
) nicht mehr halten. Das wird ja mir offenbar zur
hand und zum Spott gethan, sagte er zu sich selber
b stampfte mit den Füßen. Da ihn seine Schwester so
ıt mit sich selber reden und mit den Füßen stampfen
:te, fragte sie ihn: was er doch habe? Er antwortete:
:st du denn doch, wie der Pfarrer mich durch alle Schul-
der ausspotten läßt und siehst du denn nicht wie sie
e Fenster in der Stube aufgethan, damit ich auch höre,
t welchem Lerm und Jubel sie des neuen Schulmeisters
:sundheit trinken? — Seine Schwester antwortete ihm:
)er Bruder, im Sommer sind ja die Fenster im Pfarr-
us immer offen, und wo viele Leute in einer so kleinen
tube beyeinander sind, so muß man sie aufthun, man
)chte es sonst darinn nicht verleiden.

Aber hörst du, wie laut sie ihm seine Gesundheit brül-
n? Das geschieht doch mir zum Trotz, das kannst du
icht ableugnen, sagte jetzt der Bruder, und die Schwester
wiederte: du bist närrisch, Bruder, wo man lustig ist,
nd einander Gesundheit trinkt, da geht's allenthalben so
aut; ich will meinen Kopf daran setzen, es denkt kein
Mensch an dich.

Er. Ich weiß wohl, was ich weiß. Der Pfarrer hat
mich immer gehaßt, ich habe es zwar niemand gesagt,

aber es iſt doch wahr, er hat mich, ſeit dem er da iſt, immer gehaßt, und wo er immer konnte geplagt.

Sie. Ich kann das nicht glauben. Warum ſollte er dich ſo haſſen?

Er. Das weiß ich wohl warum; ich verſtehe die Bibel beſſer als er, und weil er das weiß, muß er mich haſſen, er kann es durchaus nicht an mir leiden.

Sie. Du haſt dieß ſchon oft geſagt, und dich ſchon ſo oft damit erzankt, und am End, wer weiß, wer Recht hat.

Er. Das weiß ich ſicher, und er weiß es auch.

Sie. Daß du die Bibel beſſer verſteheſt als er?

Er. Ja, das weiß er. Er hat ſchon manchmal das auf der Kanzel geſagt, was er von mir gehört, und wenn er mich nicht haßte, er würde es ſelbſt eingeſtehen, daß ich die Bibel wenigſtens ſo gut verſtehe als er.

Sie. Und ich glaube denn noch nicht, daß er dich eigentlich ſo haſſe.

Er. Wie darfſt du das auch ſagen? Er hat mich ja von meiner Stelle weggejagt, wie man einen Hund aus der Küche jagt.

Sie. Du kannſt doch auch nicht ſagen, daß er dich auf dieſe Weiſe fortgejagt; er hat dir ja die ganze Beſoldung gelaſſen.

Er. Ja, wenn das nicht wäre, Gott weiß, was ich thäte, wenn man ſo unrecht leidet, ſo kommen einem gar böſe Gedanken.

Sie. Laß dir doch keine ſolche kommen und ſey ein Chriſt.

. Ja, wer kann ein Christ seyn, wenn's einem so

l im gleichen Augenblick, in dem er so rasend über
arrer und das Unrecht, das er ihm anthue, redte,
er gute Pfarrer zum Junker und zum Glülphi: es
nst immer meine Gewohnheit, wenn eine Schul-
keit war, den Schulmeister auch einzuladen und ich
es auch heute gern gethan haben, aber ich weiß,
e ihm jetzt nicht wohl bey uns.
s ist gewiß, erwiederte Glülphi, so wie ich ihn an-
ürde ihm unser Mittagessen ganz gewiß nicht wohl
en, wenn er es neben uns sitzend zu sich nehmen

arrer. Er muß seine Sache doch haben, und ich
chen, daß es ihm unserthalben nicht schlecht schmeckt—
mit sagte er zur Frau Pfarrerin: sie solle ihm von
Nahlzeit ein so schönes Ehreneſſen zurecht machen
sein Haus schicken, als je ein Schulmeister aus
Pfarrhaus ein schönes Ehreneſſen bekommen. Und
u Pfarrerin rüstete ihm darauf einen ganzen Korb
n ihrer guten und schönen Mahlzeit, legte noch zwey
n von dem alten, guten Wein hinzu, von dem der
diesen Morgen den Kindern gegeben, und sandte
es dem Schulmeister, mit einem freundlichen Gruß
nen allen und auch vom neuen Schulmeister.
ier hatte eben noch das Wort: „ja, wer kann ein
seyn, wenn man es einem macht wie mir" im
. als des Pfarrers Hans seinen Korb von allem
das sie zu Mittag hatten, in seine Stube brachte,

und mit dem Gruß vom Junker, dem Pfarrer, ihren Frauen und dem neuen Schulmeiſter auf den Tiſch ſtellte. Es fehlte kein Stück von ihrem Eſſen. Selber von dem großen Fiſch und der Paſtete, die die Frau Pfarrerin um des Junkers und der Thereſe willen auf ihrem Tiſch hatte, war auch ein Stück für den Schulmeiſter im Korb.

Seine Schweſter warf in dem Augenblick, in dem der Hans ſeinen Korb auf den Tiſch ſtellte und das Tuch, mit dem das Eſſen bedeckt war, abnahm, einen Blick auf ihren Bruder, der ihm deutlich ſagte: ſieh jetzt, obs wahr ſey, daß der Pfarrer dich wie einen Hund, den man aus der Stube jagt, behandle. Er verſtand den Blick, ſchüttelte aber dennoch den Kopf; doch faßte er ſich ſoweit, daß er ganz mit den ordentlichen Worten, mit denen ein wohlgelehrter Schulmeiſter einen Pfarrer für ein großes Geſchenk dankt, danken konnte und wirklich dankte. Aber ſobald der Hans aus der Stube war, ſagte er denn doch zur Schweſter: ja, ja, das ſoll mich jetzt wieder gut machen, für das Unrecht, das mir geſchehen.

Die Schweſter, die gut war, antwortete ihm nur, ſo ein ſchönes, gutes Ehreneſſen hat doch gewiß noch kein Pfarrer ſeinem liebſten Schulmeiſter geſandt.

Das iſt wahr, erwiederte der Schulmeiſter, das Eſſen iſt brav, recht brav, und ich hätte eher an den Tod gedacht, als daß ich heute ſo ein gutes Ehreneſſen aus dem Pfarrhaus erhalten würde.

Die Schweſter ſuchte ihm jetzt eilend Meſſer und Gabel aus der Tiſchtrucken hervor. — Und auch ein Glas, noch ein Glas! rief der Schulmeiſter. Da er es hatte,

mte er nicht mehr. Er bethete geſchwind über Tiſch, d als er ſo nach ſeiner Weiſe die Kappe abzog, die nde faltete und Gott dankte, für die Speiſe und Trank, er ihm beſcheere, ſagte die Schweſter lachend: Du ſt doch im Herzen jetzt dem Pfarrer auch ein we- dafür.

Er. Ja, mit dem hat es jetzt noch gut Zeit; der kann dem Dank warten, bis es mir ſeinethalber anders wird, mir noch jetzt iſt.

Sie. Aber du haſt doch dem Hans zu Handen des rrers ſo ordentlich gedankt, daß einer hätte glauben en, es ſey dir Ernſt.

Er. Nein, nein, vom Ernſt iſt noch keine Rede, aber habe es wohl thun müſſen, es hätte ſonſt nicht gefehlt, hochadelichen und hochehrwürdigen Herren und Frauen Tiſch hätten ſich nichts daraus gemacht, zu ſagen: ich e ein grober Lümmel, und das mag ich eben doch auch r gern heißen.

Mit dem aber ſchwieg er und aß drauf los, daß es e Luſt war. Beym erſten Glas Wein aber ſagte er: s iſt auch ein herrliches Glas Wein, ſo hat mir der farrer noch nie keinen gegeben; er iſt gewiß von dem, n er dem Junker aufſtellt. Und einen Augenblick drauf: r neue Schulmeiſter bekommt gewiß immer von dieſem, eil er ſo geliebt iſt. Mit dem ſchenkte er ſich ein Glas ch dem andern ein; aber da er böſen Wein trinkt, m ihm mit dem Trinken auch immer noch mehr in opf, wie unrecht ihm geſchehn, und mit jedem Glas auchte er ſein Maul wieder mehr über den Pfarrer, den

Junker und alles Unrecht, das er habe. Er tröstete sich aber zugleich wieder damit, der liebe Gott werde wohl auch dafür rächen, wie er in seinem heiligen Wort versprechen, alles Unrecht, das in der Welt der Schwächere so oft von dem Stärkern leiden müsse. Er hatte schon vorher ein gutes Glas Wein getrunken, und dieser legte bessere Luz ihm jetzt so in den Kopf, daß er nicht mehr recht wußte, was er redte, und wie er das in diesem Fall immer that, anfieng über das, was ihm eben im Kopf steckte, mit übel angebrachten Sprüchen aus der Bibel herumzuwerfen.

Jetzt war ihm eben das Unrecht das er vom Pfarrer und vom Junker leiden müsse, im Kopf, und von seiner berauschten Einbildungskraft belebt, sagte er jetzt: Haman, im Buche Esther, war auch so ein gewaltthätiger Tyrann, der das Volk Israel wegen seines rechten Glaubens verfolgte, wie mich jetzt der Junker und der Pfarrer wegen meines guten Glaubens und meiner bessern Einsichten in das Wort Gottes und in das Evangelium verfolgen; aber der liebe Gott hat diesen großen Feind seines heiligen Volks schön an den höchsten Galgen gebracht, der noch je in der Welt aufgetichtet worden. Ich glaub', es sey ein Schneidergalgen gewesen. Ich hab', ihn einmal in einer Kupferbibel abgemahlt gesehen; der Haman war daran so klein wie ein Vogel, so hoch hieng er in der Luft. Ja, ja, es giebt Leute, die ich auch gerne so hoch in der Luft, und so klein als ein Vogel am Galgen hängen sähe. — Indessen war seine Bouteille leer, und er wollte sogleich die andere auch noch angreifen; aber seine Schwester, die sah, daß er schon lange mehr als genug getrunken, und der das Selbstgespräch über

man und den Schnabelgalgen anfieng angſt und bang machen, ſagte zu ihm: wenn du bey dir ſelber wäreſt) nicht ſo voll, wie ich dich in meinem Leben noch faſt geſehen, ſo würde ich dir was anders ſagen; ſchäme), du redſt wie ein Unſinniger und ein Unchriſt, und hätte nicht geglaubt, daß du im Stand wäreſt, dergleien abſcheuliche Worte über deine Lippen gehen zu laſſen.— aber gab ihr keine Antwort auf das, ſondern ſagte nur: b mir die zweyte Bouteille, die mit der Pfarrer geſchickt . — Aber es war keine Rede davon; ſie hatte ſie ſchon gſt auf die Seite gebracht, und als er jetzt mit Ungeſtümm h einmal ſagte: hörſt, bring mir meine Bouteille twortete ſie ihm: wenn du jetzt nicht im Augenblicke mit iner Bouteille ſchweigſt, ſo werfe ich ſie dir ſammt dem ein zum Fenſter hinaus. —

Der Schulmeiſter kannte ſeine Schweſter und wußte, ß ſie im Stande war, mit der Bouteille Wort zu halten d redte jetzt kein Wort mehr von ſeinem rechten Glauben, ndern nur von der Bouteille. Nein, nein, ſagte er, zum nſter hinaus mußt du ſie nicht werfen, es könnte Jahr d Tag gehen, ehe ich wieder zu einem ſo guten Glas Wein me, ich will jetzt eben ins Bett gehen und ſie dann morn trinken.

Nun, nun, wenn du jetzt ins Bett willſt und machen, ß dich kein Menſch mehr ſehe, wie du jetzt biſt, ſo will h denn auch mit dem ſchweigen, was ich dir noch zu ſagen hät.) aber mach' mach jetzt, daß du aus der Stube und ht kommſt.

Er wollte jetzt aufstehen, aber er schwankte auf beyde Seiten und mußte sich mit beyden Händen am Tische halten. In dieser Stellung, da er sah, daß er keinen Schritt vorwärts konnte, sagte er denn doch zur Schwester: es scheint du habest doch recht, es ist mir jetzt selber, ich habe mehr als genug; dieser Wein muß doch verdammt stark seyn, daß eine einzige Bouteille mich so zugerichtet. — Zugerichtet bist du dir einmal gewiß, sagte die Schwester, und er: es ist wahr, du mußt mir helfen, ich könnte Hals und Bein brechen die Treppe hinauf. — Ich sehe es wohl, sagte die Schwester, und führte ihn ziemlich unsanft fort und ins Bett.

§. 12.

Eindruck dieser Schulmeisterinstallation auf das Dorf Bottual.

Es war aber nicht blos der alte Schulmeister, auf den diese Installirung des neuen einen widrigen Eindruck machte, fast das ganze Dorf fand es sonderbar, daß der Junker und der Pfarrer mit diesem Manne so viel Wesens machen. Viele sagten: wenn dieser Lieutenant wirklich ein Junker wäre und wir ihm huldigen müßten, man könnte um seinetwillen fast nicht mehr Fürlifanzerepen mit ihm und mit uns treiben. Fast kein Mensch als etwa die Weiber, die am Sonntag ins Pfarrhaus kamen, wa

dieſer Inſtallirung ganz zufrieden. Selbſt der Baumenmeyer, der mit ihnen im Pfarrhaus war, ſagte: es nicht immer gut, wenn man ein Kind, ſo lieb es einem zu hoch anſtimme; man müſſe immer trachten, daß es ausſingen könne, wie man es angefangen. Nur den Kindern waren einige mit dieſem Tag recht von zen zufrieden, und ſagten zu einander: ſie ſehen es dem n Herrn Schulmeiſter ſicher an, daß es ihnen bey ihm l ſeyn werde. — Jetzt fiengen auch viele von ihnen an, den alten zu klagen, wie häſſig und unwerſch er ſey wie ungerecht und partheyiſch er oft mit dem einen dem andern gehandelt und mit der Ruthe blind dargeſchlagen, ohne zu ſehen, wen es treffe. Mehrere iben, denen Glülphi auf der Allment beym Baumſetzen olfen, und die ihn auch geſehen, bey dem Kinderzug nung machen, ſagten zu ihren Eltern: wir möchten n doch auch ſehen, ob der alte Schulmeiſter im Stand e, beym Baumſetzen oder beym Kinderzug ſo Ordnung machen, wie es der Herr Lieutenant kann. Die mei- Väter aber lieſſen aus dieſer Lobrede Glülphi gar ts gehen und ſagten, Bäume ſetzen, und mit Trom n und Pfeifen Ordnung machen, ſey etwas ganz anders Schulhalten.

Viele Leute geſtunden zwar gern, des Pfarrers Rede recht ſchön und brav geweſen und es wäre wohl zu ſchen, daß es im Dorfe ſo ſeyn könnte und ſo werden ſtes; aber wie der Junker und der Pfarrer und der ulmeiſter, wenn ſie auch noch ſo ſehr zuſammenhalten ſelber ihre Weiber noch dazu mitnehmen würden

machen könnten, daß es anders und so würde, w
ſagt hatte, das können ſie nicht begreifen, und ſa
auch, es ſey gar nicht möglich. Ein Hügi ſagte
auch möglich ſeyn ſollte, ſo müßte mir doch n
der Mann, durch den man es verſuchen wollte,
ders anſehen als der Lieutenant und nicht einen
tenrock tragen wie er.

Dieſer Rock ärgerte auch viele. Dümmer ab
ſich über dieſes Aergerniß doch niemand aus, als
knopf; er ſagte: es ſey unmöglich, daß ein Men
nem Soldatenrok die Religion verſtehen und den
mus erklären könne. — Da aber das Bibelerkl
Hartknopfs ſelber im Dorfe nicht jedermanns S
ſo, antwortete ihm darüber ein Eichenberger: es
Schulmeiſter-Erklären nicht viel gelegen, das Erk
des Pfarrers Sache; der Schulmeiſter müſſe nur
daß ſie brav leſen, ſchreiben und auswendig lernen
weniger er ſich mit dem Erklären abgebe, deſto beſ

Ein guter Fürſprech des Hartknopfs ſagte: m
das, worüber man nicht viel rede und nicht gu
auch nicht zu Herzen, und man könne die Relig
genug zu Herzen nehmen. Darüber antwo
ſchlichter Bauer: was man als ein Narr zu He
me, es möge ſeyn was es wolle, das ſey mehr a
zu Herzen genommen, und das, worüber man vie
und ſein Maul brauche, ſey entweder gar nicht o
zu Herzen genommen. Das Thun, das Thun,
das Maulbrauchen zeige, was man wahrhaft zu
genommen.

Eine dicke Bäuerin, die eben da war, ſagte: wenn ſie alles, was in den Büchern ſteht, zu Herzen nehmen wollte, ſo würde ſie gewiß darob eine Närrin oder gar eine Betterin werden. Sie wolle lieber das, was ſie im Stall und auf der Schütte habe, zu Herzen nehmen.

Ein alter Mann, der am Tiſche war, ſagte: er habe in drey Pfarrhäuſern gedient, er ſey zwey Jahr bei einem Advokaten geweſen und habe ein paar Gerichtſäſſe (Richter) gekannt, die wie eine Dole ſchwatzen konnten, und die Erfahrungen, die er bey allen dieſen Leuten gemacht, haben ihm ſo ein Mißtrauen gegen das Maulbrauchen beygebracht, daß er ſich vor einem jeden Mann, der für irgend eine Sache den Advocaten mache, im eigentlichen Verſtand fürchte.

In einem andern Haus ſagte jemand: der Herr Lieutenant muß ein ſehr gelehrter Mann ſeyn, daß der Junker und der Pfarrer ſo gar viel Weſens aus ihm machen. Aber es wollte kein Menſch in dieſem Haus einen gelehrten Schulmeiſter rühmen. Mehr als einer, der am Tiſche ſaß, behauptete: es könne einem Dorfe kein gröſſeres Unglück begegnen, als wenn es einen ſolchen Schulmeiſter bekomme. Der älteſte Mann, der am Tiſche ſaß und ein guter Bauer war, aber dabey keine Zeile in einem Buche richtig leſen und auch ſeinen Namen nicht einmal ſchreiben konnte, ſagte: er habe immer gehört, daß Bauern, die ſo gut geſchulet worden, daß ſie mit den Pfarrern ſelber haben disputiren können, haben immer weniger Korn auf ihren Aeckern geſchnitten, als die, ſo von dem, worüber die andern disputirten, kein Wort verſtanden, und nannte

dann ein paar Dörfer, in welchen es ſo weit und breit berühmte Schulmeiſter gehabt, aber die brävſten Hausväter in dieſen Dörfern haben ſich bitter beklagt, wie liederlich und unverſtändig ihre Buben dadurch geworden, daß ſie den ganzen Tag ob den Büchern ſitzen und alle Zeitungen auftreiben wollen, die ſie nur haben auftreiben können.

Der Reutibauer ſagte: wir haben, Gottlieb, ich glaube ſo lang unſer Dorf ſteht, noch keinen gelehrten Schulmeiſter gehabt, aber es ſcheint, unſere Alten haben doch gewußt, was es damit für eine ſchöne Sache ſey. So ungelehrt unſere Schulmeiſter waren, ſo hat mein Vatter doch geſagt, mein Großvater habe es zum Sprichwort gehabt: er möchte keinen Burſchen zum Knecht dingen, von dem er gehört, daß ihn ſein Schulmeiſter gar zu ſehr gelobt.

Der geitzige Rabſer, der neben dem Reutibauer ſaß, ſagte: es iſt nicht mit den Buben allein, es iſt mit den Mattlenen (Töchtern) das nehmliche. Ich möchte keine zu einer Sohnsfrau ins Haus nehmen, wenn ich hörte, daß der Schulmeiſter viel Weſens von ihm gemacht.

Es iſt eine ausgemachte Sache, ſagten viele, die den alten Mann darüber ſo reden hörten, wer vom Morgen bis an den Abend Geſchäfte hat, die er nicht vernachläßigen darf, der kann und ſoll den Kopf nicht mit Sachen anfüllen, die ihm Händ' und Füße, die er dazu braucht, lahm machen und ihn dahin bringen, daß er ſeiner Geſchäfte halben es an einem Aug blind wird, am andern ſchielt, und ihr nur wieder ihrethalben auch nur am linken Ohr hört und am rechten, aber darüber ganz taub wird.

Dieſe Haushaltung hatte auch eine Tochter, die eine Anhängerin des Pfarrers Flieginhimmel war, in ihrer Verwandtſchaft, und jedermann war darüber einſtimmig, ie haben an dem Anhang dieſes Mannes erfahren: wie weit das Kopffüllen mit Sachen, die man nicht verſtehe und nicht zu verſtehen nothwendig habe, den Menſchen außer der Ordnung, in der er leben ſollte, wegbringe, und vom Weg, den er Pflichthalber täglich mit Eifer und Anhänglichkeit betreten ſollte, abführe.

Ein Lindenberger, der kein Anhänger des Pfarrers Flieginhimmel, aber ſonſt ein guter Kopf war und zum voraus fühlte, daß der Lieutenant für das Dorf ein guter Schulmeiſter werden könne, ſagte: es iſt wahr, man kann den Kindern den Kopf dumm und erbärmlich voll machen, aber es iſt mit dem Leerlaſſen deſſelben auch nicht alles gewonnen, und ich wüßte bald nicht, ob ich lieber wollte, daß man den Kindern den Kopf ſo anfülle, daß ſie dabei dumm werden, oder ob man ſie dadurch, daß man ihnen den Kopf leer laſſe, dumm mache.

Ein alter Moßbauer ſagte: ihr habt die Hauptſache, die ein Dorf gefahret, wenn es einen gelehrten Schulmeiſter hat, noch vergeſſen und das iſt, daß die beſten Köpfe, die es im Dorf giebt und die Söhne der wohlhabendſten Männer von dem Geluſt angeſteckt werden könnten, Stadtherrchen und Stecklibuben zu werden. Alles, was am Tiſch war, geſtand ein, das ſey wirklich die größte Gefahr, die es mit einem gelehrten Schulmeiſter für ein Dorf habe, und zugleich, es ſey auf den Dörfern kein Leben erbärmlicher, als das Halbherrenleben; und nicht nur einer

ſagte: Gott bewahre uns, daß der Herr Lieutenant unſere Buben mit ſeiner Schule nicht dahin bringe, daß ſie mit der Zeit der Eichenbergerin gleich ſehen, die der Junker für die Stadtkünſte, die ſie ihm ins Schloß bringen wollte, mit dem Harſchier aus demſelben weg und heim ins Dorf zu führen im Sinn hatte.

§. 13.

Beyde ſind Narren, die ſo das verfaulte Alte beybehalten, und die ſo das unreife Neue einführen wollen.

Indeſſen einige der vernünftigſten Bauern des neuen Schulmeiſters halber dieſe Beſorgniß äuſſerten, waren doch auch einige, beſonders einige alte Männer und Weiber, die des Pfarrers Predigt und des Junkers Rede mit Aufmerkſamkeit zugehört hatten, die ſagten: es ſcheine gar nicht, wie wenn weder der Pfarrer noch der Junker einem ſolchen Halbherrenweſen gar günſtig ſeyen, und auch der Schulmeiſter habe ihnen gar nicht die Gattung des neumodigen Herrchenlebens, worüber man an Oertern, wo es ſo neue gelehrte Schulmeiſter habe, klage; im Gegentheil, ſagten mehrere, der Pfarrer und der Junker haben geredt, wie wenn ſie diesfalls noch in der alten Welt lebten; dieſe Welt ſey aber nicht mehr da, und es ſey von einer andern Seite auffallend, daß unſere Kinder es durchaus nothwendig

aben, in den Schulen mehr zu lernen, als unſere Vorfah-
n darin zu lernen nothwendig gehabt haben; uns ſelber
angelt jetzt ſchon viel, das wir können ſollten und nicht
lernt haben. Ein alter Mann, der da war, ſagte noch:
les um uns her iſt ſo pfiffig und treibt Künſte wider alles,
as recht, gut und wahr iſt, ewig können alſo, ſo gut es
uch die Alten in ihrer Einfalt hatten, nicht mehr bleiben
ie ſie waren. Es iſt unumgänglich nothwendig, daß auch
er Einfältigſte und Aermſte im Dorf erkennen lerne, wo
m etwa ſein reicher und pfiffiger Nachbar bey den Ohren
iegen und an der Naſe herumführen wolle oder könne, und
ben ſo, daß ſich der Arme und Schwache gegen dieſe im
and täglich größer werdende Gefahr ſchützen und ſchirmen
erne, und dafür iſt es offenbar und dringend nothwendig,
aß unſere Schulen unſere Kinder weiter führen, als ſie ge-
enwärtig thun. Der Lindenberger gieng hierüber in's Um-
ändliche und ſagte: es ſpringt einem jeden, der 20 und 30
ahre in unſerm Dorf gelebt hat, in die Augen, wie wir
adurch benachtheiligt und beeinträchtigt worden ſind, daß
m ganzen Dorf zu einer Zeit, wo ein jeder Narr mit dem
Baumwollenweſen hätte können reich werden, kein einziger
ls der Baumwollenmeyer im Stand geweſen iſt, davon
Nutzen zu ziehen und hingegen faſt das ganze Dorf durch
die Hoffarth und das Freſſen und Saufen, zu dem dieſer
neue Verdienſt beynahe allein gebraucht wurde, ſo weit zu
Grund gegangen, daß wir jetzt zwanzig und dreißig mal
mehr Arme haben, als ehe dieſer Verdienſt, den wir ſo übel
genutzt, ins Land gekommen.

Der Hartknopf, dem dieſe Anſicht des Lindenbergers hin-

terbracht worden, ward darob ſehr mürriſch und ſagte: dieſes ſey eine Anſicht, die nur auf das Zeitliche gehe und die gar nichts als eine Hauptſache ins Aug gefaßt werden könne; hingegen aber ſey gar nicht wahr, daß der Pfarrer oder der Junker in der Kirche auf eine Weiſe geredt haben, wie wenn wir noch in der alten Welt lebten; ſie leben wahrlich mit Haut und Haare ganz in der neuen, und zwar auf das allerſchlimmſte und allergefährlichſte in der Neuerungsſucht derſelben. Sie haben ja behauptet, ſie wollen das Dorf beſſer machen, als es iſt, und das ſey wider die gute alte Welt und den guten alten Glauben. Was wollen ſie mit dem Dorf machen, was man mit dem Menſchen nicht machen kann? Es iſt gar nichts Gutes am Menſchen. Alles, was an ihm iſt, und alles, was er thut iſt Sünde, Greuel und Schande, und auch an euerm Schulmeiſter iſt nichts Gutes; ihr werdet es erleben, daß nichts Gutes an ihm iſt, und daß er nichts Gutes thun kann. Dann ſetzte er noch eifrig, faſt wüthend hinzu: von der Fußſohle an bis auf ſeinen Scheitel iſt alles an ihm bös, und die neuen Lehren vom Beſſermachen der Menſchen, als ſie ſind, ſind alles Lehren des Antichriſten, von dem ihr erleben werdet, daß er auf dem Weg iſt und bald kommen wird.

§. 14.

Arners Thun fallt immer tiefer in ſchlechte Mäule

Zu ſo ſonderbaren Bemerkungen gab die Inſtallir[ung] Glülphis die Rede, die der Pfarrer bey dieſem Anlaß [hielt],

halten, Gelegenheit. Auch die Eichenbergerin ließ dieſe ihr ſchickliche Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeygehen, der Sylvia, wie ſie Auftrag hatte, umſtändlich zu berichten, was in Bonnal vorgeht, und was Arner daſelbſt alle Tage Krummes und Dummes anſtelle. Sie gieng dieſen Sonntag ganz gegen ihre Gewohnheit auch in die Kirche und die Art, wie der Junker dieſen Dorfſchulmeiſter der Gemeinde vorſtellte, kam ihr ſo ſonderbar und unbegreiflich vor, daß ſie während der Predigt und in der ganzen Verhandlung einmal über das andere zu ſich ſelber ſagte: ich bin doch in meinem Leben ſchon in mancher Narrencomödie geweſen, aber eine, die ſo erzdumm war, wie dieſe, habe ich doch nie geſehen. Sobald ſie aber aus der Kirche heraus kam, war ſie bis auf den Abend auf den Beinen, um in allen Häuſern, in die ſie, ohne Gefahr ausgeſpottet zu werden, hineindurfte, auszuforſchen, was man darin über dieſe Inſtallirung des Schulmeiſters über des Pfarrers Predigt und über des Junkers Benehmen allenthalben ſage, und ſäumte denn nicht, als ſie ſpät auf den Abend heim kam, an Sylvia zu ſchreiben und ihr alles zu berichten, was vorgefallen. Ihr Brief an ſie lautet wörtlich alſo:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ich beeile mich, Ew. Gnaden ungeſäumt zu berichten, was heute für eine Narrencomödie in der Kirche von Bonnal geſpielt worden. Der Junker iſt am frühen Morgen mit ſeinem beſten Wagen und mit einem Gefolg von Beamten, faſt wie wenn er den Herzog bewillkommen wollte,

im Vorbeygehn zum Zeitvertreib anzuführen. Ich glaube, wenn er nur seine Predigt eine Stunde gedauert hätte, so hätte er sie manche der andern Zuhörerinnen gemacht; da aber seine Kirchen nie Kapitalmenschen sind, so hat diese Gemüthsbewegung nicht Stich finden können, und sein Kind und sein Kindeskind sind, wie gewöhnlich, in ihre jährigen Kindern in der Kirche gesessen. In der Zeit, da der Junker seinen ehrlichen Herrn Schulmeister vor dem Taufstein beym lieben Häuschen genommen und ihn seiner Gemeinde als seinen besten Freund und als den grossen Mann, der ihm helfen werde, die eingefallenen Mauern seines guten Jerusalems wieder aufzubauen. Sie sagte darauf ferner, wie der Pfarrer in der Predigt, eben wie der Junker, das Maul so voll genommen, und der ganzen Gemeinde, wie der Prophet Hesekiel, verkündet und geweissaget, wie der grosse Herr Lieutenant aus ihren Bauernbuben und Bauernmädchen für wohlgezogene, vortreffliche, geistvolle und hochgelehrte Männer und Weiber zu machen gedenkt, und wie, wenn sie diesem seinem guten Freund und Schulmeister an die Hand gehen und helfen werden, ihrem guten Dorf das Geld zum Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum Maul hinein fliegen werden.

In diesem Geiste sagte sie denn noch vieles, oder gar alles, was die loseste Zunge, die täglich aus allem das Gift zu ziehn gewohnt ist, über Sachen und Menschen, die ihr verhaßt sind, zu sagen im Stande ist.

Sylvia säumte nicht, diesen Brief noch am nehmlichen Abend, da sie ihn empfing, Helidor'n in die Hand zu geben. Als er ihn gelesen, sagte er: eine schlimmere Zunge

habe ich doch nicht bald gesehen, sie macht beynahe Ihnen den Rang streitig. Ueber die Sache selber sagte er: der gute Arner ist, wie ich Ihnen schon gesagt, in den Menschlichkeitsträumen unserer Tage verirrt, und hat, wie es scheint, auch seinen Lieutenant damit angesteckt; ich möchte fast denken, die Wunde, die der hinkende Mann auch am Kopf hat, habe Arnern geholfen, ihn diesfalls zu verführen. Aber wie wird's den armen zwey Herren in der Ausführung ihrer Projecte gehn? Er setzte zuletzt noch lachend diese Bemerkung hinzu, das adeliche Cadetencorps von * *, in dem der Lieutenant nichts als reiten, tanzen, fechten, fischen, jagen und sich schlagen gelernt hat, scheint eben keine gute Vorbereitungsschule von Leuten zu seyn, die die Welt bis auf die hintersten Dorfwinkel hinab von den Uebeln, an denen sie, wie diese Herren nach ihren Träumerbegriffen sich einbilden, so unaussprechlich leidet, heilen wollen. Am End aber sagte er doch noch zur Sylvia: Ihre Eichenbergerinn lügt indessen und verdreht, das fällt auf; ich sehe, daß sie über Arner und das ganze Wesen in Bonnal wüthend ist. Das macht aber nichts. Man kann zu dem Sprüchwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit" noch hinzusetzen: „auch wer recht wüthend ist, sagt die Wahrheit." Schreiben Sie ihr, sie solle Ihnen auch forthin umständlich berichten, was in Bonnal vorfalle.

Sylvia säumte nicht, sogleich, als sie von Helidor wegkam, an die Eichenbergerinn zu schreiben:

Gute Freundinn!

Du hast jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, dich an Ar-

Junker. Und zwar viel, das nicht in unſerer Hand liegt und nicht von uns abhängt.

Pfarrer. Das iſt unſtreitig.

Junker. Wenn wir denn zu dieſem andern nur auch noch ſo viele Hülfe und Handbiethung fänden als zu unſerer Schule.

Glülphi miſchte ſich jetzt ins Geſpräch und ſagte: wir müſſen dieſe Hülfe und Handbiethung für unſer Dorf vorzüglich bey den Perſonen ſuchen, die vorigen Sonntag Abend bey uns geweſen.

Alles, was am Tiſch war, ſtimmte ihm bey und ſagte: das iſt gewiß, der Baumwollenmeyer und die Weiber, die vor 8 Tagen mit ihm bey uns waren, ſind gewiß die tüchtigſten Leute, die wir im Dorf finden könnten, um durch ſie auch die innere Verbeſſerung der Haushaltungen deſſelben hinzu wirken.

Wir wollen ſie auch dieſen Abend zu uns kommen laſſen, ſagte auf einmal Arner, und mehrere von denen, die am Tiſch ſaßen.

Das geſchah auf der Stelle. Der Pfarrer ſchickte ſogleich ſeinen Hans zu ihnen hin, ſie einzuladen; — aber ehe ſie kamen, redten die Herren und Frauen über die Kinder, und das Benehmen von einigen, denen ſie nebſt Eyern, Brödchen und Blumenſträußen zu trinken gegeben. Die Frau Pfarrerinn ſagte: ſie habe zwiſchen die Freude hinein, die ihr dieſer Auftritt gemacht, dennoch einiges ſehr Unangenehmes bemer

Alle und inſonderheit Glülphi, und zwar mit ein

von Aengſtlichkeit, deren er ſonſt nicht gewohnt wa-
ten ſie jetzt: was das ſey?

Sie erwiederte: Es haben ſich offenbar etliche Kinder
den andern getrennt und ſich allerhand Sachen, die
Andern nicht hören ſollten, in die Ohren geflüſtert.
h habe ſie in dem Kabinettchen ihrer Stube, wo ſie
nand vermuthet, mit ihren eigenen Ohren gehört, daß
s dem andern erzählt: ſein Vater und ſeine Mutter
en ihm daheim ſchon geſagt, ſie wiſſen nicht, was das
daß man ſo ein Weſen mit der neuen Schuleinrich-
g treibe, und was man damit ſuche, daß man ihnen
lattire; ſie ſollen ſich in Acht nehmen und nicht alles
uben, was man ihnen ſage; es ſey nicht alles Gold
s glänze; aber ſie ſollen doch auf alles, was man ihnen
e, Acht geben und ihnen alle Abende erzählen, was ſie
ner in der neuen Ordnung dieſer Schule ſehen und hö-
. — Die Frau Pfarrerinn war eben noch an dieſer
zählung, als der Baumwollenmeyer mit ſeinen Schwe-
rn, der Gertrud und der Reinoldin in die Stube hin-
trat.

Glülphi, der ſchon über das, was er ſelber Aehnliches
den Kindern bemerkt, etwas ängſtlich war, wurde über
s, was jetzt die Frau Pfarrerinn erzählte, noch mehr
troffen. Auch auf Arner und den Pfarrer machte es
en unangenehmen Eindruck, aber der Baumwollenmeyer
gte ihnen gerade heraus: ſie ſollten das nur nicht ſo hoch
nehmen, es werde dergleiche noch viel anders und noch
l wichtigers begegnen.

Was die Herren am meiſten ſchmerzte, war, daß, wie es ſcheint, im Dorf niemand glauben wolle, ſie handeln in dem, was ſie für das Volk thun, aus gutem Herzen, und man ſchreibe ihnen ſelbſtſüchtige Abſichten zu.

Darüber ſagte der Baumwollenmeyer: aber wie können Sie denken, daß es in einem Dorf, in dem ſich vielleicht faſt ein halbes Menſchenalter kein Menſch um den andern ein Haar krümmte, und bald ein jeder das halbe Dorf aufgeopfert hätte, wenn er geglaubt hätte, ſich dadurch einen Vortheil verſchaffen zu können, es anders kommen könnte? Wenn Sie dieſen Zuſtand der Dinge ins Aug faſſen, ſo muß es Ihnen einleuchten, daß es faſt unmöglich iſt, daß in einem ſolchen Dorf ein Menſch dem andern etwas Gutes zutrauen könne. Er ſagte ferner: zu dieſem Mißtrauen gegen alles Beſſere, das ſchon im Dorf eingewurzelt ſey, komme noch, daß die Hummelsgeſchichten bey den meiſten Dorfmatadoren dahin gewirkt, daß ſie jetzt nicht blos mißtrauiſch und furchtſam, ſondern noch zum voraus erbittert gegen alles ſeyen, was der Junker thue und vorhabe, und denn, fügte er noch bey, habe endlich der alte Sauerteig der Religionszänkereyen, die ſeit dem Pfarrer Flieginhimmel ins Dorf gekommen, dieſes Mißtrauen und dieſen Widerwillen gegen alles Neue auf den höchſten Gipfel gebracht.

§. 16.

Große Verirrungen der menschlichen Selbstsucht in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Begriff des Gemeinguts.

Auch das Mareili und die Gertrud mischten sich jetzt ins Gespräch und sagten gerade heraus: einige von den Matadoren im Dorf würden, so lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern fliesse, nicht verzeihen, daß sie unter der Linde neben dem Vogt als Schelmen und Diebsleute haben dastehen und den Bettelmann Niggeli und seines Gleichen um Verzeihung bitten müssen, daß sie mit dem Gemeingut übel gehauset.

Das ist gewiß, sagte jetzt der Meyer, diese Bursche haben in ihrem Leben nicht geglaubt, daß das Gemeingut den Bettelmann Niggeli und seinesgleichen etwas angehe.

Das glaub' ich wohl, erwiederte Glülphi; die Welt ist sich allenthalben gleich, und es würde mich wundern, wenn Dorflumpen, wie diese Vorgesetzten sind, das Gemeingut anders ansehen würden, als dieses in so vielen andern und größern Orten der Fall ist. Er brachte denn noch das Exempel der Herren von Krehwinkel an, die sich von Vater auf Sohn hinab so gewohnt waren, das Krehwinkel-Gemeingut als ihr eigenes Gut anzusehen und zu benutzen, daß sie sogar gemeiner Krehwinkelbürgerschaft durch eine Rathserkenntniß verbothen, dieses Gut weiter in irgend

einer öffentlichen Handlung Stadtgut zu nennen, ſondern daſſelbe mit dem Namen Herrengut oder Rathshausgut zu betitteln.

Die Herren begriffen jetzt freylich allgemein, daß bey ſolchen Vorgeſetzten-Begriffen über das Gemeingut unter den Dächern von vielen großen Häuſern die Leute eben nicht allgemein gut für Arner geſtimmt ſeyn können, und wunderten ſich auch nicht darüber, als die Reinoldin erzählte, des Geſchwornen Hügis Frau habe den Blumenſtrauß, den ihr Kind aus dem Pfarrhaus heimgebracht, ſogleich zum Fenſter hinaus auf den Miſt und ſeine zwey Brödchen ihrem Hund und ihrer Katze dargeworfen.

Auch darüber verwunderten ſie ſich nicht mehr, daß der Speckmolch, da ihm ſein jüngerer Bub ſagte, wie luſtig ſie auf des neuen Schulmeiſters Geſundheit getrunken, ihm geantwortet: er wollte lieber, er hätte ſeinen Stieren und Kühen im Stall auf ihre Geſundheit getrunken, als auf die des Narrenſchulmeiſters . . . . . Sie hörten noch einige ſolche Aeuſſerungen, die die innere böſe Stimmung vieler Lumpen im Dorf gegen alles, was ſie vorhatten, beurkundeten.

§. 17.

Alles Streben der Menſchen fordert bey ſeinem innern Geiſt noch eine Anordnung und Sicherſtellung ſeiner äußern Mittel.

Aber es war dem Glülphi ſchon eine Weile unbe-

ich, dieſe Aeußerungen alle zu hören und er ſagte: was hilft uns, dieſes Narrenzeug alles zu wiſſen? Es iſt jetzt nur die Frage, wie wir es machen müſſen, um allmählig genugſamen Einfluß zu bekommen, um nach und nach dieſe böſe Stimmung im Dorf zu ändern?

Gleich darauf ſagte der Baumwollenmeyer: es komme in dieſer Sache nicht darauf an, daß viele Leute ſich darin miſchen, ſondern darauf, daß die, ſo ſich darein miſchen, die Rechten ſeyen. Er meynte, je ſtiller man mit der Abſicht, den Haushaltungen des Dorfes aufzuhelfen, nun werde, deſto beſſer werde es gehen, und setzte hinzu: er ſehe freylich voraus, daß die Sache in verſchiedenen Rückſichten Schwierigkeiten haben werde, aber unmöglich ſey ſie doch nicht, und es walten einige Umſtände im Dorf ob, die, wenn man ſie mit Liebe und Thätigkeit benütze, die Endzwecke des Junkers durch ſich ſelbſt befördern werden.

Arner und der Pfarrer fragten: was er eigentlich für Umſtände meyne? Er antwortete: die Noth und das Elend, das im Dorf iſt, hilft an ſich ſehr dazu, daß hundert und hundert Menſchen ſelber zeigen werden, daß ſie vieles anders wünſchen, als es iſt, und denn iſt das, was wir ſuchen, ſo offenbar dieſer Leute ihr Vortheil, daß viele von ihnen, ſobald ſie einmal einſehen werden, daß es ihr Vortheil iſt, von ſelbſt zu dem, was wir wünſchen, Hand bieten werden.

Der Junker wollte hieran einen Augenblick zweifeln, er das Mareili ſagte zu ihm: ſehen Sie nur, wie es,

ſeitdem Sie den Spinnerkindern zehntfreye Aecker verſprochen mit dem Baumwollenſpinnen beſſer geht.

Der Junker lachte und ſagte: das iſt aber ein erkauftes Rechtthun.

Das Baumwollenmareili lachte auch und ſagte: freylich, aber wenn man das Gute will, muß man ſich oft dazu verſtehen, es zu kaufen und manchmal denn noch recht theuer.

Nun, wenn's nur beſſert, ich will manchmal hie und da etwas dafür zahlen, ſagte der Junker.

Man redte noch eine Weile über die Mittel, die Leute dahin zu bringen, das zu thun, was ihr eigner Vortheil iſt. Das Mareili ſagte denn noch: viele haben es damit wie das liebe Vieh, es geht kein Stier und kein Pferd von ſelbſt an den Pflug und an den Wagen, ſie wollen daran angeſchirrt und daran angeführt ſeyn; wenn ſie dann aber nur hernach brav ziehen und fahren, ſo hat man alles, was man von ihnen fordern kann.

Es lachte jetzt alles ob dem Gedanken, daß ſo viele Leute auch zu dem Guten, das man von ihnen wünſcht, müſſen angeſchirrt und angeſpannt ſeyn, und daß man, ſetzte Glülphi hinzu, oft noch eine gute Geiſſel dazu brauchen muß. — Der Gertrud aber wollte dieſe Vergleichung mit dem Anſchirren und Anſpannen nicht gefallen. Sie ſagte: es gibt aber Gottlob doch auch noch Leute, die das gute Joch des Rechtthuns ſelber gern an Hals nehmen oder doch wenigſtens nicht auf dieſe Art damit angeſchirren werden müſſen.

Darin gab aber auch jetzt der Gertrud alles Recht,

alles fühlte, die höhern Beweggründe der Liebe und des Glaubens müssen hierin das Wesentlichste und so viel als alles thun, und alles gestund, daß durch das äußerliche Anschirren und Anspannen zum Rechtthun ewig nie eine wahre Vollendung des Guten zu erzielen sey.

Das Mareili fand dieses auch ganz richtig, sagte aber doch: das ist denn des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters seine Sache; unser einer muß hingegen gar viel mit dem Anschirren und Anspannen zu thun haben, und das ist denn übrigens doch auch nicht gar nichts, und es geht einmal jetzt, seitdem der Junker sie mit der Zehendfreyheit fürs Hausen und Sparen so viel als angeschirrt hat, gewiß wie es ohne das damit ewig nicht gegangen wäre. Das Mareili fuhr dann fort zu rühmen, wie gut es jetzt mit dem Spinnen gehe, und sagte, sie sind nicht nur sparsamer, sie treiben sogar Hoffart mit ihrem Garn, und zeigen mir Woche für Woche recht hochmüthig, wie sie es mir jetzt besser machen.

Es ist gut, sagte jetzt Gertrud, daß ich dich kenne und weiß, daß du nicht dazu gemacht bist, die armen Spinnerleute im Dorf hoffärtig zu machen, sonst müßte ich dir sagen, es ist im Grund für den wahren Seegen einer Haushaltung nichts dabei gewonnen, wenn sie aus einer liederlichen Lumpenhaushaltung eine geizige und eine hoffärtige Haushaltung wird, aber ich kenne dich, Mareili, und weiß, daß du das besser verstehst als ich, und bei deinen Spinnerleuten besser zu verhüten im Stande bist als ich es wäre.

§. 18.

Das äußerſte Bedürfniß der innern Reinheit aller Dorfverbeſſerungsmittel und das äußerſte Hinderniß derſelben in der bürgerlich noch geſteigerten, thieriſchen Selbſtſucht unſrer Natur.

Indeſſen machte das Wort der Gertrud auf Glülphi abermal einen tiefen Eindruck. Er ſah ſie, ſobald ſie es ausgeſprochen hatte, mit dem ſtillen Ernſt der wahren Rührung an und ſagte zu ihr: dein Wort, die Beweggründe zum Spinnen bei deinen Kindern nicht aus Geiz und Hoffart hervorgehn zu machen, iſt mit deinem großen Wort: aller Unterricht, der von der Sünde ausgeht, iſt verflucht, — die nehmliche Sache, und ſagt nichts anders, als: aller Erwerb, der von der Sünde ausgeht und zur Sünde hinführt, iſt mit dem Unterricht, der davon ausgeht und dahin führt, im nemlichen Falle.

Gertrud widerſprach es nicht, und Glülphi fuhr fort: du meynſt alſo auch, alle Mittel, den Haushaltungen im Dorf aufzuhelfen, die von Selbſtſucht und Leidenſchaft ausgehen, und hinwieder zu Selbſtſucht und Leidenſchaft hinführen, können im Grund nichts helfen?

Von dieſer Seite, ſagten Arner und der Pfarrer, kann man den Endzweck, einem verdorbenen Dorf wieder aufzuhelfen, nicht ſchwer genug ins Aug faſſen, und ich möchte bald fragen, ſagte Arner, wie darf ich Hand daran lege

er darf Hand daran legen? — und auch Glülphi wer darf nun Dorfſchulmeiſter werden, wenn er n muß, daß jeder ſeines Fehler ſeinen Schulkindern nſegen, oder wie du ſagteſt, ſogar zum Fluch wern? —

rtrud war über den Ernſt und die Aufmerkſamkeit, r ihr Wort aufgenommen war, betroffen, ſaß ein ugenblicke beſchämt und erröthet da, faßte ſich aber ieder zuſammen und ſagte mit einer Würde, die erſte, höchſte Erhebungsausdrücke: des Menſchen iſt nichts; er muß auf Gott vertrauen und mitten er Schwäche und in ſeinen Fehlern auf Gottes Seffen. Ich habe es erfahren: Gott iſt in den Schwanächtig. Wer es redlich meynt und mitten in ſeiſchwächen das Gute fördert und ſucht ſo gut er es g, den ſegnet Gott und hebt oft in ſeiner Liebe wunre Folgen der Fehler auf, die die Menſchen in ihrer ache täglich machen.

ieſe Worte der Gertrud giengen den meiſten Perſoie da waren, ans Herz, daß ihnen die Thränen in lugen ſtunden. Eine Weile war alles ſtill. Arner rach die Stille und ſagte zu Gertrud: du haſt uns ket und erhoben; wir wollen mit Vertrauen auf Gott menſtehn und, wie du ſagteſt, für unſern Zweck was wir können und mögen.

§. 19.

Hauptfragen, auf die es bey einem ernſten Verſuch, auch nur das niederſte Dorf in eine beſſere Ordnung zu bringen ankommt, mit fortdauernder Darlegung der Hinderniſſe, die die geſteigerte thieriſche Selbſtſucht dem Weſentlichen ſolcher ernſten Verſuche in den Weg legt.

Sie giengen jetzt noch ins Umſtändliche, was in ihrer Lage zu thun ſey, hinein. Es ſchien ihnen, daß es bey dieſer Unterſuchung auf folgende zwey Fragen ankomme:

1) Welches ſind die Haushaltungen im Dorf, von denen man vorzüglich hoffen darf, daß ſie die Handbiethung zu einer beſſern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden?

2) Was für Menſchen im Dorf ſind willig und fähig, uns zu dem, was wir zu erzielen ſuchen, Hand zu biethen?

In Rückſicht auf die erſte Frage erwiederte der Meyer: ich darf ſicher annehmen, von den Spinnerhaushaltungen, die bey meiner Schweſter keine Schulden haben und auch die, wenn ſie genöthigt ſind, ſolche machen zu müßen, ſelbige ſchnell und ſorgfältig wieder zurückzuzahlen ſuchen, ſind auch die, denen man ihrer Fehler halber, ſie zu beſſern, am leichteſten an Leib kommt.

Seine Schweſter nannte auf der Stelle fünf bis ſechs Haushaltungen, die ſich Schuldenhalber auf dieſe Weiſe benehmen und von denen ſie ſicher ſey, auf ſie jeden Einfluß, den man wünſche, zu haben, um ihre Haushaltungen im Allgemeinen in eine beſſere Ordnung zu bringen.

Ueberhaupt fanden ſie, wenn bey armen, liederlichen und unordentlichen Leuten nicht noch Hochmuth und Frechheit hinzuſchlagen, ſo haben ſie im Allgemeinen faſt immer noch ein weiches Herz im Leib, und laſſen ſich gewöhnlich auch noch recht gern einen guten Rath geben, wenn ſie gefehlt haben; aber wo das Gegentheil der Fall und Liederlichkeit und Unordnung noch mit Hochmuth und Frechheit gepaart ſey, da ſeyn die Leute denn eigentlich ausgeſchämt und ſicher die Letzten, von denen man hoffen könne, etwas zu ihrer wirklichen Beſſerung auszurichten.

Alles ſtimmte hierin dem Mareili bey; nur der Meyer bemerkte noch: man müſſe diejenigen, die hierin die letzten ſeyn werden, nicht unter den Armen ſuchen.

Darüber ſagte Arner lachend: du meynſt doch etwa auch nicht, daß man dieſe Letzten vorzüglich unter den Reichen ſuchen müſſe?

Das nicht, erwiederte der Meyer, wohl aber unter den Dorfmeiſtern, die die Herzensverhärtung ihres Hochmuths und ihrer Frechheit bey aller Unordnung und aller Liederlichkeit durch ihre Stellen und ſo viel als von Amtswegen ſteigern und höher treiben können, als alle übrige Reiche und Arme im Land.

Der Junker wollte ihm im Anfang widerſprechen und ſagte: er glaube, beydes der Bettelhochmuth und die Bettelfrechheit, ſo wie der Vorgeſetztenhochmuth und ihre Frechheit haben in Rückſicht auf die Verhärtung des Herzens ungefähr die nemliche Wirkung.

Der Meyer erwiederte: es habe diesfalls ein ſehr groſſer Unterſchied ſtatt. Freche und hochmüthige Menſchen, die vermöge ihrer Stellung, ich möchte ſagen, eigentlich von Amtswegen und auf ihre Eide hin gegen gemeine Menſchen, die bey ihnen Recht zu ſuchen, oder gegen ſie die Wahrheit zu behaupten genöthigt ſind, Gewalt brauchen und der Unſchuld, die wider ſie zeugt, wie ſie wollen, das Maul ſtopfen können, ſolche Leute ſind in Rückſicht auf die höchſten Reitze zur äuſſerſten Verhärtung des Herzens in einer Lage, in welche ein armer Mann im Land und auch ein reicher, der auſſer Amt und auſſer öffentlichem Einfluß ſteht, ſehr ſelten das Unglück hat, zu kommen. Die Reitze hiezu ſind indeſſen in dieſen Lagen ſo groß, daß ich wenigſtens im Umfang meiner Lebenserfahrungen und in dem Bauern- und Dorfkreis, den ich allein zu beobachten die Gelegenheit hatte, noch wenige Menſchen gefunden, die ihnen ganz zu widerſtehen vermochten, und unter den ihnen untergeordneten Mitmenſchen ganz mit dem milden Sinn der Unbefangenheit und Anmaßungsloſigkeit umhergehen, der einem jeden Menſchen, der nicht in einer öffentlichen Stellung lebt, ſo leicht iſt, in ſich ſelber zu erhalten.

Arner widerſprach ihm das jezt nicht mehr, ſagte ihm

doch: es dünkt mich, du faſſeſt die Oberbauern in
im Dorf doch ziemlich ſtreng ins Auge.
Der Meyer erwiederte: wenn mir mein Dorf und die
)kommenſchaft darin wahrhaft, wie ſie es ſoll, am
en liegt, ſo darf ich nicht anders, ich muß dieſe meine
rbauern, wie Sie ſie nennen, in Rückſicht auf ihre
eysverhärtung als die letzten anſehen, die ſich ihrer
er halber auf einen beſſern Weg werden leiten laſſen.
Der Meyer wollte am End ſich auf eine Art ſeiner
cht halber entſchuldigen und ſagte noch: Gnädiger
! Es mag an andern Orten anders ſeyn, aber hei
haben unſere Oberbauern unter der Leitung des Hum-
, von dem Sie uns endlich erlöst haben, mit Hülfe
Schreibſtube im Schloß und ſelber durch Einmiſchung
damaligen Herrn Vicaris allen Fundamenten unſers
Dorfſeegens und unſers ſtillen, frommen häuslichen
ns vollends den Hals gebrochen und ein verruchtes,
ingliches Kunſtbenehmen in alles Privat- und öffent-
Leben des Dorfs hineingebracht, daß wenn Sie, gnä-
Herr! der Hauptquelle unſers diesfälligen Unglücks
Einhalt gethan hätten, wir bis auf Heute nicht dar-
enken könnten, auch nur einen Schritt zu einer wah-
Verbeſſerung der Lage unſers Dorfs thun zu können.
iſt unwiderſprechlich, wenn Sie uns hierin nicht ge-
n hätten, ſo würden wir mit allen unſern Bemühun-
unter dieſen Umſtänden nichts anders thun, als leeres
oh dreſchen. Aber Gottlob, es iſt jetzt ja anders, war
letzte Wort, das der Meyer hierüber ſagte.
Und wie aus einem Munde wiederholte alles, was am

Tisch war, das Wort: Gottlob, es ist jetzt ja anders. — Und man kam sogleich wieder auf die Frage: welches denn bestimmt diejenigen Haushaltungen im Dorf seyen, von denen man vorzüglich hoffen dürfe, daß sie die Handbiethung zu einer bessern Hausordnung mit gutem Willen annehmen werden.

§. 20.

Ein guter Boden für die Dorfverbesserung wo man ihn nicht leicht suchte.

Hierüber sagte das Mareili: ich glaube, daß wir den beßten Boden für das, was wir diesfalls suchen und wünschen, an Ort und Stelle finden werden, an die niemand so leicht denkt.

Natürlich fragten jetzt alle, was und wo denn diese beßte Bodenseigentlich sey?

Das Mareili nannte vor allem aus die Haushaltung des gehängten Uelis und sagte: seit dem Unglück ihres Mannes lebt seine Frau in ihrer Stube, wie die stillste bravste Klosterfrau in ihrer Zelle. Ich gehe zu Zeiten zu ihr, und ich kann nicht sagen, welch einen rührenden Eindruck diese Frau auf mich macht; es ist, wie wenn sie von der ganzen Welt ausser ihrer Stube nichts mehr wisse und mit ihren Kindern redt sie von Morgen bis am Abe

ts als vom Bethen und Arbeiten. Es fuhr fort: auch Rückenbergers Haushaltung iſt in dieſem Fall.

Es ſah in ſeinem weißen Kleid aus wie ein Engel und in ſeinem Herzen ein wirklicher Engel. Es ſchwebt) auf ſeiner Mutter und auf allen ſeinen Geſchwiſter- eine Art von Wehmuth, die mir immer zu Herzen t, wenn mir eins von ihnen vor die Augen kommt, es iſt auch nicht möglich, daß eine Haushaltung ſtil- frommer und fleißiger ſeyn könne als dieſe. Auch die chwiſterte der hingerichteten Lismergrithe ſind von der oſten, eingezogenſten und fleißigſten Arbeitern, die ich e, und doch war dieſe Haushaltung vor ihrem Unglück der ſchlechteſten und leichtſinnigſten im Dorf; aber er läßt ſich weder die Mutter noch eins der Geſchwi- en faſt vor keinem Menſchen mehr ſehen. Sie brin- mir ihr Garn, damit ſie niemand ſehe, immer zwi- n. Feuer und Licht und an Tagen, wo mir ſonſt nie- d Garn bringt.

Dieſe Aeuſſerung erregte allgemeine Rührung und Auf- kſamkeit. Man wunderte ſich im Anfang der Vor- ichkeit dieſer unglücklichen Haushaltungen; aber bald inigte ſich alles mit der Aeuſſerung des Pfarrers, die alſo ausdrückte: dieſe Haushaltungen ſind durch das lück, das ſie getroffen, allerſeits dahin gebracht worden, ſie Jahre lang in herzzerſchneidenden Gefühlen lebten, von Kränkung, Betrübniß und Sorgen ſo ſtark und ief litten, daß ſich faſt nothwendig in ihrem Innerſten heiliger Ernſt entfalten mußte, der nicht anders als in wirken konnte, die Schwachheitsgelüſte der Thor-

heit dieſer Welt und ihrer Sinnlichkeit mächtig ſtill zu ſtellen, und hingegen die höhern Kräfte der Anſtrengung, der Selbſtüberwindung und mit ihnen den Segen und die Unſchuld eines ſelbſtſuchtloſern, beſſern Lebens zu erzeugen.

In dem Augenblick, dieſer Aeuſſerung ſchlug Gertrud ihre Augen nieder und eine Thräne floß über ihre Wangen. Glülphi bemerkte ſie, nahm ihre Hand und ſagte zu ihr: liebe Gertrud, du denkſt in dieſem Augenblick an das Unglück, in dem du ſelber gelebt.

Sie erwiederte: wie konnte ich anders? Ich war eine lange Reihe von Jahren in Lagen, in denen ich das äuſſerſte Elend, in welches dieſe Haushaltungen verſunken, eben wie ſie gefahrte, und ich kann nicht anders als mir ſelber geſtehen, ich danke die wenige Kraft, die ich hatte, meiner Haushaltung unter dieſen Umſtänden zu ſeyn, was ich ihr ſeyn ſollte, dem Drang dieſer Tage und den Leiden und Sorgen, die ich täglich hatte, bis uns Arner Hülfe ſchaffte.

§. 21.

Die Zeitabschwächung unsrer, durch Sinnlichkeit verdorbenen, Einbildungskraft im Zusammenhang mit unsrer Neigung zur Gemächlichkeit des Lebens, zum Bilderdienst, zum Sektegeist und den damit innig verbundenen Fehlern des Mißtrauens und der Verläumdungssucht; eben so der Zusammenhang des Zeitübels unsrer Nervenschwäche mit schwächerer oder stärkerer Theilnahme an dem Luxusverderben unsrer Zeit und der großen Steigerung des Lumpenlebens, in welches die größere Mehrheit unsers Volks bis auf die niedersten Dörfer hinab in ihrer häuslichen und bürgerlichen Abschwächung versunken sind.

Glülphi und Gertrud sagten sich die paar Worte, die eben redten, mit einer Sorgfalt und Stille, daß sie nand anderer hörte, und die Unterredung lenkte sich eich wieder allgemein auf die Nachforschungen, was Haushaltungen im Dorf seyen, von denen man sich meisten Hoffnung machen dürfe, daß sie vorzüglich leichter als die anderen in das Gleis eines bessern slichen Lebens einzulenken seyen. Bey dieser Nachforng nahm jetzt der Pfarrer das Wort und sagte: auch des Pfarrers Flieginhimmel Anhängen sind viele sehr

eingezogen und ſtill; aber ihr Mißtrauen gegen jedermann, der nicht ganz wie ſie denkt, und das Wörtliche und ſinnlich Belebte ihrer Behanſichten und Religionsausdrücke nicht ganz mit ihnen theilt und völlig wie ſie ausſpricht, ſchließt ihr Herz vor ſehr vielen Menſchen zu, die ihre Religion Geiſt- Herzens- und Ausübungshalber kraftvoller, gediegener und probhältiger in ſich ſelbſt tragen.

Der Baumwollenmeyer bemerkte hierüber, das Hauptübel, das einige von dieſen Anhängern des alten Pfarrers von andern Leuten trenne, liege nicht ſo ſehr in ihren Meinungen als in ihrer Neigung zur Bequemlichkeit.

Der Pfarrer fand dieſe Bemerkung ganz richtig und äußerte ſich darüber beſtimmt: die Sucht zur Bequemlichkeit und Trägheit, die er unter den Anhängern dieſes Mannes allgemein angetroffen, hange innig mit den Verirrungen der Einbildungskraft zuſammen, welchen der religiöſe Bilderdienſt ſo leicht veranlaßt. Er ſagte: ſie kaufen ſich, da ſie in unſerm Dorf reformirt ſind, freylich keine geſtochne und gemahlte Bilder, aber ſie tragen alle religiöſe Anſichten, die ſich bildlich denken laſſen, ſo verhärtet in ihrer Einbildungskraft in ſich ſelbſt herum, daß ihr Seelenzuſtand in dieſer Rückſicht viel ſchlimmer ſey als derjenige von Leuten, die gepochene und gemahlte Bilder nur in die Hände nehmen und vor Augen halten, indeſſen dieſe ſie, eben weil ſie ihre Anſichten an nichts Aeuſſerliches knüpfen, das Verderben ihrer Einbildungskraft dadurch weit höher treiben als die andern und ſie dadurch auch weit ſtärker abſchwächen. Ihre allgemeine Neigung zur Bequemlichkeit ſey eine unzweideutige

offenbare Folge dieſer innern Abſchwächung der Kräfte ihres Geiſtes, ihres Herzens und ihrer Hand, die durch das zum Aberglauben und zu einer Art von Abgötterey hinführende Imaginationsſpiel, das ſie in dieſer Stimmung mit dem Höchſten und Heiligſten treiben, erzeugt werden. Dieſes Spiel aber habe ſeiner Natur nach das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte und zwar zu Gunſten der Traumſucht gegen die Eindrücke der Realität ganz auf, und könne nicht anders, als bey der größeren Menge der ſchwächern Menſchen zu einer ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Indolenz hinführen, müſſe aber zugleich eine Menge Menſchen von mittlern Kräften zu einem Sinn eines böſen Maulbrauchenden Intrigirens für ihre Meinungen hinlenken, und endlich diejenigen von ausgezeichneten höhern Kräften zu einer fanatiſchen Anſtrengung hinführen, in welcher ſie ſich ſelbſt und alles in der Welt dem Traumbild ihres Imaginationsſpiels und ihrer daraus herfließenden Meinungen und Anſichten mit der größten Herzloſigkeit und Gewaltthätigkeit aufzuopfern in den Stand kommen. In unſern Dörfern, ſetzte der gute Pfarrer hinzu, hat dieſes fromme Imaginationsſpiel, das mein Vorfahr zu uns gebracht, nur auf einige ſchwächere Menſchen und zwar meiſtens weiblichen Geſchlechts eigentlich tief eingegriffen, und ich kenne auch nur den Hartknopf, der ſich zum Glück aber auf eine ſehr dumme Art zum Intriganten dieſer Meinungen erhoben; zum höhern und weit greifend gefährlichen Fanatismus iſt es bey uns gar nicht gekommen. Auffallend hingegen, ſetzte er hinzu, iſt es, wie die ſchwachen Anhänger, die dieſer Mann uns hinterlaſſen,

die wirkliche Thatkraft zu allem Edeln und Guten in sich selbst abgeschwächt haben. Er fuhr dann fort und sagte: ehe dieser Pfarrer in unser Dorf kam, war dasselbe, nach dem Zeugniß der ältesten Männer, ein frommes, braves, arbeitsames Dorf, ohne daß man dabey viel Wortwesens über Religion und Religions-Gegenstände machte, aber seitdem habe das Träumen und Schwatzen über die Religion und Religionsmeinungen dem kraftvollen, alten Sinn der Religion und dem mit ihm innig verbundenen eben so kraftvollen, alten Pflichtleben des Volks im höchsten Grad Schaden und Nachtheil gebracht und hingegen die Vorschritte des Unglaubens und des Lumpenlebens, das unter dem Hummel Mode geworden, sehr aufgeholfen. Die Leute, sagte er ferner, die Anhänger der Meinungen dieses alten Pfarrers geblieben, seyen zwar auch jetzo noch soviel als gutmüthige Menschen, die durchaus nicht's Gutem eigentlich abgeneigt seyen, aber ihre Schwäche mache sie gegen alles und gegen alle guten Menschen, die nicht in der Modefarb und in der Modeform ihres eignen Guten vor ihnen erscheinen, mißtrauisch und ihre Schwäche gebe ihm nicht eine stille, aber belebte Neigung zum Verleumden, und eine böse splitterrichterliche Zunge gegen alles Gute, das nicht ihre Form habe, und bringe sie dahin, ihr diesfällige Urtheile bey allem Schein von Demuth mit großer Härte als wirklich ein Verdammungs-Urtheil auszusprechen.

Er sagte noch besonders in Rücksicht auf ihre Neigung zur Bequemlichkeit, daß sie, wenn sie durch die Folgen derselben in Noth und unbequeme Lagen gerathen, die

uhe, die ſie, ſo lange ſie ſich bequemlich pflegen
, als einen Beweis einer göttlichen, innern Seelen-
ı ſich rühmen, ſich in ihnen ſchnell verwirre und
ı eine Schwachheitsunruhe eintrete, die ohne ihres-
ı iſt und ſich bey gemeinen Chriſten, die ohne ſol-
ɔe Religionsauszeichnungen und Vereinigungen le-
ht ſtatt haben. Es war niemand am Tiſch, der
eſen Schwachheitszuſtand der Anhänger dieſes Pfar-
ht auffallende Beiſpiele wußte. Der Pfarrer brachte
rs das von der kranken Kienaſtin an, die bey ihrer
deutig ausgezeichneten Herzensgüte durch das Spiel
ıbildungskraft, in der ſie ihre Religions-Anſichten
'einungen in ſich ſelber ſtaunend und träumend her-
, durch einen großen Theil ihres Lebens unglücklich
:n, aber zuletzt am End ihrer Tage, das wahrſchein-
e ſey, dahin gekommen, das Unglück ihrer diesfälli-
rirrungen und Irrthümer einzuſehen und zu bereuen.
farrer ſetzte, nachdem er eine Weile von dieſer Frau
noch hinzu: ſowie ſie, ſehen auch die meiſten An-
dieſes ſeines Vorgängers im Grund ihres Herzens
ɔ wohlgemeint, und er hoffe, wenn einſt die Schu-
:n Leuten die innere kraftvolle Handbiethung, die ſie
ehen ſuchen, geben werden, ſo werde ſich auch ihre
g zu einem überwägenden Spielwerk ihrer Imagi-
kraft und in der Folge auch diejenigen zu ihrer Be-
hkeit, allmälig verlieren.
nehr die Herren in's Umſtändliche ihrer Nachforſchun-
drangen, deſtomehr fanden ſie Haushaltungen in ih-
rf, von denen ſie Hoffnung haben durften, man

werde Ihnen auf dieſe oder jene Weiſe zu ihrer Beſſerung näher kommen können; ſie fanden ſogar, daß auch in den Haushaltungen von einigen reichen, alten Bauern, die aber unter dem alten Lumpenleben von den Dorfmatadoren als Eſel und Kuhbauern verſchrien und hintenangeſetzt worden, noch gar viel Gutes vom alten Leben des Dorfs übrig geblieben, und von denen der Baumwollenmeyer und ſeine Schweſter behauptete, ſie ſeyen nur unwiſſend, aber nichts weniger als kraftlos und ungeſchickt, und desnahen gar wohl aus ihrer Beſchränkung, in der ſie mehr aus Furcht vor dem Böſen der neuen Zeit, als aus eigner Kraftloſigkeit ſtehen geblieben, heraus und in ein beſſeres Gleis zu bringen. — So lang beſchäftigten ſie ſich über die erſte Frage.

§. 22.

Auch in dieſer Lage gibt der Bibelſpruch Licht: „wer da ſucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan werden.“

In Rückſicht auf die zweyte Frage: was für Menſchen im Dorf willig und fähig ſeyn möchten, ihnen zu dem, was ſie zu erzielen ſuchten, Hand zu bieten? — ſchienen die Herrn im Anfang wenig Hoffnung zu haben, und ſelber der Junker und der Pfarrer meynten, ſie fänden im Dorf nicht die Hülfe, die ſie dazu nöthig hätten; das Mareili hinge-

äuſſerte ſich, es meyne, die Herren haben dafür Mittel, wie vielleicht kein Dorf in der Welt. Dieſe aber wußten eigentlich nicht, was es meynte, und frugen es ſämmtlich: wie es das verſtehe? Es erwiederte lachend: ihr Herrn! ſo det doch ein jeder Lumpenwirth, der es dahin bringt, daß der Dorfvogt, der Weibel und die Richter im Dorf viel bey ihm zuſprechen und ihm in jedem Fall, wo es etwas einträgt, das Wort reden, in allen Gaſſen Leute, die alles thun, was ſie nur können, um ſein Wirthshaus in Aufnahme zu bringen, wie ſollte es denn euch, ihr Herren! an Mitteln zu Erreichung eurer guten Zwecke für unſer Dorf fehlen können? —

Der Junker fand dieſe Vergleichung gar ſonderbar und agte zwar lachend, aber doch nicht mit dem Anſchein der völligen Billigung, zum Mareili: wie kommſt du dahin, nſere Beſtrebungen, euerm Dorf aufzuhelfen, mit den Beſtrebungen eines ſolchen Lumpenwirths zu vergleichen, nd uns faſt zu winken, als ob die Mittel, die wir für nſere Zwecke in unſerer Gewalt haben und brauchen ſolen, die nehmlichen, oder doch wenigſtens denen ähnlich yen, die ein ſolcher Mann für die ſeinigen hat und braucht?

Das Mareili ſchüttelte über dieſe Bemerkung nur den opf und ſagte: die Herren glauben ganz gewiß nicht, aß es das, was es geſagt hat, alſo verſtanden habe. Dieſe aber drangen fortwährend und Arner jetzt halblächelnd darauf, es ſolle doch ſagen, was es eigentlich mit iner Bemerkung denn meyne. Endlich ſagte es: wenn s eben ſeyn muß, ſo will ich ſagen, wie ichs denke. Ich eyne, wenn in einem Dorf der Junker, der Pfarrer und

der Schulmeiſter, die ſämmtlich Leute wie Sie ſind, zuſammenziehen, um einem Dorf aufzuhelfen, ſo haben ſie dafür mehr Mittel in ſich ſelbſt, als ſieben ſolche Muthe in den Dorfjägern und Vorgeſetzten, die ihnen für ihre Zwecke beyſtehen.

Daran habe ich nicht gedacht, ſagte jetzt der Junker, daß du uns mit deiner Vergleichung ſo viele Ehre erweiſen wolleſt, weil du es aber ſo meyneſt, ſo muß ich dir antworten, wenn wir bey allen Mitteln, die wir, wie du ſagſt, mehr in uns ſelbſt haben, als ſieben ſolche Muthe, dich, deinen Bruder und dieſe zwo Frauen nicht an der Hand hätten, ſo würden wir mit allem unſerm guten Willen ſo viel als nichts in euerm Dorf ausrichten können, und denn muß ich leider noch hinzuſetzen, wenn wir das ganze Dorf auslaufen würden, ſo würden wir doch keinen zweyten Baumwollenmeyer, kein zweytes Mareili, keine zweyte Gertrud und auch keine zweyte Reinolbin finden.

Aber weder der Meyer noch die Weiber wollten Leute ſeyn, deren Gleichen man im Dorf keine andere finden ſollte. Das Baumwollenmareili ſagte ſogar: b'hüt uns Gott davor, daß wir dergleichen Leute ſeyen. Es iſt kein Menſch in der Welt ſo brav, daß man nicht noch einen brävern findet, wenn man ihn recht ſucht.

Alles lachte jetzt über des Mareili's eifriges „b'hüt uns Gott davor, daß wir die brävſten im Dorf oder gar allein darin brav ſeyn ſollten," und Glülphi ſagte: bravo, bravo, Mareili! es muß nie Jemand der brävſte ſeyn wollen; es muß auch niemand mehr ſeyn wollen als er

und mehr haben wollen, als er hat. So wollen wirs auch machen. — Das Mareili verſtand ihn nicht, r blickte nur mit ſeinen großen Augen ſo gegen ihn , daß man deutlich ſah, es hätte gern, daß er noch)r ſagte. Der Junker aber fragte beſtimmt: was er nit meyne, ſie wollen es auch ſo machen. Er erwie- e: Wir haben nur einen Junker und einen Pfarrer, es kommt keinem Menſchen von uns ein Sinn daran, n zweyten Junker oder einen zweyten Pfarrer zu wün- n, und ſo wollen wir jetzt auch mit einem Meyer, einem Mareili und mit einer Gertrud genug haben; für einmal von dieſen lieben Leuten allen keinen zwey- weder wünſchen noch ſuchen.

Das Mareili und die Gertrud ſchlugen die Augen nie- und ſchwiegen jetzt ganz ſtill; die Reinoldin aber ſagte thvoll und jugendlich freudig: es ſoll an uns nicht feh- ; wir wollen helfen wo wir können und mögen. — t dem ſtand ſie auf, both dem Mareili und der Ger- d die Hand, und ſagte: ich bin jung, aber ich traue euch und will euch folgen in allem, was ihr mir falls rathet. — Auch der Meyer äuſſerte ſich beſtimmt: s Gott, richten wir mehr aus, als wir jetzt ſelber glau- , es iſt ein ſeltener Fall, daß ein Dorf die Hülfe fin- die wir uns von euch, ihr Herren! verſprechen dürfen. Wenns nur auch nicht ſo gar ſchlimm in unſerm Dorf ſähe, ſagte jetzt noch der Junker. Auch der Glülphi iederte: es iſt wahr, es ſieht im Dorf ſo ſchlimm aus, , wenn man ihm ein wenig nachſinnt, einem der Muth dem, was wir vorhaben, völlig entfallen könnte. Und

sie konnten sich nicht entschließen, ihr Vorhaben noch eine Weile in diesem Sorge erregenden Geheimnisse im Zug zu lassen, und der Junker sagte noch: wenn ich mir das Dorf, so wie es unter der Linde vor mir stand, vor Augen stelle, so ist es mir allemal, die Hoffnung, wir werden das, was wir suchen, antreffen, verschwinde aus meiner Seele, und es fällt mir bey aller Hülfe, die ich weiß, daß wir von euch haben werden, doch schwer zu glauben, daß wir dem Vorhaben gewachsen seyen.

Alles war einstimmig, die Ausführung ihres Vorhabens sey äußerst schwierig. Arner äußerte sich sogar in einem wiederkommenden mißmuthigen Augenblick, ob es nicht der Fall sey, daß man das Dorf, wenigstens in Rücksicht auf die Alten, beynahe für unverbesserlich halten müsse? dem widersprach jetzt Glülphi mit Lebhaftigkeit. Auch der Baumwollenmeyer und seine Schweßer widersprachen dieser Ansicht und sagten, man müsse in der Welt keinen einzigen Menschen, geschweige ein ganzes Dorf, für unverbesserlich halten.

Gertrud, deren stiller Muth sich immer gleich bleibt, nahm das Wort und sagte: nein, nein, unverbesserlich ist der Mensch nie; die Kräfte seines Geists, seines Herzens und seiner Hand können beym Lumpenleben eines Dorfs wohl lahm und wenn ihr wollt, aussätzig werden, aber des Menschen Herz und des Menschen Kopf, wenn es schon, ich möchte sagen, in Hirn und Brust durch Umstände halb in Fäulniß gebracht werden kann, stirbt doch nie ganz in ihm aus. Der Mensch kann freylich eine Weile ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Vernunft und ohne

e Thätigkeit leben, aber die Kraft ſeines Glaubens, die raft ſeiner Liebe, die Kraft ſeiner Vernunft und ſeiner hätigkeit ſtirbt doch nicht ganz in ihm aus, und wenn s bey einem einzelnen Menſchen wahr iſt, ſo iſt es noch eit mehr bey einem ganzen Dorfe wahr. Sie ſetzte hin- : wenn man nur von oben herab recht an das Gute, s im Menſchenherz iſt, anklopft, ſo öffnet es ſich gewiß.

Dieſer Anſicht widerſprach jetzt niemand, und es ver- nigte ſich alles in der Meinung, es komme gar nicht dar- uf an, daß ſie im Anfang viele Leute fänden, die ſich ut ihnen zu ihren Zwecken vereinigten, wohl aber, daß an es von oben herab wohl verſtehe, die zu ſuchen, die i jedem Fall für das, was man nothwendig hat, die rech- n ſind. Und der Lieutenant ſagte jetzt noch ſelber: es iſt gar gut, daß jetzt unſrer, in Rückſicht auf unſere Zwecke, icht zu viel ſeyen; es iſt ein altes und ein wahres Sprich- ort: „wo viele Hirten ſind, da wird nicht wohl gehü- et.“ — Er ſetzte noch hinzu: das iſt gewiß, es könnte ir unſere Zwecke nicht verderblicher ſeyn, als wenn ſogar ie Waſchweiber beym Brunnen und die Maulbraucher i Wirthshäuſern zuſammenſtünden und ſich erzählen wür- en, wie ſie dem Junker an die Hand gehen wollen, ſein erlumptes Dorf in Ordnung zu bringen.

Alle und ſelber auch der Junker fühlten ſich für ihre wecke wieder etwas muthvoller als vor einigen Augen- licken, und redten jetzt mit mehr Unbefangenheit von den Schwierigkeiten und dem ſtarken Widerſtand, der ihnen ei ihrem Vorhaben von verſchiedenen Seiten aufſtoßen ürde. Das Baumwollenmareili ſagte: das Dorf mache

ſich die wunderbarlichſten Vorſtellungen von dem, was der Lieutenant mit ſeiner Schule und der Junker mit dem Dorf anfangen wolle. Die Reinoldin ſagte: in ihrer Nachbarſchaft fürchten die Leute, der Schulmeiſter werde die Bettelbuben mit den Narrheiten, die er ſie lehren werde, ſo hoffärtig machen, als nie kein Bauernbub' ob dem größten Stall voll Stiere und Kühe hoffärtig werden könne.

Ja, ſagte der Pfarrer, mein Klaus hat mir dieſen Morgen auch erzählt, der Sigriſt habe geſtern zu ihm geſagt, wenn der adeliche und wohlgebohrne Herr Lieutenant ein halb Jahr lang bey ihnen Schulmeiſter ſeyn werde, ſo könne denn der Junker und der Pfarrer darauf zählen, die Bettelbuben werden vor ihnen keinen Huth mehr abziehen und keinen Scharrfuß machen, wie ſie es bisher gethan. Der gute Sigriſt habe noch hinzugeſetzt: das ſey vor altem doch ſo ſchön geweſen und der alte Junker und der alte Pfarrer haben es ſo gern geſehen.

Es lachte zwar alles über das Hutabziehen und den Scharrfuß, den der alte Junker und der alte Pfarrer ſo gern geſehen, aber der Baumwollenmeyer ſagte, wenn es nur bey ſolchen Sigriſtenklagen über das Hutabziehen und den Scharrfuß machen, bleiben würde, aber er fürchte weit andere Auftritte, die der Neid und die Niederträchtigkeit einiger Menſchen im Dorf gegen alles Gute, was ſie verſuchen möchten, hervorbringen werde.

Ach wie doch die Menſchen bis zur Verworfenheit niederträchtig und ſchlecht ſind, ſagte jetzt wieder der Junker. Aber Glülphi, vom Wort der Gertrud geſtärkt, antwortete ihm mit ernſter Faſſung: das iſt nur in großer Beſchränkt

wahr. Eigentlich darf man doch gar nie ſagen: der Menſch ſey niederträchtig und verworfen, man darf nur ſagen: die Menſchen, die durch Verwahrloſung, Sinnlichkeitsüberfüllung und Verkünſtelung außer die Kraft und das Rechtsgefühl der Menſchennatur hinausgeworfen worden, nur dieſe ſind eigentlich niederträchtig und verworfen.

Er hatte das Wort kaum ausgeſprochen, ſo erſchallte gleichſam wie aus einer Stimme: ja, es iſt wahr, die Menſchen ſinken nur durch Verwahrloſung, Ueberfüllung und Verkünſtelung zur Niederträchtigkeit und Verworfenheit hinab. Dann aber erkannten ſie auch eben ſo allgemein, die Verwahrloſung der größern Menge der Menſchheit auf der einen Seite und die ſinnliche Ueberfüllung und Verkünſtelung der andern habe in unſerer Zeit eine Höhe erreicht, die vielleicht, ſo lange die Welt ſteht, nie ſo groß geweſen, und redten noch eine Weile von der Höhe dieſer Verworfenheit und Niederträchtigkeit, die ſie in ihren Beſtrebungen eigentlich zu fürchten haben, und fanden dabey doch denn allgemein, unter dem ärmern und arbeitenden Volk gebe es dennoch wenig Menſchen, die man eigentlich mit dem Namen niederträchtig und verworfen bezeichnen dürfe, und der Meyer und Glülphi, die beyde große und weitführende Lebenserfahrungen gemacht haben, ſagten einſtimmig: Menſchen, die man ſoweit als ſchlecht bezeichnen dürfe, haben ſie wenige unter denen gefunden, die außer ihrer Wohnſtube nichts zu befehlen haben, außer ey ſolchen, die von Leuten, die zur Verworfenheit verunken, zu ihren Niederträchtigkeitsſtreichen, an die Hand bdungen und verführt worden. Aber leider giebt es unter

einem tief verſunkenen Volk, ſagte dann der Lieutenant, freylich in allen Winkeln Hungerleider, die nach den Beſamen ſchnappen, die die verworfenſten Menſchen oft von den Tiſchen ihrer Niedrigkeit fallen laſſen.

§. 23.

Armſeligkeit, Schwachheit und Heurathsintriguen.

So oft der Junker die Gertrud ſah', fragte er denn immer dem Hübelrudi nach, und wie es ihm mit der Meyerin gehe. Auch dießmal fragte er mit Angelegenheit darnach. Gertrud erwiederte, wie das leztemal, ſie könne eigentlich nichts ſagen, die Meyerinn erkläre ſich nicht beſtimmt darüber, daß aber die Vögtin faſt im Sinn habe, allem aufzubiethen, was ihr immer möglich, damit aus dieſer Heyrath nichts werde, daran zweifle ſie keinen Augenblick; ihr böſer Wille darüber ſehe ihr zu den Augen hinaus, wenn man ſie nur anſehe.

Der Junker ſagte: geſchehe in Gottes Namen darüber was wolle, aber es macht mich allemal verdrießlich, wenn ich daran denke, wie ſich der Vogt in dieſer Sache gegen mich benommen.

Dieſer ſaß in dieſem Augenblick bey einem Glas Wein bey ſeiner Frau in der Stube, die dieſen Morgen auch in der Kirche geweſen und ſeit dem Mittageſſen ein Wi

Breites darob machte, was doch der Junker und
rer mit diesem Exerziermeister, den er zu ihrem
eister gemacht, anfangen wolle.

Vogt tröstete sich darüber mit dem Wort: Gott-
ß das Schulwesen eine Sache ist, die nicht vor
kommt. Ich verstehe gar nichts davon, und wuß-
was ich dazu sagen mußte.

gtin. Ich glaube bald, du wünschest, daß gar
on Audienz komme, damit du über gar nichts
einung sagen müßest.

gt. Du hast fast recht. Die Audienzstube ist mir
t wie kaltes Kraut, und es macht mir Mühe, wenn
m über irgend etwas das Maul aufthun muß.

au. Wenn du nur auch ausser der Audienzstube
aul über nichts wie ein Narr aufthun und nicht
s Zeug schwatzen würdest, wie du letzthin beym
deiner Schwester halber gethan hast.

erwiederte der Untervogt, du mahnest mich eben
ran, ich habe heute den Junker noch keinen Au-
gesehen, und ich darf nicht anders, ich muß diesen
noch zu ihm.

au. Thue doch etwas Gescheiders, das ist gar
othwendig.

gt. Doch, doch, ich darf nicht anders; er könnte
, was dahinter stecke, daß ich nicht zu ihm komme.

au. Meyne er was er wolle, bleib du jetzt ordent-
Haus; du könntest ihm noch einmal versprechen,
lest das Deinige dazu beytragen, daß der Bettel-
ine Schwester zur Frau bekomme.

Vogt. Ich hab' ihm das nie verſprochen.

Frau. Sag' das nicht. Du haſt es vielleicht nicht im Sinn gehabt zu halten, das traue ich dir noch zu, aber verſprochen haſt du es ſicher.

Vogt. Ah deine Schweſter bekommt, wie es ſcheint, den Ochſenfeißt doch nicht.

Die Urſache aber, warum der Vogt dieſes ſagte, iſt folgende: der Ochſenfeißt, dem die Untervögtin ihre Schwägerinn zugedacht, hatte vor ein paar Tagen vernommen, daß der Bettelbub, der Hübelrude, ſich um ſie bewerbe, daß das ganze Dorf von dieſem Gerede voll ſey. Als er das vernahm, ſtand er eben unter ſeiner Hausthüre. Er blieb, da er das hörte, wohl eine Viertelſtunde unter der Thüre ſtehen und hatte das Maul vor Verwunderung offen; denn er konnte nicht begreifen, daß ein Menſch, dem er mehr als einmal, wenn er in ſeinem Dorf gemetzget, etwas Abgehendes zum Allmoſen gegeben, ihm Heurathenshalber in den Weg kommen könne. Als ihm aber endlich das Maul wieder zufiel, wurde er ſo wild, daß er eine Weile nicht wußte, was er machte und ſich, damit er wieder zu ſich ſelber komme, zum Eſſen und Trinken hinter den Tiſch ſetzen mußte. Dadurch brachte er ſich wieder ſo weit zu ſich ſelber, daß er zu dem Schulmeiſter gehen und ihm dann folgenden nachdrücklichen Brief an die Untervögtin angeben könnte.

Herzvielgeliebte Frau Bas Vögtin!

Ich muß mich ſchämen wie ein Hund, und möcht wild werden vor Zorn, was über euere Eſchwey (Schw

r) hier ein Gerede geht. Die ganze Kilchhöre (Ort)
lt, daß ich ein Aug auf sie habe; ihr seyd allein Schuld
n, sonst kein Mensch. Ich wäre schon längst versor-
wenn ihr mich nicht mit ihr aufgehalten hättet, und
will wenig sagen, zehen und zwanzig Meitli, die eben
übsch und noch hübscher und mit dem Geld denn ganz
rst bestellt sind als diese, würden die Finger nach
lecken, wenn ich nur ja sagte; und ich weiß gar nicht,
diese sich einbildet und was sie meint, daß sie besonders
, und warum ich leiden sollte, daß sie mich aufzieht;
ich werde mich keinen Augenblick besinnen, sie hocken
n) zu lassen, wie sie hocket, insonderheit auf das hin,
man mir jetzt von ihr erzählt, und nur allein euch zu
llen, weil ihr es so gern hättet und schon so viel Mühe
it gehabt habet, will ich doch nicht völlig von ihr ab-
n, und glauben, wenn es schon nicht zu glauben ist,
y nicht wahr, was man von ihr erzählt. Aber lang
ich das doch nicht mehr so haben, und ihr könnt es ihr
sagen, wenn sie dieses wollen oder es mit dem Bettel-
n sey wie man redet, daß sie ihn neben mich stelle, so
sie meiner nur kein Acht mehr uehmen.

Dieses habe ich nicht unterlassen können euch zu schrei-

Womit, in den Schirm Gottes wohl befohlen, ver-
e.

Herzvielgeliebte Frau Bas Untervögtin!

Euer getreuer Vetter:

Hans Ulrich Ochsenfeißt,

Metzger und Sonnenwirth.

Auf dieſem Brief hie iſt es, wie ich ſagte, daß der Untervogt glaubte, es ſey mit dem Ochſenfritz ſeiner Schweſter halber am Ende, er werde ſie nicht mehr nehmen. Seine Frau aber war nicht dieſer Meinung, und da ihr Mann ihr jetzt ſagte: er glaube, es könne nicht mehr viel ſchaden, was er auch jetzt über dieſe Sache dem Junker ſagen möchte, antwortete ſie: erſt wenn ſich Schwierigkeiten in einer Sache zeigen, müſſe man anfangen, recht Sorg zu tragen, daß ſie nicht fehle, dieſer Brief ſey noch gar nicht das End alles Widerſprechens und es ſey über dieſe Sache bey weitem noch nicht aller Tage Abend, ſie werden den Meiſter Ochſenfritz wohl wieder einen andern Brief ſchreiben machen und wolle erſt jetzt recht anfangen, ſich alle Mühe zu geben, daß ihr die Sache nicht fehle.

Nun, nun, ich wünſche dir Glück dazu: aber ich muß jetzt gehen, ich muß nothwendig zum Junker.

Sie wollte ihn noch einmal abhalten, da ſie aber nicht konnte, wiederholte ſie ihm: So mach mir denn doch wenigſtens in dieſer Sache nicht noch einmal einen Narrenſtreich, wie du mir ſchon einen gemacht haſt. Mit dem mußte ſie ihn gehen laſſen, und er kam faſt eben in dem Augenblick zum Junker, als dieſer dem Hübelrudi und der Meyerin bey der Gertrud nachgefragt und zu ihr geſagt, es mache ihn allemal verdrüßlich, wenn er daran denke, wie ſich der Vogt dieſer Sache halber bey ihm benommen. Da er zum Junker kam, fragte er ihn: was er zu befehlen habe? Der Junker erwiederte: nichts, jetzt gar nichts — und der Vogt wollte ſogleich wieder fortgehen und ſich, wie man ſagt, aus dem Staub machen, ehe der Junker noch zu ein[illegible]

weiten Wort kommen konnte. Aber dieſer verſtand es nicht ſo und rief ihm nach: aber hör doch, da wir letzthin vom Hübelrudi und deiner Schweſter ſprachen, ſagteſt du mir, es ſoll dieſer Sache halber an dir nicht fehlen. Haſt du ihm etzt bey ihr, wie du mir Hoffnung dazu gemacht, das Wort geredt? — Der arme Mann erſchrack ſo ſehr, daß er eine Weile nicht antworten konnte. Endlich brachte er doch heraus: gnädiger Herr! verſchonen Sie mich doch in dieſer Sache. Ich kann darin nicht helfen. Wo ich mich diesfalls inwende, habe ich nur Verdruß.

Junker. Haſt du dich etwa der Sache gar zu eifig angenommen, daß du ſo Verdruß davon haſt?

Vogt. Nein, nein, das nicht, das nicht.

Junker. Aber warum haſt du denn Verdruß davon?

Der Vogt wollte mit der Sprache nicht heraus. Aber er Junker fragte ihn mehreremale und ernſthaft bis er ndlich ſagte: er habe ſowohl bey ſeiner Frauen als bey ſeier Schweſter damit Verdruß gehabt.

Junker. Aber warum das?

Vogt. Eben weil ich zu Ihnen geſagt habe, es ſoll n mir nicht fehlen.

Junker. Da hat man dir denn ſehr Unrecht gethan. ch ſah dirs im erſten Augenblick an, daß dir dabey nicht rnſt war; aber du hätteſt beſſer gethan, du hätteſt mi amals, wie jetzt, gerade heraus geſagt, du wolleſt und annteſt dich der Sache nicht annehmen. Ich hätte dir uch in dieſem Fall gar nichts weiter zugemuthet.

Vogt. Es iſt wahr, es iſt wahr, gnädiger Herr! ich wollte ſelber, ich hätte damals dieſes gerade heraus geſagt.

Der Junker ſagte ihm noch zuletzt: du willſt es eben immer allen Leuten recht machen und damit machſt du es Niemand recht und bringſt es mit dieſer Art, dich zu bewagen, am End dahin, daß jedermann merkt, er dürfe auf ein Wort von dir nicht zählen. —

Damit ließ er ihn gehen, und der arme Mann ſagte im Weggehen wieder zu ſich ſelber: wäre ich doch nie Untervogt geworden; ich habe ſeit der Zeit mehr Verdruß und Sorgen als ſonſt in meinem ganzen Leben.

§. 24.

Der Geiſt iſts, der da lebendig macht, das Fleiſch iſt gar nichts nutz.

Als Arner und Thereſe verreist waren, gieng Glülphi noch zu der Frau, die ſeit einigen Tagen in Rückſicht auf die Schulführung ſeine ganze Seele in ihrer Hand hatte.

So wie er in ihre Stube hineintrat, ſagte er zu ihr: jetzt morgen geht mein neues Amt an; aber es iſt mir, als beträte ich ohne einen Wegweiſer ein Land, in dem ich in meinem Leben nie geweſen.

Sie haben einen treuen und guten Wegweiſer für dieſes Land in ſich ſelbſt, erwiederte ihm Gertrud.

Ich fühle mit jedem Tag und mit jeder Stunde mehr, daß ich für das, was ich morgen ſeyn ſoll, noch nicht

bin, — ſo ſprach jetzt der Mann, deſſen Lebensmuth in allen andern Verhältniſſen ſo groß und ſtark war. Gertrud, die ihn tief kannte und hoch achtete, antwortete ihm: wer in Ihrer Lage alſo von ſich ſelber redet, der fühlt, was er darin bedarf, und wer das ſo wie Sie fühlt, der hat dafür ſicher mehr Kräfte, als er ſelbſt glaubt.

Glülphi. Schmeichle mir nicht, Gertrud, hilf mir wo du kannſt. Du haſt mein Inneres geſtärkt und erhoben, ſtärke auch meine äuſſere Kraft. Ich gehe an meine Schulmeiſterarbeit, wie ein Lehrling an ſein Handwerk geht, ohne daß er vorher ein Werkzeug dafür in ſeiner Hand gehabt.

Gertrud. Alle Berufe haben eine innere Kraft zu ihrem Fundament, und wer dieſe in ſich ſelbſt hat, dem wird es immer leicht, jedes äuſſere Werkzeug deſſelben, wenn er es auch ſchon noch nie in der Hand gehabt, wohl zu behandeln. — Und mit dieſem Wort lenkte ſie das Geſpräch von den Schwierigkeiten des Schulweſens zu den Anſichten des hohen Segens und der großen Freuden dieſes Stands. Das Geſpräch erhielt ſich eine Weile auf dieſem erheiternden Geſichtspunkt. Dann aber fiel Glülphi noch einmal mit dem Gedanken ein: wie ſehr ihm die weſentlichen Mittel zu dieſem Segen mangeln. Gertrud wiederholte ihr Wort: Sie haben die Kräfte zu dieſen Mitteln mehr als Sie glauben in ſich ſelbſt. Ohne ſeine Antwort zu erwarten, ſetzte ſie hinzu: gehen Sie doch nur mit Freuden in ihre Schule und denken Sie denn nicht an ſich ſelbſt, denken Sie denn nur an Ihre Kinder. Glauben Sie mir, ſetzte ſie hinzu, wenn Sie denn vom Morgen bis an den Abend das thun und mit

ihnen arbeiten, faſt ohne einen Augenblick zu haben, an ſich ſelber zu denken, ſo werden Sie für alles, was Sie ſeyn und werden ſollen, mehr Kraft in ſich ſelber ſpüren und darin weiter kommen, als wenn ſie vom Morgen bis an den Abend nichts thäten, als an ſich ſelber denken und nachſtaunen, was Ihnen darin mangle und was Sie diesfalls werden ſollten.

Sie, die Geprüfte, hielt ſich durch ihr Leben an dem in ihr tief gereiften Grundſatz, daß der Menſch in allen Verhältniſſen, wenn er von dem, was er darin ſeyn und thun ſoll, das mit unabläßlichem Eifer und unermüdeter Anſtrengung thut, was er darin wirklich ſchon kann und verſteht, dadurch auch das, was er darin noch nicht kann und nicht verſteht, und zwar auf die beſtmöglichſte Art lernt und ſich einübt. Gertrud höher und durch das häusliche Leben gebildeter und erhaltener, religiöſer Sinn war in ihr zu einer innern, wortleeren Kraft gereift, die ſie ſtark und unermüdet machte in allem Werk des Herrn und in der Erfüllung jeder ihrer Pflichten. Und noch ein Wort, das ſie in dieſer Unterredung zu Glülphi ſagte, iſt für jeden Menſchen, der den Gegenſtand der Erziehung in ſeinem innern Weſen erforſcht, ſehr wichtig. Sie ſagte nehmlich in der Lebhaftigkeit dieſes, den Glülphi aufmunternden, Geſprächs: die Mutter oder der Schulmeiſter muß für das Kind nicht das ſeyn wollen, was er oder ſie ſich ſelbſt gern iſt, ſie müſſen ihm beyde auch nicht das geben wollen, was ſie für ſich ſelbſt gern haben, und nicht das für ihn ſeyn wollen, was ſie ſelber gern für ſich ſelbe ſeyn. Ich darf z. E. mein Kind nicht kochen le

:en, weil ich ſelber gern koche, aber wenn mir das Kochen auch die allerunangenehmſte Arbeit wäre, die ich :ennte, ſo müßte ich das Kind doch kochen lehren, weil :s ihm nothwendig iſt, daß es kochen könne.

Es war ſchon über 10 Uhr, als er von der Gertrud weg ins Pfarrhaus heimgieng. Auf der Straße kam er vor ein paar Männern vorbey, die ihn kannten. Als ſie ihn ſahen, verbargen ſie ſich hinter einen Holzſtoß, bey dem er vorbeygehen mußte und erhoben daſelbſt ein muthwilliges, lautes Geſpött über den Wunderthäter, den Schulmeiſter, den man ihnen jetzt aufſalzen wolle, daß es ihm zu Herzen gieng und auf den Eindruck, den der Gertrud ermunterndes Geſpräch auf ihn gehabt hat, in dieſem Augenblick eine nachtheilige Wirkung hatte.

§. 25.

Die Unverſchämtheit macht Menſchen dummes Zeug ſagen, die, wenn ſie das nicht wären, Anlagen genug hätten, das ganz klug ins Aug zu faſſen, worüber ſie jetzt dumm reden.

Und dieſes um ſo mehr, da der geſtrige Tag ſchon eine Art von fieberiſcher Wallung in ſeinem Geblüt erzeugt. Er hatte ſchon den ganzen Tag durch Kopfweh, und konnte nicht ſchlafen bis gegen den Morgen, da er denn

noch in einem harten, aber unruhigen und erquickenden Schlaf hei. Es träumte ihm auch in demſelben: er ſehe zwiſchen einem ſchauerlichen Abgrund und einer unerſteiglichen Felswand. Als er erwachte, lag er ſo ſehr in einem Schweiß, daß bald jedes Haar an ihm tranfte und er konnte es ſich nicht verhehlen, er ſey nicht in einer guten Stimmung für den Tag, der ihm bevorſtehe, und als er das Fenſter aufthat und das Wetter bey ſchauerlich kaltem Wind regneriſch fand, ſagte er auch: es ſieht am lieben Himmel heute ungefähr wie in meiner Seele.

Er wollte jetzt, was ſonſt noch nicht ſo regelmäßig ſeine Gewohnheit war, was ihm aber Gertrud ſo ſehr ans Herz legte, bethen und bethete wirklich; aber die innere, warme Erhebung, ohne die jedes Gebeth ein tönendes Erz iſt und eine klingende Schelle, dieſe hohe Erhebung fand er nicht in einer innern Belebung in ſich ſelbſt, wie er ſie nothwendig hatte und wünſchte. Er ſuchte ſie, aber er ſuchte ſie in Unruhe, und in dieſer findet ſich das Hohe und Göttliche nicht rein. Der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin ſahen ihm, als er in die Stube zum Morgentrinken zu ihnen kam, die Unruhe an, in der er war, und wollten ihn beyde in ſeine Schule begleiten. Aber er bath ſie, ihn dieſen erſten Schultag mit der Gertrud bey ſeinen Kindern allein zu laſſen. Er hatte dieſes geſtern auch Arner und Thereſe, die ebenfalls dieſen Tag mit ihm in der Schule zubringen wollten, gebethen. Mit Rührung gaben ihm jetzt der Pfarrer und die Frau Pfarrerinn, da er nun in die Schule gehen wollte, die Hand, wünſchten ihm Gottes Segen zu dieſem erſten Tag. Auch er gieng mit

ng, aber nichts weniger als muthvoll und heiter in Schulſtube. Da er aber darein kam, fand er von Matadoren und ihren Weibern faſt ein Dutzend der ſchämteſten, die im Dorf waren, da ſtehen, die ihn ihr ſo grüßten, wie ein Meiſter ſeinen Geſellen grüßt, er zu ihm in die Stube, in der er für ihn arbeitet, t. Sie ſagten ihm auch ſogleich und zwar wie wenn von ſelbſt verſtünde, daß ſie das Recht dazu hät- e ſeyen da, um heute ſeiner Schule beyzuwohnen u ſehen, was er Neues mit ihren Kindern vornehverde. Aber er verſtand das nicht ſo. Er antwortete : er verbethe ſich das, und wolle heute mit ihren n allein ſeyn. — Die Herren Matadoren und ihre r machten darüber große Augen. Sie konnten gar begreifen, wie ein Schulmeiſter es wagen dürfe, ih- i ihrer Schulſtube zu ſagen, daß er ſie nicht darin wolle, thaten im Anfang, als ob ſie ihn nicht ver- n, ſtießen aber unter ſich die Köpfe zuſammen und i ſtehen, wie ſie ſtanden und wo ſie ſtanden. Aber hi wiederholte ihnen, daß er jetzt allein ſeyn wolle, aß er die Schule nicht anfange, bis ſie zur Thüre ; und er mit den Kindern allein ſey. Da ſie ſahen, e ihr Daſeyn nicht erzwingen könnten, giengen ſie). Aber ſobald ſie vor der Thüre waren, ſagte einer ndern: das iſt doch ein unverſchämter Mann, un- chulmeiſter. — Der Hügi ſagte gar: er macht es ben wie der Pfarrer, der die Leute zur Kirche hin- hickte, die zuhören wollten, wie er auf den Hum- ätte predigen ſollen und nicht geprediget hat. Die

dicke Aebtin, der Geschwornen Frau, antwortete: auch der Junker wollte, da es mit dem Himmel zum Galgen ging, wie jetzt der Schulmeister, nicht jedermann dabey seyn und mitlaufen lassen. Ja, ja, man sieht's, diese drey Herrn sind unserthalben ganz gleicher Meynung in der Schule, in der Kirche und selber beym Galgen; sie wollen an keinem von allen diesen drey Orten jemand zusehen oder zuhören lassen, was sie daselbst treiben, ausgenommen Leute, die sie selber gern dabey haben. Diese Gleichheit der drey Herren an allen diesen drey Orten, belustigten die dicken Weiber und Männer eine Weile. Indessen schüttelte jetzt der Richter Kienholz, der dem Hartknopf verwandt war und gar oft bey einem Glas Wein, das er ihm zahlte, über fromme und geistliche Dinge ein weites und breites Gespräch führte, den Kopf und sagte: aber in die Länge kann das doch mit der Schulstube nicht also gehen. Das ist unmöglich, erwiederten ihm alle, und einer fluchte sogar und sagte: das kann so wenig in die Länge also gehn, als der Teufel in Himmel kommt. Andere unterstützten die Hoffnung, daß es damit nicht in die Länge gehen könne, sogar mit dem Sprichwort: strenge Herren werden nie alt.

§. 26.

eh dem Kind, deſſen Geiſt und Herz ſchon in ſeiner Unmündigkeit und in ſeinen Schuljahren zum Dienſtknecht, ich möchte ſagen zum Packeſel ſeines Maulbrauchens gemacht wird.

Doch ich kehre von dem Rath dieſer zur Thüre hingeſtellten Thoren wieder zu meinem lieben Glülphi in e Schulſtube zurück.

Der Pfarrer hatte am Sonntag Abend in allen Häuern anſagen laſſen, daß die Schulkinder alle auf den hlag 8 Uhr in dem Schulzimmer verſammelt ſeyn ſol-, und die Männer und Weiber, die er jetzt wieder geſchickt, waren alle, eben wie auch Glülphi faſt eine rtelſtunde vorher ſchon in der Schulſtube. Von den ndern aber mangelten um halb neun Uhr noch viele, d die, die jetzt noch mangelten, waren alle beſtimmt Kinaus den Häuſern der größten Lumpen und aus einigen rgeſetztenhäuſern. Die Kinder der Gertrud und auch jenigen, die mit wundergebigen Matadoren und ihren eibern ankamen, waren die erſten und auch des Rudis nder, die mit der Gertrud auf den Schlag 8 Uhr ankamen. as ganze Dorf war im höchſten Grad über das, was lülphi in der Schule vornehmen werde, geſpannt, und es ar ſchon ſeit ein paar Tagen in allen Winkeln darüber n großes Gerede, was er alles mit den Kindern anfange. Darum ließen ſich auch die Matadoren und ihre Weiber ſo

ungerne aus der Schulſtube herausſtellen. Dieſes Gerüth war aber auch natürlich, indem der Junker ſchon vor etlichen Tagen Drehſtuhl, Hobelbank, eine kleine Schmiede, einen Ambos, und Nähkiſſen, Spitztrucken und Spinnräder und noch viel dergleichen Sachen für die Schule ins Pfarrhaus bringen ließ und Glülphi hatte auch wirklich in den erſten Tagen, da er ſich entſchloſſen, Schulmeiſter in Bonnal zu werden, ſich vorgenommen, gleich im Anfang den wörtlichen Unterricht in ſeiner Schule mit allen dieſen Arbeitsgattungen zu verbinden; aber Gertrud zeigte ihm ſogleich, daß dieſes nicht möglich und daß er damit anfangen müſſe, ſich genau an das zu halten, was die Kinder bisher gelernt, ſo wenig es auch ſey und ſo ſchlecht ſie es auch mögen gelernt haben. Er ließ alſo Drehſtuhl, Hobelbank, Nähkiſſen und Spitztrucken für einmal im Pfarrhaus ſtehen, wo ſie ſtanden und fieng die Schule mit Prüfung deſſen an, was ſie konnten, und zwar zuerſt mit den Gebethen und den Bibelſprüchen, die ſie konnten und ließ ſie dieſe auswendig herſagen.

Da Gertrud ihm dieſen Rath gab, ſagte ſie ihm zugleich, er werde dadurch, daß er prüfe, *was* ſie können, wenn er acht gebe, *wie* ſie es können, zugleich auch entdecken, was ſie ſeyen, oder vielmehr wie es mit ihnen in allen Rückſichten ſtehe.

Es war auch wirklich alſo. Bey dem erſten Verſuch, ſie die Gebether und Bibelſprüche, die ſie auswendig konten, ihm vorſprechen zu machen, ſprang die erbärmliche Leerheit, die in ihrem Innern herrſchte und die unglaubliche Ungeſchicklichkeit in dem, was ſie zu können glaubten und

endig daher ſagten, ihm ſo in die Augen, daß dem guten eutenant ſchon in der erſten Schulſtund die Geduld faſt sgieng. Schon der Contraſt, den ihr Anblick mit den orten, die ſie ausſprachen, die aber offenbar in ihrem und Unſinn waren, machte, brachte ihn auſſer Faſſung. es Halloris Kind, dem Neid und Bosheit aus den Augen raus ſahen, ſah ihn mit dem offenbarſten Blick der Frech- it und der unverſchämteſten Verachtung an, in dem es ihm n Spruch auffagte: „Du ſollt lieben Gott deinen Herrn n ganzem Herzen und deinen Nächſten wie dich ſelbſt.“ er es wußte nicht, weder wenn das dich ſelbſt gemeint ſey, ch daß es ein Gemüth habe, und von dem Nächſten wußte gar nichts, als daß ſeines Vaters Bruder beym letzten heidenſchießen am nächſten an den Nagel geſchoſſen.

Des geizigen Rabſer Kind ſagte ihm den Spruch auf: erkauf was du haſt und gieb es den Armen“ — und ch denjenigen: „ſammelt euch nicht Schätze, die der Roſt ßt.“ — Aber als es der Schulmeiſter fragte: ob es auch on einem armen Kinde etwas gegeben? ſagte es gerade aus nein; und ein Kind, das neben ihm ſaß, flüſterte ihm , es müſſe das dem Schulmeiſter anders ſagen. Aber es twortete ihm auch ins Ohr flüſternd: du, ſelber eſſen cht feiſt. Und dieſes Kind meynte im Ernſt nicht, daß ſchuldig ſey, von dem, was ſein ſey, irgend jemand etwas geben, und als ihm nach der Schule einige Kinder ſag- n, es habe bey dem Schulmeiſter mit ſeiner Antwort n ſchlechtes Ey gelegt, ſagte es, ſein Vater und ſeine Mut- r werden doch wohl wiſſen, was recht ſey, und ſie haben m ſchon oft geſagt, es müſſe alles, was ſie ihm geben,

für sich behalten und selber essen, und es sey wie gestohlen, wenn es so etwas zum Haus hinaus trage und es einem andern gebe. Von dem, was ein Schatz oder Schätze seyen, wußte es gar nichts als dieses: es habe schon viel von Schatzgräbern gehört, und daß der Teufel die Schätze, die er unter dem Boden habe, wenn ihm die Schatzgräber recht beschwören können, ihnen herausgeben müsse. — Er hörte dies und noch viel anders, da es ihm jetzt zu thun war, die Kinder keines zu lernen, mit vieler Geduld an und sagte gar wenig darüber.

Aber die Frechheit eines Knaben, der des Hartknopfs Bruders Sohn war, den wir schon kennen, brachte ihn auser Fassung. Er wollte seine Bibelsprüche nicht blos auswendig sagen, er wollte sie auch noch erklären, und da er dem Herrn Schulmeister die heil. X Gebothe auffagte, machte er über ein jedes derselben eine Brühe, die erklären sollte, wie es der liebe Gott mit diesem Geboth eigentlich gemeynt. Doch war er auf seiner Hut und sagte nur dummes Zeug, aber eigentlich nichts Freches und Boshaftes darüber. Seine diesfällige Unverschämtheit war eigentlich nur in seiner Stellung und in seiner Mine sichtbar. Auch ließ ihn der Lieutenant nur mit einem Blick fühlen, daß ihn sein Benehmen ärgere, und daß er mit ihm unzufrieden sey. Aber da er hernach, als er andere Kinder ihre Sprüche auffagen ließ, mehr als eine Viertelstunde lang bemerkte, daß der Bursch immer mit dem Knaben, der neben ihm saß, schwatzte und über Sachen, die er ihm in die Ohren flüsterte, den Muthwillen trieb, wandte er sich plötzlich an diese zwey Schwatzer und fragte nicht den Hartknopf

andern den andern: was ſie mit einander haben? Dieſer agte ihm dann geradezu: der Hartknopf habe ihm erklärt, die es eigentlich mit dem Vten und VIten Geboth ge-enne ſey. — Nun, wie hat ers denn erklärt? — Der artknopf ſtupfte zwar den Knaben und winkte ihm mit em Kopf, er ſolle es nicht ſagen. Aber dieſer war ein erader Kerl, achtete des Winks nicht und ſagte: der Hart-opf habe in Rückſicht auf das VIte Geboth ihm die Erklä-ung gegeben, es ſey ein großer Unterſchied zwiſchen ſtehlen nd ſtehlen; es ſey eine ganz andere Sache, wenn man einem armen Mann als einem reichen ſtehle, und hinzu-ie, es ſey es auch noch ein Unterſchied, ob der Mann, dem an ſtiehlt, ein braver oder ein ſchlechter Mann ſey, oder b er auch ſelber ein Schelm und ein Dieb ſey, und über-aupt ſey nicht alles geſtohlen, das man ſo heiße. Es ſey in großer Unterſchied zwiſchen dem Freveln und dem Steh-en. Wenn man Holz im Wald nehme, ſo ſey das nicht eſtohlen, ſondern nur gefrevelt; und die Jünger, die am Sabbath Aehren abgerupft, haben ſie gewiß auch nicht auf hren eigenen, ſondern auf fremder Leute Aecker abgerupft; nd eben ſo habe das Vte Geboth ſeine Einſchränkungen, nd man müſſe gewiß niemand folgen, der etwas Dummes der Unrechtes befehle.

Der Hartknopf wollte läugnen und ſagen, der andere Knabe habe zu viel geſagt und ihm ſeine Meynung ver-reht. Aber er war dabey ſo verwirrt und betroffen, daß Ulphi ihm anſah, daß er lüge. Er hieß ihn auch blos weigen, aber ſeine Frechheit und der Grad, in dem er von der ſchändlichſten Selbſtſucht eingegebenes Maul-

brauchen bis zum auswendig herplappern verstellter, religiöser Wahrheiten sich selbst verhärtete, machte ihm äusserst Mühe.

Ein anderer Verwandter vom Hartknopf, ein erzdummer Junge, konnte ganze Kapitel von der Bibel auswendig und wollte ihm den 99ten Psalm auswendig sagen; aber er sprach beynahe kein einziges Wort richtig aus, und so wie er es aussprach, hatte kein einziger Vers einen menschlichen Sinn. Stolz über das völlig Auswendigkönnen des großen Psalms machte er denn noch ein Gesicht dazu, daß man nicht sagen konnte, ob die Unverschämtheit oder die Dummheit mehr daraus hervorguckte. Aber Glülphi konnte es nicht mehr ausstehen; er hieß ihn endlich schweigen und sagte ihm: das, was du mir vorsagst, ist nicht der 99te Psalm, das ist eine Toneseley, die kein vernünftiger Mensch für den 99ten Psalm anerkennen wird.

Wohl freylich, erwiederte der Bube, wohl freylich ist das der 99te Psalm, Herr Schulmeister.

Dieser antwortete: ja, wie er gedruckt ist, aber so wie du ihn aussprichst, ist er es nicht. Er ist, so wie du ihn aussprichst, lauter Unsinn, und du hättest besser gethan, du hättest den Eulenspiegel so auswendig gelernt, wie du diesen Psalm auswendig sagst.

Der Bub antwortete ganz unbefangen: Herr Schulmeister, ich kann ihn auch, wenn ihr wollt, so will ich euch etwas daraus aufsagen.

Die Roheit und Frechheit so vieler Kinder war [illegible] erträglich und er sah offenbar, daß einige davon noch [illegible]

gewiegelt waren, ihm frech zu begegnen. Faſt bey allen andern, ſelbſt bey offenbar ſchlauen und verſchmitzten Kindern einiger abgefeimter Dorfmeiſter fand er ihren Menſchenſinn und Menſchenverſtand von allem dem, was ſie aus den Büchern konnten, wie weggewiſcht. Nirgend, nirgend fand er auch nur die Spur eines Willens und eines Strebens, das zu verſtehen oder zu fühlen, was ſie auswendig ſagten, und je größer und erhabener der Inhalt alles deſſen war, was ſie ihm daher plapperten, deſto gefühlloſer und ſtockdümmer ſtanden ſie vor ihm da. Es war beynahe bey der Gertrud Kindern allein, daß er durch auswendig gelernte Gebether und Bibelſprüche Menſchenverſtand und Menſchengefühl in Uebereinſtimmung mit den Worten derſelben angeregt und belebt fand. Doch auch bey einigen Kindern der Anhänger des Pfarrers Flieginhimmel zeigte ſich noch eine etwelche Neigung, das zu verſtehen und zu Herzen zu nehmen, was ſie auswendig konnten und lernen mußten, aber ſie hatten auch allgemein durchaus keine Fähigkeit, ſich beſtimmt und umſtändlich über das, was ſie wirklich einſahen und zu Herzen nahmen, auszudrücken. Dieſe Fertigkeit hatten in der ganzen Schule einzig und allein die Kinder der Gertrud. Das alles machte ſeine Stimmung trotz allem, was er ſich deßfalls vorgenommen, unlieblich. Er ſtand nach der erſten halben Stunde mit ſauerm Geſicht und einem mürriſchen Weſen vor ſeinen Kindern, die ihn ſelber nichts Gutes von ſeiner Schulführung ahnen ließ. Es ſchien ihm faſt unmöglich, auch nur ein Wort in dem belebten Geiſt des mütterlichen Intereſſes und der mütterlichen

Aufmunterung mit den Kindern zu reden, von dem er doch selbst überzeugt war, daß der ganze Erfolg des Schulwesens davon abhange. Er war durchaus in seiner Schulstube noch nicht zu Haus, und so gleichsam in einem fremden Haus verwirrt und unruhig. Das war ihm um so drückender, da er offenbar sah, daß einige Kinder noch aufgewiegelt waren, ihm unfreundlich und frech zu begegnen. Auch Gertrud fühlte sich an diesem ersten Schulmorgen so unbehaglich, als sie sich in ihrem Leben in ihrer Wohnstube nie so unbehaglich fühlte. Die Verlegenheit Glülphis machte ihr Mühe, aber sie war selber eben so verlegen und beyde giengen mit sichtbarer Unzufriedenheit über den Gang, den ihre erste Schulstunde genommen, da es jetzt Mittag läutete, heim.

§. 27.

Der Mund geht jedem Menschen, dessen Seele unruhig bewegt ist, gern zu weit auf, und die Worte, die ihn dann aus seinem zu offenen Mund entrinnen, haben oft sehr böse Folgen.

Der Lieutenant aß im Pfarrhaus zu Mittag. Natürlich war die erste Frage die der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerinn an ihn thaten, wie seine erste Schulstunde abgelaufen. Er antwortete: ich kann eben nicht

hmen, die Kinder haben mir nichts weniger als gutes
lut gemacht; aber ich fürchte, sie haben eben auch über
ich nicht viel zu rühmen gehabt, wenn sie heim kom-
en. Doch ich denke, wir müssen ein Mäß Salz mit
ander essen, ehe wir einander recht kennen, und will
o weiter sehen, wie es geht, ehe ich viel davon erzähle.

Der Pfarrer und seine Frau sahen, daß er sehr be-
gt, aber voller Gedanken sey und nicht gern viel rede.
s Mittagessen gieng auch stiller vorüber, als noch kes-
s, dem Glülphi im Pfarrhaus beywohnte.

Indessen hatte der Hans schon während dem Mittag-
en vernommen, daß Glülphi in der Schule ein Wort
m Eulenspiegel gesagt, das ihm sehr übel aufgenommen
orden.

Es war auch wirklich ein fatales Wort. Er hatte es
um ausgesprochen, so flüsterte ein Kind von den fr-
ehenden Schwächlingen des Pfarrer Fliegimhimmel seinem
achbarskind ins Ohr: hast du auch gehört? er hat,
aub' ich, gesagt, er wollte den Eulenspiegel lieber als die
ibel. —

So und auf andere Weise noch verdreht, ward auch
s Wort diesen Mittag schon allenthalben im Dorf her-
ngetragen.

Doch war hie und da ein Vater und eine Mutter, die
s nicht glaubten, und den Kindern, die das so unglaub-
als es wirklich war, heimbrachten, antworteten: es ist
ht möglich, er kann es nicht so gesagt haben. Andere
r, die das Wort, so wie man es herumtrug, selber
ht glaubten, denen es aber wie eine gemähete Wiese

war, meynten und ſagten unter einander: wenns auch Kinder nicht ganz recht verſtanden haben, ſo müſſe n doch mit einem Mann, der, wenn ihm Kinder Bäuerſch che aufſagen, vom Eulenſpiegel auch nur reden dürfe, cher doch auf ſeiner Hut ſeyn. Nicht nur einer bra bey dieſem Anlaß an, das ſey ungefähr ein Wort, das, ſo der Herr Pfarrer einmal geſagt, es wäre beſ man würde den Katechismus mit Pappe verkleiben, die Kinder ihn auswendig lernen machen.

Die Sache war dieſe. Im Hirzauerwirthshaus ſa ein katholiſcher Bauer zu einem reformirten, der wie andere betrunken war: es ſey doch nicht recht, daß ſe ihrem Catechismus das Meßopfer eine vermaledeite A götterey heißen. — Ja, antwortete der beſoffene Ref mirte, das iſt wahr, und man muß es ſagen, es kann ke Menſch ſelig werden, der das anders anſieht. — Wa ſagſt du, du vermaledeiter Spitzbub? ſagte jetzt der ande wir Katholiſchen werden alle ſelig, aber kein einziger R formirter. Mit dem ſtunden beyde vom Tiſch auf, gri fen einander an, und unglücklicherweiſe hatte der Katho ſche ein Meſſer in der Hand, mit dem er, da beyde i Kampf zu Boden fielen, den Reformirten, ohne daß er im geringſten im Sinn hatte, tödlich verwundete. In de Augenblick, da der Pfarrer den Bericht von dieſem U glück erhielt, ſagte er in Gegenwart des Sigriſten: wollte, ich dürfte dieſe Frage vom Meßopfer in alten techismusbüchern mit Pappe verkleiben, daß kein K mehr eine Sylbe davon zu leſen bekäme.

Der arme Sigriſt aber, der an den Katechismus

s an Gottes Wort glaubte, erzählte, was der Pfarrer
ch für ein böses Wort wider den reformirten Glauben
edt habe. So kam es in aller Leute Mäuler, und es
nun schon 7 Jahre seither, und noch erzählen es ihm
le Leute nach, und zwar nicht wie es wahr ist, sondern
: es der Sigrist verdreht hat, nämlich daß er lieber
lte, er dürfte den ganzen Katechismus mit Pappe ver-
ben, als daß er ihn müsse die Kinder auswendig lernen
hen. — Und mehrere von den jetzigen Gegnern des
arrers wiederholten diese Geschichte und äusserten sich
Rücksicht auf das Wort, das heute dem Glülphi ent-
men, mit einer ängstlichen Bedenklichkeit unter einander,
n könne sich vor Leuten, die unter irgend einigen Um-
nden so ein Wort fallen lassen, nicht genug hüten, weil
n nicht wisse, was sie noch mehr denken als sie sagen.
dere, wie der Hartknopf, redten nicht einmal mit die
Mäßigung, sondern sprachen gerabezu aus: das ist ja
Gotteslästerer, der Lieutenant, wenn wir noch im al
Bund lebten, so wäre das wenigste, das ihm begeg
n, daß man ihn steinigte.

nehmen, wie ſie mir hundertmal den Rath gegeben. — Dann fielen ſtille, wortleere Seufzer zu Gott im Himmel, daß er ihm doch helfe, Schulmeiſter zu ſeyn, wie er es ſeyn ſolle, aber ohne Gottes Hülfe nicht ſeyn könne. Er fühlte jetzt auch wirklich, daß ſein Muth ſich ſtärke, und wie jeder Menſch ſeine belebteſten Gefühle immer in Uebereinſtimmung mit der beſtimmteſten Eigenheit ſeines Seyns und Lebens ausſpricht, ſo ſprach er jetzt das Gefühl ſeines rückkommenden Muths ganz in Uebereinſtimmung mit ſeinem Soldatenleben, und faſt völlig mit eigentlichen Soldatenworten aus. Es iſt in jedem Fall, ſagte er zu ſich ſelber, Schande, ewige Schande, ſeinen Muth zu verlieren; ich darf und ſoll ihn nicht verlieren, und was ich jetzt ſuche, fordert mich zu einem höhern Muth auf, als ein Soldat in einer Schlacht braucht.

Auch Gertrud war mit ſich ſelbſt unzufrieden. Sie fühlte, daß ſie verlegen und enthäuger neben Glülphi in der Schule ſtund, als ſie ſich vorgenommen, aber ſie gab nicht, wie Glülphi meynte, darüber ſeinem Benehmen, ſondern eher ſich ſelbſt Schuld, und ſagte ſchon in der Schule und noch beſtimmter und lebendiger, als ſie aus derſelben heim kam, zu ſich ſelber: in meinem Leben war mir nie ſo unbehaglich unter Kindern, als es mir dieſen Morgen in der Schule war. Ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte keinen Einfluß weder auf Glülphi noch auf die Kinder. Ich ſah, daß alles nicht gieng wie es ſollte, aber ich konnte nicht helfen, und ſtand' ſo ohne Einfluß da, daß ich mich ſchäme, wenn ich daran denke.

Die einzige Entschuldigung, die sie sich darüber machmar: noch kenne ich diese Kinder nicht, und habe auf meiner Wohnstube mich noch nie mit fremden Kindern egeben.

---

§. 29.

ist eine große, eine erhabene Kunst, Vater und Mutter auch nur eines fremden Kinds zu seyn, und beym besten Willen, den ein Mensch dazu haben mag, greift er es im Anfang fast sicher noch ungeschickt an und muß, ehe er es recht kann, sicher noch ein gutes Lehrgeld zahlen.

Sobald Glülphi im Garten 1 Uhr schlagen hörte, gieng in seine Schulstube und Gertrud war schon in derselben, als er dann ankam. Es gieng auch diesen Nachmittag darin wirklich besser. Der Lieutenant gab sich ausserordentliche Mühe, gegen den widrigen Eindruck, den die Kinder diesen Morgen auf ihn machten, gefaßt zu seyn, und Gertrud zwang sich, mitten im Gefühl der Unkunde, in der sie sich lesen, ihr neuen Umgebungen stand, zu der milden, der ununterbrochenen Thätigkeit und der festen, aber liebreichen Aufmerksamkeit, die nicht ermangelte, ihr diese Lage schon heute etwas näher zu bringen. Dieses aber mußte indessen bey allen Sorgfalt und Mühe, die sich beyde

darüber gaben, nichts weniger als leicht. Selber die brävern Kinder antworteten ihnen im Anfang gar nichts, wenn ſie etwas zu ihnen ſagten. Die frechſten und ſchlechteſten waren die erſten, von denen ſie unbefangene Antworten erhielten, und Gertrud und Glülphi fürchteten auch jetzt noch, dieſer Zuſtand der Schüchternheit möchte wochenlang dauern und ihnen ſo lang an den Hauptſachen, die ſie bey den Kindern zu erzielen ſuchen, hinderlich ſeyn. Glülphi ſagte ſelber: ich weiß nicht, wie lange dieſes Fremdſeyn unter den Kindern noch dauern, und noch weniger, wohin es am End noch führen wird. — Dieſes machte ihm um ſo mehr Mühe, da juſt diejenigen Kinder, die ihnen nach andern Kennzeichen die brävſten, gutmüthigſten und hoffnungsvollſten in die Augen fielen, ſich auch als die ſchüchternſten und zurückhaltendſten gegen ſie zeigten. Glülphi und Gertrud fanden dieſen Zuſtand in einem hohen Grad bedenklich. Glücklicherweiſe aber kam der Gertrud in dieſer Verlegenheit zu Sinn, das Baumwollenmarelli könnte ihnen darin ſehr an die Hand gehen. Und ſie hatte hierin ganz recht. Das Marelli iſt faſt mit allen Haushaltungen im Dorf nahe bekannt. Es ſieht ihre Eltern und ſie ſelbſt faſt alle Wochen in ſeinem Haus, und ſo kann es nicht fehlen, wenn es ſich entſchließen wird, einige Tage nach einander ſelber in die Schulſtube zu kommen und Glülphi und Gertrud hierin an die Hand zu gehen, ſo kommt es ganz gewiß dahin, es ihnen leichter zu machen, Eingang und Zutrauen bey den Kindern zu finden und beſonders ihre, ihnen ſo hinderliche Schüchternheit zu beſiegen und ſie zu graden, offenherzigen

rungen und Antworten und einer freundlichen Annahme
ſſen, was man ſagt und ſagen muß, zu bringen, als
ieſes ihnen heute nicht hat gelingen wollen. Gertrud
ntſchloß ſich auch, ſo bald die Schule aus ſey, darüber
it Glülphi zu reden, und war zum voraus überzeugt,
as Mareili werde ihnen dieſen Dienſt, den es eigentlich
icht ihnen, ſondern dem ganzen Dorfe leiſten ſollte, in
einem Fall abſchlagen. Indeſſen thaten ſie doch ſchon jetzt
it einigen beſſerm Erfolg, was ſie konnten und mochten.
Da ſie dieſen Nachmittag nur das Leſen probirten und
ie Kinder ihnen auch ſchon, ich möchte ſagen, um ein
haar weniger unbekannt waren, als dieſen Morgen, ſo
egegnete auch jetzo ſchon weniger, das ihnen in dem Grad
mſtößig und empörend war als dieſen Morgen.

Auch war auffallend, daß der Gertrud Kinder von ei-
igen andern jetzt ſchon als diejenigen erkannt wurden, die
ehr als ſie konnten. Noch auffallender war, daß ſchon
m dieſem Abend einige Kinder ſich von der Gertrud Kin-
ern gern zeigen lieſſen, was ſie ihnen zeigten. Das mach-
e auch den Kindern der Gertrud eine große Freude. Es
ſt auch bey kleinen Kindern ein ſüßes Selbſtgefühl, etwas
u können, das andere nicht können und ihnen damit zu
ienen. Und als Glülphi die Freundlichkeit der Kinder
er Gertrud mit einigen andern ſah, ſagte er zu ihr: dei-
e Kinder verſtehen es beſſer, ſich ihren Kameraden lieb
u machen, als ich es verſtehe, mich meinen Schulkindern
ieb zu machen.

Gertrud erwiederte: es iſt unſtreitig, daß die Kinder
ſich gegenſeitig ſchneller finden und alles lieber von einan-

der annehmen, als von größern Leuten, und, lieber Herr Lieutenant, wenn Sie einmal in Ihrer Schulführung weiter sind, so wird Ihnen dieser Umstand in allem, was Sie an Ihren Kindern erzielen wollen, sehr vortheilhaft seyn.

Diese Ansicht freute Glülphi sehr. Sie gaben sich auch noch diesen Abend alle Mühe, zu thun was sie immer konnten; aber die Ungewandtheit, die sie diesen Morgen so sehr in ihrer Lage drückte, machte sie darin auch diesen Nachmittag noch schwerfällig. Als Glülphi die Gertrud den Abend heim begleitete, war das erste Wort, das er zu ihr sagte, da er in ihre Stube hineintrat: es ist heute noch nicht gut gegangen. Gertrud erwiederte: aller Anfang ist schwer.

Glülphi. So schwer hätte ich ihn doch nicht geglaubt. Aber auch das hätte ich nicht geglaubt, daß ich für das, was ich jetzt seyn soll, so wenig sey, als ich wirklich bin.

Gertrud. Sagen Sie doch das nicht. Sie sind für das, was Sie jetzt seyn wollen und seyn sollen, durchaus nicht wenig; Sie sind nur darin noch ungewandt und Sie müssen denken, kein Mensch kann eine Arbeit schon recht, wenn er sie das erstemal in die Hand nimmt. — Sie setzte hinzu: ich schmeichle Ihnen nicht, aber ich glaube nicht, daß es viele Menschen in der Welt habe, die für das, was sie seyn sollen, ist sich selbst mehr sind als Sie.

Glülphi. Wie darfst du das sagen? Ich habe das

Vaterherz nicht, das mich allein zu dem machen kann, was ich seyn sollte.

Gertrud. Sie haben es in einem hohen Grad, und s ist eben, weil Sie es haben, daß Sie den Mangel der Uebung in dem, was Sie jetzt seyn sollen, so sehr fühlen.

Glülphi. Du weißt nicht, wie mir diesen Morgen u Muth war. Es ergriff mich beynahe ein Widerwillen gegen das Schulhalten, dem ich nicht widerstehen konnte.

Gertrud. Diesen müssen Sie freylich nicht bey sich Wurzel fassen lassen; aber ich bin auch sicher, er war dieses Nachmittag schon nicht mehr so lebhaft in Ihnen als am Morgen.

Glülphi. Es schien mir diesen Nachmittag wirklich o; aber das Bild der Kinder, das mich diesen Morgen o empörte, stand mir auch den Nachmittag noch so lebaft vor Augen, daß ich mich fürchte, dieser Widerwillen möchte sich leicht wieder in mir erneuern.

Gertrud. Haben Sie Mitleiden mit diesen armen Kindern, so wird dieses gewiß nicht geschehen und alles jut gehn.

Dieses Wort: „haben Sie Mitleiden mit diesen armen Kindern" — ergriff Glülphi auf eine unbeschreibliche Weise. Er sah sie, sobald sie es ausgesprochen, mit einem starren Blick an und sagte wie zu sich selber: du hast recht; wäre mein Herz heute mit wahrem Mitleiden gegen die Kinder belebt gewesen, so wäre mir dieses nicht begegnet. — Er warf jetzt auch dieses Widerwillenshalber einen tiefen Blick in sein Herz und sagte zu sich selber: ich bin mir zwar des ernsten Verlangens bewußt, aus die-

[illegible] — [illegible] [illegible] [illegible]

das älteste Kind seines Bruders zu sich in die Kammer und fragte bey demselben dem, was Glülphi diesfalls gesagt, so genau und umständlich nach, daß endlich klar herauskam, es sey ein Mißverstand gewesen und die Sache selber sey nichts mehr und nichts weniger als diese: ein Hartknopfenbub habe seine Bibelsprüche dem Schulmeister auf eine Weise aufgesagt, daß sie wegen ausgelassenen und falsch ausgesprochenen Wörtern in seinem Mund lauter Unsinn waren, und daß er sich dabey auf die frechste und unverschämteste Weise benommen, da habe freylich der Schulmeister zu ihm gesagt, es wäre besser, er lernte den Eulenspiegel auf diese Weise auswendig, als Bibelsprüche. Das war freylich etwas ganz anderes als das, was man im Dorf diesfalls herumgetragen. Dennoch schüttelte das Mareili und der Baumwollenmeyer den Kopf über das Wort und sagten aus einem Munde: Es ist doch ein dummer Streich, daß er dieses Wort gesagt. — In dem Augenblick aber, in dem sie also darüber redten, trat Gertrud in ihre Stube, und der Baumwollenmeyer fieng sogleich an und sagte: es ist unserm guten Herrn Lieutenant in seiner ersten Schulstunde ein Wort entfahren, das im Dorf nicht gutes Blut macht.

Gertrud, die sogleich fühlte, daß er das Wort mit dem Eulenspiegel meyne, erwiederte: Es hat mir auch nicht gefallen, und ich bin recht darüber erschrocken.

Aber weißt du auch, erwiederte das Mareili, wie man jetzt das Wort im ganzen Dorf herumträgt? und erzählte ihr dann, daß man allgemein behaupte, er habe gesagt, es wäre besser, die Kinder lernten den Eulenspiegel auswendig als Bibelsprüche.

Darüber war Gertrud sehr betroffen.

Das Mareili aber sagte: man muß den Leuten darüber auf der Stelle das Maul zuthun.

Gertrud. Wenn's nur Gottes Willen ist, daß man es kann.

Mareili. Ich will's wenigstens probiren. Ich komme morgen, sobald man in die Schule geht, auch dahin, und ich denke, ich werde dieser Haue wohl einen Stiel finden.

Gertrud. Das geb' Gott. Aber weißt du auch, warum ich jetzt eben hier bin?

Mareili. Nein, das weiß ich nicht.

Gertrud. Es ist wunderbar, wie das jetzt zusammentrifft; ich komme eben, dich zu bitten, zu mir in die Schule zu kommen.

Mareili. Um dieses Geredswillen?

Gertrud. Nein, ich komme, dich darum zu bitten, weil es heute in der Schule nicht hat gehen wollen, wie wir es gern hätten und wie es seyn sollte.

Mareili. Aber was soll ich dazu helfen? Ich bin keine Schulmeisterinn.

Gertrud. Das wohl. Aber sieh, Mareili, der Lieutenant und ich sind den Kindern allen ganz fremd, und du kannst nicht glauben, wie sehr das ihm und mir hinderlich ist. Die Kinder geben uns nur keine Antwort und sehen uns an, wie man ein fremdes Thier oder ein Meerwunder ansieht.

Mareili. Das weiß ich wohl.

Gertrud. Dich hingegen kennen fast alle, und es ist

ir unendlich leichter als uns, sie ins Gleis zu bringen, in as wir sie hineinbringen müssen. Darum haben wir dich ringend bitten wollen, einige Tage bey uns in der Schule uzubringen und uns darin an die Hand zu gehen.

Das Mareili fühlte ganz, daß Gertrud darin recht hatte, nd auch, daß es dem Herrn Lieutenant und ihr wirklich n die Hand gehen konnte und antwortete ihr: es ist wahr, s kennen mich fast alle Kinder, und viele, wenn sie nicht echt thun wollten, müssen mich scheuen und in dieser Rückicht sehe ich wohl, daß es euch im Anfang euers Schulmeisterns dienen kann, wenn ich einige Tage bey euch n der Schule seyn kann. Ich will auch sogleich mit meinem Bruder darüber reden; euer Schulwesen liegt ihm so m Herzen, daß er, so sehr er mich auch im Haus nothwendig hat, mir das doch nicht abschlagen wird.

Mit dem gieng das Mareili sogleich zu seinem Bruder, nd dieser antwortete ihm: was wir immer für diese Schule hun können, das ist unsere Schuldigkeit und die Gertrud at ganz recht, sie haben in der Lage, in der sie gegen die Kinder und gegen das Dorf sind, eine Person, wie du bist, m Anfang unumgänglich nothwendig.

Mit Freuden gieng das Mareili wieder zur Gertrud, nd sagte: sie dürfe eine ganze Woche, und wenns nothwendig sey, noch länger in die Schule kommen, und werde alles hun, was es immer könne, dem Herrn Lieutenant und hr an die Hand zu gehen.

§. 31.

Das Mareili giebt ein Beyſpiel des Muths, den der Menſch immer hat, wenn er ſich in einer Sache und an einem Ort recht zu Haus fühlt.

Die Schule war den folgenden Morgen kaum angefangen, ſo ſtand das Mareili in der Schulſtube. Sobald es die Thür aufthat, ſtanden eine Menge Kinder und beynahe alle ſeine Spinnerkinder auf einmal von ihren Plätzen auf, ſprangen ihm entgegen und ſagten zu ihm: das iſt auch brav, daß du zu uns kommſt. — Aber es ſchüttelte den Kopf ob ihrem Aufſtehen und ihm Entgegenlaufen, und ſagte zu den Kindern: was iſt das? geht im Augenblick an eure Plätze und an eure Arbeit, und ſchämt euch, es ſoll kein einziges von euch auf dieſe Art von ſeinem Platz aufſtehn, ohne den Herrn Lieutenant zu fragen.

Ja, ja, erwiederten die Spinnerkinder, aber es freut uns auch ſo, daß du zu uns kommſt. — Und das Mareili; aber mich freut es nicht, euch zu ſehen, wie ihr da ſeyd; es iſt, wie wenn ihr keinen Meiſter hättet und niemanden was nachfragtet. Wenn ich bey euch wäre, ich wollte euch lehren, bey den Büchern ſo ſtill ſitzen und ſo fleißig ſeyn, als ihr es bey den Baumwollenrädern ſeyn müßt, wenn ihr euer Brod dabey verdienen wollt.

Die Kinder entſchuldigten ſich und ſagten alle: ſie wollen gewiß recht thun und brav lernen.

Nun, nun, erwiederte das Mareili, aber ich bin jetzt

gentlich nicht um deswillen, ſondern um einer ganz an-
ern Sache willen da; es geht im Dorf ein unverſchämtes
ügengeſchwätz herum, der Herr Lieutenant habe zu euch
eſagt, ihr thätet beſſer, ihr würdet den Eulenſpiegel
uswendig lernen als Bibelſprüche. Das iſt zwar
in ſo unſinniges Wort, daß man hätte denken ſollen, es
ätte es kein vernünftiger Menſch geglaubt; aber ſo ſehr es
uch eine Schandlüge iſt, ſo iſt es doch im Dorf herum-
etragen worden, als wenn es wahr wäre; und wenn
h wüßte, daß es eins von euch wäre, das dieſe Schand-
ige heim gekramt, ich würde es auf der Stelle vom Platz
ehmen und mit ihm zu ſeinem Vater oder zu ſeiner Mut-
r gehn und es dann lehren, da die Wahrheit zu ſagen
nd ſeine Lügengeſchwätz zurückzunehmen. Es ſetzte hin-
1: ich weiß genau, was der Herr Lieutenant geſagt.
Mit dem Wort zeigte es dann auf den Hartknopfenbub
nd ſagte: wenn ſo ein dummer Burſche Bibelſprüche,
ie ein Papagey, daher ſagt, daß lauter Unſinn darin
t, und hinten und vornen kein Menſch ihn verſteht,
nd noch dazu unverſchämt und frech iſt und ſein Maul
raucht, ſo hat denn der Herr Lieutenant doch wirklich recht,
enn er zu einem ſolchen Eſelskopf ſagt: du thäteſt beſſer,
1 lernteſt den Eulenſpiegel ſo dumm und ſo unſinnig aus-
endig, als du deine Bibelſprüche dumm und unſinnig
uswendig lernſt und daher ſagſt.

Einige Kinder wurden ob dieſer Rede des Mareilis
uerroth, denn ſie fühlten, daß ſie daheim die Sache nicht
ollends ſo erzählt, wie das Mareili ihnen jetzt wiederholte,
ß ſie geſchehen.

Das Mareili ſah dieſes Rothwerden ganz klar und war, auch überzeugt, es ſey bey einigen dieſer Kinder wirkliche, abſichtliche Bosheit geweſen, dieſes Wort daheim zu verdrehen, aber es that nicht, als ob es diesfalls etwas merke. Die Menge der andern Kinder riefen ihm laut und unbefangen zu: es ſey wahr, es verhalte ſich alles, wie es ſage, aber ſie ſeyen nicht ſchuld, daß man es alſo verdreht im Dorf herumtrage; ſie haben es daheim nicht ſo erzählt.

Ich will es ſelber glauben, daß keines von euch ſo boshaft geweſen ſey, des Herrn Lieutenants Wort alſo zu verdrehen; aber es iſt doch glaublich, daß einige von euch darüber daheim in Tag hineingeſchwatzt und dummes Zeug darüber erzählt haben. Ich muß euch unverholen ſagen, Kinder, wenn ihr alle daheim es um kein Haar anders erzählt hättet, als genau wie es geſchehen, ſo hätte das Lügengeſchwätz, das man im Dorf darüber treibt, darin gewiß nicht Fuß faſſen können. — Dann ſetzte es noch hinzu: aber das ſage ich euch allen, wenn ich in Zukunft von einem einzigen von euch vernehme, daß es daheim etwas von der Schule erzählt, das nicht ganz wahr und auch nur ein wenig verdreht iſt, ſo will ich Mittel finden, ihm das Maul darüber zuzuthun, daß es an mich ſinnet, und jetzt erwarte ich von einem jeden von euch, der noch einen ehrlichen Blutstropfen im Leib hat, daß er dieſen Mittag ſeinem Vater und ſeiner Mutter, und wen er ſonſt antrifft, beſtimmt ſage und erzähle, was der Herr Lieutenant diesfalls wirklich geſagt und bey welchem Anlaß er es geſagt, und wie das, was man im Dorf darüber herumtrage, faul und falſch ſey.— Dann wandte

s ſich noch an den Hartknopfenbub, der durch ſeine Dummheit und Frechheit des Lieutenants Wort veranlaßt, und agte zu ihm: ſiehſt du jetzt, dummer Junge, wie man damit großes Unrecht thun und großes Unglück ſtiften kann, wenn man Sachen, die, weil ſie hoch und heilig ſind, mit Verſtand ins Aug faſſen und wohl zu Herzen nehmen ſollte, wie ein Eſel in Kopf faßt und wie ein Narr daherplappert, ſo daß Gottes Wort in einem ſolchen Mund ſelber zum Unſinn und zur Aergerniß werden muß.

Das Mareili ward ſo eifrig, daß der Lieutenant und Bertrud es bathen, es ſoll ſich doch mäßigen, die Kinder eyen daran unſchuldig.

Das iſt gleich viel, erwiederte das Mareili, das iſt leich viel, mit ſolchen Sachen läßt es ſich in einem Dorf icht ſpaſſen. Ich ruhe nicht, bis kein Menſch dieſe unerſchämten Lügen mehr in den Mund nehmen darf, und venns einer thut, es mag ſeyn wer es will, ſo werde ich Wege finden, ihm durch das Schloß und dem Junker zu eigen, daß es Mittel gebe, boshaften Verläumdern in olchen Fällen den Mund zu ſtopfen, daß er ihnen zugetopft bleibt.

Die Kinder thaten Maul und Augen auf, da das Mareili ſo redte. Einige ſagten: es thut doch auch gar zu wüſt darob. Andere aber ſagten: es hat doch recht, man at dem Herrn Schulmeiſter das Wort auf eine unverſchämte Art verdreht; und viele, recht viele äuſſerten ſich: er Hartknopf ſey ein dummer Lümmel und ein böſer Bube, und habe ſicher verdient, was das Mareili ihm geagt. Auch ſäumten alle Kinder, ſo bald ſie nach Haus

kamen, keinen Augenblick, ihren Eltern zu erzählen, was das Mareili über die Eulenspiegelgeschichte gesagt und wie es allen Leuten das Maul über dieselbe stopfen wolle, wenn sie es nicht von selber zuhalten wollen; und viele sagten dabey noch: es sey doch nicht recht, wie man dem Herrn Schulmeister das Wort verdreht.

Dieser Bericht der Kinder aber wurde von den Eltern gar ungleich aufgenommen. Viele ließen ihnen aus dem, was sie jetzt zur Entschuldigung des Herrn Schulmeisters anbrachten, gar nichts gehen und sagten ihnen: sie haben die Eulenspiegelgeschichte selber nicht vollends so erzählt, wie sie jetzt sagen, daß sie vorgefallen. Andere sagten ganz kurz: sie mögen jetzt sagen was sie wollen, das Wort mit dem Eulenspiegel sey ein unverschämtes Wort gewesen und das Mareili habe seine gute Gründe, warum es dasselbe verkleistern und den l. Herrn Schulmeister darüber weiß waschen wolle, aber andere Leute haben nicht, wie es, gleiche Gründe dafür. Auch das sagten, insonderheit in den großen Häusern, viele Eltern: der Baumwollenmeyer und das Mareili fangen, seitdem sie an den Sonntagen Abend zu der vornehmen Gesellschaft ins Pfarrhaus kommen, an, sich in Sachen zu mischen, die sie nichts angehen. Es könne ein jeder des Lieutenants Worte auslegen, wie er wolle, und der Baumwollenmeyer und seine Schwester haben das nicht vorzuschreiben. Es werde sich aber etwa wohl zeigen, wie der Herr Schulmeister dieses schlechte Wort etwa noch durch andere, die er zu demselben hinzu setzen werde, noch selber erklären werde. Auch viele Spinnereltern wollten dieses Worts halber auf beyden Achseln

ien und ſagten zu ihren Kindern: miſchet euch in nichts,
s der Schulmeiſter geredt hat und auch was er ferner
n und ſagen möchte, wir mögen keinen Verdruß we-
mit dem Mareili noch mit der andern Parthey haben.

---

§. 32.

r Menſch hat unrecht, wenn er in irgend einer Sache das, was Gott und die Natur vorangeſtellt, zurückſetzt und hintennach ſtellt.

Nachdem das Mareili ſo ſeine Eulenſpiegel- und Hartpfengeſchichte abgethan, ſetzte es ſich an den Schultiſch
d ſagte: was ſagt ihr dazu, Kinder, wenn ich jetzt ein
r Tage da bleibe und euerm Herrn Lieutenant helfe
ulmeiſtern?

Alle Kinder, die es kannten, erwiederten: das wär' h brav, das wär' auch brav.

Mareili. Was meynt ihr? wollt ihr mir auch recht gen?

Ja freylich, ja freylich, riefen eine Menge Kinder und ige ſetzten hinzu: wir kennen dich, und wenn du uns r winkſt, ſo verſtehen wir, was du willſt und was du nſt.

Mareili. Verſteht ihr den Herrn Schulmeiſter noch nicht ſo wie mich?

Die Kinder ſchwiegen. Nur eins ſagte: wir dürfen nicht ſo mit ihm reden wie mit dir.

Mareili. Und mit der Gertrud?

Kinder. Auch nicht ſo gar.

Mareili. Ich will euch lehren, daß ihr vor dem Abend ſie verſtehen und mit ihnen reden dürfet wie mit mir.

Mit dieſem Wort wandte es ſich gegen den Herrn Lieutenant und ſagte ihm: jetzt kommen Sie, und fragen Sie ein Kind nach dem andern, was Sie nur wollen. Ich will ſehen, ob ſie auch nicht über alles luſtig und freudig Antwort geben können, wie wenn ich ſie fragen würde.

Der Lieutenant ließ ſich das nicht zweymal ſagen. Er gieng mit ihm von einem Kind zum andern, fragte es, was ihm in Sinn kam und das Mareili nahm dann das Kind, das er ſo fragte und das ihm nicht antworten durfte, lachend bey'm Kopf, bey der Hand oder bey den Ohren und ſagte: Antwort', antworte geſchwind, was dir in Sinn kommt, aber munter und luſtig und laut. Es gieng keine Viertelſtunde, ſo antworteten ihm ſchon einige Kinder laut, munter und beſtimmt auf ſeine Fragen, und es dünkte ſie ſelbſt luſtig, daß ſie das Mareili [illegible], aber freundlich bey'm Kopf und bey den Ohren nahm, um ſie zu zwingen, das Maul aufzuthun und nicht mehr ſchüchtern zu ſeyn. Etliche fiengen jetzt ſchon an, lachend zu antworten und Munterkeit und Scherz in ihre Antworten

hineinzubringen. Darüber zeigte dann das Mareili und der Lieutenant seine herzliche Freude, und diese Kinder nußten dann ihre frohen und lustigen Antworten laut wiederholen. Ueber ein paar solche muntere Antworten achte die ganze Schulstube mit dem Lieutenant, und jetzt war die Schüchternheit im Antwortgeben fast bey allen Kindern dahin, und die schüchternsten und bescheidensten waren jetzt die, so ihm die heitersten und ungezwungensten Antworten gaben. Es war auch Glülphi auffallend, daß jetzt offenbar diejenigen Kinder, die vorher aus Frechheit und Unverschämtheit am ungezwungensten antworteten, nunmehr in dem Grad ihm bedächtlicher und gezwungener antworteten, als die bravern und unschuldigern ungezwungener und freymüthiger wurden.

Indessen fuhr jetzt Glülphi mit seinen Kindern in der Ordnung fort, wie er es mit der Gertrud abgeredt hatte. So wie sie ihm gestern Bibelsprüche auswendig sagen mußten, machte er sie jetzt in der Bibel lesen. Sie lasen fast alle sehr schlecht. Das war aber noch nicht das schlimmste, das schlimmste war dieses, daß das, was sie lasen, für sie gleichsam in einer andern Sprache war, als in der, in der sie gewöhnlich redten, was sie reden konnten. Es war auch, ausser der Gertrud Kinder, so viel als keines im Stand, den Sinn dessen, was es gelesen, aus freyem Mund und in seiner gewohnten Sprache zu wiederholen. Glülphi erwartete darüber auch nichts anders. Er wußte schon längst, daß man in allen schlechten Quernschulen das Lesenlehren auf eine Weise betreibt, als wenn es das Redenkönnen gar nichts angienge. Aber

ſo ſehr er dieſfalls auch nichts anders erwartete, ſo nöthig waren ihm doch die Folgen dieſes unſinnigen Benehmens. Er ſah es als die erſte dringendſte Bedürfniß im Unterricht an, daß man für das Redenlernen, das offenbar dem Leſe- und Schreibunterricht vorhergehen müſſe, nichts thue, und das letzte, das beſtimmt nur eine tödtliche Art des Redens ſey, zu lehren ſuche, ehe man für die Erlernung des Redenlehrens irgend etwas gethan hat. Er fühlte vor allem aus die Nothwendigkeit, hierin zu helfen; aber es war ihm ſchwer, ſeine Mundſprache vor den Kindern ſo fremd, als die Bücherſprache, in der ſie leſen lernten. Dem Mareili hingegen war es gar leicht; ſeine Sprache war mit derjenigen der Kinder vollkommen die nehmliche, und es fühlte ſogleich, daß es hier beſſer als der Lieutenant helfen könne. Wenn nun die Kinder einen Bibelſpruch geleſen und mit aller Mühe, die ſie ſich gaben, doch nicht in ihrer Hausſprache herausbringen konnten, was er eigentlich ſagen wolle, ſo ſagte das Mareili ihnen denn ſeinen Inhalt in ihrer Hausſprache vor, und ſie wiederholten das, was es ihnen ſagte, ſogleich mit Leichtigkeit, und viele von dieſen kamen ſchon an dieſem Tag dahin, den Inhalt einiger der leichteſten Stellen, die ſie geleſen, ſelber ohne des Mareilis Hülfe, in ihrer Sprache ausdrücken zu können. Man kann ſich faſt nicht vorſtellen, wie ſehr das neue Gefühl, dieſes zu können, einige Kinder freute. Viele, viele ſagten mit einem Blick, der dem Mareili heiter zu danken ſchien, nein, nein, das hätten wir doch nicht geglaubt, daß wir das ſo geſchwind lernen könnten. — Auch Glülphi dankte dem Mareili und

agte: du haſt mir dieſen Morgen meiſterlich gezeigt, wie ehr du uns dienen und helfen kannſt. — Es war auch virklich auffallend, in welchem Grad die Kinder dieſen Morgen ſchon heimiſcher und freundlicher waren und wie offenbar faſt alle Augenblicke mehrere von ihnen ſich den Kindern der Gertrud näherten und ihnen ſagten: wir lernen gewiß jetzt auch alles, was ihr könnt; und das freut uns, das freut uns.

§. 33.

Nur der verſteht es, eine Schule wohl zu führen, der wohl weiß, worauf es im Leben ſelber täglich und ſtündlich ankommt, wenn man gut und mit heiler Haut durch die Welt kommen will.

Das Mareili aber achtete auf dergleichen Augenblicksreuden der Kinder nicht viel. Es wußte, daß ſie bei unezogenen Kindern ſo unbedeutend und vorübergehend ſind, ls Sonnenblicke, die an einem ſtarken Regentag zwiſchen icken und ſchweren Wolken hindurch ſchimmern und von enen die Bauern ſagen: „Sonnenblick Regendick," und ar überzeugt, daß nur Anſtrengung und Ausharrung rgleichen Entſchlüſſen bey Kindern Feſtigkeit und Dauer rſchaffen können. Es war ihm alſo vor allem auch das

Wichtigſte, ſich ſicher zu ſtellen, daß die Kinder von der Stund an daran gewöhnt werden, in der Schule ihre Kräfte weit mehr anzuſtrengen, als es bisher geſchehen. Im ernſten Gefühl dieſes Bedürfniſſes ſtellte es ſich jetzt oben an die zwey Schultiſche, nahm eine Stellung an, wie wenn es in ſeiner Werkſtube ein halb Dutzend ſchlechte Spinnerweiber muſtern und in Ordnung bringen wolle, und ſagte dann zu den Kindern: Kinder! wiſſet ihr noch, was der Herr Pfarrer am Sonntag in der Kirche zu der ganzen Gemeinde geſagt hat? das nehmliche will und muß ich jetzt euch auch ſagen. Wollt ihr in der Welt etwas Rechtes werden, oder wollt ihr darin von eurer Jugend auf bis ans Grab ſchlechte, unnütze, zu nichts taugliche und brauchbare Menſchen ſeyn und bleiben, und auf eine Weiſe aufwachſen, daß ihr nothwendig dumme, elende Creaturen werden müſſet, die ſich in keinem Fall zu rathen und zu helfen wiſſen, wie es ihnen nothwendig iſt, und wie ſie ſollten? oder wollt ihr Menſchen werden, die das recht können und recht verſtehen, was der Menſch können und verſtehen muß, wenn er mit Gott und Ehren durch die Welt kommen und unter allen Umſtänden, die ihm begegnen möchten, wie ein verſtändiger und wohlerzogener Menſch ſich zu rathen und zu helfen wiſſen ſoll? - .

Natürlich ſagten alle Kinder, ſie wollen brave und rechte Leute werden und in der Welt nicht wie Lumpengeſind und armſeliges, unvernünftiges Pack erſcheinen.

Das Mareili antwortete ihnen: ich glaub es gar wohl, daß ihr alle brave Menſchen und Ehrenleute werden wollt, aber ihr müßt nicht glauben, daß das ſo leicht ſey. Wa

s Häneli nicht lernt, das kann der Hansel nicht. Wer
ie Jugend nicht brav anwendet, der kommt in jedem Fall
einem schlechten Alter, in dem ihm nie wohl seyn und
wohl werden kann. Es braucht viel, recht viel zu ver-
ien und zu können, wenn man mit Ehren will durch
Welt kommen, und man lernt nichts, gar nichts recht,
nn man sich nicht große Mühe dafür gibt und Tag und
cht darob sitzt. Denket nur beym elenden Spinnen,
nn ihr träge seyd und euch nicht alle Mühe gebt, was
)tet ihr aus? Es ist mit allem, was man in der Welt
ien muß, die nehmliche Sache, wenn man nicht früh
) spat darob ist, und ich muß es sagen, in den Schulen
)er kann man träge werden und zwar noch eher als in ir-
)d einem braven Haus. Wenn ihr das nicht zu Herzen
)mt, was ihr lernen sollt, und Kopf und Händ' nicht
ist und unverdrossen dabey haltet, wie beym schwersten
schäft, das ihr daheim machen müßt, so wird nichts rech-
aus euch werden und es wird weniger nützen, in der
chule gewesen zu seyn, als wenn ihr zu Haus Holz ge-
eitet, Baumwolle gesponnen oder sonst etwas Nützliches
)d Nothwendiges gethan hättet.

So redte er über eine Viertelstunde mit dem größten
fer und sagte denn noch: es kommt nicht darauf an, daß
etwa über das oder dieses besser schwatzen lernet, als ihr es
t könnt, es kommt darauf an, daß ihr auch ein verständi-
und thätiges Leben angewöhnet, und daß ihr die Mit-
die euch dazu helfen können, euch mit Fleiß und An-
ngung einübet, bis sie euch geläufig und so zu sagen
andern Natur geworden.

Die Kinder horchten mit groſser Aufmerkſamkeit zu, und verſprachen ihm alle, fleiſsig zu ſeyn und ſich alle Mühe zu geben, etwas zu lernen. Dann ſagte das Mareili noch: trauet euch nicht ſo wohl, Kinder; der Menſch iſt ſchwach, und vergiſst ſo leicht, was er ſich vornimmt. Bethet alle Morgen und alle Abende fleiſsig, daſs euch der liebe Gott helfe, eure guten Vorſätze auch recht zu erfüllen.

Auch Glülphi und Gertrud ermahnten ſie jetzt zum fleiſsigen Bethen und ſagten beyde: ihr werdet ſonſt leicht wieder vergeſſen, was euch das Mareili geſagt und was ihr mir verſprochen.

Die Schulſtunde war eben vorüber. Die Kinder ſtanden auf und drängten ſich alle faſt unwillkührlich um das Mareili herum. Es both allen die Hand und ſagte: gib mir jetzt noch die Hand darauf, daſs du nicht vergeſſen wolleſt, was du mir heute verſprochen.

Dann bothen ihnen auch Glülphi und Gertrud die Hand und ermahnten ſie, nicht zu vergeſſen, was ſie heut verſprochen.

§. 34.

Menſch lebt in Kräften und durch Thaten.

ter im Dienſt der Kräfte und Thaten be-
elfen das menſchliche Leben —

te und Thaten im Dienſt der Wörter
nthelfen das menſchliche Leben.

---

war ein ſchöner Morgen. Glülphis Muth ſtärkte
nderbar und ſo, daß er am End des Morgens zu
ſt ſagte: noch keine Schlacht hat beym Anfang ei-
ldherrn mehr erſchreckt, als mich heute der Anfang
Schulmeiſterverſuchs, aber auch hat noch nie ein
edeutender Umſtand die Anſicht eines Feldherrn von
lchen Schlacht ſo ſchnell und plötzlich geändert, als
cheinung des Baumwollenmareili's in meiner Schule
e Anſicht, die ich noch geſtern von dem Erfolg mei-
hule hatte, ſchon heute verändert.
war auch wirklich alſo.
: niederſchlagende Anſicht, die ihm geſtern ſo miß-
:, verlor ſich mit jedem Augenblick. Die Kinder
i ihm zuſehends einzeln lieb und in dieſer beſſern
ung erregte die nehmliche Anſicht der Schlechtheit
Kinds, die ihn geſtern empörte, warmes Mitleiden
er Seele. Er fühlte in dieſem Mitleiden eine Kraft
entfalten, die ihn jetzt doppelt freute, weil ſie ihm
ſo ſehr mangelte. Das Mareili konnte er nicht

genug anſtaunen. Es war ihm unbegreiflich, wie es beym Baumwolenauswägen und beym Garn einnehmen zu der Fähigkeit, die Menſchen hinzubringen, wo es ſie haben wollte, und beſonders zu der unwiderſtehlichen Kraft, mit den Leuten reden zu können, die es an ſeinen Kindern erwieſen, gekommen.

Er redte über das ganze Mittageſſen mit dem Pfarrer über den Eindruck, den das, was das Mareili, das doch ganz gewiß auſſer der Bibel und ſeinem Gebethbuch noch kein anderes Buch in der Welt geleſen, mit den Kindern geredt hat, auf ſie gemacht habe, und ſie fanden beyderſeits, die innere, höhere Kraft der Beredſamkeit ruhe gar nicht auf der Kenntniß der Redekunſt und ihrer Formen, ſondern auf der lebendigen, geiſtigen und gemüthlichen Fülle, mit welcher ein Menſch den Gegenſtand, über den er reden will, in ſich ſelber aufgenommen, und dem hinwieder auf dem lebendigen Intereſſe, das man hat, ſich dem, mit dem man redet, dieſen Gegenſtand auf eine Art, die er zu faſſen geneigt und geſchickt iſt, deutlich und klar zu machen und mit Beweggründen, die ſichern Eingang bey ihm finden, für denſelben zu gewinnen. Alles, was das Mareili zu den Kindern redte, ſagten ſie ferner, lebte und lebte ſchon als Erfahrungsſache in dem Geiſt und dem Herzen ſeiner Kinder; darum wirkte auch jedes Wort, das es redte, ſo ſehr auf ſie.

Die Herren endeten ihr Geſpräch über dieſen Gegenſtand mit der Bemerkung: nur das, was in geiſtiger, gemüthlicher und phyſiſcher Uebereinſtimmung mit dem ſtehe, was das Individuum, mit dem man redet, wirklich ſei, oder

, nur das iſt für daſſelbe wirklich Wahrheit; aber es für daſſelbe auch eine wortleere, ſtille und darum auch s Innerſte eingreifende Wahrheit. Jedes Gerede aber, s nicht in ſolchen, in das innere Weſen des Manns, t dem man redt, eingreifende Wahrheiten hat, jede ortfülle, die für den Mann, zu dem ſie geredt, im Er- rungsgang ſeines Lebens nicht einen belebten Hinter- und hat, iſt für denſelben ein elendes Geſchwatzwerk d eine armſelige Maulbräucherey, und kann ihm e böſen Folgen herbeyführen, die dieſes groſſe Haus- ttel der ſelbſtſüchtigen Verirrungen unſers Geſchlechts, Maulbraucherey, durch ihre Täuſchungen und Anma- ngen demſelben herbeyzuführen gewohnt iſt. Und Glül- i fügte dieſer Bemerkung noch eine Stelle bey, die er mal aus dem Tagebuch eines ſeiner Freunde ausgeſchrie- i: „Wörter ſind nichts als ein Hülfsmittel der nach Eul- altung und thätlicher Wirkung ſtrebenden, menſchlichen Kräfte, das ſich in Schall und Laut durch den Mechanis- nus des Munds ausſpricht und durch denjenigen des Ge- hörs wieder empfangen wird. An ſich iſt das Wort alſo in nichtiger, leerer Schall, und es wird dem, der redet, ur durch ſeine Uebereinſtimmung mit der Kraft und Wahrheit, in der es von ihm ausgeht, und bey dem, der s hört, nur durch die Uebereinſtimmung mit der Kraft und er Wahrheit, die es in ihm antrifft, zu etwas mehr als u einem leeren Schall, zu einer Realität. Darum iſt uch das Wort des kraft- und thatenloſen Manns, ſo wie s in ihm liegt, ſpreche es ſich in bürgerlicher Scheinweis- eit oder in religiöſer Scheinſalbung aus, nichts anders

„als ſo ein leerer Laut, geeignet das Abſterben des Manns, „der es ausſpricht, durch den Sinn des Gehörs zu beur„kunden und verſtändlich zu machen, denen es durch den „Sinn des Geſichts nicht genugſam in die Augen zu fallen „vermag. Es iſt wahr, das Wort des unerweckten, kraft-, „willen- und thatenloſen Manns, ſo ſehr es auch in eines „andern Mund einen erhabenen und tiefen Sinn haben „mag, iſt in ſeinem Mund nichts anders als ein leerer, eit„ler Laut, der ihm und einem jeden Mann, der ihm gleich iſt, „zu einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus geht.“

§. 35.

Wenn dein Aug heiter iſt, ſo iſt dein ganzer Leib heiter, und wenn dein Aug dunkel iſt, ſo iſt auch dein ganzer Leib dunkel.

Froh und freudig eilte Glülphi, da es Ein Uhr ſchlug, wieder in ſeine Schule. Gertrud und das Mareili waren ſchon wieder da, als er ankam.

Oh, wie viel beſſer gieng es ihm jetzt ſchon als geſtern! Was ihn noch ſo vor wenigen Stunden empörte, erregte jetzt ſein Mitleiden, und was ihm da noch mächtig erzürnte, deſſen erbarmte er ſich jetzt. Er drückte jetzo einem Knaben, der ihn geſtern ausſpottete und noch heute ein hämiſches Geſicht gegen ihn machte, liebreich die Hand, und ſagte

m: armes Kind, ſey doch nicht ſo, du ſchadeſt nur dir
lber. — Mit jedem Augenblick fielen ihm jetzt die Kin-
r mehr einzeln ins Aug. Der ihn verwirrende und ſo
hr mißſtimmende Eindruck der Schlechtheit des ganzen
aufens war gleichſam in ihm verſchwunden. Sie ſan-
n ihm jetzt im Gegentheil alle Augenblicke mehr als ein-
ln vor Augen und näherten ſich ſo immer mehr ſeinem
erzen. Alle Augenblicke kam ihm jetzt an dieſem oder
n jenem Kind, das ihm geſtern ganz verſchroben vorkam,
as eine oder das andere unverſchroben und ſogar liebens-
ürdig vor.

Gertrud hatte ihn geſtern ſchon darauf aufmerkſam
macht, daß nicht alle Kinder allgemein und gar nicht
le gleich, ſondern die einen in dieſem, die andern in je-
em, die einen auf dieſe, die andern auf jene Art verſchro-
n ſeyen, und daß mitten in dieſer Verſchrobenheit der
ne dieſes, der andere jenes Gute an ſich habe, der eine
ſe, der andere jene vorzüglichen Anlagen beſitze, die,
enn ſie auf eine gute Art angeregt und belebt würden,
r anderweitigen Verſchrobenheit deſſelben, ſo viel als von
bſt ſich entgegenſetzen, und dadurch mitwirkende Entfal-
ngs-, Bildungs- und Stärkungsmittel ihrer allgemeinen
äfte und Anlagen werden.

Das wurde ihm jetzt mit eder Stunde heiterer. Es
ren dieſen Nachmittag ſchon nicht mehr blos der Ger-
d und einige wenige andere Kinder, bey denen er einen
ten Erfolg ſeiner Bemühungen zuverſichtlich hoffte. Er
te beynahe kein einziges mehr im völligen Dunkel des
bels ins Aug, der ſich geſtern in ihm über das Ganze

der Anſicht dieſer Kinder verbreitet. Er konnte nicht anders, er mußte von dem einen und dem andern ſchon heute zu ſich ſelber ſagen: es iſt mir, als ob es nicht das nehmliche Kind ſey, das mir geſtern vor Augen ſtand.

Die Folgſamkeit, die Ordnung, die Thätigkeit, die das Weſen alles Schulſegens macht, ſchien ihm ſchon an dieſem Tag durch das Mareili errungen; und als er ihm am Abend für das, was es diesfalls geleiſtet, gedankt, ſagte er zugleich zur Gertrud, wenn das gute Mareili mir meinen Schulſegen in dem, was auſſer mir iſt, geſichert, ſo haſt du mir ihr in dem, was in mir ſelbſt liegt, gegründet, indem du Mitleiden und Erbarmen für meine Kinder in meine Seele hineingebracht, ohne welche, wie ich es heiter ſehe und tief fühle, alle äuſſere Hülfe, die ich für meine Schule erhalten könnte, ohne alle Folgen ſeyn würde.

Und er hatte ganz recht. Sein Mitleiden und ſein Erbarmen haben ihn ſelber bey allen großen und hohen Anlagen, die er hiefür hatte, zu einem ganz andern Schulmeiſter gemacht, als er geſtern noch war. Da er alſo die Wirkung des Mitleidens und Erbarmens auf die reine Entfaltung der hohen Muttertreu, die in der Gertrud Stube, auf deren Fundamente er ſeine Schule begründen wollte, Statt fand, ins Aug faßte, fiel ihm in dieſem Augenblick der Bibelſpruch in den Mund: „wie ein Vater ſich über ſeine Kinder erbarmet, ſo erbarmet ſich der Herr über alle die, ſo ihn lieben“ — und er mußte zu ſich ſelber ſagen: wie ſich Gott über die erbarmet, die ihn lieben, alſo muß ich mich über die Kinder dieſes Dorfs erbarmen.

wenn ich sie wahrhaft liebe und wahrhaft ihr Schulmeister seyn will. — Und dann setzte er noch einmal hinzu: ohne diese hohe Kennzeichen der Göttlichkeit und Reinheit der menschlichen Liebe ist es unmöglich, das Resultat der Freyheit, des Frohsinns und der Unschuld in der Anstrengung der menschlichen Kräfte zu erzielen, das die Wohnstube der Gertrud zum Heiligthum Gottes macht und ohne welches zu erkämpfen, es mir wahrlich nicht der Mühe lohnen könnte, Schulmeister in Bonnal zu seyn.

So redte jetzt der Mann, den nur vor ein paar Tagen in solcher Eckel gegen alles Schulhalten ergriff, daß er fast an keinem Kind irgend etwas Gutes mehr sah, und soweit war seine diesfällige Stimmung schon heute, wieder geändert.

Es gieng auch von jetzt an alle Tage besser in der Schule. Das Mareili kam bis am Freytag alle Morgen und alle Nachmittag in dieselbe. Am Samstag kam es nicht, weil es an diesem allgemeinen Freytag (Speditionstag) nothwendig in seiner Baumwollenstube seyn mußte.

§. 36.

Abermal wenn dein Aug finster ist, so ist auch dein ganzer Leib finster, und deine Werke sind Werke der Finsterniß.

Indessen die gute Gertrud diese Zeit über alle Tage bey Ulrichi in der Schule zubrachte, gieng sie im Heimweg

faſt jeden Abend noch beym guten Rudi verbey. Sie hatte ſeinethalben wegen der Meyerin noch nicht alle Hoffnung verloren. Edelmüthig, wie ihre Freundin war, konnte Gertrud keinen Augenblick zweifeln, daß ſie bey dem guten Rudi ohne Vergleichung glücklicher ſeyn würde als bey dem Ochſenfeißt, den die Vogtin ihr ſo zudringlich anempfahl. Was den Rudi noch beſonders darüber in guter Hoffnung erhielt, war dieſes, daß er als ſicher vernommen, die Meyerin habe über den unverſchämten Brief, den der reiche Tropf an die Untervögtin geſchrieben, gelacht und ihr, da ſie ihn ihm ſelber zeigte, darüber keine Antwort gegeben. Auch meynte er, er habe ſeit einiger Zeit bemerkt, ſie begegne ihm, wo ſie ihn antreffe, immer freundlicher.

Indeſſen war die Untervögtin ihrer gemachten Aeuſſerung, wenn eine Sache anfange ſchwierig und mißlich zu werden, ſo müſſe man die Mühe, die man ſich vorher darüber gegeben, denn verdoppeln, völlig getreu. Je beſſer die Berichte für den guten Rudi zu lauten anfiengen, deſto mehr verdoppelte ſie auch ihre Bemühungen, dieſem guten Menſchen ſeine Hoffnungen zu Waſſer zu machen. Die Meyerin konnte keinen Schritt thun, dem die Vögtin nicht nachſpürte. Wenn ſie den Rudi auch nur auf der Straſſe grüßte, ſo vernahm ſie es. Auch bekam ſie wirklich die Nachricht, die Meyerin zeige ſich, wo ſie den Rudi immer antreffe, gegen ihn ſo freundlich, als ſie immer nur könne und dürfe. Die Vögtin verſuchte das Aeuſſerſte und man möchte wirklich meynen, es könnte dem Teufel nicht zu Sinn kommen, was ihr alles, dieſe Sache zu hindern, in den Kopf ſtieg. Aber das meiſte

te ihr doch, und war umsonst versucht und ge han. lich, nachdem ihr vieles gefehlt, kam ihr gar in Sinn, wolle den unnatürlichen Eckel, der die Meyerin so t anwandle, für diesen Zweck benutzen und ihn gegen Rudi kehren, wie er bisher gegen den Ochsenfeißt hrt war. Sie ließ zu diesem Endzweck allenthalben Dorf ausstreuen, die gestorbene Frau des Hübelru- habe das fallende Weh gehabt, und man habe deut- Spuren, seine Kinder möchten vom gleichen Uebel ftet werden, wenn sie es nicht schon seyen, mit dem tz, diese Krankheit schleiche sich bey nervenkranken Leu- und in unreinlichen und unordentlichen Haushaltungen t ein. Und da diese Frau wirklich eine lange Reihe Jahren nervenkrank war, und es auch eben so lange hrem Haus immer bis zum Eckel unreinlich aussah; te die Untervögtin, dieses Gerücht werde unfehlbar im rf Fuß greifen und auch bey der Meyerin ihres Eckels ver am allerleichtesten Glauben finden, sobald es ein- im Dorf nur ausgesprochen würde. Aber zum Glück den Rudi erwahrte sich auch hier das Sprichwort: n Gott wohl will, dem mag niemand über, und wer em Nächsten eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Es gieng zwar gar nicht lange, so entsprangen, man ßte nicht wie und woher, auf einmal die sonderbarsten rüchte über diesen Mann. Man sagte sich im ganzen rf die schandbarsten, unflätigsten Dinge über ihn ins r, schonte weder der Frauen unter dem Boden noch unmündigen Kinder. Ich darf nicht ins Maul ne- n, was man alles sagte, und erzähle das einige davon,

man ſagte über die Frau ſelig, ihre Gühter ſeyen, b'hi uns Gott davor! eine Art Weh geweſen, das den Kinder ſelber noch im Blut ſtecken könne, und das Liſeli mach in Hornes Namen Augen, daß man ſo etwas fürchte müſſe, wenn mann's nur anſchaue. — Der Teufel hätt nichts erfinden können, das ſchlauer ausgedacht geweſen in der Meyerin eine Art von Entſetzen gegen den Rud hervorzubringen, und auf dieſe ſeine Hoffnungen ſcheitern zu machen.

Es erſchütterte die Meyerin, da das Gerücht ihr zu Ohren kam, durch und durch, und wenn ſie nur eine Viertelſtunde gewartet hätte, daß der Schrecken darüber ſich in ihr ſetzen und der Ekel dagegen hätte Fuß greifen können, ſo wäre der Untervögtin ihr Abſehen wie gewiß wenigſtens ſo weit gerathen, daß ſie den Rudi auch nicht mehr hätte heurathen können, wenn ſie hintennach ſchon zehnmal vernommen, daß an allem nichts wahr wär.

§. 37.

Der Wahrheit Licht und der Liebe Flamme leuchtet in die hinterſten Winkel der Finſterniß und bringt ihre Werke an den Tag.

Aber ſie ſprang zu ſeinem Glück in allem Feuer auf das erſte Wort, das ſie hörte, zur Gertrud, und redte in

ieſem Feuer mit einer Heftigkeit, die dem Eckel, den ſie cher gefaßt hätte, wenn ſie ſich gemäßigt, nicht Platz ab. Das rettete den guten Rudi.

Sie ſtampfte in der erſten Minute, in der dritten hatte e Thränen in den Augen.

So lange ſie ſtampfte, ließ ſie Gertrud fortreden; da hr aber Thränen in die Augen kamen, nahm ſie ſie bey er Hand und ſagte: du dauerſt mich, aber du biſt be-ogen.

Wer wollte doch auch Satans genug ſeyn, denn gera-en Wegs ſo etwas zu erſinnen, wenn gar nichts dahin-r wäre? ſagte die Meyerin mit fortdauerndem Eifer.

Ich will nicht ſagen wer, erwiederte Gertrud, und ſah ie Meyerin bey dieſem Wort ſteif an; aber jemand, uhr ſie fort, hats gethan und erfunden, das iſt gewiß, nd du kannſt es daraus abnehmen, daß man von allem ieſem über den Rudi kein Wort erzählt, ſo lange er ein rmer Mann war und von dir nichts wußte, und es aber etzt herum trommelt, da man hört, daß er dich bekom-nen ſollte.

Bey dieſem Wort kam der Meyerin wie ein Blitz in Sinn, die Untervögtin könnte dahinter ſtecken.

Gertrud aber gab keinen Wink, daß ſie diesfalls gegen jemand in ihrem Herzen einen Verdacht habe, und ſagte nur: es mag jetzt Mißverſtand oder Bosheit die Urſache dieſes Gereds ſeyn, ſo iſt ſo viel gewiß, die Sache iſt nicht wahr, und an deinem Platz würde ich mich darüber nicht in Eifer bringen laſſen, ſondern ruhig der Wahrheit

oder Unwahrheit der Sache auf die Spur zu kommen suchen.

Die Heftigkeit der Meyerin war jetzt schon vorüber. Sie sagte ruhig zur Gertrud: du bist doch unpartheyisch.

Diese antwortete: bewahr' mich Gott, daß ich dir einen Mann anrathen sollte, der dir hintennach, so wie du bist, wenn er auch unschuldig wäre, zum Eckel werden müßte.

Du bist brav und gut, sagte jetzt wieder die Meyerin.

Und Gertrud: wenn ich dir nur immer lieb bleibe und es dir wohl geht.

Die Meyerin erwiederte: ich thue jetzt, was du mir gerathen, und will für einmal weder glauben, daß etwas, noch daß nichts daran wahr sey.

Ohne es der Gertrud zu sagen, war der Verdacht, die Vögtin möchte daran schuld seyn, schon in die Seele der Meyerin gedrungen, und sie war lebhaft entschlossen, vorzüglich und vor allem dieser Spur nachzugehen. Sie traf auch gleich bey ihrem Haus eine Wäscherin, die Krummhäuslerin, an, die sie als eine Erzschwatzerin kannte, und oft bey der Vögtin gesehen, und fragte sie: ob sie die verstorbene Frau des Hübelrudis gekannt? Diese säumte dann nicht, von dem Unglück dieser Frauen und dem fallenden Weh, das sie manchmal beym Neumond überfallen u. s. w. zu erzählen.

Die Meyerin sah ihr steif ins Gesicht und ward von der Art, wie sie es erzählt, überzeugt, daß sie das selber nicht glaube. Sie gieng ihr auf eine andere Weise zu Leib, und brachte mit einem Trinkgeld und dem Verspre-

en, es ihr nicht auszubringen, endlich heraus, was sie hnete.

Aber so sehr sie die Aussage der Wäscherin zufrieden ellte, so spurmte ihr dennoch, es könnte, wo nicht viel, ch etwa wenig hinter der Erdichtung selber stecken, die e Vögtin im Dorf herumgebothen. Das alte Sprich- ort: „es ist kein Räuchli ohne Feueli" — wollte ihr ch gar nicht aus dem Kopf.

Sie konnte nicht anders, sie mußte noch lange und auf le Weise nachforschen, ob denn gar nichts dahinter stecke. s fand sich auch gar nichts. Selber die rauhe Hallerin, e zehen Jahre mit dem Rudi unter einem Dach gewohnt nd dabey mit ihm und mit seiner Frauen beständig im treit gewesen, sagte: sie könne nicht sagen, daß nur das eringste von diesem Gerücht wahr sey, und setzte hinzu: wäre etwas anders, wenn man sagte, sie sey eine lie- rliche Frau gewesen und ein Narr, und habe den lieben ott mit Bethen und Müssiggehen zwingen wollen, daß in der Welt anders gehe als es geht, u. dergl.; aber aß sie die fallende Sucht an ihr gehabt oder über ihren ann solche Klagen geführt, und daß er ein Unflath sey, ie man jetzt sage, das sey hundertmal nicht wahr, wenn an es auch hundertmal sage. — Und so war's allent- alben; es kam nichts heraus, als daß es Lügen und Aber- gen seyen.

Hingegen vernahm sie durch ihr Nachforschen alle Tage eue Umstände von seinem alten Elend, von seiner Geduld nd seiner Gutmüthigkeit; und das brachte ihr den Rudi eden Tag näher ans Herz.

§. 38.

Es iſt für arme Leute in der Welt oft eine ſchwere Sache, Recht zu ſuchen und Recht zu finden; Wohl denen, die Hülfe dazu finden.

Der Rudi ſelber war einer der letzten Menſchen im Dorf, der dieſe böſe Nachrede gegen ſeine Frau ſelig vernahm. Er weinte die hellen Thränen. Ach, mein Gott! — ſo redte er eine Weile mit ſich ſelber — ach, mein Gott! daß mir jetzt auch noch das begegnen muß, und daß die Leute auch ſo entſetzlich bös ſind. — Und denn bald darauf: es iſt jetzt, denke ich, mit meiner Hoffnung auf die herrliche Meyerin auch vollkommen aus. Wenn ſie ein Wort dergleichen vernimmt, ſo erſchrickt ſie darob, daß ſie keinen Augenblick mehr an mich denken darf, und ich müßte ihr zum Herzen hinaus fallen, wenn ich ſchon ſiebenfach darin wäre. —

Es kam dem guten Menſchen noch kein Sinn daran, daß die Untervögtin dahinter ſtecke; aber er wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen.

Mit der Gertrud war es nicht völlig alſo. Ob ſie gleich im Anfang den Gedanken aus ihrem Herzen entfernen wollte, daß die Vögtin daran Schuld ſeyn könnte, ſo kamen jetzt ſo viele Umſtände hervor, daß ſie nunmehr vollkommen davon überzeugt war. Und als ſie ihren guten Rudi ſo in tiefem Jammer darüber verſunken ſah, konnte ſie nicht mehr unthätig dabey bleiben. Aber ſich ſelber in dieſer Sache zu helfen, fühlte ſie ſich ſo wenig fähig als der Rudi ſelber.

Sie tröſtete den Rudi mit wenig Worten, lief aber ſpornſtreichs zu dem Baumwollenmareili, von dem ſie wußte, daß es ſich in ſolchen Fällen beſſer als ſie zu helfen verſtand, um ſich bey ihm Raths zu erholen, was in dieſer Sache zu thun ſey.

Das Mareili, das auch ſchon von dieſem Gerücht gehört, erwiederte: man muß in aller Eil ſuchen, der Sache auf die Spur zu kommen und trachten, daß man es der Vögtin erweiſen könne, daß das Gerücht von ihr herkomme; das übrige wird ſich denn ſchon geben.

Ja, erwiederte Gertrud, wenn nur das möglich iſt, aber ich weiß nicht, wie es anſtellen. Und das Mareili: Laß das nur mich machen; ich kenne die Lumpenleute ſchon, die die Vögtin zu Streichen von dieſer Art gebrauchen kann, und es fehlt nicht, ich will dieſer Sache noch vor dem Abendrod auf der Spur ſeyn. Geh' jetzt du mir wieder heim und laß mich machen.

Gertrud gieng jetzt und ſagte noch im Gehen: wenn's nur Gottes Wille iſt, daß dir das nicht fehlt.

Es fehlte ihm nicht. Gertrud war kaum eine Stunde wieder bey Glülphi in ſeiner Schule, ſo ließ ſie das Mareili herausrufen und ſagte ihr: es habe ſchon zwey im Rechten gültige Männer zu Zeugen, daß die Vögtin zwey Tage nach einander zu ihren Weibern gekommen und bey ihnen in Weites und Breites von der böſen Krankheit, mit der es Rudis Frau befallen geweſen, gemacht, und wie man den Kindern in den Augen anſehe, daß ſie die nehmliche ſchreckliche Krankheit gefahren; ſie habe eine von dieſen Frauen ſogar beyſeits genommen und ihr im Vertrauen ge-

sagt, sie sey in einer großen Verlegenheit, man gehe von mehreren Seiten ihre Schwägerin, die Meyerin an, daß sie den Hübelrudi heirathe, und es thue ihr in der Seele weh, und mache ihr bang, sie in eine Haushaltung hineingehen zu lassen, wo sie dergleichen Unglücke zu erleben gefahre; sie dürfe es ihr aber nicht sagen, weil sie glauben würde, es geschähe aus Mißgunst und Neid, weil sie wisse, daß sie den Hübelrudi nicht gerne habe; sie müsse sie demnahen dringend bitten, die Sache im Dorf, wo sie immer könne und möge, anzuregen, daß es der Meyerin von allen Seiten zu Ohren komme u. s. w.

§. 39.

Die höchste Lobrede einer Obrigkeit ist das allgemeine Vertrauen, das der Arme und Schwache im Land auf sie hat.

Die Gertrud freute sich wie ein Kind über diese Nachricht, aber so sehr sie auch das Mareili freute, so war dieses damit noch nicht zufrieden. Es sagte, wir müssen und dürfen jetzt nicht auf dem halben Wege stehen bleiben, die Vögtin muß mir wissen, was sie getyan hat und du mußt, sobald die Schule aus ist, und wenn du kannst, früher, mit mir ins Pfarrhaus; der Herr Pfarrer muß dem Junker auf der Stelle schreiben, was diesfalls vorgefallen; das Uebrige wird sich denn wohl von selbst geben.

Sie giengen auch wirklich, ſobald die Schulſtunde vorber, mit einander ins Pfarrhaus, und erzählten dem H. Pfarrer umſtändlich, was diesfalls begegnet und wie weit e der Quelle dieſer Unverſchämtheit auf der Spur ſeyen.

Der Pfarrer fragte der Sache ſehr ſorgfältig und umändlich nach und das Mareili nannte ihm die zwey Männer, die zu der Ausſage, die es ihm hinterbracht, ehen würden, wenn es nothwendig wäre, und wiederolte ihm denn ihre Ausſagen noch einmal mit Beſtimmteit. Der Pfarrer verſicherte jetzt die zwey guten Weiber, aß er ſogleich die nöthigen Schritte thun werde, der anen Frau unter dem Boden zu ihrem Recht und dem uten Rudi aus ſeiner diesfälligen Noth zu helfen. Es ieß dann dieſe zwey Männer noch dieſen Abend zu ſich ommen, fragte auch ſie über das, was die Vögtin diesalls mit ihnen und mit ihren Frauen geredt, genau aus, nd als er ſich der Bosheit dieſes Weibs, der Verruchtheit ihrer Mittel, ſo wie der rechtlichen Beweisbarkeit dieer teufliſchen Handlung ganz überzeugt hatte, bath er die wey Zeugen, für einmal niemand zu ſagen, daß er mit hnen darüber geredt, war aber am Morgen darauf beynahe vor Tag ſchon beym Junker und erzählte ihm den anzen Vorfall mit allem, für ſeine Beweisbarkeit nöthigen Belegen.

§. 40.

Sind unsere Zeiten für einen solchen Rechtsgang zu schlecht, oder ist ein solcher Rechtsgang für unsre Zeiten zu schlecht?

Der Junker, empört über die Vögtin, gerührt über den Rudi, und erfreut über den Erfolg der Nachforschungen des Mareilis, sprach jetzt wie in einer Begeisterung plötzlich das Wort aus: dieser Erzlumpenstreich muß mir, wenn's Gottes Wille ist, die Meyerin noch zur Braut des guten Rudis machen.

Von diesem unerwarteten Ausspruch überwunden, sagte der Pfarrer mit inniger Rührung: wenn das auch möglich wäre, wie glücklich wäre dieser Lumpenstreich für diesen guten Menschen!

Wir wollen jetzt fort und dann in Bonnal sehen, was hiefür möglich, erwiederte jetzt der Junker, eilte, so sehr er konnte, fortzukommen, ließ die zwey schnellsten Pferde, die er im Stall hatte, anspannen und legte den Weg nach Bonnal in so kurzer Frist zurück, als er dieses noch nie gethan.

Im Pfarrhaus absteigen und der Vögtin sagen lassen, sie solle auf der Stelle ins Pfarrhaus kommen, der Junker sey da und lasse sie rufen, war die Sache des gleichen Augenblicks. — Natürlich erschrak die Vögtin über diesen Bericht, doch ahnete sie nur nicht, was die Ursache davon seyn möchte. Auch ihr Mann schüttete ob diesem Be-

richt den Kopf und ſagte zu ſich ſelber: das iſt doch eine onderbare Art, eines Untervogts Frau in ein Pfarrhaus ufen zu laſſen. — Doch ſie mußte gehen und gieng. Aber ie war todtblaß, als ſie im Pfarrhaus in die Stube hin- intrat und den gnädigen Herrn fragen wollte, was er u befehlen habe. Aber der Junker ließ ſie nicht einmal um Reden kommen. Sie hatte kaum die Thüre aufge- han, ſo fuhr er ſie mit dem Wort an: weiſſe du, was nan thun muß, wenn man einen Menſchen vor ſich hat, er vom Teufel beſeſſen iſt?

Sie erwiederte am ganzen Leib zitternd: Gnädiger Herr! wie ſollte ich das wiſſen?

Und Arner: ich will dir; wenn du es nicht weißt, an ir ſelber zeigen; ich will dir den Teufel, von dem du eſeſſen, auf eine Weiſe austreiben, wie er dir in deinem eben noch nie ausgetrieben worden iſt.

Wuth und Furcht ergriffen jetzt die Vögtin miteinan- er. Sie wollte reden, aber ihre Lippen bebten, ihr Hals chwoll ſichtbar unter dem Kinn auf. Sie konnte nicht eden, und mitten in ihrer Wuth nicht einmal ahnen, as Arner meynte und wollte. Jetzt gab er ihr plötzlich Aufſchluß und ſagte: du haſt die verfluchteſten Gerüchte, ie je eine teufliſche Seele gegen eine unſchuldige Frau, ie ſchon im Grab liegt, ausſagen kann, im Dorf herum erbreitet.

§. [illegible]

Es zeiget für Schwierigkeiten in diesem Punkt ganz, und es wird heute, daß er für Ihr [illegible] mit [illegible] Mutter, mit [illegible] auch für die, [illegible] nicht [illegible].

Nun merkte die Magdin, warum es zu thun sey. Sie mischte sich gar nicht ins Buch, durch einen ihr Schweigen. Sie glaubte, weil es nur das anbetraf, so könne sie auf ihres Mannes Schutz mit Sicherheit zählen, und fing nach und nach an, die Partie mit Sicherheit zu nehmen, die ein Richter ganz wohl annehmen kann, die mit dem Glauben, sie können ihre Schuldigkeit ableugnen, und mit dem festen Entschluß, es zu probiren, vor ihnen stehen. Mit dieser Miene und in dieser Stellung sah sie jetzt Amer scharf an und die Magdin sagte so entschlossen als es immer ihr Herzklopfen, das sie zu verbergen suchte, zuließ: Gnädiger Herr! Sie meynen gewiß, ich sey an den Gerüchten schuld, die gegen die verstorbene Frau des Hübelrudi im Dorf herumgehen, aber, ich kann Sie versichern, diese Gerüchte sind gar nicht weniger als neu, sie sind schon bey Lebzeiten der Frau im Dorf herumgegangen; was man jetzt sagt, ist nur aufgewärmt, was sehr viele Leute schon vorher wußten; daran aber, daß das jetzt geschieht, bin ich gar nicht schuld,

und weiß gar nicht, wie das kommt, daß man dieſe Sache im Dorf eben jetzt wieder aufwärmt.

Sie wagte dieſe Sprache in der feſten Ueberzeugung, es dürfe ſie kein Menſch in dem, was ſie hierüber im Dorf ausgeſchwatzt, verrathen und mit dem feſten Entſchluß, ſobald ſie aus dem Pfarrhaus heraus ſey, mit jedermann, der ihr diesfalls etwas ausbringen könnte, zu reden, und alles zu thun, was nothwendig, um einem jeden von ihnen das Maul darüber ſicher zu ſtopfen.

§. 42.

Der Schweizeriſche Bergarzt Schüppach hatte in ſeiner Apothek eine Flaſche mit der Aufſchrift: Der Stärkſte wird Meiſter.

Der Junker verſtand das aber nicht ſo; er wußte ſchon, was an der Sach war, und die erzwungene Frechheit, in der die Vögtin mitten in eben ſo erzwungenem Herzklopfen vor ihm da ſtand, empörte ihn auf eine Weiſe, daß er ſie ſtreng anſah, aber dabey ganz ruhig zu ihr ſagte: du behaupteſt alſo, du habeſt dieſe Gerüchte nicht ins Dorf hineingebracht und nicht darin herumgeboten.

Beydes, der Blick des Junkers und ſeine Frage erhöhten die Angſt ihres Herzens und verwirrten ſie in dem Schelmenmuth, zu dem ſie ſich einen Augenblick vorher

glaubte, erheben zu dürfen, faſt eben ſo ſtark als bey der erſten Anfrage des Junkers. Zitternd ſagte ſie jetzt: ſie habe es gewiß nicht gethan, und ſie werde darüber verläumdet. — Das war dem Junker jetzt genug. Er nahm ihrenthalben ſeinen feſten Entſchluß, und ſagte: wenn das iſt, Frau, ſo ſoll dir Gerechtigkeit widerfahren. Vorläufig will ich dir ſagen, wenn du verläumdet biſt, ſo iſt für einmal der Herr Pfarrer dein Verläumder. Aber du haſt dabey gar nichts zu fürchten, es ſoll dir Gerechtigkeit widerfahren, wie wenn er der geringſte Bauer im Dorf wäre. Wenn du aber ſchuldig biſt, ſo nimm dich in acht; denn ich will kein Spiel mit dieſer Sache treiben, und du bleibſt indeſſen da, bis unterſucht iſt, ob du Recht oder Unrecht habeſt.

Todtblaß und verwirrt erwiederte ſie jetzt: ich werde doch zu meinem Mann heimgehen dürfen.

Nein, erwiederte Arner, du darfſt nicht einen Schritt auſſer das Haus, und ſtehſt von dieſem Augenblick an unter ſtrenger Wacht, bis es ausgemacht iſt, ob du unſchuldig oder eine Verläumderin biſt. Im letzten Fall wirſt du dann ſehn, was weiter begegnet, und wie lange denn das Zuchthaus dein fernerer Aufenthalt ſeyn wird.

In dieſem Augenblick ſah ſie den Harſchier neben ſich ſtehen, fieng dann zu heulen an: ich bin ein unglückliches Menſch! oh, Herr Jeſus! wie bin ich ein unglückliches Menſch! —

Arner kehrte ihr den Rücken, und der Harſchier winkte, ihr, daß ſie jetzt mit ihm komme.

Ich will ja bekennen, ich will ja bekennen, ſagte ſie,

jetzt, hielt ſich mit beyden Händen am Tiſch, der da ſtand und ſchrie immer: ich will ja bekennen, ich will ja bekennen.

Sie bekannte wirklich, ſie habe hie und da zu einigen Leuten geſagt, die Hübelrudin ſey mit der fallenden Sucht behaftet geweſen; aber ſie habe es auch von andern Leuten gehört.

Hierauf fragte ſie Arner: von wem haſt du es gehört, ehe du es ſelbſt geſagt?

Sie erwiederte: ſie könne das jetzt nicht mehr eigentlich ſagen.

Arner ſagte: nun, es wird dir vielleicht wohl wieder zu Sinn kommen, wenn man dich weiter fragt. Aber für einmal iſt mir wichtig zu wiſſen, warum du dieſes Gerücht im Dorf ausgebreitet.

Darüber wollte ſie jetzt nicht mit der Sprache heraus, und wandte ſich wie ein Wurm, dieſes zu verkleiſtern.

Arner ſagte ihr aber gerade heraus, daß er es ſchon wiſſe, und ſetzte noch hinzu: es müſſe ihr ſelber zum Maul heraus, wenn ſie auch daran erſtickte.

Es wollte ihr lange nicht heraus; aber als er wieder um hier bleiben und mit dem Harſchier auf's Zimmer spazieren ſprach, bis die Wahrheit auf einem andern Weg heraus ſey, ergab ſie ſich endlich und ſagte: ſie wolle es um Gottes Namen eben auch ſagen, ſie habe ihrer Schwägerin ſchon lange eine ſehr gute Parthey zugedacht, und aus Furcht, ſie möchte ſich von des Maurers Frau bereden laſſen, daß ſie den Hübelrudi nehme, habe ſie zu diesem unglücklichen Schritt gebracht, der ihr aber jetzt herz-

lich leid ſey, ſie wollte jetzt um alles in der Welt, daß ſie das nicht gethan hätte.

Nun, wenn das dir ſo ernſt iſt, ſo kannſt du deinen Fehler wieder gut machen. Gehe jetzt nur zu deiner Schwägerin und ſag' ihr, daß das Gerücht, das über die geſtorbene Hübelrudin im Dorf herumgetragen worden, faul und falſch ſey, daß du es wie ein ſchamloſes Weib erſonnen, um deinem ſchönen Ochſenfeißt bey ihr ein gutes Spiel zu machen, und ihr den armen Rudi aus dem Kopf zu bringen. Sag' ihr, daß ich alles das wiſſe und du kein Mittel findeſt, der Schande und Spott, den dieſe Handlung verdient, zu entrinnen, als wenn du auf der Stelle zu ihr geheſt, ihr alles bekenneſt, ſie um Verzeihung bitteſt und ihr heilig verſprecheſt, ſie mit deinem Ochſenfeißt in Zukunft ruhig zu laſſen, und wenn ſie ſich allfällig entſchließen wollte, an ſeiner Statt den Hübelrudi zu heurathen, ihn als ihren lieben Schwager zu erkennen, und ihm und ihr alles Lieb's und Gut's zu erweiſen, was eine brave Schwägerin einem lieben Schwager und ſeiner Frauen zu erweiſen vor Gott und Menſchen ſchuldig iſt.

Die Vögtin verſprach dieſes alles zu thun, nur bath ſie, ob ſie doch nicht, ehe ſie es thun müſſe, vorher noch einen Augenblick heim zu ihrem Mann dürfe?

Nein, war wieder die Antwort des Junkers, mit dem Zuſatz: du mußt jetzt ſogleich zur Meyerin gehen und der Harſchier muß dir auf der Stelle nach, zu ſehen, daß du in keines Menſchen Haus hinein geheſt, bis du alles gethan, was du verſprochen.

Sie mußte alſo gehen, aber ehe ſie kam, hatte die
:perin ſich ſchon überzeugt, daß ſie es ſey, die dieſes
rücht im Dorf ausgebreitet.

43.

:r hohe Segen, der auf Entſchlüſſen ruhet, die die Rührung des Herzens hervorbringt.

Die Meyerin ſtand eben am Fenſter und ſah die Un-
vögtin auf eine Weiſe gegen ihr Haus zuſpringen, wie
ſie in ihrem Leben nie ſpringen geſehn. Sie ſah auch
i Harſchier hinter der Vögtin eben ſo ſchnell nachlaufen,
:r dachte doch nicht daran, daß das Geſchwindgehen von
)den zuſammen gehöre, that aber doch ihr Fenſter auf
d rief der Vögtin über die Gaſſe hinaus zu: was doch
s ſey? ob ihr ein Unglück begegnet?

Dieſe antwortete ihr aber nicht, ſondern ſprang, was ſie
nnte und mochte, ins Haus hinein, und that dann unter
eulen und Jammer, was ſie mußte, wiederholte aber
iſchenhinein mehr als einmal, daß ſie ein unglückliches
eutſch ſey, und daß ſie es doch gewiß nicht bös gemeynt
ibe.

Die Meyerin konnte eine Weile nicht Mitleiden mit
r haben, ſo erbärmlich ſie ſich auch gebehrdete und heulte,
Gegentheil, ſie freute ſich recht königlich, daß ihre Schwä-

gerin für den verruchten Streich, den ſie den Hi
ſpielen wollte, den Lohn bekommen, den ſie verdient
ſie aber am meiſten freute und zugleich lachen machi
daß ſie ihr verſprechen mußte, im Fall der Rudi ihr
werden ſollte, eine brave und freundliche Schwäg
ihm zu ſeyn. Doch lachte ſie nicht lange. Der gan
fall, wie er auf des Rudis Schickſal Einfluß haben
und dann die Theilnahme der Gertrud, des Mareil
des Junkers ſtanden ihr jetzt lebhaft vor der Seele
konnte nicht anders, ſie mußte zu ſich ſelber ſagen:
Gottes Führung. — Und es ergriff ſie plötzlich eine ſ
me, neue Anſicht alles deſſen, was begegnet, und ein
Andrang aller Beweggründe, die ſie zu einem Entſchl
den guten Rudi bringen konnten, daß ſie es jetzt ſo ge
ausſprach: ich kann es mir nicht verhehlen, er iſt mi
— So wie ſie das ausgeſprochen, überließ ſie ſich be
ſelber unbewußt dem Gefühl dieſer Liebe, und der G
ward ihr, ehe ſie es ahnete, geläufig: ich kann mit
ich kann in ſeiner Haushaltung ſo glücklich werden, (
keiner andern, die ich kenne. Und nun war ſie von (
Augenblick der hohen Rührung ergriffen, in welchen
Menſchen ſo oft blitzſchnell in den wichtigſten Angel
heiten entſcheidende Entſchlüſſe nehmen. Was ſie vor
Viertelſtunde nicht dachte, war jetzt vollendet. Sie ſ
plötzlich das Wort aus: ich will ihn in Gottes Na
nehmen — und war jetzt entſchieden. Nachdem ſie
Wort: ich will ihn in Gottes Namen nehmen — ſo
geſprochen, ſtand er ihr gleichſam wie lebendig vor
Seele. Sie vergaß jetzt den Vogt, die Vögtin, den Jun

Gertrud, und ſelber die Gründe, warum ſie ihren Ent-
ß gefaßt, verſchwanden vor ihren Augen; ſie ſah jetzt
ihn vor ihrer Seele und alles, was ihn angieng, ſeine
er, ſeine Matti, ſeine ſchöne Kuh, ſeine Stube und
die Helgen (Kupferſtiche), die darin an der Wand
en. Ihre Rührung ſteigt jetzt in ihrer Stimmung im
höher, Thränen fließen von ihren Augen, — nun riegelt
e Thüre — ſitzt nieder zum Tiſch — nimmt das Gebeth-
von der Wand und bethet laut das Gebeth einer Tochter,
n den heil. Eheſtand treten will, legt dann ihren Kopf
ihre Hände und über das Buch, netzt beyde mit Thrä-
und bethet noch, daß Gott ihren Entſchluß ſegne und
e, ſteht dann wieder auf, trocknet ihre Augen, fühlt
mit ſich ſelber zufrieden und ſagt: ich will in Gottes
men jetzt zur Gertrud und ihr meinen Entſchluß ſagen.
hat es um mich und um den Rudi verdient, daß ſie ihn
, ſobald ich ihn ſelbſt weiß. — Jetzt kleidet ſie ſich an
geht zu ihr hin.

§. 44.

undſchaftliche Liebe und ein kleiner Mißverſtand.

Gertrud ſah ſie kommen, aber mit einem ſo langſamen
ritt, und den Kopf ſo ſehr gegen die Bruſt hinabge-
t, daß ſie zu ſich ſelber ſagte: ſo habe ich die Meye-

rin in meinem Leben nie gegen mein Haus kommen ſ
Es ahnete ihr auch nichts Gutes; im Gegentheil, ſie f
tete, das Gerede wegen der verſtorbenen Frau des H
rudis liege ihr noch unbehaglich im Kopf. Auch war
letzte Wort, das die Meyerin diesfalls mit ihr geredt
eben nicht gar tröſtlich. Jetzt war das Herz der M
rin ſo voll, daß ſie, ſobald ſie in die Stube kam, bey
als ob ſie krank wäre, leiſe und ſchnaubend, aber ſc
zur Gertrud ſagte: ich habe in Gottes Namen jetzt
nen Entſchluß über dieſe Sache genommen.

Gertrud ahnete nichts weniger als den wahren S
der Worte; im Gegentheil, ſie nahm es in einem g
entgegengeſetzten Sinn auf und antwortete ihr mit ſich
rer Betrübniß: du wirſt dich doch wills Gott in dei
Entſchluß nicht übereilen.

Die Meyerin merkte ihren Irrthum und erwiederte
lächelnd: ich habe mich wills Gott nicht übereilt.

Gertrud. (faſt mit naſſen Augen) Und du la
noch. Das iſt doch nicht recht.

Meyerin. Und wenn ich Urſach dazu hätte?

Gertrud. Dazu haſt du keine.

Meyerin. Und wenn du ſelber die Urſache da
wäreſt?

Gertrud. (Mit ſichtbar ſteigender Wehmuth.)
Schweig' doch; du machſt mir Mühe; ich könnte j
bald böſe werden.

Meyerin. (Noch heiterer lachend.) Ich will
wohl wieder gut machen.

Gertrud. (Noch immer im Irrthum.) So ſah ich ich in meinem Leben nie.

Meyerin. Du mußt mich doch auch anhören.

Gertrud. Ich habe dich nur zu viel angehört; geh' etzt doch zu deinem Sonnenwirth.

Meyerin. Du biſt in einem Traum, ich will den Sonnenwirth nicht.

Gertrud. Was? was? ſagteſt du nicht, du ſeyſt ntſchieden?

Meyerin. Ja, für deinen Rudi. Ich kam eben zu ir, es dir zu ſagen.

Gertrud war wie aus den Wolken gefallen. Sie fiel er Meyerin um den Hals, und es war beynahe, als wenn ie an ihrem Hals einſinken wollte, ſo ſehr hatte ſie dieſe reude übernommen. Sie konnte einige Augenblicke nicht eden. Nach einer Weile ſagte ſie: Gott Lob! Gott Lob! — ſchwieg dann wieder ſtill. Auch die Meyerin war eine Beile ſtill und freute ſich des Eindrucks, den ihr Entſchluß uf die gute Gertrud gemacht. Nach einer Weile, in welher beyde einander ſtill und gerührt anſahen, ſagte Gertrud ir Meyerin: ſie habe dieſen Morgen geglaubt, es wäre ute für den guten Rudi der allerſchlimmſte Tag geweſen, n er diesfalls noch ſeit dem erſten Augenblick, in dem er ſie gedacht, hätte haben können.

Und die Meyerin erwiederte: es iſt wahr, der Tag ng bey mir für ihn alſo an, aber eben das, was den Tag ihn ſo bös machen ſollte, hat mich zu ſeiner Braut gemacht und an meiner Schwägerin das Sprichwort erfüllt: wenn das Maß voll iſt, ſo überläuft es" — und denn

noch ein anders: „wer seinem Nächsten eine Grube gräbt der fällt leicht selbst hinein.“ — Einen Augenblick daran aber sagte sie denn zur Gertrud: du, ich bin jetzt zwar ein Braut, aber mein Bräutigam weiß kein Wort davon.

§. 45.

Ein Mann, der das Glück verdient, das auf ihn wartet.

Was sagst du? erwiederte Gertrud, weiß er von allem noch gar nichts? dann springe ich auf den Augenblick hin, mache ihn hieher kommen, der gute Mensch kann sonst diese Nacht abermal nicht gut schlafen.

Meyerin. Aber meynst du, er könne diese Nacht besser schlafen, wenn er es weiß?

Gertrud. Das nicht, aber besser ruhen kann er, wenn er's weiß.

Meyerin. Das Herz klopft mir, wenn du ihn bringst. Wollen wir nicht warten bis morgen.

Gertrud. Das nicht. Ich gehe sogleich. — Mit dem gieng sie zu ihm hin. Der Rudi wußte gar nicht von allem dem, was der Meyerin halber den Tag über vorgefallen und war immer noch in der betrübten und hoffnungslosen Stimmung, die ihn also alb ergriffen, da er das böse Wort vernommen, das man über seine ar

rau ſelig im Grab, herumtrug, als Gertrud in ſeine tube hineinkam. Sein erſtes Wort, das er zu ihr ſagte, ar: liebs Frau! ich kann das Unrecht, das meiner lieben rauen unterm Boden geſchieht, faſt nicht ertragen.

Gertrud wollte ihn in ſeiner Stimmung ſogleich nicht terbrechen.

Er jammerte mit ſolcher Wehmuth, und drückte dieſe Lehmuth mit einem Edelſinn aus, daß ſie ihm gern eine Zeile zuhörte, er ſagte unter anderm: wenn's mir in Got- Namen auch mit der Meyerin ganz fehlt, es thut ir nicht halb ſo weh, als daß man es meiner armen rau unter dem Boden alſo macht. Bei dieſem Wort nnte Gertrud ihn nicht mehr fortreden laſſen, ſo ſehr hrte ſie die Wehmuth ſeiner Stimmung. Sie ſagte jetzt: mußt doch den Muth nicht ganz fallen laſſen, und ch dieſe Sache nicht mehr zu Herzen nehmen, als es oth thut.

Rudi. Ich kann der Betrübniß, die mich diesfalls triffen, nicht widerſtehen.

Gertrud. Gott hat bisher geholfen, er wird ferner fen, und wir haben ja jetzt einen Herrn im Schloß, auch niemand unter dem Boden Unrecht geſchehen , wenn er helfen kann.

Rudi. Wie ſollte er helfen können? Gegen ſolches chwätzwerk iſt kein Recht auf der Welt, und große ermäuler kann kein Herr ſtopfen, ſo gut er auch ſeyn

Gertrud. Du mußt das nicht denken, will geſchwei- es ſagen, vielleicht vernimmſt du noch ehe du ins

Bett gehſt, daß der Junker auch diesfalls mehr ka
ſchon mehr gethan hat, als du jetzt glaubſt. Aber
jetzt mit mir heim, ich habe dir etwas zu ſagen, d
freut.

Und der Rudi: ach, es freut mich nicht ſo lei
was, und ich mag mich heute vor keinem Menſch
gen; wenn du mir etwas zu ſagen haſt, ſo ſag'
doch hier.

Gertrud. Nein, nein, komm' mit mir, ich h
etwas zu ſagen, das ich dir nur in meiner Stube
kann. Es trifft die Meyerin an.

Rudi. Ach, was willſt du mir von ihr ſagen?
iſt mit dieſer Hoffnung jetzt ganz aus.

Gertrud. Laß doch nicht allen Muth fallen
komme doch nur mit mir.

Sie ließ nicht nach, er mußte jetzt kommen; a
bath ſie denn auf der Straße noch mehr als einm
ſoll ihm doch ſagen, was ſie ihm zu ſagen habe, da
wieder heim könne zu ſeinen Kindern. Sie that es
ſo ſehr er in ſie drang, und antwortete ihm noch,
an ihrer Thüre war: ich kann nicht, aber du triffſt
in der Stube an, der etwas von ihr weiß, und der
ber ſagen will.

§. 46.

Die Sonne fangt einem guten Mann an zu ſcheinen.

Mit dem that ſie die Thüre auf und ſah die Meyerin in ihrer Stube.

Den Rudi ergriff eine Bewegung, die im Anſehen nach einer Art von Entſetzen gleich war, für die ich aber einen Namen weiß. Es war das Erſtaunen der Hoffnungsloſigkeit bey der plötzlichen Erſcheinung eines unglaublich ſchimmernden einzelnen Strahls von Hoffnung für eine Sache, nach der ſich ein Menſch lange geſehnt, aber für die er in dem Augenblick dieſer Erſcheinung keinen Hoffnungsfaden mehr findet, an den ſie die Erſcheinung dieſes einzelnen, aber unglaublich ſcheinenden Strahls anknüpfen konnte.

So noch faſt an der Thüre ſtehend, fiel er beynahe an den Boden, als er von dieſem Erſtaunen ergriffen mit ſchwankendem Fuß näher in die Stube hineintreten, und zu dem Tiſche, an dem ſie ſaßen, hingehen wollte; aber die Meyerin ſtand ſo plötzlich, wie wenn ſie ihm zur Hülfe eilen wollte, vom Tiſch auf, gieng dem guten ſchwankenden Mann entgegen, nahm ihn bey der Hand, und ſagte ihm ſo freundlich und ſo anmuthsvoll wie ſie noch nie mit ihm geredt hatte: lieber Rudi, komm, ſitz jetzt zu uns, wir haben jetzt etwas Wichtiges mit einander zu reden. — Er ſtand noch halb ſtumm da, und konnte kaum hervorbringen: mein Gott! mein Gott!

was iſt das?! — Ihr Blick, ihre Stellung, ihr Wort ſchienen ihm wie er ſie wohl wünſchte, aber wie er ſie noch nie geſehen und jetzt weniger als je hoffen zu dürfen glaubte, im Gegentheil, es ſtieg ihm jetzt noch der Gedanken auf, man wolle ihn gewiß noch wegen dem elenden Gerücht, das im Dorf von ſeiner Frau ſel. herumgehe, befragen.

Die Meyerin ſah ſeine Verlegenheit und ſagte, ihm liebreich die Hand drückend: ich glaube, du fürchteſt dich vor dem, was ich mit dir reden will. Das mußt du nicht. Komm, ſitz' jetzt zu mir zu; ich weiß jetzt was ich will und was ich ſoll.

Die Gertrud war ob dieſer Vorrede ungeduldig, und ſagte zu ihr: bring' ihn doch aus der Angſt, und ſag' ihm, was du ihm ſagen willſt.

Die Meyerin erwiederte: nun wenn du nicht warten magſt, ſo ſag' du ihm's doch ſelber, und Gertrud nicht faul, ſprach jetzt das Wort aus: nun denn, lieber Rudi, ſie iſt entſchloſſen, deine Frau zu werden.

Mit dem fiel ſie denn der Meyerin um den Hals, und nun fiel eine Scene vor, die ich dich, lieber Leſer! zu denken bitte, ich kann ſie nicht beſchreiben. Nachdem ſie vorüber, und auch der gute Rudi ſein neues Glück ruhiger zu fühlen anfieng, erzählte ſie ihm denn die ganze Geſchichte des Tags, wie ſie der Wahrheit des böſen Gerüchts ganz auf die Spur gekommen, wie dieſer Vorfall ihr Herz ihm näher und ſie zum Entſchluß gebracht, den ſie jetzt genommen. Dann erzählte ſie ihm auch, wie [illegible] Junker den guten Fürſprech des reichen Ochſenfeißt, [illegible] Schwägerin, in Ordnung geſtellt und ſie dahin gebra[illegible]

ſie ihr verſprechen müſſen, ſeine freundliche gute
ägerin zu werden; wie ſie das alles unter Heulen
Zähnklappern vollbracht und verſprochen, ſie in Zeit
Ewigkeit nicht mehr mit ihrem Ochſenfeißt zu plagen,
wenn ich dich heurathe, deine und meine gute Schwe-
zu ſeyn. Das, ſagte ſie denn, und des Junkers da-
o liebreich verbundene Fürſprache für dich hat mich
h dahin gebracht, daß ich mich mit Gott entſchloſſen
Schritt zu thun.

Man kann ſich die Freude der Gertrud und die Rüh-
des guten Manns nicht wohl vorſtellen. Unwillkührlich
ihm die Worte in den Mund: Gott hat Großes an
gethan; ſeine Barmherzigkeit währet für und für bey
, die ihn fürchten; er erhebt den Niedrigen aus dem
b, den Hungrigen füllet er mit Speiſe, und er ge-
t der Barmherzigkeit.

§. 47.

Eine erhabene Brautſtunde.

So im Innern in ſich ſelbſt erhoben, ſagte er jetzt zu
Neyerin: Gott hat Großes an mir gethan, mein
ſt groß, aber das Glück meiner Kinder iſt noch
r. — Dann einen Augenblick hernach, o, meine Kin-
o, meine Kinder! wie glücklich ſeyd ihr! — Weh-

muth ergriff jetzt den guten Mann, häufige Thränen flo-
ßen von ſeinen Augen. Ich muß heim, um meinen gu-
ten Kindern zu ſagen, wie glücklich ſie und ich nun ſeyen,
ſagte er jetzt plötzlich; aber einen Augenblick darauf, ach,
du kommſt doch mit mir! — Gar gern, erwiederte die
Meyerin, und nun ſtanden ſie beyde ſogleich auf, nahmen
auch Gertrud mit, und ſo giengen ſie jetzt alle zu den lie-
ben Kindern des guten Rudis. Als ſie kamen, ſaßen dieſe
alle bey ihren Rädern, ſpannen fleißig und wiederholten
mit einander das Lied: Wer Gott vertraut, hat wohl ge-
baut, im Himmel und auf Erden. Sie hatten dieſen Mor-
gen der Gertrud verſprochen, es mit einander auswendig
zu lernen und zu ſingen.

Mit einem treffendern Lied hätten ſie doch unwiſſend
derweiſe ihre gute neue Mutter nicht empfangen können;
auch war ſie eben, wie der Rudi, davon äuſſerſt gerührt.
Auf einen Wink der Gertrud ſtanden ſie jetzt von ihren
Rädern auf, und Gertrud ſagte, ehe der Rudi und die
Meyerin zu einem Wort kommen und ſie grüßen konnten,
liebe Kinder, danket Gott, ihr habet jetzt wieder eine neue
gute Mutter. Kommt, kommt, ſeyd nicht ſcheu, bietet ihr
jetzt die Hand. — Die Kinder ſprangen von ihren Rädern
auf, und die Meyerin und der Rudi umfaßten ſie jetzt,
ich möchte ſagen, mit allen Händen, die ſie hatten. Ei-
nige Augenblicke konnten beyde kein Wort hervorbringen.
Doch raffte ſich die Meyerin bald zuſammen, und ſagte
jetzt zu den Kindern: ja, Kinder, ich will von nun an
eyere Mutter ſeyn, und Gott bitten, daß er mir Gnade
gebe, an euch alles zu thun, was ich an euch thun ſoll.

venn ich euere eigene Mutter, und ihr meine eignen Kin-
der wäret. Dann nahm sie wieder eins nach dem andern
ey der Hand, und sagte zu einem jeden von ihnen: werde
in braves, gottesfürchtiges Kind — und dann zu allen
mit einander: euer Vater hat viel mit euch gelitten, aber
der liebe Gott hat geholfen. Er hat jetzt nicht viele Sor-
gen mehr, als für euch; machet ihm Freude; seine Freu-
de wird auch die meinige seyn, liebe Kinder! bethet für
ihn, uns wenn ihr das thut, wenn ihr am Morgen und
Abend für euern Vater bethet, so bethet auch für mich. —
Das letzte Wort, das sie in diesem Augenblik zu ihnen
agte, war: geb' uns Gott seinen Segen! —

Der gute Rudi wiederholte das Wort: geb' uns Gott
einen Segen! — Es war das erste Wort, das er redte,
eitdem er in seine Stube hineintrat. Lange nachher sagte
r kein anderes mehr. — Seine Stille gefiel der Meyerin,
nd rührte sie, daß sie selber zu den Kindern sagte, wir
ollen doch jetzt nicht viel reden; aber so blieb den gan-
en Abend da, und sobald es ihr der erste Eindruck zuge-
assen, fügte sie zur Gertrud, die sogleich ihre Gewohn-
eit nach in der Stube die Hausmutter machte und dies
nd jenes in Ordnung brachte, sie solle ihm jetzt den Ge-
allen thun und still sitzen, und heute in dieser Stube
ichts anrühren; es freue sie jetzt, ein paar Stunden zu
hun, als wenn sie schon die eingesessene Mutter in die-
er Stube wäre. — Dann nahm sie dem kleinen Rudili
en Haspel, an dem er Garn aufwand, und sagte: es
eht dir noch nicht recht — haspelte munter drauf los,
alf den Kindern an ihren Rädern, wo es fehlte, flochte

zweyen die Zöpfe, kochte der Kleinen den Brey, gab dem Engelkind auf ihrem Schooß zu eſſen, zog es dann ab, hielt es eine Weile nackend, wie die gemalte Mutter Gottes den lieben Heiland, auf ihrem Arme — machte dann daſſelbe ſeinen Geſchwiſterten allen gute Nacht ſagen, hielt ihm das Köpfchen an ihre Backen, ſie küßten daſſelbe alle — und es machte allen Ae — Ae —, dann that ſie es ins Bett, konnte faſt nicht von ihm weg, und ſang ihm noch ein Schlaflied vor, bis es entſchlafen. Der Rudi ſtand bey allem dieſem hinter ihr zu wie ihr Schatten.— Er hatte immer ein ſilbern und vergoldetes Halsband mit Granaten und Bollen in einem Papier in der Hand, — Ach, mein Gott! er hatte es unter der Frauen ſelig, einer reichen Bäuerin verlegt, und jetzt, da er es konnte, auf dieſen Fall wieder herausgelöst, und dachte wohl tauſendmal, ſo oft er es anſah, wenn's auch die Frau ſelig wüßte, daß ich wieder dazu gekommen, es würde ſie doch auch freuen. Aber er durfte das Papier der Meyerin faſt nicht geben, ſie merkte es und fragte ihn noch ſelber: was haſt du da in den Händen? — nahm ihm es ab, und trug es dem lieben Rudi zur Freude noch an dieſem Abend zum Hals heim, pflückte dann, als ſie jetzt heim wollte, noch Blumen in ſeinem Garten, und trug ſie in einem Körbchen, das auch des Rudis war, an ihrem Arm.

§. 43.

Eine muntere Anzeige einer Hochzeit in einem Pfarrhaus.

In dieſem Augenblick trat des Junkers Klaus in die Stube, und that die Augen groß auf, als er die Meyerin, ſo wie eine Hausmutter neben dem Rudi und ſeinen Kindern ſtehend antraf. Der Junker hatte ihn hingeſchickt, der Gertrud zu ſagen, er ſey ſeit dieſem Morgen im Pfarrhaus, und wünſche ſie, noch eh' er verreiſe, zu ſehen. Der Klaus ſagte noch zu ihr, er habe auch das Baumwollenmareili einladen müſſen, ins Pfarrhaus zu kommen. Gertrud antwortete: ſie wolle auf der Stelle kommen. — Sobald er aber fort war, ſagte ſie zum Hübelrudi und zur Meyerin: ihr müßt mit mir zum Junker kommen; er muß noch heute und das von euch ſelber wiſſen, daß ihr verſprochen ſeyd; er hat es um euch verdient. — Das hat er, erwiederte die Meyerin, aber ich ſcheue mich doch, es ihm ſchon jetzo ſelber zu ſagen.

So will ich's denn für dich thun, erwiederte Gertrud, aber komm jetzt nur mit mir.

Sie wußte wohl; Gertrud ließ nicht nach, bis ſie ja ſagte und aufſtand. Der Hübelrudi kam recht gerne und freute ſich recht ſehr, dem Junker für alles zu danken, was er auch in dieſer Sache für ihn gethan habe. Sie traten kaum in den Pfarrhof hinein, ſo ſah ſie der Pfarrer am Fenſter, wandte ſich um und ſagte: kommt, kommt

doch und ſeht, was iſt das? der Hübelrudi und die Meyerin kommen mit Gertrud.

Alles ſprang jetzt aus Fenſter und alles ſagte aus einem Mund: die ſind verſprochen — und alles rief aus einem Mund: Gertrud, du bringſt uns eine Braut und einen Bräutigam. — Das bring' ich euch, Gott Lob! das bring' ich euch, erwiederte Gertrud.

Die Meyerin ſtand ſtill und gerührt, und der Rudi hatte auch das Herz voll. Er wollte gern dem Junker danken, denn er dachte in ſeiner Seele, wenn er ſeine ſchöne Kuh nicht im Stall und den Heuſtock und die Matte, die er ihm wieder gegeben, ſo hätte die Gertrud bey aller Liebe und bey aller ihrer Mühe bey der Meyerin doch vor mir kein Wort reden dürfen, und ich wäre der glückliche Menſch nicht, der ich jetzt bin. Aber er konnte nicht reden. Doch alles ſah ihm an den Augen an, was er ſagen wollte; alles ſtand um ihn und um die Meyerin herum, alles both ihnen die Hand und alles wünſchte ihnen Glück. Der Junker vergaß jetzt in der Freude, die er und alle ob dem Rudi und der Meyerin hatten, warum er die Gertrud habe ins Pfarrhaus kommen laſſen. Selber da jetzt auch das Baumwollenmareili zu ihnen kam, vergaß er das. Alles beſchäftigte ſich jetzt mit dem Hübelrudi und der Meyerin, und alle erzählten ſich die Geſchichte dieſes Tags, ſoviel ein jeder davon wußte und daran Theil nahm. Die Meyerin mußte dem Junker beſonders genau und ſorgfältig erzählen, wie ſich die Vögtin bey ihr benommen, da er ſie heute zu ihr geſchickt, und da die Meyerin denn umſtändlich erzählt, wie die ar

röpfinn vor Jammer und Herzenleid faſt vergangen, e zitternd und angſtvoll ſie um Verzeihung gebethen, d wie oft ſie es wiederholt und wie heilig und mit was r einem ſchweren Seufzer ſie verſprochen, wenn es etwa ottes Wille wäre und es mit der Heurath mit dem Rudi n müſſe, wie ſie in dem Fall ihn gewiß als ihren lie- n Schwager anerkennen und in allen Stücken gewiß, wiß gut behandeln wolle. — Alles mußte ob dieſem iligen Verſprechen und ob dieſem wiederholten „gewiß, wiß" herzlich lachen, denn alles kannte die Vögtin und les wußte, daß es ihr weniger weh gethan hätte, wenn auf einmal ihren ganzen Stall Vieh und, ich darf wohl gen, ihren Mann ſelber todt im Bett angetroffen hätte, s es ihr weh gethan, genöthigt zu ſeyn, der Meyerin zu gen, ſie wolle des Hübelrudis Schwägerin ſeyn.

§. 49.

Er hat doch recht und es iſt doch gut, daß er ſie begnadigt.

Wer am lauteſten darüber lachte, das war der Junker. Mit der ganzen Heiterkeit eines befriedigten Frohſinns agte er nun: wir wollen jetzt gern glauben, es ſey ihr eiliger Ernſt geweſen, da ſie ihre Jammer- und Noth-

ſtund ſehr brav überſtanden. Er ſetzte noch hinzu: ſie hat einmal jetzt mitgeholfen, einer Sache, die dem Anſchein nach recht bös werden wollte, ein gutes Ende zu machen, und jetzt möchte ich, daß auch ihrenthalben diesfalls alles abgethan und vergeſſen wäre, und ſie muß mir ihre erſte freundliche Stunde mit ihrem neuen Schwager, ſey es ihr nun ernſt oder heuchleriſch gemeynt, in meiner Gegenwart mit uns im Pfarrhaus zubringen.

Mit dem ſandte er ſogleich ſeinen Klaus hin, ihr zu ſagen, daß ſie zu ihm ins Pfarrhaus komme. Und es war nur erſt, da der Klaus fort war, daß der Junker dahin kam, dem Mareili und der Gertrud zu ſagen, daß er ſie ins Pfarrhaus kommen laſſen, um ihnen herzlich für alles zu danken, was ſie gethan haben und noch ferner thun werden, ſeinem lieben Herrn Lieutenant die ihm ſo neue und ſchwere Arbeit, das Schulhalten, zu erleichtern.

§. 50.

Wie die Vögtin ſich der Begnadigung, die ihr Arner zugedacht, würdig erzeigt.

Indeſſen aber der Junker alſo die Vögtin wieder zu Ehren ziehn und ihrenthalben alles, was ſie gefehlt, als todt und vergeſſen angeſehen wiſſen wollte, that ſie von dem Augenblick an, in dem ſie von der Meyerin weg war,

ichts anders als daheim bey ihrem Mann über den Ehr- und Gott'svergeſſenen, tyranniſchen Zwingherrn zu wüthen, er es ihr des Hübelrudis halber ſo infam gemacht habe. Sie brach in dieſem Wüthen ſogar in die Worte aus: es ehme ſie jetzt nicht mehr Wunder, warum die alten Schweizer ihre Zwingherrn todt geſchlagen oder zum Land inausgejagt, ſeit dem ſie jetzt geſehn, was dergleichen Heren mit Ehrenleuten im Land thun können und thun dürfen. Es war umſonſt, daß ihr Mann ihr hundertmal ſagte, ie ſolle doch nicht ſo wüthen, ſie könne ja nicht ändern, was nun einmal ſo ſey.

Warum haſt du doch den verfluchten Vogtdienſt angenommen? ich wollte lieber, du wäreſt Knecht bey den Türken geworden, als daß du dieſen verfluchten Dienſt angenommen; es wäre alles nicht ſo gekommen, wenn du nicht Vogt wäreſt, ſagte jetzt das Weib.

Aber ihr Mann ließ ſich denn das doch nicht gern ſagen, er erwiederte der Frau; ſchweig mir doch davon, du biſt immer ſo gern Vögtin geworden, als ich Vogt.

Es iſt ein Unglück, antwortete die Vögtin; es iſt ein Unglück; freylich, wenn ich das hätte vorausſehen können, was mir jetzt begegnet, ich hätte mich mit Händ' und Füßen dagegen geſperrt.

§. 51.

Wie die Einbildungskraft krummen Schalken und bösen Narren noch Angst und Schrecken über das hinaus macht, was die Folgen ihrer Thaten ihnen wirklich zuziehen.

Als sie eben das Maul mit dem Wort: „sie hätte sich mit Händ und Füßen dagegen gesperrt" noch voll hatte, klopfte des Junkers Klaus an der Thüre. Sie sah ihn plötzlich am Fenster, wärd todtblaß und sagte zu ihrem Mann: um Gotteswillen, was ist das schon wieder? geh' doch du und red' mit ihm; das Herz klopft mir, wie wenn ich sterben müßte.

Der Vogt schüttelte unzufrieden den Kopf, daß er so allemal hingehen müsse, wo sie nicht gerne hingehen wolle. Er gieng aber doch und kam bald mit dem Bericht zurück: sie müsse ins Pfarrhaus, der Junker lasse sie rufen.

Vögtin. Geh' doch du für mich, ich bitte dich um Gotteswillen, geh doch du für mich.

Vogt. Ich darf nicht, es geht nicht, du mußt gehen, und ich mag auch nicht allenthalben hingehen wo du nicht willst und dann um deinetwillen wie ein Narr dastehen.

Vögtin. Hättest du doch dem Klaus gesagt, ich sey todt krank und liege im Bett.

Vogt. Das ist eine Narrenrede. Er hat dich ja unter dem Fenster gesehn und gegrüßt. Du kannst nicht anders, du mußt gehen.

Vögtin. Ich gehe nicht. Lasse ihm meinethalben sa-
n, was du auf der Welt willst, ich gehe nicht.

Vogt. Aber weißt du, wie er den Treufang auf der
agbare im Bett und in der Perücke hat abholen und un-
die Linde bringen lassen? und willt du es darauf an-
mmen lassen, daß er mit dir auch so ein Spektakel treibe?

Vögtin. Jesus! Jesus! ich darf nicht gehen.

Vogt. Du darfst gehen und mußt gehen; er wird
h nicht fressen; du hast ja alles gethan, was er dir be-
hlen.

Vögtin. (beynahe heulend.) Aber wenn er damit
ch nicht zufrieden ist und mich einsperren läßt?

Vogt. Er thut das nicht. Er thuts gewiß jetzt nicht
hr.

Vögtin. Komm' doch um Gotteswillen mit mir.

Vogt. Das geht nicht, ich darf und ich will nicht.
ber das will ich dir noch thun, wenn du nach einer Vier-
lstunde nicht mit heiler Haut wieder zurück bist, so will
h ins Pfarrhaus schicken, und dann sehen wo es fehle,
nd was weiter zu thun sey.

Weiter konnte sie den Vogt nicht bringen. Sie mußte
heu und gieng endlich; aber fast ihr letztes Wort war
ch; schick doch bald, recht bald nach, zu sehen, wie es
ir geht.

Das will ich gewiß thun, antwortete der Vogt, aber
nk noch ein Glas Wein, damit du nicht ausseheſt, wie
nn er mit dir zum Galgen oder auf die Hauptgrub hin-
sgienge. — Ja das will ich, erwiederte sie, und trank
ch zwey oder drey Gläser, aber es half ihr nichts, sie sah

noch immer aus, als wenn es mit ihr zu den zwey bösen Oertern hingienge, von denen ihr Mann eben geredt, und als sie jetzt bald gegen das Pfarrhaus kam, schwankte sie mit jedem Tritt auf beyden Seiten, und es sah vollends mit ihr aus wie mit der frommen Barbel, als sie wegen ihrer Abendtrünke, die sie dem Hummel schuldig war, unter die Linde zum Junker mußte. Und als sie im Pfarrhaus die Thüre aufthat und den Hübelrudi und die Meyerin neben einander am Tisch sitzen sah, wurde sie fast ohnmächtig. Es schien, als wollte sie auf der Stelle in den Boden versinken, dann sie glaubte, und es war nicht anders, als ob jemand zu ihr sage, er müsse jetzt die Meyerin und alle Leute, die da seyen, aufs wenigste kniefällig um Verzeihung bitten, und ihr verfluchtes Versprechen, das der Teufel in der Hölle für den Junker erfunden, und ihm in den Sinn gegeben, noch einmal wiederholen.

So mehr als erschrocken, so vom Entsetzen ergriffen, stand jetzt die arme Tröpfin. Alles, was am Tisch war, hatte Mitleiden mit ihr. Die Meyerin und der Hübelrudi standen vom Tisch auf, giengen ihr entgegen, und wollten sie beruhigen, aber der Junker kam ihnen vor und sagte zu ihr: Vögtin, du hast deine Sache bey deiner Schwägerin gemacht, wie du versprochen, und ich habe dich nur kommen lassen, um dir zu sagen, daß ich jetzt darüber mit dir zufrieden bin. Sey du jetzt auch mit allem zufrieden wie es ist, und laß alles gut seyn, wie es ist. Der Hübelrudi ist jetzt mit der Meyerin versprochen; zeig ihm jetzt, daß es dir ernst ist, was du seiner Braut versprochen, und daß du ihn von nun an

freuden als deinen lieben Schwager ansehen und behandeln wolleſt.

Es war der Vögtin, wie wenn ſie aus dem Fegfeuer ntronnen. Sie verſprach alles, was man nur wollte, nd es war eigentlich, wie wenn der Wein, den ſie vor ner Viertelſtunde getrunken, nun auf einmal anfange, ine Wirkung zu zeigen, und ſie zu ſtärken. Sie hatte ch vom Schrecken ſoweit erholt, daß ſie jetzt vollends ergleichen thun konnte, als ob ſie mit gutem Willen und erne neben dem Hübelrudi abſitze. Die Frau Pfarrerin rachte indeſſen einen ſchönen großen Kuchen auf den Tiſch, tte ihn den Neuverſprochenen vor, und ſagte zur Meyein: du mußt jetzt den erſten Kuchen, den du mit dem übelrudi iſſeſt, bey mir eſſen und ich will ſehen, ob ſich uch die Untervögtin ihn bey uns wohl ſchmecken läßt.— Das geſchah auch ganz nach dem Wunſch der Frau Pfarrin. Die Vögtin aß und trank ſo brav und dem Anchein nach ſo freundlich und frey als kein anderer Menſch m Tiſch. Indeſſen ſchlich ſich, da ſie alſo da ſaß und Kuchen aß, ihr Töchterchen in die Küche des Pfarrhauſes und ſagte zur Köchin: die Mutter habe einen Schlüſſel m Sack, den der Vater nothwendig haben müſſe, ſie ſollte mit ihr reden.

Wart nur ein wenig, ich gehe gleich in die Stube, ſagte die Köchin; aber in dieſem Augenblick ſah das Töchterchen durch das Speiſeloch, das aus der Küche in das Speiſezimmer geht, daß die Mutter wohlgetroſt bei einem ſchönen Kuchen neben der Meyerin und dem Hübelrudi am Tiſch ſitze und brav darauf los eſſe. Jetzt wußte es

ſchon, was es wiſſen wollte und ſagte zur Köchin: die Mutter werde wohl bald wieder heim kommen, es könne nicht warten und wolle jetzt wieder heimgehen; aber die Mutter hatte es durch das offene Speiſeloch, vor dem es ſtand, auch bemerkt, ſtand plötzlich vom Tiſch auf, gieng in die Küche, nahm ihr Kind auf die Seite und ſagte zu ihm: ſag' dem Vater, es ſey alles vorbey, die Schweſter ſey mit dem Rudi verſprochen, der Junker und alle ſeyen auch ihr gut begegnet, ſie möchten jetzt nur, daß alles mit dem Schleich-Rudi, der ihnen dieſen Streich geſpielt, wieder gut würde.

§. 52.

Wie der Ochſenfeißt den Korb, den ihm die Meyerin giebt, heimträgt, wie lange die zwey Verlobten bey ihrem Apfelkuchen im Pfarrhaus ſitzen bleiben, und wie tief Arner den Zuſammenhang ſeiner Herrſchaftspflichten mit einem Schädelort zu Herzen nimmt.

Mit dem kam ſie wieder in die Stube, und machte ſo gut ſie konnte, forthin eine gute Miene zum böſen Spiel, gieng aber denn doch bald heim.

Sobald ſie nach Haus kam, fand ſie den Ochſenfeiß hinter dem Tiſch, der, wie er ſagte, nun zum letzten

da sey und wissen wolle, wie es mit der Meyerin stehe, ob er sie bekomme oder nicht.

Ach mein Gott, sagte die Vögtin, sie sitzt eben als Braut mit dem Hübelrudi bey einer guten Kuchen im Pfarrhaus hinterm Tisch.

Also ist's aus, d' Katz und d' Maus, sagte der Ochsenfeißt, schüttelte den Kopf, stand dann auf und murrte im Weggehen: ich habe also hier nichts weiter zu thun; aber ihr habt mich doch unverschämt lang mit diesem Menschen im Land herum gesprengt.

Aber der Hübelrudi und die Meyerin bleiben noch so lange, bis der Junker nach Arnheim verreiste, und waren beym ersten Apfelkuchen, den sie als Braut und Bräutigam mit einander aßen, so freudig und munter, als unter hundert tausend reichen und vornehmen Leuten vielleicht kein einziges Paar den ersten Apfelkuchen so froh und heiter mit einander geessen.

Als der Junker voll von den Gedanken dieses Tages in eine Art von Wehmuth versunken im Heimfahren jetzt in der Tiefe an dem Grab des unglücklichen Rickenbergers vorbeikam, ergriff ihn unwillkührlich eine unbeschreibliche Rührung. Er mußte zu sich selber sagen, wahrlich hier liegt ein edler Mann begraben, — und eine Weile darauf: sein Haus wäre unter einem bessern Herrn vielleicht ein Haus von Menschen beynahe wie Engeln geworden. Er seufzte tief über seines Großvaters pflichtloses, Menschenverwahrloseudes Leben. — Und wer theilt dieses Gefühl nicht mit dem guten Junker, und fühlt nicht, daß an solchen Schädelorten Menschen verfaulen, die um

ter einer wahrhaft väterlichen und thätigen Ortsobrigkeit ſich zum Dienſt des Vaterlandes und der Menſchheit unter Hunderttauſenden als die Erſten und Beſten hätten auszeichnen können.

---

§. 53.

Ein Menſch, der einem Kind oder einem ſchwachen Menſchen einen Hund anhetzt, iſt ein abſcheulicher Menſch.

So wie indeſſen eine Teufelsarbeit, die ein böſes Weib einem guten armen Mann geſpielt, glücklich ein Ende genommen, ſo kam jetzt eine andere Teufelsarbeit, die ein böſes Weib dem guten Junker zu ſpielen gedenkt, an die Tagesordnung.

Die Sylvia hatte nehmlich, wie wir wiſſen, der Eichenbergerin geſchrieben, wenn ſie viel recht dummes und ſchlechtes Zeug von Bonnal auftreiben werde, ſo habe dadurch Gelegenheit, zwey Füchſe in einem Loch oder zwey Mäuſe in einem Schlag zu fangen, indem ſie dadurch in die Bekanntſchaft des im Herzogthum allmächtigen Helidors gelangen und zugleich Gelegenheit finden könne, auf der einen Seite dem tyranniſchen Dorfherrn, der ſie mit dem Harſchier habe herumführen laſſen wollen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, auf der andern Seite ſelber zu Ehr und Anſehen und zu einer Stelle zu gelangen,

wie es für sie in der Lage, in der sie sich befinde, ohne diese Bekanntschaft nicht möglich wäre, daran zu gedenken. Seitdem dieses armselige Geschöpf diesen Brief erhalten, konnte es vor Eifer, im Dorf viel dummes Zeug gegen Arner und sein Thun aufzutreiben, fast nicht mehr schlafen. Es war Tag und Nacht auf den Beinen, allem nachzuforschen, was in Bonnal, im Pfarrhaus, in der Schule und selber in Arnheim gethan und geredt und sogar etwa gedacht werden möchte, und schrieb selbst, ehe sie dieses noch gethan, gleich nach Empfang des Briefs der Sylvia, Folgendes zur Antwort.

§. 52.

Kriecherey, Windbeuteley und Infamie in einem Brief.

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Ew. Hochwohlgeboren gnädiges Schreiben hat mich bis in den obersten Himmel entzückt. Oh, wie froh bin ich, dem unverschämtesten Menschen, den ich in meinem Leben gesehn, den häßlichen Streich, den er mir mit seinem Harschier gespielt, vergelten zu können, und wie unaussprechlich freut es mich, aus dem infamen Dorfneste in dem ich jetzt wohne, erlöst zu werden und hoffentlich

können, einen Platz zu bekommen, darin es auch ein Mensch, dessen Erziehung ihn berechtigt, sich über Schwein- und Kuhställe und über Leute, wie die sind, die zu solchen Ställen gehören, emporzusetzen, auszuhalten vermag. Schon an sich selbst ist mir das Leben zwischen Misthaufen, Strohhütten und Bettlerleuten unerträglich, und denn noch unter einem Junker und neben einem Pfarrer, die beyderseits schlechter sind, als ich noch keine in der ganzen Welt angetroffen. Ich kann und mag es nicht mehr aushalten, und ich könnte mir die Füsse ablaufen und die Hände abarbeiten, um Se. Hochfürstliche Excellenz, zu dem Sie mir allergnädigst Zutritt verschaffen wollen, zu befriedigen, und es ist nichts möglich und nichts denkbar, wozu ich mich im Dienst einer solchen Excellenz nicht hingeben und verstehen würde. Auch weiß ich unaussprechlich viel von dem Narrenzeug, das Sr. Excellenz bey den Gesinnungen, die er darin offenbar zeigt, wichtig und wesentlich seyn muß. Aber das ist unmöglich, so aufs Papier zu bringen, wie es seyn muß, wenn es rechten Eindruck machen und so durch Mark und Bein gehen muß, wie dieses bey einer mündlichen Unterredung und mit einem Maul, wie das meinige, das Sie kennen, leicht ist und ihm eine Freude macht, wie er keine bessere wünscht. Ich muß Sie also dringend bitten, mir Gelegenheit zu verschaffen, so geschwind als möglich einmal bey ihm vorgelassen zu werden, u. s. w.

§. 55.

Ein Weib, das ſich ſonſt nicht leicht ſchämt, kommt wegen etwas, wofür die Deutſchen keinen Namen haben, wegen einer Etiquette in Verlegenheit.

Sylvia that nichts weniger gern, als dieſe Eichenbergerin dem Helidor perſönlich vorzuſtellen; aber da ſie in ihrem Brief ſagte, daß ſie unausſprechlich viel wiſſe, das ihn intereſſiren könnte und auch wohl begriff, daß die Eichenbergerin nicht fähig ſey, etwas Umfaſſendes und Vielſeitiges in Briefen vorzutragen, ſo entſchloß ſie ſich dann, den Helidor ſelber entſcheiden zu laſſen, ob es ſich ihm der Mühe lohne, ſie vor ſich zu laſſen oder nicht. Er mußte lachen, als Sylvia dafür anfrug, und ſagte: ich bin in einer Stellung, daß ich mir ſolche Zudringlichkeiten täglich von aller Art von Narren gefallen laſſen muß. Er ſetzte hinzu: ich habe ſchon von manchem Narren vernommen, was mir geſcheide Leute nicht geſagt hätten, und ſie ſagt mir vielleicht mitten unter allem Gewäſch, das ich von ihr erwarte, auch etwas, das mir recht iſt zu wiſſen, und das mir ſonſt niemand ſagen würde. Auf dieſe Aeuſſerung Helidors berichtete Sylvia die Närrin, daß ſie das Glück haben könne, ihm vorgeſtellt zu werden.

---

§. 56.

Wie ein hoher Grad von Unnatur innerlich zur Lächerlichkeit des Unsinns und äusserlich zur Lächerlichkeit sogar in der Kleidung hinführt.

Seit dem die Eichenbergerin von Sylvia den Bericht empfangen, daß sie dem größten Mann im Herzogthum, dem Helidor, werde vorgestellt werden, war das armselige Geschöpf ganz ausser sich vor Freuden. Es wurde so verwirrt darob, daß ihm wunderbarliche Dinge durch den Kopf giengen. Sie sagte mehr als einmal zu sich selber: ich hätte mir doch vorstellen sollen, daß man höhern Orts solche Narrheiten nicht gern sehen könne und nicht gern sehen werde; aber gut ist, daß ichs jetzt weiß, ich will mich darnach richten. Helidor ist mein Mann. Ich habe schon viel von ihm gehört. Er ist mir ganz gewiß der rechte Mann. Wenn ich nur vor ihm erscheinen darf, er wird mich gewiß verstehen. — Dann hub sie sich zu den höchsten Entschlüssen, zu denen sie fähig war, empor. Es ist nichts, es ist gar nichts, sagte sie jetzt zu sich selbst, daß ich mich in seinem Dienst nicht zu thun unterstünde.— So im Gemisch von alter Wuth und neuer Freude sagte sie denn noch: was im Staatsdienst geschieht, hat eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Ansichten, als was im gemeinen Leben geschieht. — Und einen Augenblick darauf sprach sie in dieser Ueberspannung ihres Hoch-

ſinns im Unſinn das Wort aus: ich würde mir nichts daraus machen, Arner ſein Narrendorf ſelber anzuzünden, wenn Helidor mir nur einen Wink gäbe, daß es ihm recht wäre. — Sie konnte auch vor lauter Eifer, Helidor ſtattlich und unbeſchreiblich gut zu dienen, die ganze Nacht nicht ſchlafen und war morndes am Morgen früh und den ganzen Tag über auf den Beinen, allem nachzuforſchen, was in Bonnal, in der Schule, im Pfarrhaus und ſelber in Arnheim geredt, gethan und ſelber gedacht wurde, um es auf das Umſtändlichſte und, wie ſie meynte, Zuverläßigſte Helidor hinterbringen zu können. Am Tag vorher war denn noch eine ihrer Hauptſorgen, wie ſie ſich auf dieſen Beſuch ankleiden und in die Hauptſtadt hinbringen laſſen wolle. Aber mir fehlt die Unnatur, in der man leben muß, um das, was bis zum Eckel unnatürlich übertrieben iſt, in ſeiner Unnatur lebendig genug in ſich ſelbſt aufzunehmen und in der Wahrheit ſeiner Unnatur, wie es wirklich iſt, darzulegen. Sie raffte am Morgen alle Kleider, die ſie hatte, zuſammen, legte ſie im ganzen Zimmer auf Tiſche, Bett, Bänke, Stühle und allenthalben herum, um vom Kopf bis zu den Füſſen das Beßte, das ſie hatte, auf dieſen Beſuch anzuziehn. Einiges davon war noch von ihrer Großmutter, einer ſtattlichen Bäuerin, anderes von ihrer Mutter, die ſich ſchon bettlerhaft ſtädtiſch kleidete, noch anderes von ſich ſelber, wie ſie es ſich in der Stadt Krähwinkel angeſchafft hatte, wo ſie ein Jahr und 14 Tage in einer Töchterpenſion war, nur wegen dem vorzüglichen Talente, wie ihre Mutter meinte, auch eine liberale Erziehung zu erhalten.

Das Ganze ihrer Kleidung hatte mehr Farben als ein Harlequins-Kleid. Die Franzoſen waren mit ihrem Dreyfarbenſpiel nur Narren gegen ſie; ſie verſtand das Narrenſpiel mit den Farben beſſer. Sie hatte mehr als ſiebenzehen am Leib, und fuhr mit dem ſchönſten einſpännigen Wagen, den ſie auf drey Stunden weit in der Runde auftreiben konnte, aber mit einem Pferd, dem bey näherer Betrachtung an Augen und Füſſen allerhand Weſentliches mangelte, zur Hauptſtadt. Auch trug ſie Glaskrallen am Hals, die für eine braune Indianerin groß und bunt genug geweſen wären. Zu dem hatte ſich noch eine ſeit Jahren eingeroſtete Uhr, an der etwas Gold oder Vergoldung war, an einer Kette, deren gebrochene Gelenke mit grobem, ſchwurzem Faden wieder zuſammengebunden wären. So erſchien ſie vor Helidor und gebehrdete ſich, als ſie bey ihm eintrat, krümmer und verſchrobener, als ein Polniſcher Jude vor einem Edelmann, der ihn knuten darf. Sitzen wollte ſie um keinen Preis, ſtehend wollte ſie ihren Bericht abſtatten, und man ſah ihr es heiter an, daß ſie es knieefällig würde gethan haben, wenn Helidor es nicht mit einem ſichtbaren Kopfſchütteln verhindert hätte.

§. 57.

Eine Dorfschalksnärrin stattet an einen Hof-Mann Bericht ab über das Baumwollenmareili, über Glülphi, über seine Schule, über seine Eulenspiegelgeschichte und über seine Partheylichkeit zu Gunsten von Kindern, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen — alles auf eine Weise, die dem Hof-Mann gar nicht mißfällt, und in einem Geist und Sinn, den viele andere Leute und selber viele Stadtleute mit der bäuerischen Schalksnärrin theilen.

So auch äußerlich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dastehend, fieng sie denn an, über alles, was in Bonnal vorfiel, ihr lästerliches Schandmaul in aller seiner Kraft zu gebrauchen. Zuerst erzählte sie, was sie schon in dem Brief an Sylvia gethan, von der großen Comödie, die man am Sonntag vor dem Anfang der neuen Narrenschule mit dem saubern Herrn Schulmeister getrieben, und dann wie der witzigen Gans schon am ersten Schultag ein Ey entfallen, wie nehmlich der Herr Schulmeister vor den dummen Bauernbuben, die das für eine halbe Gotteslästerung ansehen mußten, habe sagen dürfen: es wäre besser, sie lernten den Eulenspiegel auswendig als die Bibel; auch wie er, weil er selber nichts könne und nichts

verſtehe, alle Weiber, die er nur finden könne, zum Schulhalten ſich zu Hülfe ziehn; wie er ſchon am erſten Tag eine lumpige Maurersfrau alſo angeſtellt, die ihm aber ſchon am zweyten Tag nicht mehr genug geweſen, und wie er dann noch des Baumwollenmeyers Schweſter, die nicht einmal ihren Namen recht ſchreiben könne, mit ſamt der Gertrud ſich zur Hülfe angeſtellt. Ueber das Mareili gieng es dann ſchrecklich los. Sie haßte daſſelbe auf den Tod. Unter den Gründen, die ſie zu dieſem wüthenden Haß gehabt, war einer der vorzüglichſten: als ſie einmal über das Reichwerden dieſer Haushaltung durch den Baumwollengewerb ihr Maul unverſchämt gebraucht und unter anderm geſagt, ſie ſeyen bey ihrem Gedenken Bettelleute geweſen — ließ es ihr zur Antwort ſagen: ſie, die Eichenbergerin, könnte freylich eher aus reichen Leuten Bettler als aus Bettlern reiche Leute machen, ſie thäte aber beſſer, ſie würde ſich in einem Spital, wo man Stadtnarren verſorgt, verpfründen, als auf ihrem Dorf Narrenſpuck treiben, wie ſie thue.

Das war freylich etwas ſo ſtarkes, daß es die arme Eichenbergerin nicht wohl verdauen konnte. Sie fuhr jetzt auch ſchrecklich über das gute Mareili los, wie es zu allen Zeiten ein unverſchämtes Menſch geweſen, und wie es ſich auch jetzt unterſtanden, Eltern der Schulkinder mit dem Junker zu drohen und ihm ſagen zu laſſen, wenn eins von ihnen das Schandwort über den Eulenſpiegel und die Bibel, das der Schulmeiſter öffentlich in der Schule vor allen Kindern ausgeſprochen, noch einmal wiederhole, ſo wolle es ſich ins Mittel legen, und es bey ſeinem gute

und, dem Junker, gewiß dahin bringen, daß ein jeder,
ſich unterſtehe, das noch einmal zu ſagen, ſicher in ein
) hineingeſperrt werde, wo er von der Sonne am Tag
vom Mond in der Nacht gleich viel zu ſehen bekom-
i werde. So weit, ſetzte ſie noch hinzu, hat der ſonſt
kolze Junker ſein Anſehen preis gegeben. Dann gieng
noch umſtändlicher in die Art und Weiſe, wie der H.
itenant ſeine Schule in Bonnal führe, hinein und er-
lte, wie unverſchämt er am erſten Morgen die bravſten
:geſetzten mit ihren Frauen, die auch, wie das an
uernorten Gebrauch ſey, den erſten Schultag in der
ule bleiben und mit eigenen Augen ſehen wollten, wie
mit ihren Kindern umgehe, wie Hunde zur Schule hin-
gejagt und keinen Buchſtaben mit den Kindern zu leh-
angefangen, bis ihre Eltern alle zur Thüre hinaus
:en. Sie ſagte ferner, es wiſſe kein Menſch, was man
aus machen müſſe, daß er die Kinder der abſcheulichſten
:nſchen, des gehenkten Uelis, die Geſchwiſterte einer hin-
ichteten Kindesmörderin und die Kinder eines Ricken-
gers, der ſich ſelbſt erhenkt, allen andern vorziehe, und
jenigen der bravſten, angeſehenſten Bauern ſchnöder
d ſchlechter behandle, als die Kinder der größten Lum-
n und Bettler. Sie glaube, ſetzte ſie hinzu, zwar an
lem von dieſem ſey nur das Baumwollenmareili ſchuld,
: Gläſphi kenne ja niemand im Dorf und könnte von
) ſelbſt nicht dahin kommen, auf dieſe partheyiſche Art
it den Kindern umzugehen, wenn dieſes boshafte Menſch
m nicht ſagen würde, wer die Leute ſeyen, denen jedes
ind zugehöre.

§. 53.

Fortsetzung des Schalksnarrenberichts über die schlechten Grundsätze des Junkers in Rücksicht auf das Lumpenvolk (la canaille) im Land.

Auf dieses Wort hin fragte Helidor die Eichenbergerin: was das Baumwollenmareili auch für Gründe haben könne, den Schulmeister dahin zu bringen, Kinder, deren Eltern dem Henker unter den Händen gewesen, den Kindern der angesehensten Leute im Dorf vorzuziehn?

Die Eichenbergerin antwortete: das Baumwollenmareili und sein stolzer Bruder stammen von den ärmsten und lumpigsten Leuten her, die es im Dorf gebe, und man könne es ihnen aufweisen und darthun, daß es in seiner Jugend selber gebettelt, jetzt aber sey es durch Juden und Schachern, wie man sagt, bey ihrem Baumwollenwesen sehr reich geworden und möchte nun überall und in allen Rücksichten mehr seyn als andere Leute, und begegne darum allen Leuten im Dorf, die aus guten Häusern herstammen und seit Menschenalter in Ehr und Ansehen gestanden, so grob und allem Lumpenpack hingegen so höflich.

Helidor mußte ob den guten Häusern, die seit Menschenaltern so in hoher Dorfehre und in hohem Dorfansehen gestanden, lachen; denn er war selber ein Mensch so sehr von gestern her, daß im ganzen Herzogthum kein Mensch recht weiß, ob er einen Vater oder eine Mutter

n der Welt habe oder gehabt habe. Das ahnete freylich ie Eichenbergerin von der Hochfürſtlichen Excellenz, vor er ſie jetzt zu ſtehen die Gnade hatte, gar nicht. Sie uhr noch eine Weile über den Hochmuth dieſer neureihen, aber alt-Bettler-Haushaltung das Maul zu brauhen fort, und ſetzte noch hinzu: ſie haben mit ihrem unerſchämten Behandeln der alten Ehrenleute im Dorf jetzo uch ein recht gutes Spiel. Der Junker ſey mit ihnen m gleichen Spital krank und zeige alle Tage mehr, daß r es wie darauf anlege, den größten Lumpenleuten im Land höflich und freundlich und den ehrenveſten und gebildeten Leuten im Land grob und hart zu begegnen.

§. 59.

Jetzt geht's über die Sonntagsgeſellſchaft und mit ihr über das Volkserziehen und ſelber über die Unverſchämtheit der Anſprüche der Menſchennatur los.

So fuhr ſie in einem fort, Arners ganzes Thun auf es allerſchnödeſte durchzuhecheln. Natürlich konnte ihrer ſen Zunge das Wichtigſte und Tiefgreifendſte, das der unker auſſer der Schule in Bonnal vornahm, ſeine Sonnsgsgeſellſchaft, nicht entgehen. Sie berichtete dem großen

Mann, den ſie vor ſich hatte, darüber alſo: der gnädige Herr, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer, der wohledelveſte Herr Lieutenant, und denn das nenadeliche Haus vom Baumwollenmeyer nebſt ein paar Schwatzweibern von Bonnal ſitzen alle Sonntag Abend wie Narren im Pfarrhaus zuſammen und halten mit einander Rath, wie man aus Lumpen gutes Tuch und aus gutem Tuch Lumpen machen könne. Man kann nichts anders denken, als ſie haben ſich in den Kopf geſetzt, alle krummen Holzli grad zu machen; und was bis jetzt dem lieben Gott ſelber in den größten Palläſten und in den prachtvollſten Städten in der Welt noch nicht gerathen, das wollen jetzt dieſe Herren im größten Kothloch, das vielleicht in der Welt ſey, ausrichten. Sie brüten, wie es ſcheint, über eine Kunſt, die ſchwerer auszuführen ſey als die Goldmacherkunſt und das perpetuum mobile, womit ſich ſchon ſo viele Narren zu Grund gerichtet. Sie brüten nehmlich an der Idee, das Volk wohl zu erziehn und daſſelbe wohl zu verſorgen. Die Ausführung dieſer neumödiſchen Idee ſey, wie ſie von den reſpectabelſten und venerabelſten Menſchen gehört, die der Erdboden trage, vom Teufel in der Hölle und von ihm als der bitterſte Zankapfel unter die Menſchen geworfen worden. Sie, dieſe ſchwarze Idee, lenke ihrer Natur nach dahin, die Ordnung in der ganzen Welt umzukehren, und was oben iſt, hinunter zu ſtürzen, und was unten iſt, in die Höhe zu heben. Man wolle vermög dieſer Idee trachten, den, der nichts hat, zufrieden zu ſtellen, da es doch unmöglich ſey, den, der etwas hat, zufrieden zu ſtellen, und auch

eſer, man möge ihn erziehn wie man wolle, nicht zufrie-
n ſey und nicht zufrieden werden könne. Eben ſo wolle
an in Gefolg dieſer Ideen den Traum einer Menſchen-
tur, die der Reiche und Vornehme in ſich ſelbſt nicht
mal reſpectabel finden könne, ſogar im Armen und
ettler reſpectirt wiſſen. Das gehe denn freylich nicht an und
rde in Ewigkeit nicht angehen. Es ſcheine aber, die Herren
hlen das ſelber, in dem ſie das, was ſie vorhaben, eigent-
) doch niemand ſagen, ſondern im Gegentheil ſo geheim-
ßreich damit verfahren, als immer die Freymaurer. Was
an allein auskundſchaften könne, ſey, ſie ſuchen ſich in
e Häuſer einzuſchleichen, machen allenthalben die Guten,
:ben, fragen allem nach, hetzen hie und da den Mann
gen die Frau und die Frau gegen den Mann auf, und
gen den dummen Bauersleuten allenthalben in den Kopf,
:nn ſie ihnen folgen, ſo werde es ihnen denn das Geld
m Dach hinein regnen und die gebratenen Tauben zum
aul hinein fliegen. Sie behauptete: der Junker treibe
: Verführung des Volks über alle Grenzen. Er mache
ſelbe ſich allgemein in goldenen Träumen verlieren und
ache es den Himmel voll Geigen ſehen, ſelber in dem
genblick, wenn ein Donnerwetter daran ſtehe. Die
lksfeſte, die er in Bonnal vorbereite, von denen er aber
e, daß ſie erſt nach ſeinem Tod ausführbar ſeyen, ſeyen
ots anders als Narrenſtoff zu ſolchen Träumen. In-
en habe er in Bonnal ſchon viele tauſend Bäume, ſie
ſe nicht ob Schatten-, Zierd- oder Fruchtbäume, für
e Feſte pflanzen laſſen. Bis auf dieſen Grad verheitſchle
das Volk, daß es am Ende zu nichts mehr tauge und

zu nichts mehr fruchtbar ſey; er wiſſe aber ſich nichts, wohin ſein Benehmen führe. Er untergrab wie die Baroneſſe von Arnheim es wohl wiſſe bitter darüber beklage, alle Fundamente ſeines l chen Stands, und dieſes in dem Grad, daß er l den Spinnerkindern zehendfreye Aecker verſpr daran zu denken, daß er dadurch ſeinen Bauern herrſchaftlichen Rechten, tödtlichen Geluſt nach ner Zehendfreyheit in Kopf bringe.

---

§. 60.

Ein Weib, das die Weltkenntniß in einer geſtalt um ſich herum trägt, und ein der die Miniaturanſichten ſolcher W niſſe auf eine Weiſe zum Weltdienſt wie der ganze Haufe ſolcher Zwerg der Weltkenntniß es nicht zu ahnen ve

---

So gieng es faſt eine ganze Stunde über d Junker los. Dieſes Weib, deſſen Zudringlichkeit auch mit den Bauchanſichten von Menſchen, die ihrem Stand gehören, bekannt machte, und wel durch im Stand war, mit dem faden Geſchwatz aus dieſen Bauchanſichten hervorgeht, vielſeitig ei und Breites zu machen, wußte der Gründe zu I

herzuerzählen, warum Arners Thun nichts tauge, und über den landesverderblichen Einfluß, den die Denkungs- und Handlungsart dieses guten Mannes haben müsse, in sittlicher, rechtlicher, politischer, polizeylicher und ökonomischer Hinsicht stundenlang zu radotiren, ohne daß ihr der Mund einen Augenblick still stand, und da Helidor seine guten Gründe hatte, es gar wohl leiden zu mögen, daß der Menschenkreis, der in Arners Umgebung liege, sein Thun so unvernünftig finde, als dieses Weib dasselbe ihm darstellte, und da er überhaupt ein Mann war, der es in seiner Stellung eigentlich darauf anlegte, daß das Volk im Land viel Gutes für schlecht, und viel Schlechtes für gut ansehe, so widerfprach er unsrer Eichenbergerin in keinem Wort; im Gegentheil, er sagte, um sie noch zu fernern Aeusserungen über diesen Gegenstand zu locken und sie eigentlich auf die Ansicht hinzulenken, die ihm die wichtigste war: — wenn das so ist, so wird das ganze Wesen in Bonnal beym ersten Stoß, den es erhalten wird, von selbst zusammenfallen. — Sie antwortete: das ist gewiß, das ist gewiß, ein jeder Wind würde das elende Ding umstoßen, wenn er nur einmal durch das Dorf hindurch blasen würde.

Er. Aber macht er sich mit seinem Benehmen nicht sehr viele Feinde?

Sie erwiederte ihm: Ja freylich, und zählte ihm denn an den Fingern her, wie viel er dergleichen schon habe und wie viel er sich täglich noch dazu mache. — Das alles war Helidor ganz recht. Es fiel sogar ein Lächeln, das ihn darüber anwandelte, selber der Eichenbergerin auf. Diese lachte, da sie ihn lächeln sah, fast laut und sagte: zählen Sie doch

auf, er macht seine Sache recht ungeschickt. — Helidor erwiederte: man muß ihn machen lassen; es ist eben nicht nöthig, daß dergleichen Weltverbesserer die gescheidesten Leute in der Welt seyen; sie würden sonst darin alles anders machen als es ist.

Eichenbergerin. Dieser einmal macht recht dummes Zeug und weiß sicher nicht, wohin sein Benehmen ihn endlich selber hinführen wird.

§. 61.

Jetzt fangen auch noch die eigenen Angelegenheiten der Berichtserstatterin an, ans Tageslicht zu kommen.

Helidor wußte nun von dem, was sie ihm sagen konnte, genug, und wollte sie jetzt entlassen; aber nun kam sie erst mit ihrer eigenen Angelegenheit, wie sie in Gottes Namen nicht mehr in diesem Koth- und Narrenloch von Bonnal wohnen könne und sich demüthig zu einer Anstellung als Erzieherin oder Gesellschafterin in einem vornehmen Haus empfehle; was sie alles zu ihrer Ruhe und zu ihrer Ehre und auch über das Unglück der Zeit, in welcher die Auszeichnung und die Verdienste der Leute nicht mehr geachtet und geschätzt werden, noch anbrachte, das übergehe ich. Helidor, der ihre Maulbraucherey noch eine

Weile zu seinen Zwecken zu benutzen wünschte, machte ihr einige allgemeine Hoffnungen, die aber an die weitern Dienstleistungen, die er von ihr erwarte, angeknüpft waren. Sobald sie fort war, sagte er zu sich selber: Stoff ist genug da, um die Seifenblase des Bonalerwesens, wenn man nur will, zu versprengen; und das muß aber doch seyn. Wenn es bloß ein wenig Fuß gegriffen und ein paar Windbeutelcyen davon sich bis nach Hof verirren würden, so könnte den Herzog doch der Narr ankommen, diese neue Edition seines alten Träumerlebens auch ansehen zu wollen. Dazu will ich aber eben keine Gelegenheit geben. Ich würde mich sicher nicht wohl dabey befinden, wenn er dieses Fieber noch einmal bekommen würde. Man muß zu rechter Zeit dazu thun, diesem Dorfgaukelspiel ein Ende zu machen, ehe weder er noch viele andere Leute Lust bekommen, es anzugaffen. Gut ist, daß er die Mittel, ihm ein Ende zu machen, so gut vorbereitet.— Einen Augenblick darauf sagte er: Sylvia ist wie dazu gemacht, das zur Reifung zu bringen, was hier zu thun ist. Sie muß mir für einige Zeit in dieses Träumerneſt. Bey dem Stoff, den sie dafür findet, ist es für sie ein Spaß, Arner dahin zu bringen, daß er seine diesfällige Projekte aufgiebt oder das Gallenfieber darüber bekommen muß. Ich kann ihr dieses Geschäft auf eine Weise empfehlen, daß der Lustvollen Creatur der Schweiß ausgeht, wenn es fehlen sollte.

§. 62.

Zur Gesellschaft ist ein Schwein des andern und ein Hund des andern werth.

Er wußte wohl, daß sie lieber allenthalben hingehen würde als dahin, aber auch, daß sie dahin gehen müsse, wenn er wolle.

Sie machte nehmlich seit einiger Zeit Jagd auf einen Grafen von Raubholz, und glaubte auf der einen Seite, ihn durch die Hoffnung, der Oncle werde sie zur Erbin einsetzen, zu einem Eheversprechen zu bringen, auf der andern Seite aber den Oncle durch die Aussicht einer so brillanten Heurath bewegen zu können, sie wenigstens zum Theil seines Erbs halber zu betrachten. Für diesen Zweck war ihr Helidors Mitwirkung unumgänglich nothwendig. Der Raubholz war freylich ein Graf und zwar von einem steinalten Stamm, aber dabey ein Lump und ein Verschwender ohne seines Gleichen. Das machte Sylvia aber gar nichts. Sie kannte sich selber, wußte, daß er von dieser Seite ganz ihres Gleichen ist und fühlte im Herzen, daß sie nichts Besseres verdiene, — also ob er ein Hund, ein Esel, ein Aff und ein Faulthier oder das alles zusammen in einer Person sey, das machte ihr nichts. Sie wollte des Junkers Erb, und that dafür alles, und was sie dafür thun mußte, war freylich recht viel und unter tausend Töchtern hätte es sicher nicht eine gethan.

Der Raubholz war indessen mitten in dem Bett

ſtand, zu dem er ſich herab gearbeitet, doch keiner von denen, die ſich für nichts und aber nichts für ein ſolches Weib ſo leicht wegwerfen; im Gegentheil, da man ihm von mehrern Seiten vorſpiegeln wollte, dieſe Sylvia wäre unter ſeinen Umſtänden eine gute Parthey für ihn, ihr Oncle ſey eitel und wenn ſie ſich mit einem Mann aus einer ſo hohen Familie verbinden könne, ſo werde es nicht fehlen, er werde ſie gewiß zu ſeinem Erben einſetzen, antwortete er beſtimmt und derb: er ſey kein Idealiſt, er liebe die Realitäten; wenn die Einſetzung der Sylvia zur Erbin des Generalen gerichtlich ausgefertigt in ihren Händen liege, ſo laſſe ſich denn an eine Heurath mit ihr denken, ohne das würde er ſie nicht von der Straſſe aufleſen, wenn er ſie am Boden liegend fände.

Dieſe Antwort von ihm zu hören, machte der Sylvia ſo viel als ein Glas kaltes Waſſer zu trinken, im Gegentheil, ſie ſagte einem ihrer Vertrauten, der ihr dieſe Antwort brachte: er hat recht, daß er die Realitäten liebt, er weiß ſie auch zu brauchen und er wäre ein Narr, wenn er anders dächte und an ſeinem Platz wäre es ihr genau wie ihm. Deſto eifriger aber that ſie alles, ſeinethalben ihren Zwecken entgegenzuſtreben. Sie beſuchte ſeit einiger Zeit wirklich, freylich ſo viel ſie konnte, beſonders für den Oncle incognito, einige Häuſer, die durchaus nicht in einem ganz guten Ruf ſtanden, in denen ſie aber ſicher war, den Grafen anzutreffen. — Dieſer Beſuche halber aber war ſie ſeit dem Brief, den Arner an den Generalen geſchrieben, in ſehr großer Verlegenheit. Er that in dieſem Brief von Verbindungen erwähnen, die ihr Schande ma-

chen konnten, und sie glaubte jetzt sicher, diese Aeusserungen Arners beziehen sich auf die Besuche, die sie in diesen Häusern machte, um den Raubholz darin anzutreffen. Dabey wußte sie auch, daß der General schon hie und da vernommen, der Raubholz sey seines Betragens halber in der Hauptstadt und selber bey Hof so wenig in einem guten Ruf, daß man ihm in einigen guten Gesellschaften sogar den Zutritt versage. Sie lag desnahen dem Helidor, wo sie immer konnte, beständig in den Ohren, daß er den Grafen, auf welche Art es immer möglich sey, mehr zu Ehren bringe, und ihm eine ehrenhafte Anstellung verschaffe. Aber so sehr Helidor auch alles wagte, was gehen mochte, so wagte er es doch nicht, die öffentliche Meynung für diesen Mann so auffallend zu stossen. Persönlich hatte er ihn ganz gern. Er sah ihn auch zu Zeiten bey sich, und fand ihn zu einigen krummen Streichen ganz brauchbar, und er hätte ihm ganz gewiß das Erb des alten Generals so gern zugeschoben, als es ihn gefreut hätte, es Arner zu entziehn. Aber er konnte bey der öffentlichen Meynung, die gegen ihn statt fand, durchaus nicht thun, was er gern wollte. Er redte ihm wohl hie und da auf Schleichwegen das Wort und zog ihn auch hie und da zu einer gemischten Gesellschaft; aber in Gesellschaften, wo Leute waren, denen er sogar Geld, das er im Spiel mit ihnen verloren hatte, schuldig war, durfte er ihn nicht hinführen. Einen etwa um ein halbes Procent höhern Orden als der, den er trug, hatte er Gelegenheit, ihm zu verschaffen, aber an eine Anstellung, die irgend eine Art von Verantwortlichkeit hatte, durfte er ihn nicht empfeh-

len. Er empfahl ihn auch nicht dazu. Auch befriedigte das, was er für ihn that, Sylvia natürlich um so weniger, da die Sache mit dieser Heurath mit jedem Tag dringender und mit jedem Tag schwieriger wurde. Sie sah den General, der schon sein siebenzigstes Jahr überstanden, seit einiger Zeit sichtbar abnehmen, und der Gedanke, ihn sterben zu sehen und denn unversorgt vielleicht gar an Arners Durft *) kommen zu müssen, war ihr unerträglich, und was sie von dieser Seite fortdauernd immer that, den Oncle von dieser Seite sich günstiger zu machen, schien ihr selber auch ohne merklichen Erfolg zu seyn. Unter diesen Umständen blieb ihr für ihre Zwecke nichts übrig, als Helidor immer mehr zu bestürmen, daß er den Grafen noch etwas mehr hervorziehe. Sie that das auch mit ziemlicher Zudringlichkeit, und da sie Helidor nur ein paar Stunden nach der Audienz, die er der Eichenbergerin gab, zu sehen bekam, hatte sie das Maul schon wieder mit dieser Zudringlichkeit offen. Das war jetzt Helidor recht. Er gab ihr die bestimmte Antwort, was jetzt für ihre Endzwecke weit wichtiger sey, als das einstweilige Hervorziehen ihres Hrn. Grafen, sey, daß man alles anwende, den General über Arner unzufrieden zu machen und es dahin zu bringen, daß er sich seiner schäme und ihn selber zu verachten anfange; das mit dem Enterben könne erst dann mit Hoffnung des Erfolgs betrieben werden, wenn man einmal mit dem General dies Falls im Reinen sey. Bis dahin sey alles, was man darüber versuche, in den Tag hinein versucht.

*) Ihre Nothdurft bey Arner suchen zu müssen.

§. 63.

Dienſttreu der Verruchtheit für verruchte Zwecke, und einige Aufſchlüſſe über die Beweggründe, Mittel und Schwierigkeiten einer ſolchen — Dienſttreu — ſo wie eine Andeutung, daß auch die höchſte Verruchtheit Ueberwindungskräfte bedarf und beſitzt, daß aber ſolche Ueberwindungskräfte oft auch an einem Sprichwort, das klein iſt, und wie das Veilchen im Koth blüht und duftet, ſcheitere.

Sylvia begriff das ſehr wohl und ſagte: aber, was iſt dann zu thun?

Helidor erwiederte: Sie müſſen mit dem General ſo bald immer möglich nach Arnheim.

Sylvia. Das wird etwa nicht wahr ſeyn.

Helidor. Es iſt gewiß wahr und unumgänglich nothwendig.

Sylvia. Das wäre vom Teufel; ich wollte lieber nach Siberien.

Helidor. Aber der Weg zu des Oncles Erb geht über Arnheim.

Sylvia. Aber hoffentlich doch nicht der einzige.

Helidor. Ganz ſicher iſt er für Sie der einzige. Ich ſtehe dafür, es iſt für Sie kein anderer offen.

Sylvia. Aber das iſt ein verfluchter Weg, und

)nnte mich auf demſelben noch ein Erbrechen ankommen, aran ich ſtürbe, dann hätte ich ja noch dazu den Weg mſonſt gemacht.

Helidor. Oh, Sie ſterben noch nicht ob dem erſten rbrechen, und denn läßt ſich für etwas, das ſo viel iſt, s des Generalen Erb, doch etwas probiren, das einige eduld braucht.

Sylvia. Sie könnten mir nichts vorſchlagen, das ir ſo zuwider wäre, als nach Arnheim zu gehen. Der)ncle hat mich ſchon lange in dieſes Schloß, das Arner tzt täglich mehr zu einem Bauernhof macht, hinführen ollen, und ich hatte große Mühe, ihn davon abzuhalten; tzt wollen noch Sie mich bereden, dahin zu gehen.

Helidor. Wenn Sie die Hoffnung mit des Generalen Erb nicht ganz aufgeben wollen, ſo müſſen Sie hin nd ich dächte, dafür könnten Sie ſich etwas überwinden.

Sylvia. Freylich, wenn es denn mit dem Erb ſicher äre, ſo ließe ſich wohl etwas dafür thun.

Helidor. Ich dächte es auch.

Sylvia. Wenn es dann ſicher wäre, ich gienge dafür ſechs Wochen drey Tag ſelber ins Fegfeuer.

Helidor. Wer nichts waget, der ſiegt nicht, und er nichts ſetzt, der gewinnt nichts, es muß etwas proiert ſeyn. Gewiß iſt ſo viel, es giebt keinen beſſern Weg, Arner und ſein ganzes Weſen zu compromittiren und ihm o viel Spuck in ſein Neſt hineinzubringen, daß er jedermann zum Geſpött wird und der General ſich ſelber, wo r hinkommt, ſich ſeines Neveu's ſchämen muß, wie er

ſich einſt eines andern Manns, den Sie auch kennen, ſchämen zu müſſen glaubte.

Sylvia. Ja, wenn wir ihn dahin bringen, daß er ſich Arners halber ſchämen muß, wie er ſich einſt ſeines Bruders, meines gnädigen Herrn Vaters halber, ſchämen zu müſſen glaubte, ſo glaube ich denn ſelbſt, haben wir ein gutes Spiel, ihn Erbshalber dahin zu bringen, wo wir ihn wünſchen.

Helidor. Sie ſehen alſo, was weſentlich noth thut.

Sylvia. Aber wird es ſo leicht ſeyn, Arner ihm verächtlich zu machen?

Helidor. Es iſt ſo viel Stoff da, Arners Thun zu verwirren und zum öffentlichen Geſpött zu machen, daß es Ihre Eichenbergerin ſelber gemerkt und beſtimmt zu mir geſagt hat, wenn nur ein Wind wider ihn durch das Dorf blaſe, ſo falle ſein ganzes Werk zuſammen, und denn iſt in der ganzen Welt auch noch niemand ſo geſchickt, dieſer böſe Wind für Arners ganzes Thun zu ſeyn, als Sie ſelber, wenn Sie ſich nur entſchlieſſen können, einige Monathe auf dieſem Bauernhof, wie Sie ſein ſchönes, prächtiges Schloß heißen, zu reſidiren.

Sylvia. Stoff, ihm Spuck, großen Spuck zu machen, iſt ſicher genug da.

Helidor. Sie ſehen alſo, daß mein Rath, dahin zu gehen, nicht aus der Luft gegriffen.

Sylvia. Ich habe das nie gedacht, ich gieng nur nicht gern dahin.

Helidor. Aber jetzt gehen Sie doch gern.

Sylvia. Für Arners Erb würde ich freylich alles thun, was, wie das Sprichwort sagt, der böse Brief ausweist.

Helidor. Sie sind plötzlich in dieser Sache so eifrig worden, als Ihre Eichenbergerin.

Sylvia. War sie denn so eifrig?

Helidor. Man kann doch nicht wohl eifriger seyn. Man hat mir erzählt, sie habe vor lauter Freude, mir vorgestellt zu werden, noch vor meiner Thüre zu einer ihrer Bekannten gesagt, sie würde Arners Dorf an allen vier Wänden anzünden, wenn ich ihr nur einen Wink gäbe, daß ich es gern hätte.

Sylvia. Ich hätte sie dieses Worts nicht fähig geglaubt.

Helidor. Sie ist mitten in ihrer erbärmlichen Eitelkeit eine feinere Hexe, als man glaubt. Sie sieht in verschiedenen Rücksichten bestimmt mit vieler Leichtigkeit, wo sie zu Haus ist.

Sylvia. Nun, gnädiger Herr! weil Sie die Eichenbergerin so rühmen, so hoffe ich, Sie trauen auch mir zu, daß ich in dieser Sache etwas könne — und daß ich darin etwas wolle, dafür gebe ich Ihnen mein Wort.

Helidor. Wir sind also dieser Sache halber in Ordnung. Sie gehen, sobald Sie können, nach Arnheim.

Sylvia. Ja, ich gehe, ich sehe, daß es seyn muß.

Helidor. Und Sie bereden den Oncle, daß er recht bald geht.

Sylvia. Ich muß ihn nicht bereden, ich muß nur aufhören, ihn davon abzuhalten.

Helidor. Machen Sie denn Ihre Sache da recht gut, und ich will dann hier für Sie thun, was ich kann und Ihren Herrn Grafen soweit zu Ehren bringen, als es nur immer geht.

So ward von zwey abscheulichen Menschen ein Plan entworfen, der Arner einige Monathe später an den Rand des Grabs gebracht hat.

Aber, Leser! fürchte dich nicht. Ehrlich währt am längsten. Es wird der Sylvia mit ihren Teufelsprojecten gegen Arner nicht besser gehen als der Untervögtin mit ihrer Teufelsarbeit gegen den Hübelrudi, und Helidor wird, in seinen Werken selber gefangen, der Verzweiflung nahe gebracht werden.

---

§. 64.

Weh dem, der den Sehenden blind wünscht und dem, der in der Finsterniß sitzt, das Licht auslöscht. Weh dem, der dem Lahmen seine Krücke unter der Achsel wegnimmt und dem Verwundeten seine heilende Wunde aufreißt, daß sie von neuem eitere und blute.

Doch ich wandelte lange und ermüdend genug in den Labyrinthen einer bösen Verruchtheit; wie froh, wie froh bin ich, aus dem Dunkel ihrer Irrgänge, aus der Ver-

worfenheit ihrer Schlupfwinkel und aus den ſchauerlichen Abgründen ihrer Verwilderung in der milden Gegend eines ſtillen, heitern Himmels wieder frey und froh und unbefangen zu athmen; wie froh bin ich, wieder zur Gertrud, zu Glülphi, zu Arner und den vielen guten Menſchen in niedern Hütten, die ſelber in dem ſonſt ſo ſchlechten Bonnal wohnen, zurückzukehren.

Aber mußte dann mein Gemälde dieſer Verruchtheit die vielen Scenen dieſer Verruchtheit berühren? Mußte ich dann die Verirrungen ihrer Labyrinthe und das Schauerliche ihrer Abgründe in der Schande ſeiner ganzen Wahrheit zu Tag fördern?

Wer kann fragen? Muß der Isländer nicht wiſſen, daß er unter Schnee und Eis lebt? Muß der Südländer nicht wiſſen, daß er zwiſchen Schlangen und Ottern, und der Afrikaner, daß er zwiſchen Löwen und Tigern lebt, und die Bäume ſeiner Wälder voller Affen ſind? Muß der Arme in der Welt nicht wiſſen, was ihm das Brod von dem Maul weg nimmt und das Kleid ſeiner Blöſſe ihm von dem Leib reißt? Muß der Unſchuldige nicht lernen, dem Böſen zu widerſtehen und unangeſteckt und unbetreten in ſchlechten, in gefährdeten Umgebungen ſich ſelber zu helfen? Muß der Edelſinn, der im Land iſt, nicht vom Bild des Verderbens, das den Schwachen und Armen um ihn her läſtet und drängt, aufgeſchreckt werden, daß er aufwache und nicht ſchlafe, und ſein Herz ſich in ſeinem Innerſten bewege, zu widerſtehen dem Böſen, aufzuhelfen dem Guten, zu beſorgen den Verwahrloſten, zu unterſtützen den Schwachen, zu retten den Gefährdeten,

gar verachtete. Und wie vorher in der Schule Bosh
Narrenstreiche und oft sogar schandbare Possen die
ten Schlimmlinge mit ganzen Dutzenden Kameraden
band und sie zu Theilhabern ihrer Rohheiten und Sc
heiten machte, so verbanden jetzt schon bessere geistig
gemüthliche Vorzüge, die die Kinder in sich selbst z
len anfiengen, einzelne, besonders vorzügliche Kinde
andern, die mit ihnen die nehmlichen Gegenstände
gleicher Lebendigkeit fühlten und mit gleichem Interes
griff. Täglich standen mehr Kinder mit Anmuth
Freyheit um die Kinder der Gertrud herum, lobten
daß sie dieses und jenes besser konnten und angriffen,
sie es konnten und mochten, und bathen sie so kindlich
brüderlich, als sie konnten, daß sie ihnen dieses oder
zeigen oder ihnen in diesem oder jenem helfen. E
der Reichen bothen ihnen sogar Aepfel und Birnen
was sie sonst zu essen in die Schule brachten, an;
Gertrud hatte es ihnen verbothen, sie durften nichts
ihnen annehmen, und sie nahmen auch nichts von i
an. Es war in der Führung der Gertrud eine stille K
die dem festen Ernst, mit welchem Glülphi zu Werk gi
in einem hohen Grad zu Hülfe kam und wesentlich
beytrug, daß die sichtbar wachsende Lieblichkeit im Zus
menleben dieses Schulhauses in keiner Rücksicht in Sch
che ausartete, und dieses Haus mitten in seinem Vorsch
ten in der vielseitigsten Kraftbildung seiner Kinder sich
heimeligen (heimathlichen) des sich gegenseitig in F
heit und Frohsinn liebenden und dienenden häuslichen
bens täglich mehr näherte, das man jetzt in irgend ei

Schule ſo ſelten findet, ohne welches aber eine jede Schule mehr ein Gewaltshaus der Abrichtung zu irgend einem Kenntniß- oder Fertigkeitsfach als eine Bildungsanſtalt zur freyen und harmoniſchen Entfaltung des ganzen Umfangs der menſchlichen Anlagen und Fertigkeiten iſt und angeſehen werden muß. Es war aber auch, wie wenn das liebe, graue Alterthum in dieſer Schulſtube wieder aus dem Grab aufſtehen und mit einem neuen Leben in Frohſinn und Thätigkeit, in Glauben und Liebe wieder entkeimen wollte. Auch das heilige, innere Band alles wahren Segens im häuslichen und öffentlichen Leben, die Religion, faßte in dieſer Stube in ihrem reinen Geiſt und in ihrer hohen Kraft wieder eine neue, liebliche Wurzel, in dem ſie ſich ſo dem Geiſt des Alterthums näherte. Er konnte nicht anders. Der gute Saamen des Alterthums iſt heilig. Lieblich ergreift er das menſchliche Herz. Der Geiſt der Frömmigkeit, der Geiſt des Gebeths iſt ein heiliger Geiſt. Gertrud erhabene Seele entkeimte in ihm; das Marelli lebte weniger erhaben, aber feſt in ihrer Wahrheit und Glülphi hob ſich mit jedem Tag im wachſenden Fühlen ihres Seegens höher empor.

§. 66.

Der Erde Segen iſt Himmels-Segen, und ohne das Himmliſche iſt nichts Irrdiſches wahrer Segen.

Die Feſtigkeit, die Deutlichkeit und die Andacht, mit welcher Glülphi täglich ſeine Schule mit Gebeth anfangen und mit Gebeth enden machte, hatte einen ſehr groſen Einfluß auf den Ernſt und den freyen, entſchloſſenen Willen der Kinder zum Rechtthun und zur ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengung, die jedes Rechtthun vorausſetzt und hinwieder bildet. Auch gefiel Glülphis Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand allgemein, ſo wie der groſe und vielſeitige Gebrauch, den er in ſeinem Unterricht von der Bibel machte. Beym Leſenlernen ſowie im Schreibenlernen und in den Uebungen des Gedächtniſſes waren es meiſtens Bibelſprüche, die er dazu brauchte, und ihre Redeübungen waren meiſtens Uebungen etwas zu erzählen, das ihnen aus ihrem Leben vollkommen bekannt war, oder auch von dem, was ihnen in ihrem Haus und in ihren Umgebungen begegnet und auf irgend eine Art einen ſtarken Eindruck auf ſie gemacht. Oft ließ er ſie auch beſtimmt wiederholen, was er zu ihnen geſagt oder ihnen befohlen und auch, was man ihnen zu Haus auszurichten aufgetragen. Redeübungen aus Büchern machte er für einmal mit ſeinen Kindern keine als aus der Bibel. Er fand dieſes Glaubensbuch eben darum, weil die Kinder

an daſſelbe als an Gottes Wort glaubten, mehr als kein anderes geeignet, ihre Kräfte in ihrem ganzen Umfang harmoniſch und allgemein in Anſpruch zu nehmen, zu ergreifen und ſie dadurch zu einer unter ſich übereinſtimmenden Anſtrengung der Kräfte ihres Herzens, ihres Geiſts und ihrer Hand zu erheben. Er fand dieſes Buch in dieſer Rückſicht, wie kein anderes, geeignet, bey ſeinen Kindern den Gefahren vorzubeugen, die die Verirrungen der ſchwachen, menſchlichen Natur und die Gewaltthätigkeit ihrer Selbſtſucht unſer Geſchlecht in ſittlicher, geiſtiger und phyſiſcher Hinſicht täglich ausſetzen, zu verhüten und den Eindruck jeder Anſicht des Lebens und jedes Begegniſſes der Welt, ſowie denjenigen alles Unterrichts und aller Lehre durch Glauben und Liebe in ihrem innerſten Weſen zu heiligen und zu reinigen und ſeine Kinder durch Selbſtüberwindung zu dem Umfang der Kräfte und Fertigkeiten zu erheben und zu bilden, die die Ausübung der weſentlichen Pflichten des Menſchengeſchlechts allgemein vorausſetzen. Dieſer Ernſt in der Liebe, dieſe Sorgfalt im Glauben und dieſe Begründung des Aeuſſern durch die Heiligung des Innern, die den meiſten Eltern weſentlich durch ſeine Sorgfalt für die Gebethſtunde und für das Bibelleſen ins Aug fiel, machte beynahe allgemein im Dorf einen guten Eindruck für ihn, und gefiel vielen Leuten im Dorf, die nie glaubten, daß ſie jemals einen Gefallen an dem neuen Schulmeiſter und an dem, was er thue, haben werden. Auch das Geſchwätz, daß er den Eulenſpiegel mit der Bibel gleich viel werth achte, verlor ſich allmälig unter allen Leuten, die ſein Thun und Laſſen auch

nur halb unbefangen ins Aug faßten und ſpuckte nur noch unter Leuten, die entweder wie der Harrikopf, der alte Schulmeiſter und der Stündliſänger Chriſten, verirrte Halbnarren, oder wie einige Vorgeſetzten und Vorgeſetztenweiber erbitterte Schalksnarren waren. Von dieſen ließen es ſich freylich einige nicht ſo leicht ausreden, es ſtecke hinter dem Wort, das er doch ſo offenbar und gewiß geredt habe, ſicher und gewiß etwas mehr, als man jetzt daraus machen wolle. Einige von dieſen glaubten aber freylich ſelbſt nicht, was ſie ſagten, aber thaten darum denn auch deſto eifriger, als wenn ſie es glaubten. Dieſer Art Leute wiederholten jetzt, mehr als ſie es vorher gethan hatten, das Wort: man könne mit Leuten, denen dergleichen Aeuſſerungen, wenn auch wider ihren Willen, entfahren, nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn. — Einige von ihnen giengen ſogar ſoweit, daß ſie ſich im Stillen wieder dahin äuſſerten: man könne und dürfe dergleichen, in die Religion eingreifenden Thatſachen Gewiſſenshalber nicht unterdrücken und nicht abläugnen, wenn auch ſelber das Schloß und das Pfarrhaus zum Unterdrücken ſolcher Wahrheiten helfen würden, wie dieſes jetzt wirklich der Fall zu ſeyn ſcheine, und wie es auch bei der Teufelsgeſchichte des Vogt Hummels, die auch ſo wieder das Zeugniß von vielen Menſchen, die es gehört haben, unterdrückt und weggeläugnet worden, der Fall geweſen ſey. — Doch waren auch dieſe Leute durch die Unſchuld, mit welcher die Kinder alle Tage von der Sorgfalt des Lieutenants in Rückſicht auf die Gebethſtunde und das Bibelleſen der Kinder ſoweit geniirt, daß ſie in ihren diesfälligen Aeuſſerungen es

anfiengen, hie und da hinter den Berg zu tragen und ſich in acht zu nehmen, wem ſie ſelbige vertrauten. Bey den Unbefangenern war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß das Gerede mit dem Eulenſpiegel, wie es im Dorf herumgetragen worden, ein Mißverſtand geweſen ſeyn müſſe, und das Zutrauen der mehrern Eltern für den Glülphi wuchs von Tag zu Tag. Einige derſelben und ſogar einige von denen, die er den erſten Schultag zur Thüre hinausgeſtellt, lieſſen ihn jetzt durch ihre Kinder gar freundlich grüſſen und fragen: ob ſie jetzt nicht einmal kommen und ſehen dürfen, wie er mit ihren Kindern Schul halte. Er ließ ihnen antworten, wenn ſie ſtill, ohne Geräuſch mit einander da ſitzen wollen, ſo daß alles ſeinen Weg fortgehen könne, wie wenn niemand da wäre, ſo möge er es wohl leiden; aber er ſage ihnen zum voraus, er könne ſich nicht mit ihnen abgeben und dürfe keine Zeit mit Schwatzen verlieren.

Dieſe Antwort gefiel zwar bey weitem nicht ſo allgemein als ſein Bethen und Bibelleſen. Es erneuerte ſich vielmehr vielſeitig wieder das Gerücht, er ſey zu ſtolz für einen Schulmeiſter.

Zwar widerſprachen dieſer Meynung alle Tage mehr Kinder und ſagten: er ſey gewiß, gewiß nicht hochmüthig. — Aber die meiſten Eltern lieſſen ihnen aus ihrer Meynung nichts gehen und antworteten ihnen: ihr verſteht das nicht; wenn er ſchon mit euch freundlich und gut iſt, ſo kann er doch hochmüthig ſeyn.

Einer der pfiffigſten Vorgeſetzten ſagte zu ſeiner Frauen: es iſt in der Schule und bey den Kindern für ihn

keine Materie (Stoff) da, um stolz zu seyn oder stolz zu thun; auch die hochmüthigsten Leute sind eben nicht allenthalben hochmüthig; sie kriechen oft vor denen, die höher als sie sind, und sind oft mit dem Bettler auf der Strasse freundlich und mit ganz gemeinen Leuten im Land oft sogar höflich; sie zeigen ihren Stolz nur gegen Leute, die etwas weniges mehr als sie sind, gegen die ihres gleichen und gegen die, so auch gern so viel seyn möchten, als sie sind.

Es ist mit dem Stolz der Leute, so gewiß als die Sonne scheint, wie du sagst, antwortete die Frau; wir haben an unserm Junker selber das auffallendste Beyspiel. Er scheint bey gewissen Leuten oft so demüthig als hie und da ein Prälat vor dem Altar und ein Klosterbruder vor dem Prälat.

Der Mann erwiederte: du hast vollkommen recht. Er giebt selber Männern und Weibern, die sich kaum des Bettelns erwehren mögen, die Hand, wie wenn sie seinesgleichen wären, und ist dann wieder mit Herrschaften, die er nicht mag, oder die ihm ungelegen zum Besuch kommen, so grob, als wenn sie ihre Herrschaften von ihm zu Lehen empfangen hätten.

Der Mann und die Frau schwatzten noch eine Weile über seine Grobheit, die er auch gegen seine Bauern im Dorf zeige.

Und am End sagte der Mann mit einem Mißmuth, daß man denken möchte, es wäre ihm selber so etwas begegnet: es muß ein Bauer nur einen grossen Hof, viel Vieh im Stall und viel Korn auf der Schütti haben, so

kann er ſicher ſeyn, der letzte Bettler im Dorf hat's beſſer bey ihm und wird freundlicher aufgenommen und angeſehen als er.

So hatte des Glülphis Antwort an die Männer und Weiber, die gern wieder in ſeine Schule gegangen wären und viel mit ihm geſchwatzt hätten, das alte Gered über einen Hochmuth wieder aufgewärmt. Aber das war auch jetzt das einzige, das man ihm öffentlich und laut vorwarf. Zu ſeinem Glück aber that ein Regentag auch dieſem Gered großen Abbruch,

Es iſt eine Ordnung in Bonnal, daß ſeit zwanzig Jahren ein verfaulter Steg vor dem Schulhaus nicht einmal wieder gemacht worden, und die Kinder, wenn's ein paar Tage nach einander geregnet, faſt bis an die Waden hinauf naß werden müſſen, wenn ſie über die Kengelgäß in die Schule wollen.

Aber das erſtemal, da der Glülphi die Gaſſe ſo voll Waſſer ſah, ſtand er, ſobald die Kinder anfiengen zu kommen, in vollem Regen in die Mitte der Gaſſe hinein und ob eines nach dem andern über den Bach.

Das dünkte ein paar Männer und Weiber, die gerade vor der Schule über wohnten, und juſt diejenigen, die am meiſten klagten, er möge den Leuten vor Hochmuth kaum guten Tag und gute Nacht ſagen, gar luſtig.

Sie hatten eine rechte Freude daran, zu ſehen, wie er in ſeinem rothen Rock durch und durch naß werde, und bildeten ſich ein, er möge es keine Viertelſtunde erleiden, und werde ihnen augenblicklich rufen: ob ihm dann niemand helfen könne?

Aber da er fortmachte, wie wenn keine Katze, geschweige ein Mensch, um ihn herum wohne, der ihm helfen könnte, und Haar und Kleid und alles an ihm traufte und er immer noch keinen Schatten Ungeduld zeigte, und immer noch ein Kind nach dem andern hinüberlupfte, fiengen sie doch an, hinter ihren Fensterscheiben zu sagen: er muß doch ein guter Narr seyn, daß er so lang fortmacht und wir müssen uns, scheint es, doch geirrt haben; wenn er hochmüthig wäre, so hätte er schon lange aufgehört.

Endlich krochen sie gar aus ihren Löchern hervor, standen zu ihm zu und sagten: sie haben es nicht eher gesehen, daß er sich so viele Mühe mache, er solle doch heimgehen und sich trocknen, und sie wollen die Kinder schon hinüberlupfen, sie mögen es eher erleiden als er, sie seyen sich eher gewohnt.

Noch mehr: sie wollen noch, ehe die Schule aus sey, ein paar Tannen zuführen, daß wieder ein Steg sey wie vor altem.

Sie sagten es nicht bloß. Ehe es 11 Uhr läutete, war wirklich ein Steg da, daß die Kinder nach der Schule trocknen Fusses über den Bach gehen konnten.

Und auch die Klage über seinen Hochmuth verlor sich jetzt, da die zwey Nachbarsweiber, die am schlimmsten über diesen Punkt über ihn klagten, ihr Lied darüber anders anstimmten.

§. 67.

Es erscheinen wieder höhere Ansichten über das Schulhalten.

Die liebevolle Unschuld der Gertrud, das feste Benehmen des Baumwollenmareilis, sowie die ausgezeichneten Kenntnisse, die großen Lebenserfahrungen und die unermüdliche Thätigkeit des Lieutenants konnten nicht anders, als auf den guten Fortgang der Schule einen entscheidenden Einfluß haben. Da sich das Baumwollenmareili, nachdem es etwas mehr als eine ganze Woche vom Morgen bis an den Abend in der Schule war, zurückgezogen, indem es dem Hauswesen seines Bruders nicht länger mangeln konnte und das, warum Gertrud es gebethen, ihnen an die Hand zu gehen, soviel als gänzlich erzielt war, stellte Glülphi noch eine Margreth zur Hülfe an. Diese Frau war in den häuslichen und weiblichen Arbeiten allgemein in einem hohen Grad geübt und erfahren, und selbst unermüdet im Arbeiten, im Lehren der Arbeiten so streng als sie im Leiten und Zeigen derselben geschickt war. Er hatte sie nothwendig, denn er war entschlossen, seine Schule solle wesentlich als ein fortdauerndes Bildungsmittel des häuslichen Lebens und aller Angewöhnungen, deren dasselbe bedarf, dastehen, um nicht weniger als in eine einseitig beschränkte, von dem Geist und den Endzwecken des häuslichen Lebens getrennte und sogar ihnen nachtheilige,

ſie hemmende und ſtörende Bildungs- und Unterrichts-Anſtalt ausarten.

Das Wort der Gertrud: „jeder Unterricht, der von der Sinde ausgeht, iſt verflucht," — war ihm ſtets vor den Augen, und er wiederholte mehreremal bey ſich ſelbſt die Worte: jede Schule, die die Kräfte des häuslichen Lebens im Kind ſtört und daſſelbe aus ſeinem, den ganzen Umfang ſeiner Kräfte gemeinſam und harmoniſch bildenden, Segen herausführt und demſelben ſtörend entgegen wirkt, geht von der Sünde aus und führt hinwieder zur Sünde. Die Erhaltung und Stärkung des häuslichen Sinnes und ſeines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Bethen und Arbeiten, im täglichen Anſtrengen ſeiner Leibs- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit, im kindlichen, liebevollen, ſich aufopfernden Hingeben für ſeine Pflichten, im ſtillen, die Welt und alles, was darin iſt, vergeſſenden Einſchließen ſeiner ſelbſt in ſeinem Kämmerlein, dieſes Leben des wortleeren und kraft- und thatenvollen chriſtlichen Menſchen als Fortſetzung der h. Angewöhnung einer jeden chriſtlichen Wohnſtube durch die Schule in der That und Wahrheit zu fördern, zu befeſtigen und zu ſichern, war jetzt das einzige Ziel ſeiner Schule. Auch hielt er dafür, die Schulbildung müſſe die Lücken, welche die zum Theil einſeitige und beſchränkte Ausbildung der Arbeits- und Berufsfertigkeiten, die das häusliche Leben zu ertheilen vermag, offen läßt, auf alle Weiſe auszufüllen trachten. Er ließ demnahen auch im Anfang der dritten Woche die Hobelbänke, die Drehſtühle, die Schmiede, die Spitztrucken und Arbeitstiſche, die der Junker für

Schule nach Bonnal kommen laſſen, die aber bis jetzt
Pfarrhaus in Verwahrung geblieben, in die Schulzim-
r bringen, um ſeine Kinder ſogleich thatſächlich in den
ſentlichſten Fertigkeiten des bürgerlichen Berufslebens zu
en. Mit jedem Tag war ihm heiter, die Arbeitſam-
t, die phyſiſche Thätigkeit unſers Geſchlechts ſey das
hrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des
nzen Umfangs unſrer Kräfte zu einer einzigen, gemein-
nen Kraft, zur Kraft der Menſchlichkeit. Alle Tage
) er mehr, wie die Arbeitſamkeit den Verſtand bildet
d den Gefühlen des Herzens Kräfte giebt, wie ſie das
n Kräften und der Reinheit des Lebens tödtliche Schwei-
1 der Sinne verhütet, der Einbildungskraft die Thore
:er Verirrungen zuſchließt, den eitlen Zungen die Spitze
:er Geſchwätzigkeit abſtumpft, den Pflichtſinn unſerer
atur vor ſeinem Verderben bewahrt und von den Schwä-
en zurückführt, unſer Maulbrauchen über das Thun für
s Thun ſelber und unſer Geſchwätz über Heldengröße
r Heldengröße, und unſer nichtiges Träumen über die
ttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für dieſe
räfte ſelber anzuſehen. Dieſe höhern Anſichten über die
enſchliche Ausbildung waren es, warum er Drehſtuhl,
obelbank, Spitztrucken, Nähkiſſen u. ſ. w. in ſeine
chule aufnahm. Aber erzählen, wie er jedes einzelne
ieſer Arbeitsmittel gebraucht hat, das will ich ſo wenig,
ls ich erzählen will, wie er ſeine Kinder leſen, ſchreiben
nd rechnen gelehrt. Daß er es auf die vorzüglichſte und
probteſte, beßte Weiſe zu thun geſucht, das verſteht ſich
on ſelbſt. Aber ich will jetzt kein Schulmeiſterbuch we-

der für das Volk und für das Fürsten und
und für seine einzige wahrhaftige Schutzwehr ist

§. 69.

Sonntagsversammlungen, die möglich wären
lang der Kulturzustand unsers Welttheils
so weit zurück war, daß nicht alle E
der, Schuhmacher, alle Subjektinnen der
versekreirs, alle monchards, Weib
ihren Weibern jeden Sonntag an den
chen Vergnügungen der höhern Stand
Bällen, Comödien, Tanzpartheyen, G
spielen, Hazardspielen ꝛc. ꝛc. Theil n
und wenn sie es nicht thun, unter sich
zum Gesindel gerechnet werden, mit w
Leute auch nur von einiger Distinction
Lebensart nichts zu thun haben könnten
sich nicht zu ihnen zählen dürfen.

Arner und Therese kamen jeden Sonntag mit
Pfarrer, der Frau Pfarrerin und dem Baumwollenm
seiner Schwester und der Gertrud zusammen. Man

deute mir das Wort nicht, ich ſpreche, es war eigentlich eine Regierungsverſammlung für das Dorf. Ich meyne, der Geiſt und das Herz, der alle Perſonen, denen die Verwaltung und Beſorgung eines Dorfs anvertraut iſt, beherrſchen ſollte, lebte in einem hohen, die Menſchennatur erhebenden und befriedigenden Grad in dieſen Perſonen. Es geſchah nichts gutes, nichts löbliches im Dorf, das in dieſer Verſammlung nicht zur Sprach kam, und nicht bey einem oder dem andern Glied dieſer Verſammlung thätige Theilnahme fand; aber viel Böſes, das im Dorf vorgieng, wurde, wenn es auch ſchon einigen Gliedern der Verſammlung bekannt war, darin doch nicht berührt, denn ſie hatten alle den Grundſatz, es ſey umſonſt, über die ſauern Früchte eines Baums, der ungezweit, (ungeproft) in der Wildniß aufgewachſen, zu klagen, man müſſe anſtatt deſſen die geſündeſten und ſchönſten Zweige, die er habe, ausſuchen und neue und beſſere Früchte darauf impfen und zweien. Das ſuchten die Glieder dieſer Verſammlung alle mit ernſtem Fleiß und großer Sorgfalt, Anſtrengung und Treue zu thun. Sie forſchten jeden kleinſten Spur von etwas Gutem, das mitten im Verderben des ganzen Dorfs bey einzelnen Eltern und Kindern noch da war, mit thätigem Eifer nach, und fanden wirklich hie und da etwas Gutes, Erfreuliches und ſogar Herzerhebendes, wo man es gar nicht erwartet, und wo man es, wenn man es nicht geſucht, auch gewiß nicht gefunden hätte. Das Baumwollenmarcili erzählte am allermeiſten, wie viele, auch von den ſchlechteſten, Eltern anfangen, ſeitdem ihre Kinder zu Glülphi in die Schule

gehen, auf sie aufmerksamer zu werden und zu rühmen, wie sie zu Haus weit freundlicher und gefälliger mit ihren Geschwisterten und aufmerksamer und thätiger in allem seyen, wodurch sie ihren Eltern Freude machen können.

Das war aber auch nicht anders möglich. Glülphi und Gertrud thaten alles Mögliche, den reinsten, thätigsten, häuslichen Sinn durch ihre Schulführung in ihren Kindern zu wecken und zu beleben und zwar nicht blos mit eiteln, leeren Worten und Lehren, sondern thatsächlich, einerseits durch Angewöhnung einer ununterbrochenen Thätigkeit, anderseits durch eine eben so ununterbrochene Belebung eines frohen und freyen, heitern, lieblichen Sinns und einer damit verbundenen, herzlichen Theilnahme an allen Begegnissen, die in ihren Umgebungen die zärtern Fäden des menschlichen Herzens ergreifen und in edeln, reinen Gefühlen reg erhalten konnten.

So wie er überzeugt war, die Denkkraft des Menschen bilde sich nicht durch das Reden über das Denken, sondern durch das Denken selber, und hinwieder, die Kunstkraft und die Fertigkeiten, deren sie bedarf, bilden sich nicht durch das Reden über die Kunst, sondern durch das Arbeiten der Kunst, so war er auch überzeugt, Glauben und Liebe bilden sich nicht durch das Reden über diese hohen und heiligen Fundamente unsers innern Lebens, sondern durch die Thatsache des Lebens im Glauben und in der Liebe.

Dieser Ueberzeugung getreu that er dann auch in Verbindung mit der Gertrud alles, in seiner Schulführung die Thatsache des Glaubens und der Liebe bey seinen Kindern

auf alle Weiſe zu beleben und zu bilden, überzeugt, daß alle, auch noch ſo heitere, Erklärungen über Glauben und Liebe und alle, auch noch ſo warm ausgeſprochene Worte darüber ohne inneres, wirkliches Leben im Glauben und in der Liebe ein leerer Wind ſey, von dem das zu unterrichtende Kind eigentlich nie weiß, woher er kommt und wohin er weht.

Gertrud und er thaten vom Morgen bis am Abend alles, das Zutrauen und die Liebe der Kinder wirklich zu erhalten. Sie ſtanden in jedem Augenblick und in jedem Verhältniß mit liebender, ſchonender und helfender Kraft neben ihnen. Ueberzeugt, daß nur der Vertrauen findet, der kraftvoll und mächtig daſteht für das, was er will und ſich liebevoll und ſchonend geneigt zeigt, mit ſeiner Kraft dem zu dienen, der ihrer bedarf; überzeugt, daß das wahre Vertrauen der Menſchen nur aus Thaten hervorgeht, die den Dank jedes guten Menſchenherzens anſprechen, ſuchten beyde, Gertrud und er, das Dankgefühl der Kinder gegen ſie durch ihre Thätigkeit und Liebe täglich rege zu machen, und da ſie eben ſo den Zuſammenhang des guten, menſchlichen Vertrauens mit dem Zutrauen auf Gott, mit dem Glauben an Gott mit innigem, warmem Gefühl erkannten, ſo thaten ſie auch alles, das Gefühl ihrer Kinder für die Gutthaten Gottes lebhaft in ihnen zu entfalten und trachteten dahin, daß dieſe Gutthaten ihnen als Thatſachen ihres innern und äuſſern Lebens täglich lebendig vor ihren Augen ſtehen und ſo die Gefühle der Dankbarkeit in ihnen erzeuge, aus deren wirklichem Daſeyn Vertrauen und Liebe zu Gott nothwendig

hervorgehen müſſen. Glülphi war innig von dem
ſatz überzeugt: das Leben bildet und das bildend
iſt nicht Sache des Worts, es iſt die Sache der
iſt Thatſache. — Er begründete alſo ſeine Bild
Kinder zur Liebe und zur Flammenglut ihres inne
ligen Weſens nicht durch das Hören und Auswend
von Sprüchen über die Liebe und über ihren Seg
dern dutch die thätliche Liebe ſelber, zu der er ih
lich Gelegenheit, Reiz, Beyſpiel und Aufmunterun
Er führte ſie zum wirklichen Leben in der Lie
ſtellte ihnen die Thatſache der Noth, des Leidens
Elends vieler Menſchen rührend vor ihre Sinne.
nicht das Bild des Elends von Menſchen, die
Jahre vor ihnen gelebt oder tauſend Stunden entfe
ihnen wohnen, es war das Leiden und das Ele
Menſchen, die ihnen nahe ſtanden, deren Thränen
ihren Augen ſahen, deren Hunger aus ihrem Ge
ihnen ſprach, und die in Blöſſe und Nacktheit vo
zu ſtanden und aus Mangel von Bildung unbe
und ungewandt ſich in ihrer Noth nicht zu helfen
Er ſuchte durch die lebendigen Anſchauungen des
ſelber die Herzen der Kinder zur Theilnahme a
Schickſalen ihrer Mitmenſchen und zum thätigen
den und Erbarmen ihrer Noth zu erheben und ſ
Noth und Armuth zum ernſten Nachforſchen ü
Mittel, der Noth und dem Elend der Menſchen a
fen, hinzuführen. Auch kettete er dieſe Aufmerk
ſeiner Kinder auf die Noth und das Elend ihrer
menſchen vorzüglich auf ihre nächſten Umgebungen

daß das Herz der Menſchen vorzüglich und am
n durch die Noth der Seinigen angeregt, angeſpro-
nd belebt wird. So, wenn ein Menſch im Haus
einer Schulkinder krank war, ſey es Vater, Mutter,
viſterte oder auch der letzte Knecht oder die letzte
im Haus, fragte er dieſes Kind allemal und zwar
ten Augenblick, in dem er in der Schule erblickte,
h ſein Kranker befinde, und das Kind mußte ihm
ndlich und beſtimmt darüber Rede und Antwort ge-
Er ließ ſich in ſolchen Fällen gar nicht mit halben
n abſpeiſen, er fragte ſo beſtimmt, daß wenn das
daheim dem Kranken nicht ſelbſt nachgefragt, es im
blick als darüber unwiſſend vor ihm da ſtand, und
ab er ihm das Unrecht ſeiner diesfälligen Unwiſſen-
zu fühlen, daß es ſich ſchämte und hernach gewiß
vieder in die Schule kam, ohne vorher genau nach-
en, wie ſich ſein Kranker befinde. Er fragte auch
al die Kinder, ob ſie auch ſelber mit dem Kranken
und ob ſie ſich beſtreben, ihm ſeine Krankheit auch
:ichtern und wenn's auch nur dadurch wäre, daß ſie
er Nähe ſtill ſeyen und kein Geräuſch machen, da-
: Kranke ruhig ſeyn könne. Die größern dieſer Kin-
igte er allemal auch noch, ob ſie ihrem Kranken
uch wachen und ob ſie es etliche Nächte nach ein-
aushalten mögen, und zeigte ihnen ſeine Freude,
ſie ſagten, ſie mögen es wohl erleiden und er es
anſehe, daß ſie es gerne thun. Er unterließ auch
enn er ſo mit einem Kind über einen kranken Haus-
:n redte, es allemal zu fragen: betheſt du auch alle

Morgen und alle Abend für deinen Kranken, daß ihm der liebe Gott bald wieder zu seiner Gesundheit verhelfe? und wenn er wußte, daß der Kranke arm oder wenigstens nicht in Umständen war, daß er das, was ihm in seiner Krankheit nahrungs- und arzneyenhalber helfen konnte, sich leicht anzuschaffen, so fragte er das Kind umständlich, wie der Kranke diesfalls besorgt sey. Und wenn er sah, daß das, was nothwendig wäre und ihm wohl thun würde, mangelte, so sagte er es augenblicklich der Frau Pfarrerin, berichtete es ins Schloß und redte oft auch mit dem Baumwollenmeyer und seiner Schwester darüber, und fand immer zu dem, was hierin nothwendig war, immer leicht Hülfe für seine Kranke, und wenn er etwas für sie aus dem Pfarrhaus oder sonst woher bekam, so forderte er die Kinder der reichsten Bäuern auf, es dem Kranken zu bringen; dann begegnete oft, daß die Eltern dieser Kinder sich schämten, diesen Kranken nicht auch etwas mitgeben und etwas zu dem hinzulegten, was Glülphi ihnen gab. Das freute dann die Kinder gewöhnlich so sehr, daß sie es auch den andern erzählten, und so ward es dem sehr bald zur Gewohnheit, daß fast allemal, wenn arme Kranke im Dorf waren, die Kinder der reichen Bauern ihre Eltern selber um etwas für dieselben bathen, und es ihnen zubrachten. Auch arzneyenhalber war Glülphi in diesen Fällen äusserst sorgfältig. Wenn die Leute aus Ungeschicklichkeit oder Armuth nicht zum Arzt giengen, so gieng er selber oft zum Doctor Müller, redte mit ihm über den Kranken, und brachte ihn oft selber an seiner Hand an das Bett des Kranken.

In dieſem Geiſt war es, daß er ſeinen Unterricht über Glauben und Liebe thatſächlich begründete, und daß die Kinder dieſen Unterricht wohl verſtanden, zeigten ihm oft weit mehr Thränen ihrer Rührung in ſtillem und wortleerem Schweigen als paſſende Antworten auf das Wörtliche des Unterrichts vom Glauben und der Liebe, das alſo innerlich begründet, aber ohne großes Gewicht auf das Wörtliche dieſes Unterrichts zu legen, gegeben wurde.

Die nehmlichen Anſichten und Grundſätze, die er in Rückſicht auf die Entfaltung des Herzens zum Glauben und zur Liebe hatte, hatte er auch in Rückſicht auf die Entfaltung des menſchlichen Geiſts zur Denkkraft. Er gieng auch hierin weit mehr thatſächlich als durch Worterklärungen zu Werk. Sein Unterricht im erſten Kunſtmittel der Verſtandesbildung war meiſtens nichts anders, als eine ſorgfältige Bemühung, dem Kind in dem, was es ſelber gern wörtlich ausdrücken möchte und noch nicht konnte, mit dem Wort, das es ſuchte, nachzuhelfen und überhaupt ſich über das, was ihm ſeine äuſſern und innern Sinnen ſchon zum vollendeten Bewußtſeyn gebracht haben, auch mit Beſtimmtheit ausdrücken zu können. Das Fundament der Redübungen ſeiner Kinder war alſo weſentlich ihr Leben ſelber. Er ließ ſie ſich gar oft erzählen, was ſie den Tag über gethan und ſie gar oft beſtimmt und umſtändlich über das erklären, was ſie am meiſten intereſſirt, ihnen am meiſten Freude gemacht oder auch mißfallen; kurz, er machte ſie vorzüglich über ſolche Dinge ſich beſtimmt erklären, wofür ſie eben ſo vorzüglich innerlich in Freud oder in Leid belebt waren, und in-

dem er alle Kunſtmittel der Geiſtesbildung, die in ſeiner Gewalt waren, für ſeine Kinder benutzt, legte er das gröſte Gewicht der Verſtandesbildung auf die Arbeit ſelber, indem er überzeugt war, daß die Arbeitſamkeit vorzüglich geeignet iſt, das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte, woraus alle richtige Urtheile und mit ihnen alle Reſultate des reinen menſchlichen Denkens weſentlich und faſt allgemein hervorgehen, zu erhalten und zu ſtärken. Auſſer dem innern, gemeinbildenden und ſich gegenſeitig unterſtützenden Zuſammenhang der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengung liegt in der Natur der Arbeitſamkeit nicht nur eine zwingende Hinlenkung unſrer Geiſteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Gedächtlichkeit, dieſen weſentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens. Aber nicht nur das, es liegt auch in der Natur aller Arbeitſamkeit und in dem Stoff der zu bearbeitenden Gegenſtände gleichſam ein Nothzwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Anſprüche an die Unterwerfung unter alle Geſetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen und jeden Widerſpruch gegen Wahrheit auf der Stelle ſtrafen, indem ſie in der Anſicht deſſen, was wahr oder falſch ſich nicht mit Träumen irrführen und nicht mit Worten darüber mit ſich markten laſſen, ſondern jeden Verſuch der Selbſtſucht zur Selbſttäuſchung auf eine Weiſe beſchämen, wie der feinſte Dialektiker auch den elendeſten Verſuch der Selbſtſucht zur Selbſttäuſchung bey wörtlichen Nachforſchungen über im Streit ſtehende Anſicht, nicht leicht zur Beſchämung des Unrecht habenden Theils auseinander ſetzen und unwiderſtehlich darſtellen

kann. So wichtig ist die Benutzung der Arbeitsamkeit zur Begründung der wesentlichen Mittel zum Forschen nach Wahrheit, zur Ausbildung der Denkkraft, zur Besiegung der Ungeduld im Voreilen unserer Urtheile und zur Bekämpfung der Einmischung der sinnlichen Lust und der sinnlichen Unlust, die uns so oft dahin reissen, mit beyden Händen nach den Lügen zu greifen, um sie zu erhaschen, und der Wahrheit den Rücken zu kehren und ihr, wenn sie uns auch vor den Augen liegt und durch alle fünf Sinne sich an uns andrängen will, dennoch mit Händen und Füssen ihr widerstreben. So sehr hatte Glülphi in seinem Grundsatz recht, die physische Anstrengung des Menschen als ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit anzusehn und zu erkennen. Wenn wir jetzt auch die Bildung zur Kunst gesondert von der Herzens- und Geistesbildung als physische Bildung ansehen, wie sie, vorzüglich als Erwerbs- und Berufssache kann und muß ins Aug gefaßt werden, so theilen sich ihre Mittel eben wie die einzeln ins Aug gefaßten Mittel des Herzens- und der Geistesbildung wesentlich in reine Mittel zur Entfaltung der physischen Kräfte, die aller Kunst zum Grund liegen und denn in Bildungsmittel zur Anwendung der entfalteten Kräfte in bestimmten Künsten und Berufen.

Die physischen Kräfte, deren Entfaltung hiefür zielen werden muß, sind die Kräfte unserer fünf Sinne und unsrer Glieder und vorzüglich des Augs und der Hand. Das Augenmaß und die feste Sicherheit der Hand ist die äussere Basis aller Kunst, und je wichtiger, ich möchte

sagen, je kunstreicher die Kunst, der Erwerb und Beruf, zu welchem ein Kind geführt werden muß, ist, desto vollendeter müssen auch die Mittel zur Entfaltung der Kraft des Augenmaßes und der Sicherheit der Hand seyn. Die Bildung zu beyden aber geht hinwieder offenbar vom Leben selber, von der das Ganze unsrer Natur ergreifenden Strebkraft des Auges und der Hand zur Entfaltung ihrer selbst aus. In dieser Strebkraft aber liegen denn auch die unwandelbaren Gesetze, nach welchen die diesfälligen Anlagen der Menschennatur von den ersten, schwachen Aeußerungen ihres Daseyns an bis zum Darlegen der äussersten, höchsten Kraft, zu welcher sie sich zu erheben vermögen, sich selber bey jedem einzelnen Menschen zu entfalten streben. Aber dieses Leben der Menschen ist einzeln. Das, was es durch seine zerstreute Erscheinungen zur Entfaltung unsrer Kräfte gethan hat und noch thut, bleibt in so weit auf einzelne Menschen beschränkt, und wirkt in so weit nur zufällig auf das Ganze unsers Geschlechts. Die Kunst aber kann durch regelmäßige, zusammengestellte Formen und Mittel tausenden geben, was das sich selbst überlassene Leben nur hie und da einzelnen Menschen ertheilt. Aber wenn die Kunst dieses mit Erfolg zum wirklichen Segen des Menschengeschlechts thun soll, so ist offenbar, sie muß in den Formen und Mitteln ihrer Einmischung wesentlich von dem ausgehen, was die Natur zur Entfaltung dieser Kräfte selbst thut, und sich hierin den ewigen Gesetzen unterwerfen, nach welchen diese ihnen vorgehend die Kräfte der Menschennatur selber entfaltet. Das aber, was hierin in Rücksicht auf die Ent-

tung unſrer Kunſtkräfte wahr iſt, iſt auch in Rück-
auf die Anwendung dieſer Kräfte gleich wahr.
Leben bildet und leitet die Anwendung unſrer ent-
ten Kräfte, wie es die Entfaltung derſelben ſelber
t und leitet. Es führt den einzelnen Menſchen nach
n Verhältniſſen, Lagen und Umſtänden herrſchend und
gend dahin, ſeine entfalteten Kunſt-, Erwerbs- und
fskräfte äuſſerſt verſchieden, d. h. als Bauer, als
werker, als Künſtler, als Kaufmann ꝛc. ꝛc. in dieſen
fen ſelber anzuwenden, um ſelbige durch die Anwen-
zur vollendeten Reifung zu bringen; und das, was
lls auf dieſe Berufe wahr iſt, das iſt es auch in
ſicht auf den Einfluß des Lebens auf die höhere Kunſt.
kann aber hierin nicht ins Umſtändliche, das darüber
geben kann, eintreten, und ſage nur dieſes: eine er-
liche Zeit, in der das Menſchengeſchlecht in tiefer Ab-
chungs-Verwilderung vor den Augen der Kunſt
bildet nicht leicht den hohen Kunſtgeiſt der Bildhauer
henlands, nicht einmal denjenigen der Mahler des
elalters. In jedem Fall aber muß die Bildung zur
t als Bildung phyſiſcher Kräfte, eben wie die Bil-
des Geiſts, mit dem erſten Bedürfniß der Gemein-
ng unſerer Kräfte zur Menſchlichkeit in Uebereinſtim-
g gebracht, d. h. den Anſprüchen der gebildeten, ſitt-
Kraft, den Anſprüchen des Glaubens und der Liebe
geordnet werden. Noch muß ich meiner Anſicht über
hyſiſche Bildung zur Kunſt dieſes beyfügen: in der
ologiſch geordneten Bildung des Augenmaſſes und
Hand, wenn dieſe in Zahl und Form, d. h. in die

Denkkraft bildenden und dafür berechneten Mitteln des Zählens und Messens gegeben worden, liegt der ganze Umfang des geistigen Wesens aller Kunst, so daß wenn hierin und durch diese Mittel der Geistesbildung des Kinds ein Genüge geschehen, so bleibt eigentlich in Rücksicht auf die physische Ausbildung der Kunst nichts weiter zu thun übrig, als die spezielle Uebung des Augs im Anschauen einzelner Gegenstände der Künste und Berufe, zu denen das Kind gebildet werden muß, und denn die Bildung der Hand zu der vielseitigen Gewandtheit und Kraftanstrengung, deren es zur äussern Darstellung und Ausübung der geistig begriffenen und innerlich in sich selbst vollendeten Ansichten der Kunstwerke und Berufsarten, zu deren Ausführung es Neigung oder Bedürfniß in sich selbst fühlt. Aber auch diese Ansicht, d. h. die weitere Darlegung, wie die Hand zu den verschiedenen Bewegungen und Kraftanstrengungen zu solchen einzelnen Kunst- und Erwerbszwecken durch tückenlose Reihenfolgen von Uebungen gebildet werden könne und gebildet werden müsse, führte hinwieder zu weit, als daß ich mich jetzt hierüber weiter äussern könnte.

§. 69.

rtſetzung der Folgen dieſer Sonntagsverſamm-
lungen, die aber, wie geſagt, in einem Zeit-
punkt und bey einer Lebensweiſe nicht ſtatt
finden können, wo die Menſchen durch die
Sitten der Zeit und des Landes aus aller
Einfachheit, Unſchuld und Reinheit des häusli-
chen Lebens nicht blos herausgelockt, ſondern
ſelber herausgetrieben werden, wenn ſie auch
nur von ferne als Leute von einiger Diſtinc-
tion, Lebensart und Bildung, ich will nicht
einmal ſagen, als Leute von gutem Ton an-
geſehen werden wollen.

Da die Glieder der Sonntagsverſammlung keinen
laß verſäumten, wo ſie irgend einem Menſchen von
nmal ein gutes Wort geben und mit ihm von dem Be-
den ſeiner Haushaltung, ſeiner Kinder, ſeines Gewerbs,
er von irgend etwas, das ihm zugeſtoßen, zu reden und
n in Freud und Leid herzliche Theilnahme zu zeigen;
vergieng faſt kein Tag, daß nicht hie und da ein Menſch
n Bonnal, der vorher den Junker, den Pfarrer, das
nze Schloß, das Pfarrhaus und den Baumwollenmeyer
zu für nichts achtete, weil er glaubte, ſie achten ihn
ch für nichts, anfieng zu ſagen: wir haben uns doch an
ſen Menſchen geirrt, wenn man ihnen ein gutes Wort

giebt, ſo geben ſie einem zwey dafür, und wenn man einmal mit ihnen bekannt iſt, ſo gehen ſie mit einem um wie mit ihresgleichen. — So näherten ſich ihnen nach und nach die Herzen von vielen. Freylich aber drückten ſich auch einige von denſelben über dieſe Näherung menſchlicher Herzen auf eine ſonderbare Weiſe aus. Der Hans Morlauer ſagte vor einem ganzen Tiſch voll Leuten: es iſt mir einmal, wenn ich den größten Stall voll Kälber und Schafe hätte und ſie alle mein, völlig mein wären, ſo daß ich niemand einen Kreuzer mehr darauf ſchuldig bliebe, ich könnte ſie nicht ſo lieb haben, als es ſcheint, daß der Glülphi dieſen ganzen Haufen Schulkinder, die ihm doch alle fremd und nicht ſein ſind, lieb hat. — So geſchahen mitten in den anfangenden Lobreden auch über den Junker, den Pfarrer und alle Glieder der Sonntagsgeſellſchaft bey den ihnen ſich nähernden Herzen einiger Leute im Dorf dennoch die ſonderbarſten Anmerkungen darüber. Indeſſen wurden dieſe Sonntagsverſammlungen allmälig immer wichtiger und eingreifender ins Dorf. Es fanden ſich bald in jeder Woche neue Anknüpfungspunkte auf dieſe oder jene Weiſe, durch dieſen oder jenen Kanal mehr oder minder einigen Einfluß auf dieſe oder jene Haushaltung oder auf dieſen oder jenen einzelnen Menſchen zu haben, freylich meiſtens auch nur einen einſeitigen Anfangseinfluß, der auf beſondern, einzelnen Umſtand beſchränkt war und unmöglich als ein allgemein auf ihn eingreifender Einfluß angeſehen werden durfte. Die Erfahrung überzeugte ſie ſchnell, daß man an den meiſten Orten ſich mit einem ſolchen Anfangseinfluß begnügen und ruhig, ſtill und ohne Zudring-

ichkeit abwarten müſſe, bis ſich etwa wieder ein Umſtand zeige, wo man ein Wort mehr reden oder etwas mehr thun könne, um einen beſſern und tiefer greifenden Einfluß zu erhalten. Die Glieder der Verſammlung benahmen ſich aber auch hierin vortrefflich. Nie hat wohl ein Pfarrer weniger den Pfarrer, ein Junker weniger den Junker und ein reicher Gewerbsmann weniger den nicht mehr Bauer gemacht, als Arner, der Pfarrer und der Baumwollenmeyer dieſes jetzt thaten und eigentlich durch dieſe Sonntagsverſammlung immer mehr lernten, dieſes mit Erfolg für ihre Zwecke zu thun. Ich darf wohl ſagen, dieſe ſonntägliche Abendſtunde war eine herrliche, menſchliche, Seelerhebende Stunde; ich darf mehr ſagen, ſie war ein wahrer Gottesdienſt, ich darf ſagen: ſie war im Geiſt und in der Wahrheit ein Gottesdienſt. Alle Glieder dieſer Verſammlung ſuchten mit reinem Herzen ihren Mitmenſchen in der Liebe zu dienen, und bey ihnen das Göttliche in der menſchlichen Natur über das Sinnliche und Thieriſche ihres Verderbens ſiegen zu machen. Oder iſt es nicht ein Gottesdienſt, den Hungrigen zu ſpeiſen, den Durſtigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu beſuchen, des Elends ſeiner Brüder minder zu machen auf Erden. Iſt es nicht ein wahrer Gottesdienſt, ſich zu allem dieſem im Geiſt und in der Wahrheit vorzubereiten, oder wiſſet ihr das Wort des Erlöſers nicht mehr: was ihr dem Geringſten meiner Brüder gethan habet, das habet ihr mir gethan. Aber freylich giengen die Juden, die ihn für ſeine Lehre und ſein Leben gekreuzigt, für ihren Gottesdienſt nach Jeruſalem zur Kirche

und verſammelten ſich in ihren Synagogen zum lauten Judengeſchrey und Wortgepräng über Moſen und die Propheten, das ſie ihren Gottesdienſt hießen.

Nebenbey ſind dieſe Sonntagsverſammlungen, ſagte einmal der Pfarrer, auch ein wahrer und großer Fürſtendienſt. Der Junker erwiederte ihm darüber: Helidor würde den Bauch in die Hände nehmen vor Lachen, wenn er ſo etwas hörte.

Aber Glülphi entgegnete darauf: ich weiß nicht, ob er nur lachen würde; es kommt darauf an, wer um den Weg wäre, wenn dieſes vor ihm ausgeſprochen würde.

Das iſt gewiß, dieſe Verſammlungen ſind geeignet, das Herz der Edeln im Land zur Theilnahme an dem, was das Volksheil iſt, zu erheben, wie einſt die Verſammlungen von Männern aus den drey Urkantonen der Schweiz im Grütli geeignet waren, das Herz der Edeln in den drey Ländern zu den großen Thaten unſrer Väter zu erheben.

§. 70.

Der Geiſt der Sonntagsverſammlungen geht vorüber, es erſcheinen jetzt ſchon wieder Leute, die Anſpruch auf den guten Ton unſrer ſchönen Zeit zu machen berechtigt ſind.

Sylvia war kaum von der Unterredung mit dem Großmeiſter des Ordens vom neuen, guten Ton im Herzen

)um, vom Helidor, zurück, ſo fragte ſie ihren Oncle, :n General, wie bald er jetzt die Reiſe nach Arnheim, e er ſich ſchon ſo lange vorgenommen, mit ihr machen olle?

Er antwortete: es iſt bis nach dem Herbſt nicht mög- h,

Sie. Aber warum doch das, Oncle? die Jahrszeit : jetzt noch angenehm und nach dem Herbſt iſt es bey 1s faſt immer regneriſch und unangenehm.

Er. Ich wollte ja ſchon vor vielen Wochen gehen, ıb hätte den Bau in meinem Haus nicht angefangen, enn du mich nicht von dieſer Reiſe abgehalten hätteſt.

Sie. Ich wollte dieſe jetzt gerne mitmachen.

Er. Das kann jetzt nicht ſeyn; wenn man baut, ſo nn man nicht von Haus weg.

Sie. Das meiſte von dem Bau aber iſt ja verdun- n.

Er. Deſto nöthiger iſt es, daß man dabey ſey und he, wie es gemacht werde.

Sie. Sie haben einen recht braven Baumeiſter; Sie rfen es ihm wohl etwas anvertrauen.

Er. Das iſt nicht geredt. Ich bin nicht wie dein ter, und vernachläſſige ſolche Hauptſachen nicht gern.

Sie. Es wäre doch ſehr gut, wenn Sie dieſe Reiſe t möglich machen könnten.

Er. Aber Warum denn das?

Sie. Ihr Vetter wird noch vollends ein Narr, wenn e ihn nicht von den Charletanereyen die er treibt, zu- t führen.

Er. Aber was geht das zuletzt dich an? du haſt dich bis jetzt nicht viel um ihn bekümmert, und was du jetzt ſagſt, ſcheint mir gar nicht mit dem Verſprechen überein zuſtimmen, das du mir ſeinethalben noch vor kurzem gemacht haſt.

Sie. Lieber Oncle! es iſt nur aus Sorgfalt für ihn, daß ich das jetzt ſage.

Er. (mit Kopfſchütteln) Ich muß faſt denken, es ſtecke etwas anders hinter dem einsmaligen Geluſt, nach Arnheim zu reiſen, da du mir doch ſo manchmal geſagt, du wollteſt lieber das kalte Fieber bekommen, als noch einmal in dieſes Bauernneſt, wie du es heißeſt.

Sie. Lieber Oncle! Was ſollte doch dahinter ſtecken? Es iſt nichts als Sorgfalt für Arner ſelber und für die Ehre unſerer Familie, warum ich Sie jetzt bald gern dort ſähe.

Er. Sey es jetzt, was es wolle. Kurz, es geht nicht, daß wir nun dahin reiſen.

Sylvia war beynahe wüthend, und das erſte Wort, das Sie, als ſie von ihm weg wieder in ihrer Stube war, zu ſich ſelber ſagte, war: wenn ich jetzt nur wüßte, wie ich machen könnte, daß es Helidor nicht an mir zürnt; aber er iſt ein verdammter Kerl; ich weiß zum voraus, wenn ich ihm nicht diene, ſo dient er mir gewiß auch nicht, und läßt mir meinen Raubholz ſo ehrlos daſtehen, daß der Oncle am End, wenn meinethalben von ihm wieder die Rede ſeyn wird, ſich ſeiner mehr ſchämen will

ich es mit allen meinen Künſten je dahin bringen
rde, daß er ſich Arners halber je werde ſchämen müſ-

---

§. 71.

**ahrheiten der thieriſchen Anſicht über das Le-
ben, über Erziehung, über Bildung, über
Geldwerth, über die Brauchbarkeit der Men-
ſchen, und über die Gefahren, die es hätte,
wenn man das niedere Volk gar zu wohl
lehren wollte, ſich ſelber zu helfen.**

Sie war über den Abſchlag des Generals, nach Arn-
n zu reiſen, ſo verdrüßlich, daß ſie einige Tage lang
it wußte, was ſie that, und jedermann, der ihr aufſtieß,
l begegnete. Da ſie fürchtete, der Verdruß Helidors
r dieſen Abſchlag ſey noch größer als der ihrige, und
um der Dienſte willen, die ſie in ihrer Angelegenheit
dem Raubholz von ihm erwartete, die bittere Pille
s Abſchlags gern verſüßt hätte, und doch nicht recht
ße, wie das anſtellen, konnte ſie ſich nicht entſchlieſſen,
hm zu gehen. Sie meynte, ſie könnte es ſchriftlich
r, verſuchte es auch dreymal, an ihn zu ſchreiben, aber
3mal mißfiel ihr der Brief, ſobald er geſchrieben war,

ſo daß ſie keinen abſchickte. Er wird mich, ſagte ſie zu ſich ſelber, jetzt ganz für ein unbrauchbares Geſchöpf anſehn, mit dem gar nichts auszurichten iſt und mich dann ſtehen laſſen, wie er jedermann ſtehen läßt, der ihm nicht gut genug dient. — Die Stunden der Trübſal jener frommen Barbel, als der Harſchier zu kam, ſie unter die Linde abzuholen, waren ihr nicht ſo ſchwer als die Tage der wilden, innern Wuth der Sylvia. Sie wiederholte in denſelben wohl hundertmal: ich bin doch ein unglückliches Menſch; aber es iſt auch ein elendes, es iſt ein verfluchtes Leben, wenn man nicht Geld genug hat zu dem, was man braucht. — Mehr als einmal ſagte ſie auch dieſes zu ſich ſelber: ſie meynen, was ſie an mir gethan haben, daß ſie mir, wie ſie es heißen, eine gute Erziehung gegeben, d. h. daß ich mich habe faſt zu Tod hunden laſſen müſſen, um dahin zu kommen, zu ſcheinen, was ich nicht bin und comödiantenmäßig etwas vorzuſtellen, wo kein Haar davon wahr iſt, und in mir ſelber alle Tage und alle Augenblicke wüthende Wünſche zu entflammen, von denen ich keinen einzigen durchſetzen und mit ihn, ſo ſehr ich darnach lechze, zum befriedigenden Genuß bringen kann. Hätten ſie mich doch nur bey meinen lieben Zigeunern laſſen, ich hätte mich bey denſelben luſtig, froh und gelind durch die Welt gebettelt, und geſetzt, ich wäre am End mit einer Diebsbande gefangen und ſelber auch geköpft worden, ſo hätte ein kalter Streich (Schwerdſtreich) dieſem Lumpending, das man Leben heißt, aber keins iſt, ein Ende gemacht. Jetzt aber ſehe ich demſelben nirgends kein Ende, und bin keinen Augenblick ſo ſicher

so frey und so glücklich, als ich es bey meinem Vater und unter seinen Zigeunern war. — Diese Gedanken trieben sie umher, wie es, so sagt man, eine arme Hexe umhertreibt, wenn die schwerste der Arbeiten, die ihr der Teufel aufgiebt, ihr den Angstschweiß austreibt. Sie konnte diese Zeit über keinen Augenblick schlafen; sie aß auch beynahe nichts, aber soff von des Generalen Liqueur alle paar Stunden ein oder zwei Gläsgen. Des Nachts durch spielte sie mit Aglee, der Theilhaberin ihres infamen Lebens. Diese fluchte mit ihr über das fatale Begegniß, aber lachte mitunter zwischen das Fluchen hinein, und da Sylvia keinen Ecken von ihrem Kopf beym Spiel, sondern ganz bey dem ihr jetzt so widrigen Abschlag des Generalen und bey seinen Zugaben und Anhängseln hatte, so gewann Aglee ihr auch alles Geld ab, das auf dem Spiel stand. Am vierten Tag aber nach diesem Abschlag bekam Sylvia einen Brief von der Eichenbergerin, darin diese ihr berichtete, daß sie zufolge den Aufträgen des im Land allmächtigen Helidors täglich und stündlich auf den Beinen sey, allem nachzuforschen, was in Bonnal und Arnheim geschehe; daß es aber gar nicht gehe, wie sie wünsche und wie sie auch wisse, daß der große Mann, der sie für dieses Geschäft beauftragte, es ebenfalls auch wünsche, daß der Junker, der Pfarrer und der Glülphi in ihrem, wie sie es heissen, grossen und für die Welt wichtigen Vorhaben immer eifriger seyen; daß, wie man sage, auch die Buben verflucht viel lernen, und daß sie eine große Freude zeigen, in die Schule zu gehen; daß ferner ihnen Glülphi viele Sachen zeige, die man sonst in keiner Schule zu

lernen Gelegenheit habe. Zwar mißfalle das, wie natürlich, auch den meisten Bauern und Bauerweibern. Sie sagen, wenn es etwas Rechtes und etwas Einträgliches wäre, so hätten es die Alten gewiß auch schon getrieben, und viele sagen darüber noch, das bringe ihren Kindern nur Herren-Narrheiten in Kopf, mit denen sie keinen Hund aus dem Ofen heraus locken können, hingegen aber rücke es ihnen das, was ihnen vor der Nase liege und Brod ins Haus bringen könne, aus den Augen, und mache sie dasselbe vernachläßigen. Auch die Sonntagsversammlungen mißfallen sehr vielen Leuten. Einige naseweise Weiber möchten auch gern dabey seyn und meynten, sie könnten dem Junker eben so gut und eben so viel Neuheiten vom Dorf erzählen und auch für dasselbe ihm gute Räthe ertheilen, als immer das Baumwollenmareili und die Maurersfrau. Andere glauben, diese Versammlungen seyen ein eigentliches und unerträgliches Spionenwesen; man werde bald in keinem Haus kein Wort mehr reden und keinen Kuchen mehr essen können, ohne daß man es im Schloß und im Pfarrhaus vernehme. Der Ständlisänger, der alle Zeitungen, deren er habhaftig werden könne und dadurch fast das ganze A B C der neuen Kraftsprache unserer Zeit auswendig gelernt, sagte: die bürgerliche Selbstständigkeit, die häusliche Sicherheit und alle Rechtswohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft werden durch solche aristocratisch klubistische Vereinigungen zwischen den Junkern, den Pfarrern und den Schulmeistern auf allen Dörfern im höchsten Grad gefährdet. Aber so sehr dieses auch auf viele einen sehr widrigen Eindruck

machen würde, wenn ſie es verſtünden, ſo mache es keinen; denn auſſer ihr, ſagte ſie, verſteht im ganzen Dorf kein Menſch, was der Narr damit ſagen will, und alſo macht es auch den Eindruck gegen den Junker und ſein ganzes Weſen nicht, wie es gut wäre, daß es thäte; hingegen mache das eint und andere im Benehmen des Junkers, des Pfarrers und des Glülphi gegen die gute Sache, die man ihr zu befördern aufgetragen, einen ſehr widrigen Eindruck, und ſey ihr im höchſten Grad widriger Nachtheil, das iſt vorzüglich vom Bethen und Bibelleſen wahr, welches der Glülphi auf eine für einen alten Lieutenant unbegreifliche Weiſe mit der höchſten Sorgfalt betreibe. Er mache ſich dadurch ſehr viele Leute gut, die ſonſt in Ewigkeit ihm nicht gut werden würden und ein verdammter Umſtand ſey kürzlich noch mit dem Regenwetter eingetreten. Vorher habe ihn faſt das ganze Dorf für einen ſtolzen Narren angeſehen und habe ihm auch ſtolz begegnet, aber da er an dieſem Regentag mit ſeinem rothen Rock in den Regen hinausgeſtanden und die Schulkinder, die ſonſt bis zu den Knien hinauf naß geworden wären, eine ganze Stunde lang mit eigener Hand über den Bach hinüber gehoben, ſo habe das bey einer Menge Leute im Dorf dahin gewirkt, daß ſie ihn jetzt nicht mehr für ſtolz achten und anfangen, mit ihm freundlicher und zutraulicher zu werden, als ſie es noch mit keinem Schulmeiſter waren. Dieſer Umſtand, und auch, daß er und der Junker und der Pfarrer mit allen Leuten im Dorf ſogar freundlich und auf eine Weiſe gut ſeyen, wie das bis dahin gegen Baurenleute nicht üblich war, das alles mache,

daß man wirklich fürchten müſſe, wenn die Sache noch eine lange Zeit ſo fortgehe, ſo möchten die Leute, die ihnen feind ſeyen, die wenigern und die, ſo es mit ihnen hielten, die mehrern werden; es ſey demnahen unumgänglich nöthig, daß der böſe Wind, den, wie Sylvia wohl wiſſe, Helidor ins Dorf wünſche, ſobald als immer möglich darein blaſe, um dieſem Gang der Dinge eine Richtung zu geben, der man luſtiger zuſehen und ſpaßhafter abwarten könne, als dieſes der Fall ſeyn möchte, wenn Ihrers Angelegenheiten anfangen würden etwas Wurzel zu faſſen, ſie wollen nicht verhehlen, daß ſie dies zu fürchten anfange, und es dringend fänden, daß dieſe Sach ſo bald möglich einen Stoß bekomme, der ſie nicht bloß zu erſchüttern, ſondern zu verſchütten geeignet. Sie hoffe aber, daß das jetzt bald unfehlbar geſchehen würde, wenn das wohledelveſte Fräulein Sylvia, wie ſie ihr dieß für gewiß verſichert, nächſter Tage nach Arnheim abreiſen würde; ſie ſey überzeugt, es werde wohl und Hochderſelben ganz leicht ſeyn, Mittel zu finden, die Windfahnen in dieſem Dorf auf die Seite zu drehen, wo es unumgänglich nothwendig ſey, daß der Wind jetzt hinblaſe. Dann berichtete ſie noch, die Frechheit der Sonntagsverſammlungen in Bonnal überſteige alle Grenzen. Sie habe durch einen ganz ſichern Kanal vernommen, ſie halten ihre Sonntagsverſammlungen, in denen ſie alle Weiberklatſchereyen, die im Dorf herumgehen, zuſammentragen, für ihren wahren Gottesdienſt. Hundert Leute im Dorf, wenn ſie das hörten, würden es für eine wahre Gotteslaſterung ansehn; ihr aber liege an dem nichts, ſie möchten ihr

halben dieſe Frau-Baſen-Arbeiten anſehen, für was ſie immer wollten. Aber ſie habe etwas weit Wichtigeres gehört, das von der höchſten Bedeutung ſey und das ſie durchaus nicht verſchweigen dürfe: der Pfarrer von Bonnal habe nehmlich gewagt, es auszuſprechen, ihre Verſammlungen ſeyen auch noch ein wahrer Fürſtendienſt. Hierüber habe zwar der Junker geantwortet: Helidor würde den Bauch in beyde Hände nehmen vor Lachen, wenn er das hörte. Glülphi aber habe eingewendet: das ſey noch nicht ſo gewiß, es käme denn noch darauf an, wer eben um den Weg ſey, wenn man ihm dieſes ſage. — Soweit, ſetzte ſie hinzu, treiben dieſe Leute ihre Frechheit, und es iſt offenbar, daß ſie ſich ihrer Zwecke halber ſicher glauben, und daß es dringend iſt, daß man alles, was in der Welt nur immer möglich iſt, dagegen thue und in Bewegung ſetze.

Dieſer Bericht war freylich für die Sylvia nichts weniger als tröſtlich, aber ſie fühlte doch, daß er ſie in die Nothwendigkeit ſetze, Helidor ungeſäumt davon Nachricht zu geben. Sie zerriß den letzt angefangenen Verſuch, an ihn zu ſchreiben, und berichtete jetzt ziemlich einfach, aber umſtändlich, was ihr die Eichenbergerin eben geſchrieben. Doch ließ ſie mit aller Sorgfalt den Umſtand aus, daß die Eichenbergerin hoffe, ſie werde nächſter Tagen nach Arnheim verreiſen, wie ſie ihr dieſes ſo gewiß verſprochen; dieſer Umſtand lag ihr ſchwer auf dem Herzen. Sie ſchämte ſich diesfalls auch, Helidor alles verſprochen zu haben, und jetzt nichts halten zu können. Sie ſchlich alſo über dieſen Punkt ſo kurz und ſo ſchnell hin, als ſie im-

mer konnte, klagte hingegen weh- und demüthig, daß jetzt der General ſo eigenſinnig ſey und durchaus vor Ende des Herbſts nicht nach Arnheim abreiſen wolle und ſie dadurch gehindert werde, bey dem beſten Willen, den ſie dafür habe und bey dem großen Intereſſe, das ſie darin belebe, die Wünſche Helidors darin zu befriedigen, daß ſie aber nach dem Herbſt ſich doppelt bemühen werde, alles mit der größten Thätigkeit auszuführen und durchzuſetzen, woran ſie für einmal auf eine ihr ſo unangenehme Weiſe verhindert worden. Auch ſetzte ſie noch in Ausdrücken, die ihre diesfällige Aengſtlichkeit gar nicht verbargen, hinzu: ſie hoffe, daß Helidor dieſe Verſpätung ihr auf keine Weiſe zuſchreiben werde, und bitte ihn dringend, in der Sache des Herrn Grafen, auf deren Erfolg jetzt des Erbs halber von ihrem Oncle ihre Hoffnungen noch einzig und allein ruhen, forthin zu thun, was ihm immer möglich, wie er dieſes bisher auf eine Weiſe gethan habe, für die ſie ihm in ihrem Leben nie genug werde danken können.

Auch Helidor war über dieſe Nachrichten nichts weniger als erfreut. Er las den Brief mehreremal mit Aufmerkſamkeit, und ſagte dann zu ſich ſelber: die Sache mit dieſer Schule und mit dieſen Sonntagsgeſellſchaften will einen ernſthaftern Gang nehmen, als ich dachte und als es mir dienen kann. Es iſt mir heiter, wenn ich dieſer Sache halber ganz blind und gleichgültig ſeyn werde, ſo könnte ſie mir über den Kopf wachſen, ehe ich mich deſſen verſehe. Jetzt iſt ſie freylich noch nichts und es iſt wahr, noch kann ſie ein Wind umblaſen; aber bey gänzlicher Windſtille, das ſehe ich jetzt auch klar, kann ſich die La-

der Dinge ändern. Ich darf mich nicht täuschen, bey einer solchen gänzlichen Windstille kann sie Wurzel fassen, daß es einen zehnfach größern Wind braucht, sie zu entwurzeln als jetzt sie umzublasen. Man darf die Sache nicht in die Länge gehen lassen. Der Eifer, der sich in der Schule zeigt, ist bedeutender, als hundert Halbköpfe dieses ahnen könnten. Glülphi ist ein sehr guter Mathematiker und der beßte linearische Zeichner, den ich kenne und dabey popular und voll bon sens, und wenn er an etwas sitzt, so ist er im Stand, Tag und Nacht daran zu arbeiten. Die Anhänglichkeit der Kinder an ihn, die mich aufmerksam macht, ist eine Folge seiner Kraft. Er hat immer die beßten Köpfe für sich und für das, was er wollte, intressiren können, und er ist sicher im Stand, seine Schulkinder auf einen Punkt der Cultur zu führen, der unserm Land durchaus nicht conveniren kann. Wenn es ihm auch nur ein wenig gelingt, so ist Arners Eitelkeit dann dabey im höchsten Grad interessirt, daß er alles thun wird, die Sache aufs höchste zu treiben, und Arner hat sicher Mittel, die in der Hand eines Mannes wie Glülphi ist, weit und sehr viel weiter führen können, als ich diesen Spaß nicht gehen lassen kann und nicht gehen lassen will; — so wenig die Sache jetzt noch scheint und wirklich ist, so wenig kann man wissen, wohin sie führt; doch glücklicherweise ist Sylvia wie dazu gemacht, Arner hierin einen Streich zu spielen, und sein hohes, heilig geträumtes Kartenhaus mit einem Hauch umzublasen. — Am allermeisten machte ihn das Wort: „ihre Sonntagsversammlungen seyen auch ein Fürstendienst" aufmerksam.

Der Teufel mag wiſſen, was ſie alles bey dieſem Wort gedacht haben mögen, und die Antwort Glülphis zeigt klar, daß er mich vollkommen durchſieht und ganz richtig weiß, was ich wollen muß und was ich fürchten muß. In Rückſicht auf der Sylvia de- und wehmüthiges Abbitten über ihr nicht Schuld ſeyn an dem Abſchlag des Generalen, nach Arnheim zu gehen, mußte er mitten in der verdrüßlichen Stimmung, in der er war, dennoch herzlich lachen, und er gab diesfalls ein merkwürdiges Beyſpiel, daß die Gutmüthigkeit der Menſchennatur, wenn ſie in einem Menſchen auch gegen alles, was das menſchliche Herz in Unſchuld und Reinheit mit Theilnahme und Bedauern anſpricht, ſo viel als ganz Tod und oft dennoch für das Unwürdigſte und Schlechteſte erwachen und dafür Bedauern und Theilnahme zeigen kann. Sylvia dauerte ihn wirklich. Er, der dem wirklichen Leiden und Elend unſers Geſchlechts tauſendfach Hohn ſpricht und allen fremden Jammer im Spiel eigener Luſt für nichts achtet, dieſer hartherzige Mann hatte jetzt Mitleiden ob Sylvia, ſprach ihr Muth zu und ſagte zu ihr: ſie ſolle ſich über dieſen Abſchlag keine graue Haare wachſen laſſen; man müſſe in der Welt alles nehmen wie es ſey, und ſetzte noch ganz freundlich hinzu; ſo ſehr er auch gewünſcht, daß ſie dieſe Reiſe in den erſten Tagen gemacht hätte, ſo werde es in der Sache ſelber am End doch auf vier oder fünf Wochen nicht ankommen; ſie ſolle nur alles, was den Erfolg dieſer Reiſe befördern und ſtark und entſcheidend machen könne, zum Voraus mit der größten Sorgfalt vorbereiten. Er traue ihr alle Teufelskünſte, die hi-

für gut ſeyen, zum voraus vollkommen zu, und ſey verſichert, ſie werde, wenn ſie einmal da ſey, die Sache zu dem Ziel hinlenken, wo es nothwendig ſey, daß ſie hingelenkt werden müſſe. — Indeſſen trat er mit ihr ſehr ins Umſtändliche ein, was in Rückſicht auf die Eichenbergerin zu thun nothwendig ſey. So ein elendes Geſchöpf, ſagte er zu Sylvia, ſie auch in einiger Rückſicht, weis Sie doch recht, ſie mit mir bekannt zu machen. Sie kann in der Lage, in der das Bonnalergeſchäft ſich befindet, mir ſehr wichtige Dienſte thun. Sie müſſen allem aufbieten, ſie in ihrem Eifer warm zu erhalten und ſie beſonders aufmuntern, ſolchen Worten auf die Spur zu gehen, wie das eines ſey, das der Pfarrer geſagt, ihre Sonntagsverſammlungen ſeyen ein wahrer Fürſtendienſt, und was bey dieſem Anlaß ſonſt geredt worden. Solche Aeuſſerungen ſeyen von der höchſten Wichtigkeit, ſie geben über die innern Zwecke und die verſteckten Tendenzen der Handlungen von ſolchen Leuten oft ein auffallendes Licht, und es ſeyen immer ſolche innere Zwecke und Tendenzen, worauf man in der Welt eigentlich Achtung geben müſſe, wenn man recht und ſicher auf die Spur kommen wolle, wie man es mit einem Menſchen habe, und wo man mit ihm zu Haus ſey. Die äuſſern Handlungen, wenn man ihre innere Tendenz nicht kenne, führen einen nur an der Naſe herum und ſeyen eigentlich nur ein Harlequinskleid, darin ein jeder die wahre Farbe und Beſchaffenheit ſeiner Haut und der Eiterbeulen, die er darin habe, zu verſtecken ſuche. Indeſſen iſt mir ſehr viel daran gelegen, daß die Eichenbergerin ſelber eigentlich nicht wiſſe, in welchem Grad mich

nung, Vollständigkeit, Zusammenhang und Reifung in der Darstellung der Ansichten dieser Selbstgespräche, als denjenigen, zu dem der Mann, dessen Hauptansichten, ich hier darlege, bis jetzt selber gekommen; erwarte nichts als Bruchstücke von Ansichten und Vorstellungen, wie sie diesem Mann im Chaos seines Strebens in der Finsterniß als einzelne Lichtstrahlen erschienen, da standen, verschwanden, wieder erschienen und wechselnd in Licht und Schatten noch unreif in ihm vorüber giengen; erwarte einen lebendigen Traum des Wahrheit suchenden Manns, aber vergiß nicht, er erzählt dir seinen Traum und sagt dir zum voraus, er weiß, daß er in dem, was er dir vorlegt, noch vielseitig träumt und durchaus noch nicht mit bestimmtem und vollendetem Bewußtseyn in der Wahrheit desselben lebt.

Der Zweck aller Erziehung, sagte er in diesen Selbstgesprächen, kann kein anderer seyn, als durch die Erziehung dahin zu wirken, daß die Kinder der Menschen gottesfürchtig, fromm, verständig und für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst willig, thätig, geschickt und zu jeder hiefür nöthigen Anstrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.

Um diesen allgemeinen Zweck der Erziehung zu erzielen, ist eine mit demselben übereinstimmende und ihm genugthuende Ausbildung des ganzen Umfangs der sittlichen, geistigen und physischen Kräfte unserer Natur wesentlich nothwendig. Jede dieser, in ihrem Wesen dreyfach verschiedenen, Grundkräfte unsrer Natur entfaltet sich aber

nach eigenen, ihr selbstständig einwohnenden Gesetzen, vermög einer, jeder derselben ebenso selbstständig einwohnenden lebendigen Strebkraft nach ihrer Entfaltung.

Die Gesetze, nach welchen sich das fühlende Herz, der denkende Geist und die Sinnen und Glieder des menschlichen Körpers entfalten, sind bey einer jeden dieser drey Urkräfte von den Gesetzen, nach welchen sich die zwey andern in ihm entfalten, wesentlich verschieden; aber alle entfalten sich bey ihrer Verschiedenheit vermög einer derselben einwohnenden Strebkraft nach ihrer Entfaltung, durch Reize, Triebe und Mittel, die selbstständig in jeder einzelnen derselben liegen.

Es ist kein fremder, es ist kein ausser mir selbst wohnender Wille und keine ausser mir selbst befindliche Strebkraft, es ist mein eigener Wille, es ist meine in mir selbst wohnende Strebkraft, von welchem das Erwachen meines Herzens zum Fühlen, meines Geists zum Denken, meiner Augen zum Sehen, meiner Ohren zum Hören, meiner Füsse zum Gehen und meiner Hände zum Greifen ausgeht und dieses Erwachen meiner Strebkraft zur Entfaltung meiner sittlichen, geistigen und physischen Grundkräfte, sowie das durch die ganze Epoche meiner Bildung, d. i. durch mein ganzes Leben fortdauernde Wachsthum und Stärkung meiner Kräfte ist in seinem Wesen selbstständig und nach den eigenthümlichen Gesetzen einer jeden dieser Kräfte selbstthätig. Aber diese ewigen, selbstständigen Gesetze der Entfaltung jeder einzelnen dieser Urkräfte stehen in ihrem Wesen durchaus nicht im Widerspruch unter sich selbst; im Gegentheil, sie vereinigen sich durch

die Menschheit sich durch die harmenische Bildung des Herzens, des Geists und der Kunst zu erheben vermag.

Dieses letzte Resultat der Menschenbildung, die Menschlichkeit selber, ist aber nur durch Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen unter die höhern Ansprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religiosität unsers Geschlechts zu erzielen.

Die Nothwendigkeit dieser Unterordnung der Geistes- und Kunstbildung unter die Bildung des Herzens, unter die sittliche Bildung, liegt faktisch als Thatsache vor unsern Augen. Das Kind glaubt und liebt lange, ehe es denkt und arbeitet. Es glaubt und liebt, in zwar einseitiger, aber in dieser Einseitigkeit dennoch wirklichen Vollendung seiner Kraft zu lieben und zu glauben, noch ehe die ersten Spuren der Denk- und Kunstkraft in ihm entfaltet vorliegen. Sein Glauben an die Mutter und seine Liebe zu ihr ist bey der höchsten Ohnmacht seines geistigen und physischen Daseyns schon lebendig, kraftvoll und unerschütterlich, und wenn auch nur sinnlich, doch in ihm vollendet. So offenbar hat der Gang der Natur die Geistes- und Kunstbildung der Herzensbildung nachgesetzt und sie muß ihr auch durch die ganze Bildungsepoche des Menschen, das ist von der Wiege an bis ans Grab nachgesetzt und untergeordnet bleiben. Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich veredeln und befriedigen soll.

Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren innigen Einheit die Menschlichkeit, d. i. ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben allein hervorzugehen vermag. Dieser Ordnung Gottes muß die Kunst der Erziehung sich im häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen und Privatleben unterwerfen. Des Menschen wahres, zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieser Unterwerfung hervor.

So wie die Natur im Leben diese Ordnung Gottes ausspricht, so muß auch die Kunst ihren Willen oder vielmehr ihr Pflichtgefühl, sich demselben zu unterwerfen und in allen Theilen ihrer Einmischung mit ihr in Uebereinstimmung zu bleiben, mit Bestimmtheit und gradsinniger Kraft aussprechen.

Alle Einmischung unsrer Kunst in die Bildung unsers Geschlechts muß also von der Anerkennung dieser Unterordnung ausgehen, und es ist nur die Anerkennung derselben und ihrer heiligen Pflicht, wodurch die Kunst im Leben den Menschen wirklich bildet. Das Wort: das „Leben bildet," sagt eigentlich nichts anders, als, die Pflicht der Anerkennung dieser Unterordnung ist bildend, denn offenbar ist alles Kunst-Leben unsers Geschlechts, in so fern es diese Unterordnung nicht anerkennt, verbildend und nicht bildend. Die selbstständige Strebkraft der Natur zur Entfaltung jeder einzelnen Kraft kommt unter sich selber nur durch die Anerkennung dieser Unterordnung in Harmonie mit sich selbst, und die Gesetze dieser Harmonie und diejenigen ihrer Unterordnung

sind in ihrem Wesen die nehmlichen, und in ihren Wirkungen sich selbst gleich.

Auch ist die Strebkraft der Natur zur Entfaltung unsrer Kräfte, so wie sie sich in den Schranken dieser Gesetze äussert, das Thun der Natur selber und in so weit unfehlbar. Aber wenn es aufhört, reines Thun der Natur, reine Aeusserung dieser Strebkraft selber zu seyn und von aussen her durch den Einfluß einer vom menschlichen Verderben ausgehenden und die Pflicht der Unterordnung des Fleisches unter den Geist mißkennenden Einmischung der Kunst bestimmt wird, so wird dieser Einfluß für die Menschennatur so verderblich, als er in seiner ursprünglichen, unverdorbenen Richtung ihr segensreich ist. Es kann nicht anders seyn, jede die Pflicht dieser Unterordnung mißkennende Einmischung der Kunst, wenn sie anstatt den ewigen Gesetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, sich herrschend, ich möchte sagen, über dieselbe hermacht und sich anmaßt, ihr Streben nach ihrer Willkühr, d. i. nach den Ansichten ihrer Gelüste, ihrer Selbstsucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünsteln und denn in dieser Verkünstelung selber bald anzustrengen, zu steigern und sogar zu begeistern, bald aber hinwieder dieses Streben nach eben dieser Willkühr zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, und sogar die Füsse unter die Pantoffel der Füsse zu bringen, so kann diese unnatürlich durch Verkünstelung bald erstickte, bald belebte Strebkraft unsrer Natur durchaus nicht mehr zur Erzielung des zu bezweckenden letzten Resultats der menschli-

hen Bildung zur Erzielung der Menſchlichkeit ſelber hinwirken, ſondern muß dieſer Erzielung nothwendig weſentlich hinderlich und der Menſchennatur ſelbſt im höchſten Grad verderblich ſeyn. Wahrlich, dieſe alſo verkünſtelte Selbſtkraft unſerer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was den Tod der Menſchlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht den Verluſt aller hohen und heiligen Anſichten der Kunſt hervorbringt, und auf dieſer Bahn ſelber der Unmenſchlichkeit Thür und Thor öffnet und zum ausgeſprochenen Unglauben an alles Heilige und Hohe zum gewaltſamen Entgegenſtreben aller Anſprüche der Wahrheit, des Rechts und der Liebe zur gewaltthätigen Unterdrückung der Schwachen, zum Frevelmuth in der Verhöhnung des Leidenden, und zum Gebrauch der Reitze der Kunſt, zur Ertödtung des göttlichen und heiligen Sinns, der in ihr liegt, hinführt.

Das Nehmliche, was in Rückſicht auf die Einmiſchung der menſchlichen Selbſtſucht in die Leitung der Strebkraft unſerer Natur zur Entfaltung der Kräfte wahr iſt, das alles iſt auch in Rückſicht auf die Einmiſchung der menſchlichen Selbſtſucht in die Strebkraft unſrer Natur zur Anwendung unſrer entfalteten Kräfte gleich wahr. Dieſe Einmiſchung unſrer Selbſtſucht führt uns in der Anwendung unſerer entfalteten Kräfte eben wie in ihrer Entfaltung ſelber zu allem dem hin, was das innere Leben der Menſchlichkeit zu ihrem Tod führt und der Unmenſchlichkeit zu ihrem ſchrecklichen Leben Thür und Thor

aufthut und unser Geschlecht durch Unglauben und Liebloſigkeit, durch empörenden Widerſtand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunſt zur Verhöhnung des Geiſts und des Herzens, zur Verwilderung unſerer Natur hinführt. *)

Anmerkung.

*) Ich weiß, die Zeitwelt liest die Reſultate meiner Lebenserfahrungen lieber in Anſichten und Worten, die ſie täglich hört und ſieht, als in Verſuchen, ſich über dieſe Alltagsanſichten und Alltagsſprache zu noch nicht vollendet gereiften höhern Anſichten zu erheben und in einer zu dieſen höhern Anſichten nicht einmal gereiften Sprache; zu dem weiß ich auch, daß lebendige Anſchauungen des, dem Wahren und Guten, das dem Zeitgeiſt mangelt, entgegenſtehenden Schlechten zum Regmachen einer edeln Selbſtſucht nach dem Beſſern gut iſt. Ich wende mich alſo wieder zu Leuten, die ich nicht liebe, aber eben darum gern ſchildere; denn es iſt nothwendig, den Widerwillen oder Unſchuld zum Widerſtand gegen die erſten, zum Theil ganz unerkannten, Urſachen des Verderbens des Volks zu beleben. Tauſend unſchuldige Menſchen, die einzeln unendlich viel beytragen könnten, dem Weltverderben, dem tauſend und tauſend unſchuldige, elende Menſchen unterliegen, in ihren nähern Umgebungen zu ſteuern, kennen die Urſachen dieſes Verderbens nicht, und ahnen nicht einmal, daß ſie möglich, will geſchweigen, daß ſie da ſind. Wahrlich es iſt ein Verdienſt um die Menſchheit, dieſen guten Leuten den Staren hierüber zu ſtechen.

§. 72.

Also Wiedererscheinung des Lebens und Strebens im tiefen Koth der menschlichen Selbstsucht ihres Verderbens und ihrer Verkünstelung.

Sylvia säumte nicht, nach ihrer Unterredung mit Helidor ihre Eichenbergerin mit allem dem, was sie für Helidor thun könne, bekannt zu machen, und einerseits ihr die größte Thätigkeit in ihren Kunststücken gegen Arner zu empfehlen, anderseits ihr zu sagen, daß sie die größte Sorgfalt gebrauchen und das größte Geheimniß daraus machen müsse: wer und was hinter ihrem Thun stecke, und ja gegen keinen Menschen auf Gottes Boden ein Wort davon fallen lassen solle, daß Helidor oder sie mit ihr darüber geredt oder gar zu etwas darin aufgehetzt habe. Dieser letzte Auftrag kam indessen etwas zu spät, denn die Eichenbergerin hatte sich schon hie und da groß gemacht, wie sie mit der Fräulein Sylvia von Arnheim in ganz genauer Bekanntschaft stehe und von ihr in sehr wichtigen Verhältnissen mit Aufträgen beehrt werde; und daß Helidor sie einer allerhöchst-gnädigen Audienz gewürdigt, war nichts weniger mehr als ein vollkommenes Geheimniß im Dorf. Auch schien Sylvia, da sie ihr die diesfalls nothwendige und so wichtige Geheimnißmacherey anempfahl, eine Verlegenheit bey ihr zu bemerken und sagte: du wirst doch nicht etwa schon ausgetrommelt ha-

ben, daß wir dich im Dorf herumſchicken, dein Maul darüber zu gebrauchen.

Was denken Sie? was denken Sie? gnädiges Fräulein, daß ich mich ſo etwas zu thun unterſtehen würde, ſagte jetzt die Eichenbergerin.

Und Sylvia: das iſt gut, das iſt gut, daß es nicht geſchehen; es darf nicht geſchehen, wenn es ſchon wahr iſt; es darf das kein Menſch wiſſen.

Aber es wußtens ſchon mehrere Leute; indeſſen läugnete es die Eichenbergerin derb weg, daß ſie etwas im Dorf habe verlauten laſſen, gieng dann aber auf der Stelle zu mehrern Perſonen, denen ſie im Vertrauen davon geſchwätzt und ſagte ihnen, daß ſie doch keinem ſterblichen Menſchen ein Wort von dem ſagen, was ſie mit ihnen geredt, weil das ihr das größte Unglück, das in der Welt immer zu erdenken möglich ſey, über den Hals ziehen könnte — dann aber hoffte ſie, wenn ihr etwa früher oder ſpäter darüber ein Fehler auskommen möchte, ſo könne ſie ihn durch die Thätigkeit, die ſie in dieſem Geſchäft zeige, und hoffentlich durch das Glück, das ſie darin haben werde, in allen Fällen wieder gut machen. Dieſe Thätigkeit war vorher ſchon groß, jetzt verdoppelte ſie dieſelbe. Hauptſächlich aber ſpürte ſie allem nach, was in der Sonntagsgeſellſchaft im Pfarrhaus etwa über Sylvia, über Helidor und ſelber über den Herzog geredt werde, was man eigentlich mit der Schule und mit dem Herren-Lehren der Bauernbuben und der Bauernmädchen wolle. Sie wußte, daß die Baumwollenſpinnerweiber gar oft über das neue Schulweſen mit dem Baumwollenmareili reden, und daß die-

ſes ihnen unverholen darüber ſage, was es darüber weiß und was es darüber denkt. Sie machte ſich desnahen an ein paar der ſchlimmſten Lumpenweiber im Dorf, die ihm am Samſtag ihr Garn brachten, gab ihnen einige Batzen zum Saufen, und lockte auf dieſe Art nicht nur alle Worte heraus, die über dieſen Punkt in des Baumwollenmareilis Stube geredt worden, ſondern brachte dieſe Weiber noch dahin, daß ſie das Baumwollenmareili auch über dieſes und jenes ausfragten, wovon ſonſt nicht die Rede geweſen wäre. Auf dieſem Weg und durch Nachforſchungen in vielen andern Häuſern brachte ſie heraus, daß das Mareili von der Eichenbergerin ſagte: ſie gehöre eher in ein Stadtnarrenhaus als in ein Dorf, und vom Herzog: es ſey ewig ſchade, daß er nicht unter beſſern Händen ſey; und vom Helidor: es glaube nicht, daß er in ſeinem Leben ein einziges von den heil. X Gebothen auswendig gelernt. Von der Sylvia ſagte es: ſie ſchicke ſich zum Helidor, wie kaum eine Schweſter zu ihrem Bruder — und von Glülphi: wo er irgend ein Kind finde, das einen guten Kopf habe, ſo jage er ihm nach, wie kein Jäger dem ſchönſten Reh; wenn auch der Vater eines ſolchen Kinds am Galgen verfault, ſo mache ihm das nichts; er ſage ſelber, nur deſto eher ſuche er ein ſolches auf; ein ſolches Kind habe denn auch mehr als kein anderes, Beweggründe in ſich ſelbſt, brav und mitleidig für den Armen und Verlaſſenen zu werden, und was an ihm ſey, dazu beyzutragen, daß kein anderer Menſch mehr ſo verführt und ſo unglücklich werde, als ſein Vater, das wolle er thun, und denn habe er die Meynung: man könne dem Armen nur

durch den Armen selber helfen, die Reichen stehen Leibs- und Seelehalber dem Armen nur zum Versuchen und zum Verderben nahe; um ihnen zu helfen stehen sie Leibs- und Seelehalber von ihm eben so entfernt, als wenn sie diesfalls beym Mann im Mond Quartier genommen hätten; die Almosen der Reichen seyen meistens Gift für die Armen, und je größer sie oft ausfallen, desto stärker und tödtlicher seye gar oft ihr Gift.

Ein Spion, wenn er die ganze feindliche Armee durchlaufen und sich im Rückweg bey der letzten feindlichen Schildwache durchgeschlichen, wenn er das ganze Lager abgemessen und die Zahl der Feinde bis auf den letzten Mann im Sack mit sich zurück trägt, freut sich nicht so sehr über den Erfolg seiner Kundschaft, als die Eichenbergerin sich über den Erfolg ihrer Nachforschungen freute. Sie eilte was sie konnte, ihre Entdeckungen der Sylvia zur Kunde zu bringen.

Das ist verfluchtes Zeug, was diese da treiben, sagte Sylvia und eilte dann eben so sehr, es Helidor bekannt zu machen.

§. 73.

Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge haſt du dir dein Lob vorbereitet.

Glülphi fuhr indeſſen fort, durch tägliche Uebung und unermüdete Anſtrengung ſich in ſeiner Schulſtube der Kraft, die er in der Gertrud Stube kennen gelernt, zu nähern, d. h. ſeine Schulmeiſterey dem höhern Geiſt und Sinn der wahren Erziehungskraft zu unterordnen. Er wurde täglich kraftvoller, in allem ſeinem Thun auf das innere Weſen der Liebe, des Glaubens, des Denkens und Handelns ſeiner Kinder einzuwirken. Er wurde mit jedem Tag kraftvoller und geübter, das Herz ſeiner Kinder ſeinem Herzen, den Geiſt ſeiner Kinder ſeinem Geiſt näher zu bringen und auch ſeine feſte, ununterbrochene Thätigkeit ihnen zur täglichen Gewohnheit zu machen. Er wurde täglich fähiger, dahin zu wirken, daß ſeine Kinder bey allem ihrem Thun Herz, Hand und Geiſt bey einander haben. Sein großer Grundſatz, alle Anwendungsübungen den Uebungen zur Entfaltung der Kräfte, die dieſe Anwendungsübungen vorausſetzen, unterzuordnen, d. h. die pſychologiſch zu ordnenden Reihenfolgen der Mittel und Uebungen zur reinen Entfaltung der Grundkräfte unſerer Natur den Anwendungsübungen dieſer Kräfte vorhergehen zu machen, wurde ihm mit jedem Tag heiterer und klarer, ebenſo wie auch derjenige, daß alle Anwendungsübungen der menſchlichen Kräfte mit dem Grad der ent-

faſteten Kräfte ins Gleichgewicht und in Uebereinſtimmung gebracht werden müſſen. Nicht weniger befriedigten ihn die Verſuche, jedes einzelne in irgend einer Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß vorgeſchrittene Schulkind zu benutzen, um diejenigen ſeiner Mitſchüler, die in dieſer Kraft, Fertigkeit oder Kenntniß merklich hinter ihm zurück ſind, an die Hand zu gehen, wie in der Gertrud Stube und auch in der Wohnſtube einer jeden braven, gemeinen Haushaltung jedes Geſchwiſterte das, was es kann, ſeinem jüngern, ungeübtern Geſchwiſterten zeigt und ihm darin an die Hand geht. Der Grundſatz dieſer Benutzung der in jedem Fach geübtern und vorgerücktern Kinder zum Unterricht und zur Anführung der jüngern, ungeübtern wurde ihm in der Ausführung vorzüglich durch einen zweyten, von mir ſchon einmal berührten, Grundſatz erleichtert und in ſeinen Folgen wichtig, nehmlich daß jedes Kind das, was es in der Schule lernen, auch auslernen, d. i. auf eine Weiſe können müſſe, die es in Stand ſetzt, das, was es kann, auch andern wieder zu zeigen und andere wieder darin zu unterrichten. Seine Erfahrungen zeigten ihm jetzt, daß dieſes nicht nur ſo zu verſtehen ſey, ein Kind müſſe am End ſeiner Schuljahre, wenn es alles, was es in der Schule zu lernen habe, vollendet, denn im Stand ſeyn, auch andern Kindern in allem dieſem zu unterrichten, ſondern ſogar die Kinder müſſen ſchon in der Schulzeit, wie dieſes auch in der Wohnſtube der Gertrud der Fall ſey, auf jedem Grad des Unterrichts, auf dem ſie ſtehen, ehe ſie von demſelben auf einen höhern geführt werden dürfen, in demſelben zu einer Sicherheit und Be-

lendung im Können deſſelben gebracht werden, daß ſie ſchon in dieſer Zeit Kindern, denen er noch nicht ſo vollendet eingeübt iſt, darin unterrichtend an die Hand gehen könne. Daß dieſes aber mit der größten Kindlichkeit und Einfalt ausgeübt werden müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Am vorzüglichſten aber richtete er ſeine Schulmeiſterkraft dahin, die Kinder täglich und in allen Rückſichten an einen hohen Grad der Anſtrengung und Ausharrung zu gewohnen; — früh und ſpät zu ſeyn, nichts langſam in die Hand zu nehmen und bey allem Thun ſchnellen Schrittes vorwärts zu gehn und nirgend und einmal müſſig umher zu ſtehen, forderte er jeden Augenblick von ſeinen Kindern. Wer in den Tag hinein lebt und ſich nicht frühe Vorſätze des Lebens macht, denen er nachſtrebt und für die er jeder Ausharrung und jeder Aufopferung fähig ſeyn muß, aus dem wird nichts in der Welt, ſagte er faſt täglich zu ſeinen Kindern. Dieſes Wort gefiel zwar nicht allen Leuten im Dorf. Eine Mutter von einem ſeiner Schulkinder ſagte einmal zu Glülphi: dieſes Treiben zum etwas werden in der Welt nützt eben nicht alles, wenn mein Kind nur ein frommer, ordentlicher Chriſt wird.

Und wenn du das willſt, ſagte Glülphi, ſo ſolls dir auch recht ſeyn, daß er ſeinen Kopf und ſeine Hand als Chriſt brauchen lerne. Liebe Frau, das Chriſtenthum iſt das Höchſte, wornach der erhabenſte Menſch ſtreben kann; wenn aber der Menſch nichts iſt, wenn alles, was göttlich und erhaben in ſeiner Natur liegt, in ſeinem Kopf ſchläft und in ſeinen Händen lahm und in ſeinem Herzen nur kraftlos, wie der Traum eines Schlummernden,

daliegt, wie kann er dann nach dem Höchſten, nach dem Erhabenſten ſtreben, das in der Menſchennatur liegt? Es war Glülphi in der Welt nichts ſo zuwider, als wenn er ſah, daß jemand die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten zu einem anſchaulichen Beleg der Vis inertiae unſers Verderbens herabzuwürdigen verſuchte. Er glaubte: man müſſe die Kinder in allen Rückſichten menſchlich beleben, um ſie eben ſo fähig zu machen, in allen Rückſichten chriſtlich kraftvoll zu handeln und ihrem guten Willen in allen Verhältniſſen thatſächlich die Folgen zu ſichern, ohne welche aller Anſchein des menſchlichen Willens nur ein eitler Geluſt unſerer thieriſchen Natur und durchaus nicht als ein wirklicher, menſchlicher Wille angeſehen und erkannt werden kann. Auf dieſe Anſichten und Grundſätze geſtützt, ſetzte er in Rückſicht auf die Entfaltung der menſchlichen Kräfte ſeiner Schulführung keine Schranken, denn er war vollkommen überzeugt, kein Menſch könne in keinem Stand weder zu edelmüthig und wohlwollend noch zu chriſtlich und zu verſtändig, noch zu kunſtfähig und berufsfähig ſeyn und gemacht werden; aber indem er bey eben dieſer Schulführung den Geiſt des häuslichen Wohnſtubenlebens eben ſowohl zu ſeinem oberſten Ziel ſetzte, als er es auch zu ſeinem erſten Schulmittel benutzte, ſo ward er dadurch hinwieder genöthigt, [illegible] die Anwendung der in ſeinen Kindern entfalteten Kräfte [illegible] durch ſeine Schulmittel ebenſo in den Geiſt, in den Stand [illegible] in die Bedürfniſſe, Mittel und Eigenheiten ihres Standes [illegible] hineinzulenken und die äuſſere Anwendung ihrer Kräfte, die er den Anſprachen und Bedürfniſſen dieſes Stands zu unterwerfen [illegible]

werfen, wie jede gute Wohnſtube vermög des Weſens ihrer Natur ſelber genöthigt iſt, die Kräfte, die ſie in ihren Kindern entfaltet, in den Geiſt und in die Bedürfniſſe ihres Stands hineinzulenken und denſelben zu unterwerfen. Er arbeitete desnahen auch mit aller Kraft und mit aller Kunſt, die in ſeiner Hand war, daß der Verſtand ſeiner Kinder als ein landwirthſchaftlicher Verſtand und ihr Herz als ein in der Landwirthſchaft befriedigtes, an ihren Sorgen und Freuden theilnehmendes Herz und ſelber ihre Hand als eine für die Landwirthſchaft geſchickte und gewandte Hand zum Vorſchein komme, und führte ſie auf dieſer Bahn dahin, daß ſie in ſeiner Schulſtube mit vollem Herzen ſammt ihm Lavaters Lied anſtimmten:

Stimmet wack're Landesbauern,
Stimmt ein Lied mit Freuden an;
Eins, das hinter Thor und Mauern
Keiner mit uns ſingen kann.

So den Anſprüchen der Menſchennatur in der Entfaltung ihrer göttlichen Kräfte auch kein Haar vergebend, ſuchte er ſeine Kinder durch die Anwendung ihrer Kräfte dahin zu erheben, daß ſie ſich in den Schranken ihres Standes glücklich und geſegnet fühlend, aus eigenem Willen und eigenem Trieb mit Anſtrengung und Fleiß ſich ſelber die Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben ſuchten, die ſie in Stand ſtellen konnten, ſich ihren Stand auch unter allen Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten, die er, wie alle andere Stände haben möge, ſich ſegensreich und befriedigend zu machen. Um aber dieſes

§. 74.

Die Armſeligkeit alles Treibens und Jaſte rer Leidenſchaften im Gegenſatz ge Würde der Unſchuld, der Menſchenli der Selbſtſuchtloſigkeit.

Sylvia hatte indeſſen alles, was die Eichenber berichtet, Helidor beynahe wörtlich erzählt, und hatte Mittel gefunden, auch etwas von den Beri ners an Bylifsky über Glülphis Schulführung zu men.

Bisher war er gewohnt, alles Gute, das i war, wenn es nicht ihm ſelbſt, merklich ſtark ge Kutteln zu greifen ſchien, nicht geradezu zu ſtoſ dern daſſelbe den Weg ſeiner Elendigkeit und ſein mernarrheiten (wie er alles höherſtrebende und l fende Gute in der Welt anſah und betitelte) l gehen und ſein Grab gleichſam mit eigenen Füſſe zu laſſen. Dieſer Handlungsweiſe gewohnt, zeigte ſerlich ſich lange gar nicht eifrig gegen Arners Th Herzen war er ihm von Anfang an entſchieden ab Er mußte es auch ſeyn. Er nahm als Erfahrun und als unwiderſprechlich an, der Menſch ſey im Umfang ſeines Daſeyns dem blinden Spiel darge das das launige und unerklärliche Schickſal mit ih be. Dieſes, meynte er, laſſe einen kleinen Theil M

das Glück wie vom Himmel herab regnen und ohne sein Zuthun Mittel in die Hand fallen, alle Güter, und alle Genieſſungen, die die weite Erde dem Menſchengeſchlechte darbietet, bald in ungeſtörter Gemächlichkeit unter ihrem Dach einzuſchlürfen, bald ſie hinwieder im wilden Getümmel zu zerſplittern. Er wußte zwar wohl, daß die meiſten dieſer vom Schickſal begünſtigten Menſchen ihr Glück zu nichts anderm brauchen, als daß ſie, den Affen nachahmend, die, wenn ſie Menſchenkleider anziehen, ſich für Thiere von einer höhern Art anſehen oder auch die Pfauen, die, wenn ſie ihren Hintern mit allen Farben des himmliſchen Regenbogens aufſträuſſen, ſich auch für Vögel höherer Art halten mögen als alle die ſind, die ihren Hintern nicht ſo mit allen Farben des Regenbogens geziert aufſträuſſen können, den Segen dieſes Glücks eben wie dieſe Thiere in einem armſeligen Gepräng zur Schau aufſtellen, um unter ihren Mitmenſchen durch Vorzüge, die ſie mit Affen und Pfauen gemein haben, ebenfalls als Geſchöpfe höherer Art daſtehen können. Aber Helidor glaubte, das ſey ihr Recht und die untern Klaſſen des Volks müſſen dieſes Recht wirklich in dieſer Thierform an ihnen reſpectiren und in dieſer Rückſicht gewöhnt werden, ſich unbedingt für eine niedrigere Menſchenart anzuſehen, die durchaus nach keiner Art von Genieſſungen geluſten dürfen, die das Schickſal ſeinen Günſtlingen darwerfe. Er meynte, wenn die Günſtlinge des Schickſals dieſe niedere Menſchenklaſſe nicht in allen Beziehungen und Verhältniſſen dieſer Anſicht gemäß behandle und ſie nicht drey Schritte vom Leib oder vielmehr drey Schritte von aller

ihrer Luſt und von allen ihren Freuden wegbalte, ſ
ſie dieſer Menſchenklaſſe nicht nur keinen Dienſt, ſ
ſie führen dieſelbe genau in die Lage, in welcher
hungriger Fuchs befindet, der, wenn er Trauben
nen Augen ſieht, die ihm zu hoch hangen, ſich di
faſt abſpringt, dahin zu gelangen und bey jedem S
wieder, ohne eine Traube in's Maul zu kriegen, a
den herabfällt. Dieſer Helider war aber auch, ſeit
ſelber aus dem Kothwinkel, von dem er hergeſtamm
vorgekrochen und dahin gekommen, im Herzogthun
kommen das vorzuſtellen, was Hummel unter
Großvater in Bonnal vorſtellte, der größte Maulbr
und Spottgeiſt gegen alle Gelüſte des Volks. V
nem Volkswillen hatte er auch nur keine Ahnung,
ein ſolcher möglich ſey, aber über die Volksgelüſte tr
ſeinen Spott ſo weit, daß wenn man ihm von vor
chen Gaben und ausgezeichneten Talenten, die ſi
Volk befinden und von dem Recht ein Wort fallen
das ſolche ausgezeichnete Gaben dieſen Menſchen
dahinzuſtreben, ſie auch auf eine verhältnißmäßige
anwenden und brauchen zu können, und zu dürfen
darüber allemal mit einem Hohn antwortete, der jedes
Menſchenherz zerſchneiden mußte: wenn ein Menſch,
eine feine, gute, und wie er ſie nennt, Hundsnaſe
um deswillen auch glaubte, man müßte ihm das fe
Rauchwerk, das es auf der Welt gebe, alle Tage vor
Naſe anzünden, ſo wäre er denn doch ſicher ein Narr
es ſey offenbar, daß nicht ſeine Naſe, ſondern ſein Be
ihm das Recht zu dieſen ſeinen Gerüchen geben könn

Und es iſt freylich auch in dieſer Anſicht etwas ganz Wahres, und man muß hinzuſetzen, es iſt etwas darin wahr, das für den Armen von der höchſten Wichtigkeit iſt, aber offenbar iſt die Wahrheit, die darin liegt, im Mund Helidors dennoch eine Sünde, und zwar eine ſchreckliche Sünde gegen das Menſchengeſchlecht.

In Rückſicht auf Arners Angelegenheiten behauptete er, wenn es ihm gelingen könnte, durch den Comödiantenclub, den er im Pfarrhaus mit einigen Bauern und Bauernweibern in Bonnal gebildet, die Zwecke, die er zu haben ſcheine, in ſeinem Dorf durchzuſetzen, ſo könnte dieſes von einigen Folgen ſeyn. Er meynte zwar zugleich, Arner habe keine Mittel, mit dieſem Spuck, den er in ſeiner Winkelſchule treibe, weiter in die Welt einzugreifen; doch war ihm dieſer Spuck, ſo ſehr er ihn verachtete, an dem Ort, wo er getrieben wurde, nicht recht, weil er immer etwas Aehnliches mit den Beſtrebungen habe, an denen der Herzog einſt ſeinen Kopf ſelber angeſtoſſen. Doch tröſtete er ſich diesfalls noch mit der Anſicht, das, was Arner jetzt wolle, ſey eigentlich doch nicht das Gleiche, was der Herzog ehemals geſucht; dieſer habe mit ſeinen Verſuchen immediat auf das Volkswohl und auf die Verbeſſerung des Zuſtands der Armen im Land hinwirken wollen, von der Bonnalerſchule hingegen glaubte er immer noch, es ſey Arner um ein Bisgen mehr Wortkenntnis und allerley Geſchwatzwerk von Kenntniſſen zu thun. Er achtete in dieſer Rückſicht auch ſein Thun bis jetzt mehr für eine Dummheit als für etwas, das auf irgend eine Art gefährlich werden oder ſonſt weit führen könnte.

Helidor wuſte nur gar zu wohl, daß alles Geſchwatzwerk den Menſchen ſchwach mache, und daß man, um auch einem guten Kopf alle Bedeutung, allen Einfluß und ſelber alle Tiefe zu nehmen, ihn nur recht vielſeitig zu allerley Arten von Maulbrauchen hinführen müſſe. Aber da er jetzt, und zwar nicht durch die Eichenbergerin, ſondern durch einen ganz andern Kanal aus der Hauptſtadt vernahm, daß Glülphi ein eigentlicher Todfeind der Vielwiſſerey und der Vielſchwatzerey ſey und in ſeiner Schulführung mit aller Kraft aufs Denken, Schweigen und Thun und nicht aufs Maulbrauchen losgehe und zudem, daß er ihn vorher ſchon als einen ſehr guten Mathematiker gekannt, jetzt noch vernahm, daß er in dieſer Schule auf eine Mathematik hinlenke, die gar nicht zu den Routinefertigkeiten ihrer Anwendung, ſondern zur allgemeinen Entfaltung der Geiſteskräfte und zum Habituelmachen der logischen Fertigkeiten hinführe und zugleich vernahm, daß er die beſten Köpfe in Bonnals Jugend ausſuche, und ihnen in dieſem Geiſt eine Bildung ertheile, ſo änderte er auf einmal ganz plötzlich ſeine Anſicht über dieſen Gegenſtand und ſein Benehmen darüber. So wie er bis jetzt die Sache in Bonnal als unbedeutend behandelt und [illegible] glaubt, es ſey ſein Spiel, keine ſichtbare Aufmerkſamkeit darauf zu werfen und ſogar der Eichenbergerin aufgetragen, die höchſte Sorgfalt darauf zu wenden, daß niemand merke, daß ihm etwas daran liege, ſo fieng er jetzt [illegible] dieſer Sorgfalt ganz entgegen öffentlich und laut ſich [illegible] gen Arners Thun zu erklären und ſich beſtimmt zu [illegible] ſern, dieſer unerfahrne, junge Menſch gehe in ſeinen

ebungen und in ſeinen Tendenzen von Anſichten und
eſichtspuncten aus, die durchaus unrichtig und bey kei-
r nähern Prüfung ſtichhaltend erfunden werden können.
: wurde ſogar jezt plözlich über dieſen Gegenſtand, was
iſt nicht ſeine Gewohnheit war, geſchwäzig, und ſagte
r oft, wo man's gern hörte und wo man's nicht gern
rte, nicht nur alle Einſichten und Fertigkeiten, zu wel-
n die Menſchen durch ihre Bildung hingeführt werden,
dern auch der Grad der Geiſtes- und Denkkraft, ſowie
jenige der Kunſtkraft, welche die Einſichten und Fer-
keiten vorausſezen, zu welchen die Menſchen gebildet
rden dürfen, müſſen in jedem Fall mit dem poſitiven
ſtand, d. h. mit dem Stand, Rang, Vermögen oder
t der Standes-, Rangs- und Vermögensloſigkeit eines
en Individuums und zugleich mit dem, was in ſeinem
and oder Nichtſtand für ihn ſchicklich und brauchbar
, in Uebereinſtimmung gebracht werden; man müſſe
) dem Menſchen auch nicht einmal ſeine Vernunft
ter ausbilden, als er ſie in ſeinem Stand brauchen
ne. Er behauptete, das ſey ſo weit wahr, daß in den
dern Ständen ſogar der Geluſt, mehr Verſtand zu be-
n, als ſie darin zu brauchen nothwendig haben, wegen
Folgen, die es haben könnte, zurückgeſcheut und abge-
kt werden müſſe, und es komme in dieſer Sache gar
)t auf den einzelnen Menſchen und die Anſprüche, die
r etwa auf ausgezeichnete Geiſtesgaben und Kunſtan-
n machen möchte, an, ſondern einzig und ganz auf
Stand, zu dem er gehöre, und auf das Eigenthum,
er beſize u. ſ. w. Er gieng noch weiter, er ſprach ſeine

Ansichten über diesen Gegenstand dem politischen Club, den er selber gebildet und den einige sehr gute Köpfe besuchten, mit einer Kraft aus, die das größte Aufsehen machen mußten. Er sagte nehmlich laut und bestimmt, Arner werde es mit den Grundsätzen, nach denen er seine Schule durch einen offenbar gefährlichen, mißvergnügten Lieutenant einrichten lasse, es unzweydeutig dahin bringen, daß die besten Köpfe seiner Schule einst sich selber oder andern Leuten die Kugel durch den Kopf schiessen werden. — Natürlich erregte dieses starke Wort Aufmerksamkeit in der Gesellschaft. Alles stand um ihn herum, und er fuhr fort und sagte: die Sache ist wichtig; man kann den Armen im Land durch nichts unglücklicher machen, als wenn man ihn einsehen lehrt, daß er selber höhere und größere Anlagen und Kräfte hat, als die Leute von höheren Ständen, die ihn umgeben, indessen er aber denn doch diese Gaben nicht anwenden kann und nicht anwenden darf. Er setzte kühn und derb hinzu: der Kopf des Armen muß nothwendig mit seinem Beutel in Uebereinstimmung gebracht werden, und wenn er glücklich seyn soll, so muß der erste so leer bleiben als der letzte es ist. Er sprach es geradezu aus: das gemeine Volk müsse nicht zur Erkenntniß der Wahrheit seines Zustands hingelenkt und nicht fähig und noch weniger gelüstig gemacht werden, denselben mit dem Zustand anderer Stände zu vergleichen und seine allfällig höhern Talente dahin zu benutzen, sich durch dieselbe dahin helfen zu wollen, worin sie etwa sehen, daß andere sich auch geholfen haben. Er behauptete, man müsse die guten Köpfe in den niedern Ständen mit allen

Kunſt, und allfällig, wenn es noth thue und nicht anderſt ſeyn könne auch mit Gewalt vom Selbſtgefühl deſſen, was Geiſtes- und Kunſthalber in ihnen liege, zurückzulenken trachten.

§. 74.

Uebergang von ganz heidniſchen Anſichten über das Volk und die Volksbildung zu chriſtlichen.

Bylifsky vernahm dieſe Aeuſſerung den Tag darauf, als er eben in einer Abendgeſellſchaft war, die aber freylich dem Intrigantenclub Helidors ſeine böſen Worte ausſprach, nicht gleich ſah, ſondern aus den beſten Köpfen und den edelſten Männern des Hofs und der Hauptſtadt beſtand, in dieſer Geſellſchaft drückte Bylifsky ſeine Empörung über dieſe Aeuſſerung Helidors alſo aus: um Gottes Willen, wo werden wir unter dieſen Mann noch hinkommen, wenn wir dem Armen, der nichts hat, ſich durch die Welt zu bringen, als die Anlagen ſeines Herzens, die Kräfte ſeines Geiſts und die Fertigkeiten ſeiner Hand, nicht mehr helfen dürfen, dieſe Anlagen, die ihm Gott gegeben, in ſich ſelbſt zu fühlen und dahin auszubilden, daß er ſie im Verhältniß der Kraft, mit der ſie in ihm liegen, auch benutzen und zu ſeinem zeitlichen und ewigen

Recht anwenden könne, wenn wir im Gegentheil unsere Verbindungsmittel des Menschengeschlechts so weit zu treiben, verleitet werden sollten, daß wir anfangen möchten, es für unsere Pflicht anzusehen, mit Vorsicht und Absicht zu verhüten, daß die besten Köpfe und talentreichsten Menschen in unsrer Mitte nicht einmal dahin kommen sollen, die Kräfte in sich selber zu fühlen, die Gott ihnen zu ihrem und zu ihrer Nebenmenschen Heil selber gegeben. Was würde aus uns werden, sprach er mit Heftigkeit, wenn wir auf dieser Bahn um einiger erbärmlicher Menschen willen, so viel an uns ist, die Ordnung Gottes und das Wesen der innern, ewigen Ungleichheit der Rangordnung, die er unter den Menschen durch die Ungleichheit ihrer Kräfte und Anlagen selber gegründet, aufzuheben und über den Haufen zu werfen suchten und dahin arbeiten sollten, daß selber das ewige, heilige Fundament des wahren, menschlichen Gottesdiensts, die göttlichen Kräfte der Menschennatur selber dem unheiligsten und verwürflichsten Menschendienst, der Blindheit und Kraftlosigkeit der Menschennatur Preis gegeben und aufgeopfert werden sollten? Lebhaft über das Unrecht dieser Ansicht empört, fuhr Bylisky im Eifer seiner Aeusserungen fort und sagte: ich kann mir kein Verbrechen an Gott, an den Menschen und an das Vaterland denken, das demjenigen die Kräfte der Menschennatur im Menschen, besonders im armen Menschen mit Absicht, Muthwillen und Vorsatz in ihrem Keime zu ersticken, gleich kommen könnte.

Der erste katholische Geistliche der Hauptstadt, der auch in der Gesellschaft Bylisky's war, theilte diese Ansicht mit ihm und drückte sich darüber also aus: die Anlagen des Geists, des Herzens und der Kunst sind göttliche Anlagen, und sie mit Bewußtseyn, Absicht und Vorsatz im Menschen, insonderheit im armen Menschen zu unterdrücken, ist in meinen Augen nicht weniger als eine der ersten Sünden in den heiligen Geist, die weder in der gegenwärtigen noch in der zukünftigen Welt verziehen werden können.

Bylisky, der nicht katholisch war, freute sich über die Aeusserung dieses Manns, vorzüglich darum, weil er es von ihm, als von einem katholischen Priester nicht erwartete, aber der Geistliche, der das merkte, sagte jetzt zu ihm: meine Ansicht ist ganz mit den Grundsätzen der katholischen Kirche und mit den Mitteln ihrer so fest begründeten Hierarchie übereinstimmend. Die heil. Kirchenväter, die erleuchtetesten Päbste und die eifrigsten Bischöffe haben in allen Epochen der Kirche das Christenvolk, und besonders die ihnen untergebene Geistlichkeit auf das wärmste und angelegentlichste aufgefordert, vorzügliche Talente, die sie an irgend einem jungen Menschen, besonders aber an einem armen, jungen Menschen entdecken würden, ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen und dafür zu sorgen, daß ein solcher ausgezeichneter junger Mensch nach dem Willen Gottes, der ihm durch solche Anlagen selber aus dem Staub seiner äussern Niedrigkeit erhoben, in die Lage gesetzt werden, seine Anlagen zum Dienst der Kirche und des Staats würdig und segensvoll anwenden und ge-

brauchen zu können, und kein Katholik, der hierüber die nöthigen Einsichten hat und wahrhaft fromm ist, wird je einem Zeitgeist fröhnen, der um der Elendigkeit willen, in die er selber versunken, sich dahin erniedrigen würde, ihn für sich und seinen Dienst zu etwas aufzufordern, das so offenbar mit dem bestimmtesten Ansinnen und den Aufforderungen der heiligen Kirchenväter, der erleuchtetesten Päbste und der frömmsten Bischöffe klar und entscheidend entgegensteht. Aber es ist freylich doch auch mit einem Zeitgeist schon sehr weit gekommen, der diese Aufforderung, sey es laut oder leise, sey es direkte oder indirekte, an einen ehrlichen Mann im Land auch nur zu machen wagt.

Ja wahrlich, setzte Bylifsky mit einem Seufzer bey: es ist mit einem Zeitgeist sehr weit gekommen, daß selber viele, sonst ehrlich gesinnte Menschen vom Volk, d. h. von den Zeitgenossen des Zeitgeists wie von Stieren reden dürfen, die, wenn sie ihre Kraft kennten, sich nicht an einem Zwirnfaden von einem Kind herumführen und an den Pflug und an den Wagen hinstellen lassen würden. Wahrlich, wahrlich, es ist mit einem Zeitgeist weit gekommen, wenn sonst christlich gesinnte Menschen auf das Fundament dieser Ansicht in Helidors Lied einstimmen und es aussprechen, man thue der Religion einen Dienst, wenn man das Volk in Unwissenheit und Kraftlosigkeit hinabsinken mache.

Der Geistliche: Aber wahrhaft christliche Menschen, wenn sie auch dieses Wort aussprechen, denken und sagen

es gewiß nicht in dem Sinn, in dem es Helidor denkt und ausspricht.

Bylifsky. Das ist freylich nicht; aber es ist schon schlimm genug, daß sonst christlich gesinnte Menschen durch den Zeitgeist dahin gebracht worden sind, es aufrichtig zu glauben und als wahr anzunehmen, das Volk könne nicht demüthig seyn und nicht christlich leben, wenn es nicht blind und kraftlos gemacht oder wenigstens blind und kraftlos erhalten werde.

Der Geistliche. Aber man muß doch nicht vergessen, daß die Blendlaterne, die man dem Volk ein ganzes Menschenalter vorher nicht blos in die Hände gab, sondern es beynahe noch nothzüchtigte, sich damit zu zünden, haben der alten Demuth im Land und dem alten christlichen Leben schon lange den Hals gebrochen, ehe unser Zeitgeist das böse Wort: man müsse das Volk blind und kraftlos machen, damit es demüthig werde und christlich leben könne — Christen und Unchristen in den Mund zu legen so vielseitig und so lebhaft versucht und vermögen.

Bylifsky. Das ist gewiß, die Fundamente der alten Demuth und des alten christlichen Lebens sind nicht durch einige, gegenwärtig in Umlauf gekommenen Wörter des Zeitgeists, sondern durch die frühere Vernachläßigung der wesentlichen Mittel der Volkserziehung und der Menschenbildung untergraben und gestört worden, und es ist wahrlich durch tiefe Verirrungen der Vorzeit dahin gekommen, daß es unserm Zeitgeist gelungen, so viele Leute dahin zu bringen, in allem Ernst zu glauben, man könne und müsse gegenwärtig im Volk mit seiner Blindheit wie-

der gut machen, was die Vorzeit durch Blendlaternen in ihm verdorben.

Der Geiſtliche. Inzwiſchen wird ſich an Helidor diesfalls niemand irren. Wer ihn auch nur auf hundert Schritt vom Leib ins Aug gefaßt, der weiß ſicher auch, wenn er den Grundſatz ausſpricht, die Menſchennatur und das Chriſtenthum fordern die Unwiſſenheit und die Kraftloſigkeit des Volks, ſo meynt er damit nichts anders, als das Chriſtenthum und die Menſchennatur taugen für ihn nur in ſo fern, als ſie in einer Geſtalt vor dem Herzog erſcheinen, die auf keine Weiſe geeignet iſt, dem Herzog eine Anſchauung von irgend einer Wahrheit oder irgend einem Recht, die ihm nicht behage, vor die Augen zu bringen.

Was mich aber, ſagte jetzt der Geiſtliche, in Rückſicht auf dieſen Zeitgeiſt und alle ſeine Folgen, ſie mögen auch ſo ſchlimm ausſehen als ſie wollen, immer tröſtet, iſt dieſes: die Kräfte der Menſchennatur ſterben darum nicht aus, wenn man ihnen ſchon eine Weile nicht aufhilft; und unnatürliche Beſtrebungen, ſie ſeyen gewaltſam oder hinterliſtig, zu unterdrücken, ſind immer weſentlich geeignet, die Kräfte ſelber wieder zu beleben, für die zu unterdrücken ſie in Bewegung geſetzt und gebraucht worden.

Bylifsky erwiederte: Es iſt gewiß, das Tröſtliche gegen alle Uebe, denen das Menſchengeſchlecht ausgeſetzt iſt, liegt in den ewigen Göttlichen, der menſchlichen Natur ſelber; und was auch mich bey der diesfalls ſo fürchterlich ſcheinenden Allgewalt Helidors tröſtet, iſt das alte Sprichwort: „ehrlich währt am längſten.“

Bylifsky hatte das Wort kaum ausgesprochen, so nahm der gute Geistliche das Glas in die Hand, und trank mit heiterer Stirne auf die Gesundheit des Sprichworts: „ehrlich währt am längsten."

Sie unterhielten sich noch eine Weile über diesen Helidor, und waren einstimmig in der Aeusserung: Er ist ein Unchrist, der bey der Gewaltskraft seiner Anlagen, in den tiefsten Unsinn der Sinnlichkeit versunken, für das innere, göttliche Wesen der Menschennatur durchaus keinen Sinn mehr hat und darum auch die Menschen und die Menschennatur wie sich selber verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen und Trieben des schlausten, kraftvollsten und gewaltthätigsten der Thiere, die sich des Tags in Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, den Raub zu suchen.

§. 76.

Das Thun Arners in Bonnal wird fest bestehen. Er erheitert sich täglich mehr in seinen Fundamenten.

Helidor hatte, seitdem er jetzt sich öffentlich gegen Arners Thun erklärt, auch der Eichenbergerin durch Sylvia sagen lassen, sie habe jetzt nicht mehr nöthig zu verbergen,

Sie fanden ferner, daß die Anerkennung des Grundsatzes: „die Maßregeln und Mittel, die zur Erhebung „und Einübung der Kenntniße und Fertigkeiten, die zur „Anwendung der entfalteten Kräfte nothwendig ſind, der „Entfaltung dieſer Kräfte nachſtehen und immer nur im „Verhältniß des Wachsthums der zu entfaltenden Grund„kräfte gleichſam in ihrer Nachfolge gegeben und einge„übt werden müſſen.“ — Das einzige denkbare und kraftvoll wirkende Mittel ſey, der Einſeitigkeit und der Oberflächlichkeit unſrer Zeitkultur, die durch das Uebergewicht unſrer Sinnlichkeit über unſer geiſtiges Weſen und unſerer Abrichtungskünſte über unſere Bildungsmittel in unſerer Mitte herrſchend geworden und uns in allen unſern Verhältniſſen und Lagen ſo verkünſtelt (nach bizarren Regeln einer falſchen Kunſt verdorben), daß eigentlich der ganze Umfang alles deſſen, was die Einfachheit und Unſchuld der Menſchennatur unſerm Geſchlecht allgemein giebt, aber auch für daſſelbe allgemein anſpricht, in unſerer Mitte ſeltener geworden als Gold und Edelſteine unter den Dächern blutarmer Leute.

Eben ſo fanden ſie in dem Grundſatz: „die Kräfte „der Menſchennatur können unſerm Geſchlecht nur durch „das Gleichgewicht, in welchem ſie durch unſere Kultur „unter einander zu ſtehen kommen, wirklich auf das letzte „Ziel der menſchlichen Bildung, auf die Menſchlichkeit ſelber hinwirken“ — den einzigen, wahren Weg zu aller Weisheit des Lebens und zu allem Thun und Laſſen, das uns in Zeit und Ewigkeit zum Segen gereichen kann. Sie fanden in dieſem Gleichgewicht der menſch-

lichen Kräfte das einige Mittel zu verhüten, daß die Strebkraft irgend einer einzelnen Anlage unsers Geschlechts mit den andern in offene Fehden gerathen und wie Pharaos Kühe in Egypten sich unter einander selber auffressen.

Arner und Glülphi giengen denn in ihren Abendunterredungen in das Umständlichere und Bestimmtere ihrer Schulführung hinein und fanden, daß ohne psychologisch gereihete und bis zur Lückenlosigkeit ausgearbeitete Stufenfolgen der Unterrichts- und Bildungsmittel jedes Fachs der zu erlernenden Kenntnisse und Fertigkeiten der Unterricht und die Bildung zu diesen Kenntnissen und Fertigkeiten gleichsam noch selbst in der Luft schweben und eigentlich aller wahren Kunst mangle. Sie erkannten nur da, wo die Unterrichtsmittel irgend einer Kunst also psychologisch gereihet in der Hand des Lehrers sich wirklich befinden, das Daseyn der wahren, ihr eigenes, inneres Wesen nicht verläugnenden Kunst, indem es nur durch eine solche Kunst möglich ist, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur zur Entfaltung und Anwendung ihrer Kräfte selbst hinstrebt, auch mit Lehr- und Unterrichtsmitteln wahrhaft bildend auf die Menschennatur einzuwirken und den Saamen unsers Unterrichts und unsrer Lehre in einen Boden zu versetzen, in dem er mit Hoffnung eines sichern Erfolgs einwurzeln, aufkeimen, wachsen, aufblühen und in seiner Frucht zur vollendeten Reifung gedeihen lassen.

Und wenn sie denn den ganzen Umfang ihrer Bestrebungen mit fester Rücksicht auf das ins Aug faßten, was von demselben zu erwarten haben, aber auch mit ern-

ſter, gewiſſenhafter Beherzigung, wie weit ſie ſich ſelbſt durch Täuſchungen, die ſie in Rückſicht a Wünſche und Hoffnungen in ſich tragen, irr führen ten, ſo kam wenigſtens ſo viel heraus, alles, was ſ haben und wornach ſie hinſtreben, ruhe durchaus e nen chimäriſchen Einbildungen, auf keinen träum exaltirten Ideen und phantaſtiſchen Uebertünung ſey auch auf keine Weiſe von ultra philoſophiſche griffen abſtrahirt, ſondern überall von vornen bis die Sache des gemeinen Menſchenverſtands, vor aber und weſentlich die Sache der lieben heiligen die einem jeden guten Menſchen, der ſie nicht recht hen und verſtehen möchte, die Augen darüber rech genugſam aufthun würde, wenn er ſich unſchuldiger auch nur ſechs Wochen drey Tag in aller ihrer W ſitzend und leidend fühlen würde; — im Gegentheil was ſie ſuchen und wornach ſie ſtreben, ſey in einen führungsmittel zehnfach leichter und einfacher, als t und tauſend Sachen, die man täglich ausführe und ſetze. — Wahr ſey freylich, das, was ſie wollen, ſe Sache, die man thun müſſe, wenn man ſie h wolle, aber um ſie zu thun, brauche es gar keine rey, wohl aber einen recht guten, ehrlichen Willen, einen Grad von Arbeitseifer und Fleiß, der indeſſen auch keine Herkules- oder Simſonsſtärke vorausſetze, dern wahrlich noch kleiner ſeyn dürfe, als der Fleiß der Eifer, den man ſo oft für armſelige, elende Hoff ſachen anwendet.

Glülphi ſagte darüber noch: das größte Gut, das

der Welt mangelt, kommt gewöhnlich auch darum nicht zu Stand, weil es ſchwer, ſondern weil es nicht Mode iſt, und niemand gern der erſte ſeyn will, der mit etwas, das das nicht iſt, Spektakel treiben möchte. Arner erwiederte dem Glülphi: ich glaube ſelber, es wäre nichts in der Welt ſo leicht, als das, was wir ſuchen, wenn die rechten Modehändlerinnen mit allen Fonds und aller Kunſt, die in ihrer Hand iſt, ſich darein legen und uns darin an die Hand gehen wollten.

Beide, Glülphi und Arner, mußten ob den ihnen mangelnden Modehändlerinnen lachen, und Glülphi ſagte noch: es iſt auch mit dem Böſen, das in der Welt iſt, eben wie mit dem Guten. Die nehmliche Sache mangelt. Hundert und hundert Land- und Leutverderbliche Dinge geſchehen in der Welt gar nicht darum, weil die Leute, die ſie thun, eigentlich eine vorzügliche Neigung dazu haben, ſondern weil er die, ſo ihnen gleich und ihre Kameraden ſind, es auch thun, und hie und da ſogar der eine und der andere von ihren Obern es auch gern ſieht, kurz, weil es Mode iſt.

§. 11.

Ein nichts entscheidender Wink über die Frage: „hat das Jagdrecht und das Menschenrecht „ein gleiches Fundament?“

In den Tagen, in denen Glülphi mit Arner die Grundsätze und Ansichten seiner Schulführung ins Aug faßte, erhielt Arner von Bylifsky einen Brief, darin er ihm für seine Nachrichten von Bonnal dankte und ihn dringend bath, ihm umständlich zu berichten, wie er in seinen wichtigen Zwecken vorrücke. Er bedaure, daß er ihm nicht Hoffnung machen könne, in seiner, für den Staat so wichtigen, Unternehmung von Hof aus unterstützt zu werden. Helidor treibe den letzten Heller zu Narrheiten auf, die beym türkischen Kaiser nicht mehr asiatisch roh und nicht mehr asiatisch geldfressend seyn könnten, die sich aber auch auf ein armes, deutsches Land schicken wie Bierſuppe neben türkischem Kaffee und arabischem Rauchwerk. Seitdem dieser Mann, schrieb Bylifsky, dahin gekommen, daß alles durchgeht, was er will, so geschieht von dem, was eigentlich dem Land noth thut, so viel als nichts; freylich wenn etwa wilde Schweine oder Wölfe in eine Herrschaft des Lands einfallen und ein paar Aecker umwühlen oder ein paar Schafe wegschleppen, so werden auf der Stelle von der Jägerkammer fürstliche Jäger auf die Herrschaft, um dieser Schaden geschehen, hingeschickt, diese Thiere auszurotten, und es wird gar nicht der Herrschaft oder

herrſchaftlichen Jägern überlaſſen, hiefür Vorſehung zu thun; aber wenn Leute im Land, wie deines Großvaters Hummel, ganze Dörfer zu Grund richten, Wittwen und Waiſen zu hunderten um das ihre und arme, verführte Leute auf das Schaffot bringen, ſo bringt bey uns keine fürſtliche Kammer dergleichen Jäger auf die Beine, um das Land von gröſſern Unthieren zu reinigen, als Wölfe und wilde Schweine ſind. Doch, lieber Arner! es iſt vielleicht noch gut, daß unter unſern Umſtänden von oben herab nicht gegen alle Uebel, unter denen das Land leidet, ſolche Jäger auf die Beine gebracht ſind und im Land herum jagen. Jäger ſind Jäger, und was von ferne herkommt, kennt Steg und Weg im Land nicht ganz gut, und lebt gewöhnlich nicht ganz heimelig (heimathlich, freundnachbarlich) mit den Leuten, an deren Thüren er klopft, und unter unſern Umſtänden konnte noch Schlimmeres daraus entſtehen, als in Steg und Weg verirren und unfreundlich an fremden Hausthüren anzuklopfen. Lieber Arner! Ich bin mit jedem Tag mehr überzeugt, die höchſte Hülfe, die gegen die am tiefſten im Land eingewurzelten Uebel möglich, ſind einzig von der Erziehung zu erwarten. Unſer in ſeinem Innerſten unausſprechlich edle Fürſt hat an Mitteln anderer Art, dem Volk zu helfen, den Kopf ſo hart angeſtoſſen, daß ſein edler Sinn jetzt, wenn er auch nur ein Wort von dieſem Gegenſtand hört, nur an ſeine Wunde am Kopf fühlt und dieſen ſogleich auf die Seite kehrt. Es iſt möglich, und Gott geb' es, daß einſt deine Verſuche ein Großes beytragen werden, ſeine diesfällige Verwundung zu heilen; aber ſie

müſſen weiter getrieben und ihrer Vollendung näher gebracht werden, ehe an das zu gedenken iſt. Jetzt möchte ich für alle Welt nicht ein Wort davon bey ihm fallen laſſen; es würde ihn in ſeinem Innern über dieſen Gegenſtand nur noch mehr verwirren, und noch unglücklicher machen, als er jetzt ſchon iſt. Aber daß es einſt geſchehen und mit Erfolg geſchehen wird, iſt mein inniger Troſt, und in meiner Lage meine einzige Hoffnung. Oh, daß es dir gelinge! lieber, lieber Arner! wie weit langt dein Thun, aber wie viel brauchts es, damit in einem Land nicht zu ſcheitern, in dem der Fürſt unter den Trümmern von Verſuchen zu ähnlichen Zwecken ſelber erlegen und jetzt von dem göttlichen Bild ſeiner alten Zwecke nichts mehr ſieht als das Bild ihrer Verheerung und ihres Mißlingens, wie es ihm ein Helidor vor Augen zu ſtellen vermag. Ich fürchte von dieſem Mann alles für deine Zwecke. Du und deine Freunde ſind einfältig wie die Tauben, aber werdet klug wie die Schlangen. Es thut noth, wahrlich es thut noth, es thut ſehr noth. Ich weiß es.

Bylifsky.

§. 78.

Richtige Ansichten über die Volkserziehung und über die Armenversorgung machen viel fragen über das Jagdrechte und über die Menschenrechte überflüssig.

Arner hatte sein weitläufiges Schreiben, darin er ihm von der letzten Unterredung mit Glülphi über den Erfolg einer Schule Nachricht gegeben, und die Grundsätze und Ansichten, darauf sie ihre diesfällige Hoffnungen bauen, mit umständlicher Bestimmtheit eröffnet, schon ehe er Bylifsky's Brief erhalten, vollendet vor sich liegen; aber als er diesen empfangen und gelesen, sagte er zu sich selber: es scheint, Bylifsky ziehe auf der Bahn unserer Versuche weiter, als er uns bisher gesagt hat und als wir das selber thun. Für einmal träume ich mit meinen Versuchen nichts, als was ich thun muß, um ein braver, gewissenhafter Vater an meinen Herrschaftsangehörigen seyn und bis an mein Grab bleiben zu können. Glülphi, das sehe ich, träumt mit seinem Thun schon etwas weiter; aber mir schwindelt der Kopf, wenn ich auf einem hohen Thurm stehe. Ich will mich in keine Träume von Welt- und Staatenverbesserungen vertiefen; wenn so etwas reif ist, so kommt es von selbst. Lachend sagte er zu sich selber: ich will lieber neben dem Baumwollenmeyer und einer Schwester im Pfarrhaus über mein Bonnal Rath halten, als der Rath des Herrn Ministers Bylifsky's wer-

den und mir in ſeinem Cabinett mit ihm den Kopf über den Wirrwar ſeiner Staatsangelegenheiten zerbrechen.

Der Brief, den er an Bylifsky vollendet, freute ihn indeſſen jetzt doppelt, und er ſetzte demſelben noch als Poſtſcriptum hinzu: Lieber Bylifsky! Dein Brief hat mich gefreut, du lebſt im Staat ſo voll Ernſts, ſo voll Sorgen, als ich in meinem Winkel; aber mir ſchwindelt vor den Höhen, in denen du lebſt. Ich möchte mir nicht einmal träumend den Kopf darob zerbrechen. Gradſinnig thue ich auf meinem Winkel, was mir recht ſcheint und laſſe die Folgen auſſer meinem Kreis dem über, der alles leitet. So darf und will ich für einmal noch in meiner Tauben-Einfalt leben, und denken, ich habe noch keine Schlangen-Klugheit nöthig. Vielleicht aber findeſt du in den Grundſätzen meines Briefs hie und da etwas, das dir zeigt, wir finden zum Theil doch auch ohne Schlangen-Klugheit Wege, etwas vorwärts zu rücken oder wenigſtens zu deutlichen Begriffen und zu einem ſichern Boden, auf dem wir fortarbeiten wollen, zu kommen. Mein Brief giebt dir hierüber ſo viel Aufſchluß als nur möglich, und es freut mich, daß ich ihn gleich nach Empfang des deinigen abſenden kann. Du ſiehſt wenigſtens daraus, daß er nicht eine lang und wohlüberlegte Antwort auf meines Herrn Miniſters Hoffnungen, Sorgen, Bedenken ꝛc. ꝛc. angeſehen werden muß.

Dennoch zeigte Arner Bylifsky's Brief ſogleich ſeinem Glülphi. Dieſer las ihn mit Aufmerkſamkeit durch und ſagte dann zu Arner: es iſt doch gut und mir ganz recht und erfreulich, daß Bylifsky unſer Thun in einem weiten

führenden Gesichtspunkt ins Aug faßt. Wenn wir jetzt schon mit demselben in einem unbekannten Dorfwinkel vergraben sind, so kann doch niemand eigentlich wissen, wie weit und wohin es eigentlich führen wird. Für einmal mag ich mich nicht einmal selber dem Träumen darüber überlassen.

§. 79.

Glülphis Hochflug zur Begeisterung über sein Schulmeisterwesen in einer schlaflosen Nacht.

Es ist aber nicht wahr, er träumte darüber mit der ganzen Kraft, die in seinem Geist und in seinem Herzen lag.

Die Unterredung, die er vor wenig Tagen mit Arner über die Grundsätze, Mittel und Folgen seiner Schulführung gehabt, führte ihn mit aller Gewaltsamkeit, die in seinem Character lag, zu einer höhern Ansicht seines Thuns. Jemehr er den Inhalt dieser Unterredungen sich selbst wiederholte und überlegte, je mehr überzeugte er sich, daß es nicht nur möglich sey, die Grundsätze und Mittel der Erziehung, die Gertrud in ihrer Wohnstube eingeführt, allgemein in den Schulstuben des Landes anzuwenden und zu benutzen, sondern daß es sogar möglich sey, durch ihre

möglich ſey. Er träumte ſich, wie leicht es ihm in kurzer Zeit möglich werden müſſe, in Bonnal neben ſeiner Schule ein Kinderhaus zu eröfnen, darin arme Mütter, die die Nothdurft des Lebens von der Seite ihrer Kinder wegreißt, daß ſie den Tag über ihren Geſchäften nachgehen, ins Feld hinaus und an den Taglohn müſſen, denn ihre noch nicht ſchulfähigen Kinder in dieſe Stube hineinbringen und den Tag über darin beſorgen laſſen könnten. Er träumte ſich, was für eine himmliſch ſchöne und bildende Uebung das für ſeine ältern Schulmädchen ſeyn werde, der Reihe nach dieſe Kinder den ganzen Tag über in allem Nöthigen zu verſorgen und ſich ſelber die Art und Weiſe einzuüben, wie dieſes geſchehen müſſe und wie die Anfangspunkte der ſittlichen, geiſtigen und Kunſtentwickelung für dieſe Kinder in ihrer erſten Einfachheit ergriffen und für ihre Bildung von der Wiege auf benutzt werden könnten. Halbwachend, halbſchlafend ſagte er denn in dieſen Träumen zu ſich ſelber, wie gern giebt der Junker das Mehl, die Milch und das Holz, das eine ſolche Stube fordert, der Unmündigkeit ſeines Volks! Er ſagte am Morgen nach dieſer ſchlafloſen Nacht ſelber, es ſey ihm einmal in dieſem ſtaunenden Träumen über die möglichen Folgen ſeines Thuns zu Sinn gekommen, eine ſolche Noth- und Hülfskinderſtube für die armen Leute, die wegen ihrem Taglohn oder wegen ihren Frohndienſten den Tag über ihre Wohnſtuben beſchlieſſen müſſen, würde kaum den zehenten Theil ſo viel koſten, als ein mit einigen Pferdzügen wohlbeſtellter herrſchaftlicher Stall und kaum ſoviel

als eine gut besetzte Jagdmeuthe *) selber einen halbarmen Edelmann kostet. Er sah den Umfang der Folgen, die eine solche mütterliche Besorgungsstube auf Bonnal und auf jedes Dorf, darin dieselbe gut eingerichtet würde, haben müßte, und war zum voraus des Eifers versichert, mit dem Thereſe, die Frau Pfarrerin, Gertrud und die vereinigte sonntägliche Obsorg-Gesellschaft des Dorfs, sich dieser Kinderstube annehmen werden. Er träumte sich denn auch neben dieser Stube noch eine zweyte, darin er den vorgerückten Knaben seiner Schule, eben wie den Mädchen, Gelegenheit geben könne, den männlichen Dorfkindern dieser Stube zur allmäligen Entfaltung derjenigen Fertigkeiten behülflich zu seyn, die eine größere Anstrengung der Kräfte erfordern und für die männliche Erziehung nothwendig sind. Hauptsächlich aber erhob er sein Herz, in dieser schlaflosen Nacht, dem Gedanken nachzuhängen, wie er durch die sichern Resultate seiner Schule und besonders durch diejenigen, zu denen ihm die elementarisch geordneten Uebungen der Zahl- und Formlehre hinführen, dahin gelangen können, Kinder, die ihr Schöpfer mit ausgezeichneten Talenten versehen, zum Selbstgefühl ihrer Kräfte zu erheben und dahin zu bringen, alles Mögliche zu versuchen, sich zu einer ihrer Anlagen angemessenen Ausbildung, Lebenstüchtigkeit und Lebensthätigkeit fortzuhelfen. Er stellte sich die Menge der ihm bekannten Beyspiele vor, wie einzelne, von Gott also mit vorzüglichen Talenten begabte Menschen in verschiedenen Stän-

*) Stall von Jagdhunden.

den und Berufen es so oft dahin gebracht, ihrem Vaterland und ihren Mitbürgern zum hohen Segen zu werden und ihnen selbst noch nach ihrem Tode bleibende Denkmäler einer edeln und wunderbaren Anwendung ihrer vorzüglichen Talente zu hinterlassen. Es jammerte ihn, zu sehen, wie sehr diese Aufmerksamkeit auf solche vorzügliche Talente im Volk, und besonders in der hülfbedürftigen Tiefe des niedern Volks in unsern Tagen allgemein mangle, und wie wenig in seinem Vaterland eingerichtet sey und gethan werde, um solchen Individuen eine, ihrer höhern, von Gott empfangenen, ausgezeichneten Gaben, verhältnißmäßige Handbiethung für den Gebrauch und die Anwendung ihrer Gaben zum Dienst Gottes zu verschaffen. Es war seine Ueberzeugung, daß solche Individuen wegen ihrer ausgezeichneten Gaben von der Menschlichkeit und Menschenfreundlichkeit ihrer Mitbrüder von Gotteswegen und also mit Recht zu erwarten haben sollten. Um so mehr erhob es denn sein Herz, in den sichern Resultaten seines Thuns, tiefe, wesentliche Hülfsmittel hiefür zu finden und vorauszusehen, wie gewiß es ihm bey dem Intresse, welches Arner, Bylifsky und durch ihn so mehrere edle und gebildete Männer der Hauptstadt an seinen Bestrebungen nehmen werden, leicht seyn müssen, sich ein paar hiefür fähige junge Männer zu verschaffen, die mit ihm vereinigt dahin arbeiten würden, einige ganz ausgezeichnete talentreiche Knaben und Mädchen ihren Talenten gemäß hierin zum Dienst des Vaterlandes weiter zu führen und vorzüglich zu Erziehern und Erzieherinnen zu bilden, und zwar auf eine Weise und mit einer Sorgfalt,

durch die ſie alles das genieſſen würden, was geeignet iſt, ſie dahin zu bringen, daß ſie auf der einen Seite als Beyſpiele vollendet gebildeter Fertigkeiten des häuslichen Lebens daſtehen, auf der andern Seite zu einer hohen Reifung in allem dem gelangen würden, was ſie, in Rückſicht auf elementariſche Geiſtes- und Kunſtbildung für ihre Beſtimmung zu wiſſen und zu können nothwendig haben. Er glaubte in dieſem Traum die Anbahnung einer weſentlichen Volkshülfe zu finden, deren wir nach ſeiner Anſicht dringend bedürfen, die ihm aber auch nach eben dieſer Anſicht auf keine andere Weiſe zu erzielen möglich ſchien. Er faßte in dieſen Trauerſtunden beſonders den Geſichtspunkt ins Aug, daß alle Grundſätze der Menſchenbildung und alle Fortſchritte der Erziehungskunſt umſonſt, daß ſie wie in den Tag hinein gegeben ſeyen, und wie in der Luft daſtehen, ſo lange nicht Anſtalten da ſeyen, in denen eine bedeutende Anzahl von Jünglingen und Mädchen zu einer vollendeten Kenntniß und Ausübungs-Kraft des ganzen Umfangs der ächten Grundſätze der Menſchenbildung, und der vollendeten Mittel der Erziehungs-Kunſt erzogen und gebildet werden. Die Erreichung dieſes Ziels ſchien ihm um ſo wichtiger, da nach ſeiner Behauptung im ganzen Umfang dieſes Welttheils, in welchem für die Erlernung jeder Wiſſenſchaft und jedes auch noch ſo unbedeutenden Erkenntnißfaches faſt zahlloſe und gewiß viel überflüſſige Anſtalten, Lehrmittel, Methoden und Lehrſtühle daſtehen, hingegen für eine mit practiſchen Fundamenten verbundene Erziehung, auf die reellen Fundamente der Volksbedürfniſſe und auf die tiefern Rechtsan-

ſprüche der Menſchennatur berechnete Lehrſtühle ſehr wenige und in ſeinem Vaterlande gar keine aufzufinden ſeyen.

Dieſer Umſtand ſchien ihm um ſo mehr auffallend, oder, wie er ſich ausdrückte, ſogar allen Glauben überſteigend, weil bey der allgemeinen, aufs äuſſerſte getriebenen Verfeinerung unſrer Civiliſationsverkünſtlung und dem mit demſelben ſo innig verwebenen Uebergewicht der thieriſch ſinnlichen Tendenz unſerer Natur über unſere ſittliche und geiſtige Kraft in dem guten Zuſtand der Volksbildung das einige allgemeine und tief genug wirkende Mittel gegen dieſes böſe Uebergewicht zu ſuchen und zu finden iſt. Er glaubte nehmlich, dieſes Uebergewicht der thieriſch-ſinnlichen Tendenz unſers Seyns und Thuns ſey nicht blos innig mit dieſem Raffinement unſerer Verkünſtlung verwoben, ſondern gehe mit der ganzen Kraft ſeines tief greifenden Verderbens weſentlich von demſelben aus und ſey in den allgemeinen ſittlichen, geiſtigen und Kunſtzuſtand unſers Geſchlechts ſoweit eingreifend, daß unter dieſen Umſtänden ſelber alle wiſſenſchaftliche und Kunſtbildung unſers Geſchlechts, mit dem ganzen Umfang ihrer Anſtalten, Lehrmittel, Lehrſtühle und Methoden zu allgemein mißbrauchten Dienſtmitteln unſers Verkünſtlungsverderbens herabſinken und ſeiner thieriſch-ſinnlichen Tendenz unterliegen müſſe. Er war auch nach ſeiner diesfälligen Anſicht ganz überzeugt, daß er nur durch einen tief in das Weſen der Menſchennatur eingreifende und die Reinheit und Höhe unſers innern göttlichen Weſens mit tiefer Kraft ergreifende und belebende, höhere Erziehungskunſt und

ationalbildung ſey, durch welchen es möglich gemacht rden könnte. Der offenbar immer wachſenden Tendenz ſers Zeitgeſchlechts zum Uebergewicht unſerer Sinnlich- tsanſprüche über unſern ſittlichen und geiſtigen Anlagen chranken zu ſetzen.

§. 80.

ßt ſich das Miniſterium des Erziehungsweſens und des öffentlichen Unterrichts mit dem Kriegsminiſterium und demjenigen der Finanz und Polizey verglichen? und wenn das nicht der Fall iſt, wo liegt die Urſache davon? liegt ſie in der Menſchennatur, liegt ſie im Erziehungsweſen? oder wo liegt ſie?

Er ſagte in dieſen Träumerſtunden, das Daſeyn eines iehungsminiſteriums, das bald in keinem Staat von ropa mehr mangelt, beweist, daß man in demſelben e wahre Lage der Dinge, wenn man ſie auch nicht kommen deutlich einſieht, doch anfängt merklich zu ah- . Dieſes Miniſterium ſteht in ſeinen äuſſern Formen ntzalben da, wie wenn die Angelegenheiten der Men-

schenbildung und der Volkserziehung in allen Reichen eben wie die Angelegenheiten der Armee, der Finanz und der Polizey, vom Thron aus bis in die niedersten Hütten hinab, in ihrem Geist und in ihrer Wahrheit organisirt, constituirt und in Einsicht, Kraft und Mitteln soweit in Ordnung gebracht dastünden, als es die wesentlichen Zwecke eines solchen Ministeriums erfordern. — So sollte es freylich allenthalben seyn; ob es aber wirklich so sey, das weiß ich nicht. Ich kenne mich diesfalls nur in unserm Herzogthum, das mein Vaterland ist, aber ich darf in Rücksicht auf dieses Land so wie auf jeden, auch mir unbekannten, Staat dennoch aussprechen: ein Ministerium der Erziehung in einem jeden Reich, in dessen ganzen Umfang keine einzige, der Erforschung und Erziehungskunst geweihte, Anstalt und kein einziger öffentlicher Lehrstuhl dieser Wissenschaft zu finden ist, steht wie ohne Hände und Füsse im Reich da und muß in jedem Fall diesen Mangel an Händ' und Füssen in dem Grad vielseitiger und schneller fühlen, als es mit guten Köpfen besetzt ist und einen reinen, guten Willen und wahre Liebe zum Volk hat.

Fortdauernd in diesem Traumgesicht herumschweifend, stand ihm klar vor seinen Augen, wie sehr die Erzielung seiner Ahnungen, Hoffnungen und Aussichten für die Verbesserung des häuslichen Zustands des Volks von dem allgemeinen Erfolg von Bildungsanstalten für Erzieher und Erzieherinnen angebahnt, befördert und auf eine Weis beynahe gesichert werden könne. Das Bild einer solchen Anstalt erhob sich in ihm zu einer Lebendigkeit, die ihn

faſt verſchlang. Er hielt beynahe dafür, der ganze Welt-ſegen der Kultur concentrire ſich in dem, was durch dieſe Idee geſucht werden müſſe und erzielt werden könne. Alle andere Gedanken verſchwanden beynahe jetzt in ihm vor der Gewalt, mit der ſeine Seele von allem ergriffen wurde, was er glaubte, das ihm über das, was ſolche Anſtalten brauchen, vorausſetzen und nothwendig haben, ſowie auch über das, was ſie, wenn ſie dieſes alles beſäſſen, leiſten könnten, Licht ertheilen und Kraft geben könnte.

§. 81.

Betteley, Reichthum und Mittelſtand in ihren Urſachen und Folgen, mit dem Reſultat in medio lutissimus ibis.

Ein Gedanke, der ihm über dieſen Gegenſtand vor allem aus wichtig ſchien und ihn ſehr beſchäftigte, war dieſer, die Zöglinge zu ſolchen Anſtalten müßten aus dem in unſern Tagen ſo ſehr zurückgeſetzten, leidenden, verarmten und hie und da ſelbſt beynahe zur Entehrung verſunkenen Mittelſtand gewählt und herausgenommen werden. Große Lebenserfahrungen hatten ihn überzeugt, das

Personale zu solchen Lehrern und Lehrerinnen finde sich nicht leicht in irgend einem andern Stand. Er mußte zu sich selber sagen: der eigentliche Bettler habe allgemein eine äusserst belebte Neigung, mit jedem Almosen, den man ihm giebt, so geschwind als möglich davon zu laufen und den Mund voll, den er davon bekommt, eben so schnell ins Maul zu stoßen und hinunterzuschlucken, und zwar in einem Winkel, der ihm hiefür selbst am bequemlichsten scheine. Er fand überhaupt, daß das Bettelvolk im allgemeinen die Wohlthaten, die es bekommt, sinnlich selbstsüchtig und als zu nichts weiter führende Augenblickserquickungen mißbraucht, und hinwieder, daß dieses Volk im allgemeinen weder Ehrliebe, noch Selbstüberwindung, noch irgend eine Art von menschlichem Höherstreben in sich selbst trage. Schon das sieben-, achtjährige Bettelkind, mußte er zu sich selber sagen, trägt gemeiniglich einen äusserst belebten Saamen der niederträchtigsten Selbstsucht, des Neids, der Falschheit, der Gierigkeit und Gewaltthätigkeit, kurz des Sansculottismus in der innersten Tiefe seiner selbst. Diese Erfahrungen überzeugten ihn also, daß das Personale zu solchen Erziehern und Erzieherinnen durchaus nicht in der niedersten Tiefe des Volks gesucht werden müsse.

Aber ebenso zwangen ihn grosse und lange Erfahrungen seiner Lebenstage, es auch geradezu auszusprechen: das Kind des Reichen, das im Verkünstlungsverderben der Zeit der thierisch-sinnlichen Tendenz unserer Natur unterliegend die Mittel, die der Reichthum, diese thierisch-sinnliche Tendenz zu befriedigen, an die Hand giebt, von der

Wiege auf kennen, fühlen, und ſich dadurch gütlich zu thun gelernt hat, iſt trotz der großen Verſchiedenheit, in der es in ſeiner äuſſern Erſcheinung gegen das Bettelkind daſteht, dennoch in ſeinem innerſten Weſen mit ihm auf eine Weiſe gleichgeſtimmt, die, wenn man ſie näher anſieht, auffallend heiter wird, aber auch wegen dem äuſſern Anſchein der Ungleichheit beym erſten deutlichen Erkennen der Sache Erſtaunen erregt.

Zudem mußte er auf das Fundament eben dieſer großen Lebenserfahrungen zu ſich ſelber ſagen: die Kinder der Reichen überhaupt und auch diejenigen, von denen man es eigentlich gar nicht ſagen kann, daß ſie der thieriſchen Tendenz unſerer Sinnlichkeitsverkünſtlung eben beſonders unterlegen, ſind dennoch im allgemeinen der Fertigkeiten der Selbſthülfe, der ausharrenden Anſtrengung und der anhaltenden Thätigkeit und Ueberwindungskraft nicht gewohnt, welche die Kinder, die mit vernünftiger Hoffnung eines geſegneten Erfolgs zu Erziehern und Erzieherinnen und beſonders zu Volkserziehern und Volkserzieherinnen ſollen gebildet werden, vorausgeſetzt werden müſſen, indem ohne ſichere Erzielung der Reſultate dieſer Kräfte die Bildung für ihren Zweck ſchon zum voraus als verfehlt angeſehen werden muß. Zu dem kommt noch, daß von dem im Zeitgeiſt unſrer Verkünſtlung eingeweihten, reichen Eltern unter hundert, neun und neunzig zu ſchwach und zu verblendet ſind, um, wenn ſie auch ein Dutzend Kinder hätten, ein einziges derſelben einer Anſtalt anzuvertrauen, die ſolche Anſprüche an das Recht der Erziehung und der Erzieher machen würde. Es iſt ſicher,

von hundert ſolchen Eltern würde nicht ein einziges paar ſich dahin erheben können, zu denken und zu glauben, daß in einer ſolchen Anſtalt für ihr Kind ein Heil zu ſuchen ſey.

§. 82.

Fernere Belege von der Wahrheit des Wahlſpruchs: in medio — und ſeine Anwendung auf die Möglichkeit der Anbahnung und Durchführung einer ernſt und redlich gemeynten Volkserziehung und Nationalcultur.

Von dieſer Anſicht ergriffen, ſprach er in dieſer Traumnacht mit Lebendigkeit aus: im Mittelſtand iſt Kraft — im Mittelſtand muß man ſuchen, was Kraft will und was Kraft hat; und dachte ſich dann die Möglichkeit, durch Bildungsanſtalten, in denen aus dieſem Stand ausgeſuchte Kinder von ausgezeichneten Geiſtesgaben und Herzensanlagen zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet würden, eine wohlthätige und erhebende Rückwirkung auf dieſen Stand ſelber anzubahnen und durch den Umfang der Bildungsmittel, die ſich aus ſolchen Anſtalten ergeben würden, dem fürchterlichen Zuſtand dieſes, in ſo vielen Staaten bis zum Verſchwinden verſunkenen, Stands wieder aufzuhelfen.

Dieſer Geſichtspunkt war ihm unausſprechlich wichtig. Er wußte, daß der Mittelſtand von jeher als der Kern aller Staaten und aller Staatskraft angeſehen worden iſt, und wenn je jemand von der Wahrheit und dem Recht dieſer Anſicht überzeugt war, ſo war er es, und fand zugleich das Bedürfniß, dem weitern Verſinken dieſes Stands in unſerm Welttheil weſentlich, kraftvoll und ohne Säumniß Einhalt zu thun, um ſo mehr dringend, als es nach ſeiner Ueberzeugung ſeit der Entſtehung der Staaten dieſes Welttheils noch nie der Fall war. Er ſagte nehmlich, und es war ſeine Ueberzeugung, unſer Welttheil falle mit jedem Tag mehr in die Hand der Mäkler, und ſpreche dadurch ſein diesfälliges Bedürfniß in dieſer Stunde lauter und beſtimmter ſelbſt aus, als dieſes, ſo lange Europens Staaten beſtehen, vielleicht noch niemals geſchehen.

Mitten in dem Traumgeſicht dieſer Nacht, die ihn ſo weit über die Grenzen ſeiner Kraft und über das Ziel ſeines Lebens hinausführte, war ſeine Ueberzeugung feſt, und er ſprach ſie mit heiterm Bewußtſeyn in ſich ſelbſt aus: eine Volksbildung, die aus Erziehungsanſtalten hervorgehen würde, die in der Einfachheit der Wohnſtube der Gertrud zu einer kraftvollen Ausbildung der Fertigkeiten des häuslichen Lebens hinſtrebend, genugſame Mittel zu einer naturgemäßen, pſychologiſch tief gegründeten Entfaltung der menſchlichen Geiſtes- und Kunſtkräfte in ſich ſelber vereinigte, würde wahrlich in jedem Land Reſultate hervorbringen, die vorher unerreichbar und ganz unglaublich ſcheinen würden. Ich bin indeſſen überzeugt und ſpreche es mit unbedingter Zuverſicht aus, die Anbahnung einer

ſolchen Volksbildung würde vor allem aus dem, was uns jetzt am allervorzüglichſten noth thut, abhelfen. Sie würde ohne Widerrede dahin wirken, daß der ſtille, häusliche Berufsſegen durch die heilige Vereinigung des Bethens und des Arbeitens in den Wohnſtuben des Volks wieder einen neuen, einen beſſern und reinern Boden erhalten würde, als er ſich jetzt im allgemeinen deſſen an wenig Orten zu rühmen haben mag. Es iſt unſtreitig, die Grundſätze, Beſtrebungen und Einrichtungen, die zu einer ſolchen Volksbildung hinführen könnten, müßten allgemein dahin wirken, daß der Mann im Land und das Weib im Land wieder mehr, als es jetzt den Anſchein hat, daß es ſo ſey, mit innerer Erhebung ihren Vaterſtolz und ihren Mutterſegen in der Wirklichkeit ihrer Vaterkraft und ihrer Muttertreue ſuchen und finden müſſen, ſo daß Mann und Weib ihre tägliche Berufsarbeit und ihre tägliche Freuden als einen Theil ihrer Vaterſorge und ihrer Muttertreue anerkennen und ſich dadurch geſegnet, geheiligt und befriedigt fühlten, ſo daß ſie es für den eigentlichen Fluch ihres Lebens anſehen würden, wenn ſie von ihrem täglichen Berufskarren und den Modeluſtbarkeiten und Modefreuden ihres Hauſes gleichſam auſſer ihr Haus gejagt und genöthigt würden, beydes, ihre Berufsarbeiten und ihre Hausfreuden gleichſam hinter dem Rücken ihrer Kinder zu ſuchen und zu treiben, und ſie ſelber als die größten Hinderniſſe ihrer weſentlichen Vaterpflichten und Mutterſorgen anzuſehn.

Es iſt unſtreitig, eine ſolche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken, die Kräfte des häuslichen Le-

beds zur ſittlichen, geiſtigen und Kunſtbildung des Volks zu ſtärken und die Väter und Mütter des Lands fähiger zu machen, ihren Kindern vom Morgen bis am Abend mit Rath und That wirklich beyzuſtehen und in ihrem Thun und Laſſen einen wahrhaft bildenden Einfluß auf ſie zu haben.

Es iſt unſtreitig, eine ſolche Anbahnung der Volksbildung würde dahin wirken können, die wahre Herzens-, Geiſtes- und Kunſtbildung des Volks allgemein zu machen. Sie würde dahin wirken, ihren eigentlichen Saamen, die Anfangsmittel der Kraftentfaltung unſers Geſchlechts in ſeinen natürlichen Boden hineinzuwerfen und in die Hand der Mutter hineinzulenken. Sie würde die Kraft des Volks, ſeine Anlagen im Kreis der Seinigen zu gebrauchen und ſich im Kreis der Seinigen in allen Bedürfniſſen ſelber und ſelbſtſtändig helfen zu können, im Volk allgemein beleben und millionenfach erhöhen. Sie würde den, für das häusliche Leben jetzt allgemein ſo ſchlafenden, Volksgeiſt wieder aufwachen machen und die in dieſer Rückſicht eben ſo ſehr erlahmte und immer mehr erlahmende Volkshand in Millionen Menſchen wieder ſtärken und aus dem Zuſtand ihrer Erlahmung zu der alten Kraft der ſich in Vater, Mutter und Kindern vereinigenden, häuslichen Selbſthülfe erheben. Sie würde den Umfang der menſchlichen Kräfte und Anlagen nicht blos innerlich beleben, ſondern auch äuſſerlich ins Leben ſetzen, d. i. zum aktiven Dienſtmittel des häuslichen und öffentlichen Segens unſers Geſchlechts erheben.

Sie würde, beydes, die geiſtigen und mechaniſchen

Fundamente aller Erwerbsmittel des Volks weit tiefer und allgemeiner begründen, als ſie jetzt begründet vor unſern Augen ſtehn.

Sie würde die für allen Dienſt des häuslichen und öffentlichen Lebens geeignete und genugthuende Entfaltung der Kräfte und Anlagen der Menſchennatur der Ausbildung aller Fertigkeiten, die dieſe Kräfte zu ihrer äuſſern, vielſeitigen Anwendung anſprechen und bedürfen möchten, vorausgehen, und indem ſie dieſes zu thun und die genugthuende Entfaltung des ganzen Umfangs der Ausbildung ihrer Anwendungsfertigkeiten zum voraus ſicher zu ſtellen geeignet iſt, wird und muß ſie denn durch die innere, ſolide Begründung dieſer Anwendungsfertigkeiten weſentlich dahin wirken, dem in unſerm Verkünſtlungsverderben ſo hoch geſtiegenen Uebergewicht unſerer Abrichtungsdelendigkeiten über unſere Bildungsmittel ein Ziel und dem Zuſtand Grenzen zu ſetzen, in welchem wir in der ländlichen, bürgerlichen, kleinſtädtiſchen, groſsſtädtiſchen, militäriſchen, kaufmänniſchen und büraliſtiſchen Handwerksmäſsigkeit und Standesmäſsigkeit beynahe allgemein in ein ſo beſchränktes Routineleben verſunken ſind, daſs wir uns bey groſsen Begeguiſſen und Aenderungen unſerer Lagen und Umſtände, die allenthalben ſo leicht vorfallen können, und in unſern Tagen ſo vielſeitig und grell auf einander folgten, in keiner neuen Form unſerer Thätigkeit mehr finden können, als in derjenigen, in der wir uns von Jugend auf gewohnt ſind, unſern Tabak zu rauchen und unſere Mittagsſuppe zu eſſen.

Eine ſolche Anbahnung zur Volksbildung würde end-

lich in Rücksicht auf den allverehrten Staatsgegenstand unserer Zeit, in Rücksicht auf unsere Finanzen und ihren allgemeinen Boden, unsere Landesindustrie unfehlbar einen großen, wohlthätigen Einfluß haben. Wir können uns dieses Gegenstands halber nicht verhehlen, er steht jetzt in Rücksicht auf seine sittliche, geistige und physische Fundamente in unserm Welttheil auf einem so schwankenden Fuß und in Rücksicht auf seine Resultate, so in den Lüften, daß es kein Wunder ist, wenn sich die öffentliche Meynung der verschiedenen Stände und Menschen unsrer Zeit über diesen Gegenstand so verwirrt ausspricht, als dieses einst beym babylonischen Thurmbau der Fall war. Gewiß aber ist, die Anbahnung einer psychologisch genugsam begründeten Nationalcultur würde ihrer Natur nach nothwendig und wesentlich zu Resultaten hinführen, die beydes, in Rücksicht auf die Fundamente der Industrie und auf ihre Folgen ein wohlthätiges Licht verbreiten müßten.

Sie könnten nicht anders, sie müßten wesentlich und nothwendig dahin wirken, den Geist der Industrie, der dem innern Segen derselben zum Grund liegt und auf der einen Seite vom Kopf und der Hand, auf der andern Seite aber vom Herzen des Menschen ausgeht, in diesen zwey wesentlichen Fundamenten seiner selbst wohl zu begründen und kraftvoll zu stärken.

Sie könnten nicht anders als dahin wirken, dem innern, geistigen Wesen der Industrie durch ihren Einfluß auf die menschliche Denkkraft und der äussern Darstellungskraft der menschlichen Kunst durch ihren Einfluß auf

ihre vorzüglichen Organe ein tieferes Fundament zu ertheilen, als dieſelbe beym Mangel an einer ſo angebahnten Nationalcultur nicht haben können und ewig nicht finden werden, am allerwenigſten in einem, durch Verkünſtlung und Abrichtung von dem Ganz der Natur ſoweit abgewichenen, Zeitpunct. Eben dieſer Einfluß, den eine pſychologiſch wohl begründete Nationalbildung auf den Geiſt der Kunſt und ſeine weſentlichen Fundamente, auf die geiſtige Denkkraft und auf die äuſſere Ausbildung der Sinne und Glieder, vorzüglich des Augs und der Hand haben müßte, eben dieſen wohlthätigen Einfluß würde die Anbahnung einer ſolchen Nationalbildung auch auf das Herz des Menſchen, deſſen Anſprüche an den Geiſt der Kunſt noch höher ſeyn mögen als diejenigen der logiſchen Kraft und des Augenmaſſes und der ſchärfen Genauheit der Hand.

Es iſt unſtreitig, eine pſychologiſch wohlbegründete Anbahnung einer höhern Nationalcultur würde weſentlich und nothwendig dahin wirken müſſen, das Herz der Menſchen über den ſinnlichen Erfolg der Induſtrie zu ihrem innern Segen emporzuheben. Sie könnte nicht anders als dahin wirken, das Volk des Landes allgemein dahin zu erheben, alle Theile der Induſtrie und des Erwerbs nicht anders als mit Rückſicht ihres Einfluſſes auf ſeine ſittliche, geiſtige und häusliche Selbſtſtändigkeit, ins Aug zu faſſen; eben ſo müßte ſie in Rückſicht auf jeden einzelnen Menſchen dahin wirken, die Gegenſtände der Induſtrie und des Erwerbs, inſofern ſie in ſeiner Hand ſich befänden, als Mittel ſeiner eignen perſönlichen, ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Selbſtſtändigkeit mit feſter Rück

ſicht auf ſein Haus, ſeine Kinder und Kindskinder ins Auge zu faſſen. Unter Menſchen, die von dieſen Anſichten belebt wären, würde dann freylich die Induſtrie zum Segen des Landes eine andere Richtung nehmen, als ſie beym Mangel einer ſolchen Nationalcultur nehmen kann. Sie würde in dieſem Fall nothwendig dahin wirken, daß Millionen Menſchen Geiſt, Herz und Hand mit Bewußtſeyn des Segens, den ihnen ihre Bildung zur Induſtrie zu gewähren vermag, anſtrengen würden, ſich ſelbſt und ihren Kindern durch dieſelbe einen reinen Hausſegen, d. i. ein ſtilles, ſelbſtſtändiges, geſichertes Hausleben im Kreis der Ihrigen zu verſchaffen. Eine ſolche Volksbildung müßte nothwendig dahin wirken, durch millionenfache Thatſachen auszuſprechen: aller Flor ein aus einſeitig ſinnlicher Verwilderung hervorgehendes und zu immer größerer Sinnlichkeitsverwilderung hinführendes Geld- und Gewaltsſpiel unſerer Induſtrie ſtehe mitten im größten Flor ſeiner anſcheinenden großen Geldabträglichkeit in Rückſicht auf den wahren Volksſegen im Land da, wie eine hoch lodernde, glänzende Feuerflamme, die einige einzelne Menſchen, welche in einer verhältnißmäßigen Entfernung ob ihr emporſtehen, wohl angenehm zu erwärmen geeignet iſt, die aber die Millionen derer, die in der Tiefe leben, in der ſie ſich in wilden Wirbeln herumtreibt, ſammt und ſonders ihre Finger verbrennen macht und ſie dann, wenn ſie mit verbrennten Fingern fortfliehn, blutnackend in eiskalter Atmosphäre ſtehen läßt.

§. 3.

Glülphi will ſich über den Mittelſtand im Land nicht täuſchen. Er findet ihn nicht in der Comödie, er findet ihn nicht in der Moral-Lügen-armſeligkeit, er findet ihn nicht im Dienſtſtand — er findet ihn in Werkſtätten und Wohnſtuben, in denen die Berufswerkzeuge, die Bibel und die Nachtlampe neben einander ſtehen und Väter darin wohnen, denen der Hausſegen alles, eitle Ehre nichts und böſer Gewalt ein Dorn in den Augen iſt.

Noch immer von den Anſichten ſeiner Träumernacht begeiſtert und hauptſächlich von dem Einfluß ergriffen, den pſychologiſch tiefgreifende Anſtalten zur Bildung von Erziehern und Erzieherinnen auf die Wiederherſtellung des Mittelſtands haben müßten, konnte Glülphi nicht aufhören, dieſen Geſichtspunkt von allen Seiten ins Aug zu faſſen. Ich folge ſeinen Nachforſchungen auf dem Fuß nach. Er ſagte zu ſich ſelber: um ins Klare zu kommen, worin die Wiederherſtellung dieſes Stands beſtehe, müſſen wir zuerſt fragen, wer dieſer Mittelſtand ſey, und worin die Kraft, die ihn zum Segen des Landes macht, beſtehe? — Wahrlich, wenn wir dieſe Aufgabe löſen wollen, ſo dürfen wir uns nicht dahin blos geben, den Schatten von Menſchen, die auf dem Theater den Mittelſtand vorſtel-

len, als dieſen Mittelſtand ſelber anzuſehen; wir müſſen, um eigentlich zu wiſſen, wer dieſer Stand ſey, uns zuerſt fragen: warum war er in allen einfachen und glücklichen Zeiten als der Kern des Landes angeſehen? — Offenbar ſind es die, den innern Segen des geſellſchaftlichen Lebens begründende und ſicherſtellende, ſittliche, geiſtige und phyſiſche Kunſt-, Berufs- und Erwerbskräfte, die in dieſem Stand mehr als in keinem andern vorliegen, und durch die er, beydes, auf die ob ihm ſtehende, höhern Stände und auf das unter ihm ſtehende, gemeine Volk wohlthätig und bildend einwirkte, warum er bis dahin als der Kern der Staaten angeſehen wurde.

Es iſt durchaus nicht ein mittlerer Grad von Geld oder Grundeigenthum, das er beſitzt, noch viel weniger iſt es ein mittlerer Grad von Ehre und Ehrenſtellen, darin er ſich befindet, es iſt einzig die innere ſittliche, geiſtige und Kunſtkraft, die dieſem Stand eigen iſt, und die im Erwerbſtand ſich bildende und von Vater auf Sohn ſich erbende Ehrenfeſtigkeit und innere Achtbarkeit des ſeine Kraft und ſeinen Werth in ſich ſelbſt fühlenden, und dadurch in ſeinen Umgebungen geachteten, und in ländlicher und bürgerlicher Stellung gleich wohl ſitzenden, ſeinem Stand und Beruf Ehre machenden, und ſich durch denſelben Achtung verſchaffenden Bürgers und Landeigenthümers, woraus das Perſonale des ächten Mittelſtands hervorgeht und ſich darin feſthält.

Daß aber der wahre Mittelſtand immer nur aus dem äuſſerlich und innerlich, ſittlich und bürgerlich kraftbildenden, wohlhabenden Gewerbſtand und erwerbenden Berufs

leben hervorgehen könne, fällt, wenn man diesen Stand näher betrachtet, in die Augen. Der Mangel überflüssiger, die Anstrengung der Kräfte entbehrlich machender Hülfsmittel, verbunden mit dem Besitz genugsamer Mittel zur Betreibung seiner Erwerbs- und Berufsgeschäfte führen diesen Stand auf eine Weise zum Besitz innerer Kräfte für die Zwecke seines Lebens, die kraftvoll geeignet sind, die äussern Mittel dieser Kräfte täglich und stündlich zu vermehren, wodurch denn dieser Stand in den Besitz von einer Schatzkammer innerer und äusserer Kräfte gelangt, deren thätiges Kapital auf jedem Punkt, den es berührt, Geist, Leben, Kraft, Gewinn und Segen zu verbreiten geeignet ist.

Das ist so gewiß wahr, daß man bestimmt sagen kann, der Mann des Mittelstands kann mit dem fünfzigsten bis sechzigsten Theil des Eigenthums eines Manns, der auch nur eine Million besitzt, wenn er im Geist und in der Kraft des bürgerlichen Mittelstands damit arbeitet, mehr real erzeugen, als der andere mit seinem fünfzig bis sechzig mal größern Kapital durchaus darum nicht kann, weil der Geist und die Kraft der Mittel, die er hiefür braucht, der Geist des Mittelstands ewig nicht der Geist und die Kraft des Ueberflusses und des Reichthums werden kann. Der Geist des wahren und gebildeten Mittelstands ist erzeugend und schöpferisch, der Geist des aufgedunsenen Reichthums ist entweder gedankenlos, zerstreuend, vergeudend und verschwenderisch, oder er ist kleinlich sparend, ins todte Grab hineinsammeln, und knauserisch zusammenraffend.

Das alles aber ist wahrlich gut. Wäre der schöpferisch erzeugende Kraftgeist des ächten Mittelstands der Geist des Reichthums und des Ueberflusses, die Staaten würden in die Arme der Millionärs hinabfallen und darin verschwinden, wie ein im Innersten seiner Felsen gespaltener Berg ins niedere Thal hinabfällt und darin verschwindet. So aber und sintemal sie diese Kraft nicht haben, so bleiben sie, einige Nebendinge, die denn doch auch noch ihr Gutes haben können, abgerechnet, beym Fliegenlassen und beym Zusammenlesen ihres Gelds und ihres Guts dennoch gute Kinder des Staats, insonderheit wenn jeder von ihnen mit seiner Million allein bleibt und nicht ihrer viele mit denselben auf irgend einer Börse zu einem gemeinsamen Zweck zusammenkommen.

Es ist indessen wichtig, daß wir diese Ansicht von dem wahren, innern Wesen des Mittelstands fest im Aug behalten und uns nicht verführen lassen, diesen Stand irgendwo zu suchen, wo ihm die Mittel zu der Kraftbildung, aus welcher er allein hervorzugehen vermag, mangeln. Es ist besonders in unsern Tagen wichtig, daß wir uns durch keinen äussern Schein verblenden lassen, ihn an einem unrechten Ort zu suchen, und besonders, daß wir uns hüten, den in unsern Tagen ins Unendliche aufgeschwollenen höhern, mittlern und niedern Dienststand als diesen Kern der Staaten, als den Mittelstand anzusehen; im Gegentheil, dieser so in Abhängigkeit lebende, wesumirende und nichtserwerbende, unselbstständige, und durch den Luxus und unverhältnißmässige Genieſſungen innerlich abgeschwächte Dienststand, den unsere Väter in seiner gegenwärtigen Ge-

ſtaltung nicht nur nicht gekannt, ſondern nicht denkbar und nicht möglich geachtet hätten, iſt eine von den groſſen, mitwirkenden Quellen des täglich mehr wachſenden Verſchwindens des wahren Mittelſtands. Dieſer wenigſtens in verſchiedenen Unterabtheilungen ſittlich, geiſtig, häuslich und bürgerlich oft ſo ungebildete, höchſtens zu einem einſeitigen Dienſt und nicht ſelten auch nur zu einer einſeitigen Dienſtgrimace abgerichtete Stand iſt, ob er wohl in den äuſſern Formen der Ehre und in ſinnlichen Lebensgenieſſungen und allem ihrem Spielwerk dem Zeitverderben der obern Stände nahe und ob der Ehre und den ſinnlichen Lebensgenieſſungen der niedern Stände hoch emporſteht, um deswillen durchaus nicht als der Mittelſtand des Landes anzuſehen; im Gegentheil, die Quellen der Vergiftung des wirklichen Mittelſtands gehen weſentlich von dem Verderben des über alle Maſſen angeſchwollenen Dienſtſtands hervor. Aber wir kennen leider den wirklichen Mittelſtand, der allein als der Kern des Landes ins Aug gefaßt werden kann, kaum mehr. Wir kennen die Nationalſitten nicht mehr, aus denen er ſich entfaltete. Wir kennen den religiöſen Geiſt nicht mehr, der ihn heiligte. Wir kennen den Rittergeiſt nicht mehr, der ihn ehrte und ſchützte. Wir kennen den Burgergeiſt nicht mehr, der ihn bildete. Er mußte verſchwinden. Er iſt nicht mehr da, der ſegensvolle Mittelſtand des Landes. Seine Kraft mangelt allenthalben, wo wir nur immer hinblicken. Sie zeigt ſich nicht mehr in den Rathſtuben unſrer Städte. Sie zeigt ſich nicht mehr in den Gemeindverſammlungen unſrer Dörfer. Oder wo iſt ſie? in welchem Winkel des

Landes zeigt ſich ſeine Würde und ſeine Kraft? Wo findeſt du die im Mittelſtand ausgezeichneten Bürgermänner und Volksmänner der Vorzeit, die am Tag der Noth und Gefahr wie Felſen im Land daſtanden und mit Gut und Blut zur Sache Gottes, zur Sache des Vaterlandes, zur Sache des Fürſten, zur Sache der Ruhe, der Ordnung, des Rechts und der Wahrheit, zur Sache der Wittwen und Waiſen, zur Sache der Barmherzigkeit und des Mitleidens ſtanden, ſich hingaben und aufopferten und in dieſen Tagen der öffentlichen Noth und der öffentlichen Sorgen Gehör fanden und Achtung und Dank, beydes, beym Fürſten und beym Volk, und die denn hinwieder in den glücklichen Tagen eines beruhigten Zuſtands im Land ihr ſtilles, häusliches Geſchäft unbemerkt mit geſegnetem Fleiß in ihren Wohnſtuben trieben und keinen weitern Einfluß im Land ſuchten, als denjenigen, den ihnen die öffentliche Achtung ohne ihr Zuthun gewährte? Wo ſind ſie, dieſe Männer des Mittelſtandes, die mit ſolchen Kräften für das öffentliche Wohl keinen Einfluß im Land ſuchten, als den, zu dem ſie das öffentliche Zutrauen im Land hinrief? Dieſe Männer, die zwar in ihren Wohnſtuben nicht gern regiert ſeyn wollten, aber auch auſſer denſelben nichts zu regieren und auf keine Weiſe eine Kuh im Land zu melken ſuchten, die ſie nicht vorher redlich gekauft und bezahlt hatten, wo ſind ſie? Wo ſind dieſe Männer des Mittelſtands, die der krumme, böſe und ſchlechte Mann im Land, wenn er auch äuſſerlich höher ſtand als ſie und ſelber in ſeinem Unrecht höhern Schutzes ſicher war, dennoch um der öffentlichen Meynung willen ſcheuen und

flüchten mußte, daß er in tausend Fällen nicht thun durfte, was ihn gelüstete? Wo ist der Mann, von dem die Wittwe, das Waisling und der Schwache und Bedrängte ausspricht: „so lange dieser Mann in unsern Mauern, in unsrer Gemeind lebt, wird mir nichts Böses begegnen, er wird mich gegen jedes Unrecht schützen und sichern —?“

Ich weiß nicht, ob ich sagen muß, das Verschwinden solcher Männer ist die Ursache des verschwundenen Mittelstands, oder der verschwundene Mittelstand ist die Ursache des Verschwindens solcher Männer. Genug, dieser Stand ist verschwunden, diese Männer sind verschwunden. Unsere Burgermänner, unsere Volksmänner, wie sie als schützende Felsen der Ehre, des Rechts und des Segens ihrer Städte und ihrer Dörfer gerecht und still und fromm, aber mächtig in Kraft und That unter uns dastanden — unser Mittelstand ist in unserer Mitte verschwunden. —

Und was ist denn zu thun? — Offenbar, sagte Sisyphi jetzt noch zu sich selber, offenbar lenken unsere Staaten durch den Verlust unsers Mittelstands zur allgemeinen Abschwächung, beydes, der obern und der untern Stände; und wir gefahren dadurch einen Landes-Einfluß des Reichthums, der unabhängend von seinem guten oder schlechten Gebrauch und ebenso unabhängend von der Kraft oder Kraftlosigkeit des Manns, in dessen Hand er sich befindet, allgemein im ganzen Land als der einzige nervus rerum angesehen und angebethet wird.

Die Geschichte und Erfahrung sagt uns, daß alle Großreichen, die nichts als das sind, immer mit einer bedeutenden Anzahl von Menschen umgeben sind, die alles Er-

werbs und aller Realverdienste unfähig, aber durch eine Scheinbildung in Alltagskenntnissen, im Tanzen, Reiten, Spielen, und allfällig in den Kenntnissen der Koch- und Putzmacherkunst sich zu einem Grad von Bettlernotabilität erhoben. Es ist allgemein notorisch, daß die Großreichen aller Staaten, die nichts als das sind, die Scheinbildung einer solchen Bettlernotabilität begünstigen und auf solche Art gebildete Menschen in ihr Gefolg nehmen, ihnen die Entree in ihre Häuser erlauben und sich an den Spielwerken der Vergeudung des öffentlichen und Privatvermögens Theil nehmen machen, wodurch sie diese Leute in den Stand stellen, sich denn mit dem vom Hochreichthum auf gleiche Art begünstigten, ins Ungeheure angeschwollenen Dienststand im Land vereinigt ein Blendwerk eines Mittelstands aufzustellen, der kein Mittelstand ist, und im Gegentheil, ich möchte sagen, mit jedem Athemzug, den er thut, die Kräfte des wahren Mittelstands aushaucht, vergiftet und, also zugerichtet, in der Luft verschwinden macht und endlich die öffentliche Meynung von dem, was diesen Stand wahrhaft ausmache, bald zu einer blossen Idee herabwürdige, die nirgend in der Wahrheit bestehe, sondern nur in den Köpfen von Philosophen und Träumern ausgeheckt worden.

Glülphi hängte dieser Ansicht einen Augenblick mit Wehmuth nach, warf wieder einen Blick auf seine Schule und auf seine Traumnacht und sprach dann mit der Kraft der entschlossenen, innern Ueberzeugung das Wort aus: es kann geholfen werden, es kann dennoch geholfen, der Mittelstand kann in seiner Kraft und in seiner Wahrheit wieder herge-

stellt werden, und zwar durch Mittel, deren Keime in meiner Schule offen vor jedermann und deren nähere Wahrscheinlichkeit in meiner Traumnacht offen vor meinem Auge lag. Aber wenn's geschehen soll, so kann es nur durch Zeit und Geduld erzielt werden, und was bey jeder und mehr Jahren für diesen Zweck geschehen kann, darf nur als Vorbereitung und Erleichterung derjenigen Hoffnungen und Aussichten, die hierin statt finden, angesehen werden. Das, was jetzt von einzelnen Menschen und selber von guten Herrschaftsherren, wenn sie auch darüber in einer so vortheilhaften Lage sind, als Arner, geschehen kann, ist unter den Umständen und in der Lage, in der die Welt jetzt ist und gern bleiben will, wie ein Tropfen süßes Wasser, den man in ein gesalzenes Meer schüttet; doch wenn einem nichts mehr zu Gebot steht, muß man sich mit diesem Wenigen begnügen und in jedem Fall müssen die Anfänge zu einem diesfälligen Ziel durch Mittel angebahnt werden, die denen gleich sind, die Arner hiefür versucht. Indessen bin ich doch für die Zukunft nicht ohne Hoffnung. Wenn Bylisky ganz ist was ich ahne, und Glück hat, wie ich hoffe, so kann er vielleicht mit der Zeit kleinern und größern Bäche in das Salzmeer hineinlenken, in das wir jetzt nur einzelne Tropfen hineinzuschütten vermögen.

§. 84.

Es ſtieg durch ſein Herz und nicht durch ſeinen Kopf auf die Höhen ſeiner Menſchlichkeit.

Aber ſo gerne ich meinen Glülphi in den Folgen des Eindrucks, den ſeine Träumernacht auf ihn machte, ins Aug faßte, und ſo gerne ich mich lange bey ihm aufhielte, wie ich mir ihn in den erſten Folgen dieſes Eindrucks vorſtellte, ſo muß ich mich doch nicht länger dabey aufhalten, als er ſich ſelber dabey aufhielt. Er vergaß ſchon morgen, ſobald er in ſeine Schule hineintrat, ſeinen Traum, die Welt und alles Dichten und Trachten nach Welt- und Volksverbeſſerung. Er war ganz wieder mit Leib und Seel der Schulmeiſter, der nur den Augenblick vor ſich ſah, indem er jetzt als Vater und Lehrer in der Mitte ſeiner Kinder daſtand. Er lebte ganz in dieſem Augenblick der Gegenwart. Die Vergangenheit war gleichſam eben wie der Traum der Zukunft, der die Nacht vorher ſeine ganze Seele erfüllte, verſchwunden. Er ſah jetzt wieder nur ſeine Kinder. Ihr Daſeyn verſchlang ihn jetzt in dieſen Pflichtſtunden ſeines Lebens, wie wenn auſſer ſeinen Kindern neben ihm keine Welt wäre. Oh, könnte ich doch die Kraft ſeines jetzigen Schulmeiſterlebens ſchildern, wie ſie wirklich war! Sie beſtand weſentlich im wachſenden Feſthalten ſeiner Aufmerkſamkeit auf jedes einzelne Kind, und zwiſchen hinein werfe ich noch das Wort: wahre Menſchenſorge iſt individuel; Götter mögen das Ganze,

Götter mögen die Welt beſorgen; der Menſchen Sorge für den Menſchen iſt Individualſorge, und das Chriſtenthum iſt Heiligung dieſer Individualſorge, indem es den einzelnen Menſchen als einzeln, ohne alles Beglei[t] und ohne Zugabe in die Arme ſeines Vaters hinführt und dem Herzen ſeines Erlöſers nahe bringt. — Glülphi ſah jetzt nicht mehr den Haufen ſeiner Kinder. Dieſer Haufen, ſowie er zuſammen daſtand, war jetzt nichts mehr für ihn. Jedes Kind ſtand einzeln vor ihm und er lebte, wenn er es erblickte, oder wenn er nur an daſſelbe dachte, ſo ganz in ihm, wie wenn ſonſt kein anderes neben ihm da wäre. Aber es war auch kein einziges, das er nicht alſo ins Aug faßte, wenn er es erblickte oder an es dachte.

Soweit hatte ſich der Mann in ſeinem Schulmeiſterdienſt zu der Mutterkraft erhoben, mit welcher das edelſte Weib in dem Augenblick, wenn es ſeinen Säugling an die Bruſt legt, nicht denkt, daß es noch ein anderes Kind habe; aber denn hinwieder, wenn ſein Bruder auch nur mit einem kleinen Schmerz am Finger zu ihr hinſpringt, den Säugling beyſeits legt und nicht mehr an ihn denkt, bis es den Finger des Bruders mit mütterlicher Zartheit verbunden und er dankend und zufrieden wieder von ihr wegſpringt. — Alſo trug er die Kinder ſeiner Schule alle in ſeinem Herzen. Dadurch aber kam er auch dahin, daß er Tag für Tag die Stuffe, auf der jedes derſelben in ſeinem Unterricht ſtand, genau kannte. Er ſah mit jedem Tag tiefer in das Herz eines jeden, und kannte mit jedem Tag mehr all ihr Dichten und Trachten, und ebenſo, wie in ſeine Kinder, drang er mit jedem Tag tiefer in den

Geiſt ſeines Unterrichts und ſeiner Mittel hinein. Er fühlte beſonders mit jedem Tag mehr das groſſe Verderben der trügenden Abrichtungskünſte unſers Geſchlechts, durch die wir immer mehr dahin gelangen, nicht nur mehr zu ſcheinen als wir ſind, ſondern uns ſelbſt zu täuſchen, und wirklich zu glauben, daß wir ſeyen, was wir nicht ſind. Er fühlte dieſes Verderben der Abrichtungskünſte in ſittlicher Hinſicht vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos dahergeplapperten Gebethe auf unſere Selbſttäuſchung. Er fühlte es in dieſer Rückſicht ebenſo in dem Selbſtbetrug, in dem wir den Traumeindruck belebter Bilder und Wörter von religiöſen Gegenſtänden für wirklich religiös belebte Kraft unſers Geiſts und unſers Herzens anſehen. Er erkannte ſie in geiſtiger Hinſicht in den Folgen gedankenlos geleſener, nur mit dem Gedächtniß wörtlich gefaßter, ſo geheiſſener Verſtandesübungen in den Schulbüchern, und hinwieder in der Selbſttäuſchung, die nothwendig daraus entſpringt, wenn wir uns durch das Gedächtniß das wörtliche Bewußtſeyn von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildetern und höhern Grad der Denkkraft und des Urtheilsvermögens vorausſetzen als derjenige iſt, den wir beſitzen. Er kannte ſie endlich in Kunſt- und Berufshinſicht in vielſeitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundertmal ſchon gethan haben, dennoch auf eine ungeſchickte und der Natur dieſer Sache nicht angemeſſene Weiſe in die Hand zu nehmen und dabey trotz aller Erfahrungen doch nicht in den Stand kommen, unſere Ungeſchicklichkeit und

Ungewandtheit darin einzuſehen und zu behandeln, ſo wie ein alter Schneider, der hundert und hundert J immer zuſchneidet, wie er es von ſeinem Lehrmeiſt lernt und bey aller ſeiner Ungeſchicklichkeit und wandtheit ewig nie dahin kommt, einzuſehen, daß er gelernt hätte, die Menſchenform, die er bekleide feſter und genauer ins Aug zu faſſen und auch das das er verſchneiden ſoll, bey jedem Schnitt, den er macht, gewandter und vielſeitiger in die Hand zu n und anzuſchauen, er dadurch ein beſſerer Schneider und dabey noch gar viel Tuch erſparen könnte, unnützerweiſe verſchneidet.

Bey dieſem täglichen Vorſchreiten in der Erfer des vielſeitigen ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen L bens unſerer Abrichtungskünſte und des verhärteten tinelebens unſrer Zeitmenſchen, das eine Folge de das Höchſte geſteigerten Routinefertigkeiten unſert ſchlechts wurde er täglich mehr von der Wichtigkei elementariſchen Ausbildung unſerer ſittlichen, geiſtiger Kunſtkräfte überzeugt.

§. 85.

er Geiſt iſt, der da lebendig macht, das Fleiſch iſt gar nichts nutz. Der Geiſt iſt geeignet und fähig, beydes, zu bilden und gebildet zu werden; das Fleiſch hingegen iſt geeignet und fähig, mit Haut und Knochen und auch mit Aug und Ohren abgerichtet zu werden, und hat hinwieder in Haut und Knochen, in Aug und Ohren eine ſinnlich thieriſche Neigung andere abzurichten, wie es ſelber abgerichtet iſt.

Er ſuchte bey den erſten Uebungen des Rechnens das ıſchauungsvermögen der Kinder durch ſinnliche Darleng ihrer Verhältniſſe zu beleben und zu ſtärken, und durch ihre ſinnlich alſo vielſeitig begründete Anſchauung r als Zahlverhältniß vor ihnen ſtehenden Gegenſtänden m innern, geiſtigen Bewußtſeyn dieſer Verhältniſſe zu heben. Er ordnete diesfalls die Reihenfolgen der Zahlen r dieſe Kinder auf eine Weiſe, daß das geſuchte Reſult der Bildung des geiſtigen Anſchauungsvermögens und r daraus entſpringenden Schlußkraft, welche zur weitern ehandlung der die Denkkraft bildenden Zahlübungen othwendig ſind, mit Sicherheit erzielt werde. Dieſe Beındlung der Anfangsübungen des Rechnens ſchien im nfang allen Perſonen, die rechnen konnten, und ſelber

dem Pfarrer und dem Junker unzweckmäßig und unbegreiflich. Die Kinder schienen eine Weile gar nicht zu lernen, was man gewöhnlich rechnen heißt, aber denn nach wenigen Wochen entfaltete sich in ihnen eine innerlich belebte Rechnungskraft, die diese Herren mit sammt ihrer innerlich todten, durch blosse Abrichtungsmittel erzielten, positiven Rechnungskunst vor sich selber erröthen machte, indem sie selber mit der ganzen Kunst ihrer Rechnungsfertigkeiten die kindlichen Rechnungsaufgaben nicht mit der Leichtigkeit auflösen konnten, mit welcher dieses selbst die jüngsten seiner Kinder thaten. Das fiel ihnen um so mehr auf, da die größern und vorgeschrittenern seiner Kinder durch die psychologisch geordneten Zahlübungen zu einer solchen allgemeinen, innern Belebung der Denk- und Forschungskraft gelangten, daß die Anwendung dieser Kräfte für sie einen Reitz hat, der es ihnen beynahe unmöglich machte, irgend einen Gegenstand oberflächlich und gedankenlos ins Aug zu fassen. Es bildete sich im Gegentheil in ihnen täglich mehr, und täglich sichtbarer eine Genauheit und Bestimmtheit im Anschauen und Beurtheilen aller Gegenstände, daß ihre sich solid begründende und wachsende Denkkraft, beydes, in ihrem Schweigen und in ihrem Reden immer mehr auffiel. Noch mehr aber als Arner und den Pfarrer übernahm es Glülphi selbst, da er nach einigen durchgeführten, diesfälligen Anfangsübungen fand, daß er in der Klarheit und Heiterkeit der innern Darstellung der Zahl mit den kleinsten Kindern nicht gleichen Schritt halten, sondern durch die Routinefertigkeiten der Rechnungskunst, zu der er eigentlich nicht

gebildet, sondern abgerichtet worden, das Fundament der wahren Rechnungskraft, das reine, geistige Bewußtseyn der Zahlverhältnisse in sich selber geschwächt. Er überzeugte sich durch diese Erfahrung auf eine Weise, wie er es noch nie war, in welchem Grad es für die geistige Bildung der Kinder nachtheilig ist, den Unterricht im Rechnen mit dem Auswendiglernen des Einmaleins und mit den Abrichtungsmitteln zur Kenntniß der vier Spezies und der Regel de tri anzufangen und selbigen darauf zu begründen. Er gestand es sich selbst ein, daß er gegenwärtig in seinem 45ten Jahr die eigentlichen Fundamente des bildenden Rechnens sich mit seinen Kindern erst selbst zum klaren Bewußtseyn bringen müsse, und diese Erfahrung führte ihn dann sehr bald zuerst zu einer dunkeln Ahnung, dann aber sehr bald zu einer sehr klaren Ueberzeugung, daß der Unterricht in der Geometrie, eben wie der in der Arithmetik, zuerst durch Anschauungsübungen aller Verhältnisse des Raums, der Ausdehnung und der Form psychologisch müsse begründet werden, um die geistige, eigentliche, die Formverhältnisse innerlich fassende und schaffende, reine Kraft zu begründen und zu entfalten, so daß er jetzt mit seinen Kindern die Elemente der Raum- und Formverhältnisse auf eben die Weise behandelte, wie er es mit den Zahlverhältnissen gethan hat. Er erhielt aber auch bey dieser Behandlung bey seinen Kindern das nehmliche, und ich muß sagen, noch ein größeres Resultat. Der Eindruck, den der erste Erfolg dieser Uebungen auf ihn hatte, brachte ihn wirklich noch zu einem größern Erstaunen als dasjenige war, zu dem er durch den unser

warteten Erfolg seiner psychologisch geordneten Zahlübungen gelang. Er sah durch diese Uebungen sechs- und siebenjährige Kinder dahin gebracht, verwickelte Ausdehnungs- und Formverhältnisse durch die Kraft ihrer innern Vorstellung mit einer Leichtigkeit äusserlich anschaulich machen, die den vorgerücktern zwölf- und vierzehnjährigen Kindern unmöglich war beyzubringen und zu ertheilen. Er sah also offenbar, daß die eigentliche, reine Urkraft der Geometrie in dem Alter, in dem man diese Wissenschaft gewöhnlich erst anfangt zu erlernen, in ihren ersten Anfangsbedürfnissen schon so viel als geschwächt und gelähmt dastehe, und er war jetzt ganz überzeugt, daß die ersten Uebungen der Geometrie mit den Kindern im 5ten, 6ten und 7ten Jahr müssen betrieben werden, aber auch, daß diese Uebungen ihrer Natur nach so einfach sind und so einfach seyn müssen, daß jede gebildete Mutter diese Anfangsgründe, wenn sie sich nur ein wenig Mühe giebt, sich dieselbe eigen zu machen, sie ihren Kindern in der Wohnstube mit der größten Leichtigkeit selber geben kann.

§. 86.

en Eindruck beſtimmter Erfahrungen der elementariſchen Entfaltung unſrer Geiſtes- und Kunſtkräfte, beydes, auf einen kraftvoll gebildeten Ehrenmann und auf unſchuldige Schulkinder.

Dieſer Gang der Ideen über die Bildung und Entfaltung der menſchlichen Kräfte, die unſern Kenntniſſen und rtigkeiten, wenn ſie für uns bildend ſeyn wollen, zum und liegen müſſen, beſchäftigte ihn nunmehr mit groſſer haftigkeit und mit groſſem Intereſſe. Einmal ſtand er erſten Staunen über ſeine diesfällige Erfahrungen wie n Blitz getroffen da und mußte unwillkührlich zu ſich ber ſagen: ſteht denn in unſern Tagen das Erziehungsſen nirgend in keinem einzigen ſeiner Fächer auf richberechneten Fundamenten. Vorher und bis auf dieſe unden hätte er eher an den Tod als daran gedacht, als z. z. B. das Schreibenlernen, etwas anders als die bung einer blos mechaniſchen Fertigkeit ſey, und daß alſo ſer Unterricht in die am vorzüglichſten gebildete Kraft ſerer Zeit hineingefallen und alſo in demſelben auch auf e vorzügliche und vielleicht unübertreffliche Art gegeben rde. Aber jetzt fieng er plötzlich an, ohne daß er noch entlich recht wußte warum, auch dieſes Unterrichtsfach ht als vollkommen pſychologiſch begründet anzuſehen und s Aug zu faſſen. Es ſtand ihm jetzt lebendig vor ſeinen

Augen, wie seine Kinder durch ihre Uebungen in Raum- und Formverhältnissen diese Verhältnisse durch ihr innerlich gebildetes Erfindungsvermögen gleichsam durch sich selbst finden, in sich selbst entfalten und selber auch durch sich selbst zu einem großen Grad von Leichtigkeit und geschmackvoller Zartheit in der Darstellung derselben gelangen. Er dachte sich jetzt diese Erfahrungserscheinung im Zusammenhang mit der Art, wie er in seiner Jugend zeichnen gelernt, und faßte jetzt den Gang, wie sich seine Kinder in ihren geometrischen Anfangsübungen im Ganzen ihrer Bildung zur Kunstkraft entfalten, im Zusammenhang mit der Erlernung der Zeichnungskunst ins Aug, und fand denn, daß die Bildung der Hand und des Augs der eigentliche Quell sey, durch deren genugsam geöffneten Ausfluß der Zeichnungskunde mit dem ganzen Ausfluß ihrer Bedürfnisse und Mittel gleichsam von selbst hervorgehen, und daß die psychologisch geordneten Anfangsübungen, die Uebungen der Geometrie als das eigentliche A B C aller Hand- und Ausübungen, aus denen die Zeichnungskunde in ihrem ganzen Umfang hervorgehen müsse, angesehen werden muß. Zugleich ward ihm jetzt auch heiter, daß das Schreibenlernen nichts anders sey als eine mechanische Einübung einiger weniger einzelner Formen des Zeichnens, folglich aus den wesentlichen Anfangsübungen dieser Kunst hervorgehen müsse. Auf diese Ueberzeugung gestützt, stellte er alle schon angefangenen Schreibübungen bey seinen jüngern Kindern auf einmal plötzlich still, indem er die genugthuende und kraftvolle Ausbildung der Hand und des Augs als die allgemeine

Basis des Schreibens eben wie des Zeichnens erkannte und als bildendes Vorbereitungsmittel, beydes, zum Schön- und zum Schnellschreiben nothwendig und wesentlich fand. Er gieng noch weiter, er fand in diesen elementarischen Uebungen der Geometrie und in dem damit verbundenen Bildungsmittel der Kunsthand und des Kunstaugs die wesentlichen Fundamente der Volksbildung für alle Handwerke, Berufe und für den ganzen Umfang aller männlichen und weiblichen Arbeitsgattungen und überhaupt aller Fächer der Industrie. Er erklärte sich jetzt auch bestimmt, daß eine den Ansprüchen der Menschennatur und den Bedürfnissen der Zeit genugthuende Volks- und Nationalbildung nur dadurch angebahnt werden könne, wenn die Entfaltung der Grundkräfte unsrer Natur auf eine mit dieser Natur übereinstimmende Weise durch psychologisch geordnete Mittel erzielt und diese jetzt noch so vielseitig mangelnden Mittel von allen Seiten erforscht, geprüft und benutzt würden.

Die Führung seiner Schulkinder, die aus diesen Ansichten und aus diesen Bestrebungen hervorgieng, ergriff diese auch an Leib und Seele, um so mehr, da selbige mit ihrem ganzen Seyn und Thun im innigsten Zusammenhang stand, also daß die Anwendung derselben auf die Reinlichkeit der Wohnstube, auf die Ordnung im Stall, auf ihr Urtheil über Schmied- und Wagnerarbeit, über pflügen und säen, über karren und fahren gleichsam selbst hervorgieng.

§. 87.

Glülphi fühlt, wie sehr ihr ganzes Treiben und Thun in Bonnal nur noch ein schwacher Anfangskeim von allem dem ist, was sie suchen und wünschen, gründet aber doch die Möglichkeit der Anbahnung einer reellen und soliden Volksbildung auf Geschichte und Erfahrung.

Zwar zeigte sich dieses Hervorgehen der thatsächlichen Anwendung der Kräfte, die er in seiner Schulstube rein, aber gründlich, allseitig und übereinstimmend entfalten wollte, wie er sie in der Gertrud Stube entfaltet sah, nur noch soviel als das neue Erscheinen eines Keims, der eben aus dem Boden hervorsproßt, aber Zeit, Geduld, Wartung und Sorge bedarf, bis er zur Reifung der wirklichen Frucht, die er verspricht, zu gelangen vermag. Doch war dieser Keim dem Auge Glülphis schon sichtbar. Auch selber einige Eltern seiner bessern Schulkinder bemerkten, daß diese sich vielseitig in ihrem häuslichen Benehmen zu ihrem Vortheil änderten und besserten. Vorzüglich aber bemerkte Gertrud bey jedem, auch noch so kleinen, reellen Vorschritt der Kinder in der wirklichen Kraftäusserung ihrer sich entfaltenden, geistigen, sittlichen und sinnlichen Grundlagen aller äussern Fertigkeiten und Gewandtheiten, die ihnen durch eine gute Erziehung eingeübt und beyg-

bracht werden müssen. Sie machte auch Glälphi bey jeder, auch noch so kleinen, Erscheinung solcher Vorschritte aufmerksam auf dieselben, und er ward auch durch diese, täglich vor seinen Augen stehenden, Anschauungserfahrungen vollkommen überzeugt, daß die Ahnungen und Hoffnungen, die ihm in seiner Träumernacht so lebhaft vor der Seele standen, nichts weniger als aus der Luft gegriffen und in unserer wirklichen Welt als ein unausführbares Spiel eines sich in den Abwegen der Phantasie verirrten Einbildungskraft angesehen werden muß. Er ward vielmehr überzeugt, daß der ganze Umfang dieser Ahnungen und Hoffnungen eigentlich das wahre Bild der Resultate einer in der Angelegenheit der Volkserziehung und Nationalcultur wirklich weit vorgeschrittenen Staatskunst sey, deren inneres Wesen in allen Epochen der Geschichte, die für die Volksbildung und Nationalcultur als Muster und Vorbilder dastehen, wirklich ausgeführt in ihren Mitteln und in ihren Resultaten als wirkliche, unläugbare Thatsachen vor den Augen der unbefangenen Welt dastehen und anerkannt werden müssen, indem selber der in unsern Tagen noch bestehende Nationalsegen der auf den höchsten Gipfel der Staats- und Bürgerkraft erhobenen Königreiche, Provinzen, Städte und Oerter, namentlich England, Holland, die Hanseestädte sowie die blühendsten Städte der Schweiz und vieler andern Orte, den ganzen, ausgezeichneten Vorschritt ihrer Staatskraft und ihres städtischen und ländlichen Orts- und Hausſegens einer Denkungs- und Handlungsart zu danken haben, die das ehemalige, reale Daseyn nicht nur von Sitten, Denkungs- und Han-

lungsweisen, sondern auch von öffentlichen Staats- und Ortseinrichtungen beurkunden, welche mit dem Geist und dem Wesen der Ahnungen und Hoffnungen dieser Träumernacht in vollkommener Uebereinstimmung stehen, und durchaus als thatsächliche Folgen einer in der Vorzeit wirklich vorhanden gewesenen und in wirklicher Ausführung gestandenen, mit diesen Ahnungen und Hoffnungen ebenfalls übereinstimmenden, in der Nationalbildung und Volkscultur solid vorgeschrittenen Staatskunst angesehen und anerkannt werden muß.

Er fand aber freylich auch, daß diese alte, in unserer Mitte erloschene Staatskunst, deren Geist und Wesen wir in der Sittenlosigkeit des Verschleuderungstaumels unsrer Zeit verloren, nach den Lagen und Bedürfnissen unsrer Zeit neu gestaltet und in neuen Formen wieder belebt werden müsse, daß ihr Geist und Wesen aber ewig nur aus der Wiederherstellung einer, unserm Luxus, unserer Verzärtlung und unsrer Verkünstlung entgegenstehenden, von oben herab begünstigten und bis in die niedersten Hütten hinab belebten Nationalenthaltsamkeit und Nationalgenügsamkeit hervorgehen könne, deren solide Wiederherstellung um so dringender, aber auch um so schwieriger sey, weil bestimmt die Staaten, Provinzen und Städte, die durch die Folgen einer in Rücksicht auf die Nationalbildung soliden Staatskunst und Ortsregierung sich zum höchsten Grad der öffentlichen Staatskraft und des örtlichen Wohlstands und des Privatwohls der einzelnen Menschen in alle Fehler des Verschleuderungstaumels unsrer Zeit hinabgesunken und den alles auffressenden Folgen de

ſelben unterlegen, ſo daß ſie mit jedem Tag mehr die Realkräfte verlieren müſſen, durch welche ihre Vorfahren ihren Wohlſtand gegründet.

---

§. 88.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer, Rom iſt nicht in einem Tag gebaut worden, aber eine Maus ſchlüpft in einem Tag durch viele Löcher — item, Gleich's und Gleich's geſellt ſich gern und es iſt leichter, einen Haufen von Niederträchtigkeiten zuſammen zu tragen als einen Kornhaufen, und eine böſe Zunge iſt anſteckender als das gelbe Fieber.

Doch ich bin ſchon wieder voreilend in die Staatsanſichten hineingefallen, zu welchen Arners Thun hinführen möchte, und muß wieder in mein gutes Bonnal und zu dem langſamen Gang aller Verſuche, deren mögliche Folgen Glülphi in ſeiner Traumernacht ſo ſehr erheiterten und begeiſterten, und mich ſelber aus dem einfachen Gang meines Thuns herausriſſen, wieder zurückkehren, obwohl ſeine Ahnungen und Hoffnungen mit der Thatſache, die ich erzähle, im innigſten Zuſammenhang ſtehen.

Alles Thun Arners und Glülphis ist jetzt blos noch als Privatversuch eines guten, edlen Herrschaftsherrn, der einen braven, tractablen Gerichtsmann zum Schulmeister gefunden und einen eben so braven Pfarrer im Dorf hat, anzusehen, und ist für einmal verzeihlich genugsam, zu zeigen, was ein einzelner Mensch, wenn er das Beste seiner Nebenmenschen in seinen Verhältnissen mit Ernst zu befördern als seine Bürgerpflicht und als seine Christenpflicht ansieht, zu leisten vermag; denn aber freylich auch, wie er, wenn er vom Staat nicht nur verlassen und gleichsam ausser das Recht der öffentlichen Meynung und der öffentlichen Mitwirkung hinausgeworfen dasteht, sondern sogar noch von der von oben herab schlecht bearbeiteten, öffentlichen Meynung und ebenso von einer von oben herab, wo nicht eingelenkten, doch zugelassenen, Entgegenwirkung in seinem Thun gestört und verwirrt wird, wie er, sage ich in diesem Fall, in seinem guten Privatthun denn noch fast unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden hat.

An sich selber konnten schon alle Vorschritte Arners und Glülphis zur Verbesserung Bonnals, beydes, in Rücksicht auf die Schulführung der Kinder und ebenso in Rücksicht auf das, was sie für die Erwachsenen durch ihre Sonntagsversammlungen zu erzielen suchten, nicht anders als langsam seyn. Dabey verwirrten und hemmten noch äussere Hindernisse den schon an sich langsamen Gang dieser Versuche. Selber die Einmischung der elenden Eichenbergerin war nichts weniger als unbedeutend für die Verwirrung und Erlahmung ihrer Versuche im Dorf. Sie

wußte alles, was im Schloß, im Pfarrhaus und in der Schule vorgieng, in vielen Häusern auf eine Weise darzustellen, daß es die einten Leute im Dorf über Arner, Glülphi und wer es mit ihnen hatte, in böse Laune brächte oder sie ihnen verächtlich machte. So wußte sie den Umstand, daß er einige Kinder, die schon zu schreiben anfangen gelernt, wieder damit aufhören gemacht, dahin zu benutzen, daß einige Narren im Dorf sich von ihr angeben ließen, er zeige dadurch offenbar, daß er die Bauern wieder zu der alten Dummheit, in der sie vor hundert Jahren gewesen, zurückführen wolle, wo keiner von ihnen seinen Namen schreiben konnte, sondern seine Unterschrift und Beystimmung zu dem, was ihm vorgeschrieben worden, mit einem Kreuz bezeugen mußte. Es war aber auch wirklich zum Lachen, wie sie es durch das ungleiche Geschwätzwerk, das sie darüber im Dorf trieb, dahin brachte, daß, indem man in der einen Gasse behauptete, er wolle die Bauernbuben zu Philosophen machen, die nicht mehr an einen Gott glauben und vor lauter Gescheidheit, die sie in den Büchern lernen müssen, ihr Haus und Hof verlumpen werden, denn wieder in einer andern Gasse behaupteten, er werde sie ganz zu der alten Dummheit zurückführen, daß sie wieder katholisch werden und ihren Namen mit einem Kreuz bezeichnen müssen.

Sie wußte aber auch den feinsten Mann, der nach dem Hummel im Dorf war, den Weibel, in ihr Lumpeninteresse zu ziehn. Dieser Mann hatte den Gang des Hummels zum Galgen mit allen seinen Folgen gar nicht ungern gesehn; denn er glaubte sicher, es sey kein Mensch

im Dorf, dem der Junker die Vogtſtelle anvertrauen könne als ihm, und war auch äuſſerſt verdrüßlich und böſer Laune, als Arner dem Meyer zum Vogt machte. Doch er kannte dieſen zum voraus als für dieſen Dienſt unbrauchbar und war ſicher, er komme ſo geſchwind wieder davon, als er dazu gekommen und war in dieſer Rückſicht wohl getroſt und voll Glauben, dieſe Stelle werde ihm im zweytenmal nicht fehlen; aber ſeitdem das Baumwollenmareili und ſein Bruder beym Junker, wie man im Dorf ſagt, der Hahn im Korb war und man hie und da anfieng zu ſagen, wenn der neue Untervogt, wie man nicht zweifle, ſeinen Dienſt aufgebe, ſo werde niemand anders als der Baumwollenmeyer Vogt werden, wurde der Weibel in ſich ſelber ſo wüthend, daß er ſchwur, alles in der Welt zu probiren, dem Junker Verdruß und ihm ſeine Herrſchaftsſtelle ſo zur Laſt zu machen, daß ſieben Baumwollenmeyer mit allem ihrem Geld nicht im Stand ſeyn müſſen, ihm ſie leichter zu machen. Und da er wußte, daß die Eichenbergerin und zwar aus Auftrag der Sylvia, die er gar wohl kannte, die ganze Bonnalerſache im Dorf verſchreye und den Bauern als eine Sache vorſtelle, die man in der ganzen Welt und am allermeiſten in der Hauptſtadt und bey Hof als eine völlige Narrenſache anſehe, die in alle Ewigkeit keinen Beſtand haben könne und keinen Beſtand haben werde, ſo war er jetzt ſeit ein paar Tagen auf den Beinen, um die Eichenbergerin, die er ſonſt ſo ſehr haßte und verſpottete, daß ſie vor Angſt, von ihm auf eine Weiſe, wie es ihr ein paar mal begegnet, empfangen zu werden, nicht in ſein Haus

hinein durfte, aufzusuchen und Gelegenheit zu haben, mit ihr zu sprechen. Er fand diese auch bald, und war jetzt in seinem Benehmen gegen sie wie ein umgekehrter Handschuh, bemitleidete ihr Unglück, das ihr in der Audienzstube begegnet, mit dem Zusatz, daß, wenn er da gewesen wäre, er gewiß dem Junker vorgestellt hätte, wie das nicht gehen könne, daß er eine Person von ihrem Rang und von ihren Bekanntschaften und von ihrer Erziehung so mit dem Harschier im Land herum zu führen drohen dürfe. Dann ließ er sich in ein weitläufiges Gespräch mit ihr ein, wie verkehrt der Junker alles anfange, welch ein elender Kerl sein neuer Untervogt sey, und wie der Baumwollenmeyer, wenn er, wie man jetzt allgemein sage, Untervogt werde, im Stand sey, den Junker und das ganze Dorf in seinen Sack hineinzustecken und hinzutragen, wo es ihn gelüste.

Das war der Eichenbergerin eine gemähte Wiese. Sie schrieb auf der Stelle an Sylvia, wie sie an dem Weibel, der nun aus der geschickteste und erfahrenste Mann im Dorf sey, für ihre gemeinsame Sache einen Fund gemacht und wie sie an ihm sicher alle Hülfe habe, die sie bedürfe, und wie sie durch ihn jetzt auch den Baumwollenmeyer, den sie schon vorher als einen hochmüthigen und eigennützigen Geizhals gehalten, jetzt vollkommen kenne und wisse, was es mit ihm sey und wie er, wenn er Untervogt werden sollte, für den Junker und für das Dorf ein noch weit gefährlicherer Mann werden könne, als es der Hummel, dem noch gewiß in vielen Stücken Unrecht geschehen sey, je gewesen seyn möge.

Es gieng jetzt auch nicht lange, so war in allen Häusern, in die die Eichenbergerin hineinschleichen und darin ihr Gift mischen konnte, allgemein ein lautes Gerede darüber, wie denn der Junker sey, einen Mann, wie den Meyer, den ein jedes Weib an der Nase herumführen könne, zum Vogt zu machen und wie der Baumwollenmeyer, den er jetzt dazu machen wolle, ein zweyter Hummel werden könne, an dem er und das Dorf, beyde, gewiß bald genug bekommen werden.

Der Einfluß dieser armseligen Eichenbergerin ward aber vorzüglich von den Leidenschaften unterstützt und belebt, die durch die Bestrafungsweise des Hummels und die Nachforschungen über die meisten Vorgesetzten und reichen Bauern in Bonnal, die sich Veruntreuung am Gemeindgut und am Schloßeigenthum haben zu Schulden kommen lassen, veranlaßt, eben wie durch den Neid und Haß, der durch Vertheilung des Gemeindguts und durch die Hoffnung zu zehendfreyen Aeckern, die er den Spinnerkindern versprochen, bey den Reichen im Dorf reg gemacht worden sind.

§. 89.

Der Ingrimm eines in seiner Lebensordnung und Lebensehre gestöhrten Schulmeisters — der Uebergang dieses Ingrimms in Aberglauben und denn des Aberglaubens in schwärmerische Anmaßungen; ferner, Uebergang dieser Anmaßungen zum Hinterfürwerden (von Sinnen kommen) und endlich ein Versuch zur Heilung dieses Hinterfürwerdens durch den Verkauf einer Kuh und durch eine Lustreise ins Schwaderlocherbad. Zwischen hinein die Sorgfalt von Zucker- und Kaffephantasten, daß sie um kein Frohnfastengeld kommen.

Auch die neue Schulführung belebte hie und da einige Leidenschaften. Vorzüglich aber beym alten Schulmeister; selber, nachdem er schon das große, gute Ehrenessen aus dem Pfarrhaus bekommen, fluchte er voll von dem guten Wein, den ihm der Herr Pfarrer geschickt, bis ihn seine Schwester ziemlich unsanft, wie ihr wißt, ins Bett gebracht, hinter dem Tisch über den neuen Schulmeister und das Unrecht, das ihm der Herr Pfarrer zugefügt. Doch that er im Anfang, wenn er von dem Schulmeister redte, ganz stolz; er hielt ihn auch in seinem Herzen bestimmt für nichts anders als für eine Art Soldatenbettler,

denn die Allfanzereyen, die er um des Junkers Suppe willen in der Schule treibe, nur gar zu bald von ſich ſelber erleiden (zum Eckel werden) werden, und verglich das ganze Weſen, wo er hinkam, dem ſchwangern Berg in der Fabel.

Aber da es nicht gerade in der andern Woche kam, wie er meynte, ſondern ihm vielmehr ſeine beßten Leute Tag für Tag mehr mit dem Bericht kamen, es rühme den neuen Schulmeiſter bald jedermann, und es ſey wie verzaubert, und wie wenn er es den Kindern anthun könne, ſo richte er mit ihnen aus, was er wolle, ſo ward ihm darüber ſo angſt, daß er mit ſeiner Fabel vom ſchwangern Berg und der kleinen Maus, die aus ihm heraus kroch, allmälig ſtill zu werden anfieng. Im Gegentheil, die Maus kam ihm jetzt bald wie ein Elephant vor, vor deſſen Zähnen und Rüſſel er ſich fürchten müſſe. Er faßte auch das Wort, das ihm einige Freunde ſagten, es ſey wie verzaubert, in einem weit ſtärkern Sinn auf, als es die verſtanden, die es zu ihm geſagt haben. Er hatte es kaum gehört, ſo hielt er ſich in ſeinem Innerſten überzeugt, es gehe bey dem Glück, das der Schulmeiſter mit ſeinen Kindern habe, nicht rechter Dinge zu, der Teufel ſelber möge wohl dabey im Spiel ſeyn, und dieſer Narrengedanken, deſſen er, ſobald er ihn einmal im Kopf hatte, nicht mehr los werden konnte, trieb ihn denn bald dahin, daß er nicht mehr anders konnte, als er mußte in wenig Tagen bey Nacht und Nebel anderthalb Stund weit zu einem Senn im Münchhof gehen, der in der Gegend den Namen hatte, daß er gegen alle Zauberey und

Lachsnerey erprobte Mittel habe, und den Teufel in solchen Fällen zwingen könne, daß er thun müsse, was er wolle.

Diesem both er dann Geld an, wenn er dem neuen Schulmeister den Teufelsgewalt, den er mit seinen Kindern treibe, nehmen und still stellen könne.

Aber der Senn hatte das Herz nicht, sich an dieses Wagstück zu machen, das, wie er ahnete, weiter langen konnte, als der alte Schulmeister jetzt denken möchte, und ihm mehr schaden könnte, als das Geld, das er ihm dafür anbiethe, werth sey. Er sagte ihm, wenn es Kühe, Stieren oder Roß, oder auch Menschenkrankheiten, die von Hexen und Zauberern herkommen, besonders dergleichen Kinderkrankheiten anbetreffen würde, so wollte er ihm gut dafür seyn, daß er helfen könnte, und wenn er ein armer Mann wäre, so wollte er ihm in solchen Fällen unentgeltlich helfen und helfen können, wenn er rechten Glauben an ihn hätte, aber einen Schulmeister zu entzaubern, dem der Teufel helfe, seine Kinder zu lehren, diesen Fall habe er noch nie erlebt, und es sey in seinem ganzen Zauberbuch kein Recept dafür da.

So ungetröstet, als er vom Münchhöfler-Senn jetzt heimkam, wußte er sich einige Tage nicht zu trösten und gieng ganz still und traurig in seiner Stube, in der er sehr lange Zeit hatte, hinauf und hinunter. Nach ein paar Tagen aber hörte er von des Hartknopfen Gemurmel, das im Dorf herumgieng, der neue Schulmeister sey kein rechter Christenmensch und das ewige Heil der armen Kinder sey in Gefahr, wenn sie unter seinen Händen blieben.

Dieſes Gered gab jetzt dem armen Mann, der in ſeiner Wohnſtube lange Zeit hatte, wieder neues Leben. Der Heidenkerl, dachte er jetzt bey ſich ſelber, thut alſo nicht blos mir, er thut auch dem l. Gott unrecht. Er ſchob jetzt auch ſogleich ſeinen Zorn über ihn auf Rechnung des Unrechts, das er der Religion und dem lieben Gott ſelber thue, und nicht mehr auf ſeine eigene. Das änderte jetzt ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand. Sein Zorn über dieſen neuen Schulmeiſter wurde nun in ſeiner verirrten Seele ein hoher, geiſtiger, ein heiliger Zorn. Sein Eifer ward jetzt in ſeiner Vorſtellung ein Eifer für die Sache der Wahrheit, des Rechts und der Religion.

Er hieß ihn jetzt einen Heidenmann, ſeine Schule eine Heidenſchule, und verglich das, was man darin trieb, der Kaufhausarbeit im Tempel zu Jeruſalem, das mit ſammt dem Schulmeiſter nichts Beſſeres verdiene, als daß es ihm gehen ſollte, wie es der liebe Heiland den Taubenverkäufern und den Geldwechslern gemacht habe.

Das nicht mehr Auswendiglernen des unverſtändlichen und verwirrten Wortkrams, das der Pfarrer nicht mehr haben wollte, hieß er jetzt eine Verläugnung des wahren Glaubens.

Und das Verkleiben der Streitfrage, die dem Michel Fuck das Leben gekoſtet, eine Verſtümmelung des geoffenbarten Willens Gottes, mit dem Zuſatz: wenn man eine jede Frage verkleiben wollte, die einen Todſchlag veranlaßt hätte, ſo ſolle man in der Chriſtenlehre die Frage zeigen, welche man denn nicht verkleiben müßte.

Doch redte er nur so, wenn er allein war; denn er war nicht von der Art der alten, muthvollen, ehrlichen Phantasten, die Leib, Ehr und Blut, von Brod will ich nur nicht reden, an das setzten, was sie für Gottes Sache ansahen, sondern vielmehr von der Art der neuen, muthleeren und ängstlichen, neumodischen Zucker- und Kaffephantasten, die ihrem Leib und Blut und auch ihrem Brod nothwendig so viel Sorgfalt, auch noch mehr als die Weltmenschen, die keine solche Phantasten sind, angedeihen lassen müssen, weil sie mehrentheils, wie der Schulmeister, von Jugend auf verderbter, schwächlicher Natur sind und, also zu reden, Leibshalber nicht ehrlich, oder wenigstens nicht so kraftvoll, gradsinnig, muthvoll ehrlich seyn können, als sie wohl gern wünschten, wenn das ganz und also ehrlich seyn nur nicht soviel Mühe, Selbstüberwindung und Anstrengung brauchte.

Er redte nur also, wo er allein war, oder wo er trauen durfte, und trug auch alle Sorge, daß der Junker es nicht etwa erfahre und ihm dafür das Frohnfastengeld nehme, welches er ihm, wenn er den Schulmeisterdienst schon nicht mehr versah, gelassen habe, aber freylich mit dem Zusatz, so lange er sich in Rücksicht auf den neuen Schulmeister und das, was man jetzt in der neuen Schule treiben werde, vernünftig und bescheiden aufführen und sein Maul darüber nicht auf eine Weise brauchen werde, wie er schon gehört habe, daß er es hie und da versucht. — Auch that es ihm weh, daß er sein Herz so wenig erleichtern und seine Gesinnungen und Empfindungen darüber so grausam verschlucken mußte, daß er manchmal in

der Mitte der Nacht aufstand und wie wenn er von Sinnen kommen walle mit einer Geißel in der Hand an Stühl' und Bänken probirte, wie es auch käme, wenn einer, wie der Heiland im Tempel, die Spinnräder und Schreibtische in der Schulstube, so unter und über sich kehrte und mit sammt dem Heidenmann die Stege hinab und aus seiner Schule hinausjagte.

Zwar nahm er sich auch dabey in acht, daß Thüre, Fenster und Läden beschlossen seyen.

Aber des Sigristen Frau, die unter dem gleichen Dach wohnte, stund einmal, da er so ein Gepolter in seiner Kammer machte, in der Nacht auf und sah ihm durch's Schlüsselloch zu, was er machte.

Es dünkte sie nicht anders, als er müsse hinterfür (ganz von Sinnen gekommen) seyn. Sie weckte ihren Mann zur Stund auf, sagte ihm, was sie gesehen und am Morgen darauf fragten ihn beyde: was es doch in der Nacht mit dem Gepölter, das man in seiner Kammer gehört, gewesen sey?

Er gestund es ihnen, es wandle ihn manchmal so an, daß er nicht schlafen könne, bis er seinen Eifer gegen den Heidenkerl, der ihn so aus der Schule verdrängt und jetzt seine ehrliche, alte Christenschule so heidnisch und gottlos führe und verderbe, auf eine Art, wie er könne, abgekühlt.

Das gieng seinem Bruder so zu Herzen, daß er zu ihm sagte: ach, könntest du deinen Zorn doch nur an dem Heidenkerl selber ausüben.

Ja, sagte der Schulmeister, ich habe schon manchmal daran gedacht, wenn nur das verfluchte Fronfastengeld nicht wäre, so wüßte ich schon, was ich thun wollte. — Und nach einer Weile sagte er wieder: wenn mich irgend etwas in meinem Glauben, den ich doch schon in meinem sechsten Jahr auswendig konnte und noch auf den heutigen Tag vollkommen auswendig kann, irr machen könnte, so wäre es dieses, wie der l. Gott es zulassen könne, daß seine treuen Diener ihren wohlverdienten Lohn und ihr tägliches Brod aus der Hand solcher Heidenleute ziehn müssen, und darum hundertmal, wo ihnen oder andern armen Leuten unrecht geschieht, schweigen und dastehen müssen, wie stumme Hunde, die nicht bellen können. — Dann setzte er noch hinzu: wie sie mich doch zu einem unglücklichen Menschen gemacht haben, daß auf der weiten Erde bald kein unglücklicherer Mensch seyn kann. — Es schien, als wenn ihm Thränen in die Augen kommen wollten. Dann aber sah er sie plötzlich wild an, bis die Zähne über einander und hielt beyde Fäuste zusammen, wie wenn er damit darein schlagen wollte. Dieses Benehmen machte des Sigristen Frau todangst; sie sagte zu ihrem Mann: es ist, wie wir in der Nacht zu einander gesagt haben, er wird sicher hinterfür, wenn er diese Sachen nicht aus seinem Kopf schlägt.

Der Sigrist theilte mit seiner Frau die nehmlichen Besorgnisse, und sagte: es ist, weiß Gott! zu fürchten, daß er das werde, wenn er es nicht schon mehr als halb ist.

Beyde ſuchten ihn jetzt zu beruhigen und ſagten ihm unter andern: er habe ja zu eſſen und zu trinken, mehr als er brauche, und dabey keine Kinder; er ſolle Ruhe ſuchen, und alles aus dem Kopf ſchlagen, was ihn plage und weh thue. Er ſolle denken, das was ihm mit dem Lieutenant begegnet, und daß er ihm vorgezogen worden, ſey doch, da man ihm das Einkommen gelaſſen, eigentlich nur ein Zeitliches und nur eine Ehrenſache, mit der er es nicht ſo genau nehmen ſolle. Der Sigriſt ſetzte denn noch hinzu: denk' doch, Bruder, wie vielmal du mir ſelber geſagt haſt, Ehrenſachen und Narrenſachen ſeyen gleichviel; es ſey keine viel werth.

Der Schulmeiſter antwortete: Bruder, es iſt wahr, ich habe immer geglaubt, ein rechter Chriſt müſſe Ehrenſachen und alles dergleichen Zeug gar nicht achten, und doch thut es mir jetzt ſo grauſam weh, daß ich auf eine ſolche Weiſe an der Ehre angegriffen und gekränkt worden bin, und wenn ich mir auch den Kopf darob zerbrechen müßte, ſo weiß ich doch nicht, wie ich es anfangen und was ich machen will, um mich darüber zu tröſten und zu beruhigen. — Eine Weile darauf ſagte er dann doch: es ſteckt mir im Kopf, ich müſſe etwas thun, mich zu zerſtreuen, und ich denke faſt, ich wolle am Hirzauermarkt, der am nächſten Freytag iſt, eine Kuh verkaufen, und mit dem Geld davon mir ein paar Wochen im Schwaderlocherbad wohl ſeyn laſſen; wenn ich dann wieder zurückkomme, ſo hoffe ich, die Sachen ſeyen mir dann wenigſtens mehr als jetzt aus dem Kopf, und quälen und plagen mich dann nicht mehr ſo gar.

Der Bruder und seine Frau sagten ihm beyde, er thue sehr wohl daran, und es sey ein recht guter Einfall mit dem Bad und mit der Kuh. Aber als sie von ihm wegkamen, sagte der Sigrist doch zu seiner Frauen: das gibt eine theure Cur mit einer ganzen Kuh.

Und seine Frau erwiederte: ja, aber wenn er hinterfür würde, es würde noch gar viel mehr kosten — und setzte dann noch hinzu: es ist gut, daß wir nicht viel auf sein Erb hoffen, es ist mir nicht, als ob wir einen Kreuzer von ihm bekommen werden, wenn er stirbt.

Ich denk' es auch, sagte der Sigrist, er nahm ja das mit einer ganzen Kuh ins Bad gehen so leicht auf, als wenn es nur so viel Batzen anträfe, als die Kuh Dublonen gilt.

§. 90.

Uebergang von einer Schulmeisternoth zu einer Wirthshausnoth, und Verfälle, die mich zweifeln machen, ob das Weintrinken dem Menschen natürlich, oder ob es, wie das Handschuh- und Perrückentragen, ein Werk seiner Kunst und Civilisation sey.

So schwer es den Schulmeister ankam, aus dem alten Gleis seines Lebens herauszutreten, und so groß die Noth war, die ihn dahin brachte, sich im Schwaderlocherbad mit einer ganzen Kuh wieder zur Vernunft zu helfen, und so ausserordentlich die Cur, die er dafür nothwendig zu haben glaubte, auch scheinen mag, so war er doch nichts weniger als der einzige Mensch im Dorf, der auf die oder auf diese Weise eine Cur von dieser Art nothwendig hatte. Die Gewalt der alten Geistes- und Herzensrichtung, die in diesem Dorf fast allgemein geworden, war bey vielen Menschen eben so eingewurzelt und unauslöschlich, als bey diesem Schulmeister, und das Lumpenleben, das darin hervorgieng, war eigentlich zum allgemeinen Gewohnheitsleben des Dorfs geworden. Wohin dann aber das führt, weiß jedermann. Wer immer die Menschennatur nur als eine thierische Natur und unser

Geſchlecht nur als ein thieriſches Geſchlecht anſieht, hat ganz recht, wenn er ſagt, der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier und von einem ſolchen Thier darf man in Rückſicht auf ſeine eingewurzelten Gewohnheiten ſich auch dahin äuſſern: kann auch ein Mohr ſeine Haut und ein Parder ſeine Flecken ändern?

So war jetzt das halbe Dorf gewohnt, alle Abende ins Wirthshaus zu gehn. Arner aber hatte ſeit den Vorfällen mit dem Hummel dieſes Haus beſchlieſſen laſſen, ſo daß für einmal niemand Wein darin ausſchenkte.

Dieſe Maßregel hatte die ſonderbarſten Folgen. Es gab alle Tage mehr Leute, denen das nicht recht lag, und die ſich auf die verſchiedenſte Art dagegen äuſſerten und unter andern behaupteten, der Mißbrauch hebe den guten Gebrauch einer Sache nicht auf; der Wein ſey eine Gabe Gottes, und der liebe Gott möge ihn armen Leuten ſo wohl gönnen als reichen. Dergleichen Reden floſſen denn noch aus dem Mund von Leuten, von denen man es gar nicht erwartet hätte. Auch war in nicht wenigen Haushaltungen vom Morgen bis am Abend nichts als Streit, weil der Vater nicht wie er's gewohnt war, am Abend ins Wirthshaus konnte, und die Mutter aber auch nicht, wie ſie's gewohnt war, zu Zeiten ein Glas Wein daraus kommen laſſen konnte. Denn dieſes thaten ſehr viele Weiber im Dorf, und bezahlten denn den Hummel dafür mit Baumwollengarn, das ſie dem Mareili geſtohlen, oder mit dem Lohn, den ſie von ihm empfangen und ihren Männern abgeläugnet. Der Unwillen über dieſes

Beſchlieſſen des Wirthshauſes wurde auch immer gröſſer und die heimlichen und öffentlichen Klagen darüber immer bitterer.

Eine Mäckerin ſagte dieſer Tage beym offenen Brunnen: es würde den Junker wohl lehren, das Wirthshaus wieder aufzuthun, wenn er nur ein paar Tage ſo eingeſperrt ſeyn und es haben müßte wie ſie.

Des Arbis Elſi ſagte das nehmliche, und ſetzte hinzu: ſie wollte lieber in die Hölle, als noch ein halb Jahr mit ihrem Mann ſo leben, wie er jetzt ſey, ſeitdem das Wirthshaus beſchloſſen.

Eine Rhynerin ward ob den Zänkereyen, die es alle Augenblicke in ihrer Wohnſtube gab, ſo häſſig, daß ſie ein Kalb, welches ſie im Stall beſorgen ſollte, ſo roh an die Wand ſtieß, daß es darob verreckte.

Selber viele Kinder empfanden es beym Strehlen, beym Ankleiden und beym Waſchen, daß ihre Mutter weit roher mit ihnen umgieng, als da das Wirthshaus offen war. — Das Aergerlichſte, was darüber begegnete, war aber dieſes; ein alter Leupi machte um deswillen auf ſeinem Todbett nicht wie ein Chriſtenmenſch, und gab dem Pfarrer, da er zu ihm kam, und ihn fragte, „wie es auch mit ihm ſtehe?“ zur Antwort: er ſey am Einpacken, wenn er mit wolle. — Der gute Pfarrer ſchüttelte den Kopf und ſagte: was das auch für eine Rede ſey in ſeinen Umſtänden? — Der alte Kerl aber fuhr in ſeinem Ton fort und ſagte: es ſey kein Wunder, daß er ſo rede; es gebe ja einem niemand mehr ein Glas Wein auf den

Weg, wenn man auch vor Durst erstickte. Und hiemit kehrte er sich um und murrte gegen die Wand.

Der Pfarrer, der sah, daß er jetzt hier nichts Gutes ausrichte, gieng fort, schickte ihm eine Flasche Wein, die er dann plötzlich austrank, und als dieser wieder kam, empfieng er ihn doch etwas freundlicher, war aber so schwach und dem Tod so nahe, daß der Pfarrer ihm bey seinem Hinscheiden wohl noch einige Aufmerksamkeit bezeigen, aber nicht mehr viel mit ihm reden konnte.

Die in bösen Gewohnheiten veraltete und verhärtete Menschheit fällt gar oft in einen Zustand, der dem Todbett dieses alten Manns gleich ist. Der Pfarrer that alles Mögliche, einige solcher verhärteten Menschen auf bessere Wege zu lenken, und die meisten von ihnen schienen ihm auch Gehör zu geben und versprachen alles Gute; aber wenn sie es dann ausführen und halten sollten, wie sie es versprochen, so war es dann immer wieder anders.

§. 91.

Ein Quackſalber, der nicht gern einem guten Arzt über ſeine Arzneyen und Curen zur Red ſteht, und weil ſeine Kundſame mindert, vor langer Zeit gern wieder zu der alten Henkers-Familie, von der er herſtammt, zurückkehren möchte.

So gieng es ihm auch mit dem Treufaug. Er hatte ihm beym Todbett der Vögtin alles Gutes verſprochen und namentlich, er wolle mit dem Dr. Müller über ſeine Arzneyen und Erfahrungen reden. Der Pfarrer erinnerte ihn ſeitdem mehrmal an ſein Verſprechen. Er ſchlug es ihm auch jetzt zwar nicht geradezu ab, aber er hatte immer einen Vorwand, warum es heute und morgen nicht wohl ſeyn könne.

Bald mußte er noch Schriften und Papiere zuſammenſuchen, ehe er es thun könne; bald, es ſey noch die Frage, ob dem Dr. Müller damit gedient ſey? bald, es ſey nur Waſſer in See getragen, und der Müller habe ja ſtudiert, und wiſſe im kleinen Finger mehr als er im ganzen Kopf, und wieder: wenn der Herr Doctor etwas mit ihm wolle, ſo wiſſe er ja wohl, wo er zu Hauſe ſey.

Aber es ſtand dem Dr. Müller auch nicht an, ihm dafür nachzulaufen. Er ſagte dem Pfarrer deutſch: er glaube nicht, daß er etwas wiſſe, und noch weniger, daß er ihm etwas ſage; und denn müſſe er geſtehen, er möge nicht, daß man ihm nachrede, er ſey ihm dafür nachgelaufen und habe ſich von ihm zum Narren halten laſſen.

Aber der Pfarrer, der immer bis zur Einfalt ſeinem guten Herzen folgte, ruhte nicht, bis er ſie einmal bey einander hatte, und brachte es endlich bey einem Mittageſſen im Pfarrhaus dahin.

Der gute Mann gab das Beſte, das er in der Küche und im Keller hatte, und that alles, was er konnte, den Henkerskerl in gute Laune zu bringen. Er ſetzte ihn, als den ältern Arzt, oben an Tiſch, trank zuerſt ſeine Geſundheit, und ſagte beym erſten Glas, ſie wollen alle drey nächſtens mit einander ins Schloß; der Junker werde ihnen dann einen andern einſchenken, als dieſer ſey, wenn er höre, daß ſie ſo mit einander gute Freunde geworden.

Der Müller ließ ſich das Untenanſitzen und alles gefallen, weil ſonſt niemand da war, und der Pfarrer ihm vorher das Ehrenwort gethan, er ſoll es doch nicht achten, er richte ſonſt mit dem alten Narren nichts aus.

Es hatte im Anfang auch den Anſchein, wie wenn es dem Pfarrer nicht fehlen wollte.

Der Treufaug ſoff darauf los und fieng an, ſo geſprächig zu werden, daß dieſer meynte, er werde, ehe er vom

Platz aufsuche, auskramen, was er im hintersten Winkel wisse.

Es war nichts weniger. Er redte kein wahres Wort und schnitt auf, daß der Müller, wenn ihm schon der Pfarrer einmal über das andere winkte und ihn noch mit den Füssen unter dem Tisch stieß, daß er schweige, sich doch nicht mehr halten konnte und ihm widersprach.

Nun war's aus. Der Teufel fieng jetzt an, ihn anzuschnauzen: wenn er's besser wisse, so solle er reden und er wolle schweigen. — Doch sah er, so sehr er einen Rausch hatte, es dem Pfarrer an, wie sehr es ihm weh thue, daß es so gehe; aber es machte ihm nichts. Er blieb nur noch, um die Gläser zu leeren.

Als dieses geschehen, stand er schwankend auf, stammelte ein paar Worte des Dankes für die Ehre, die ihm der Herr Pfarrer erwiesen, suchte seinen Hut und seinen Stock und wanderte weiter.

Als er fort war, sagte der Dr. Müller zum Pfarrer: da sehen Sie jetzt, daß ich recht hatte, und daß man einen alten Stier, wie dieser einer ist, nicht einmal wie eine alte Kuh melken kann.

Der Pfarrer erwiederte: es ist mein Fehler, daß ich an solchen Leuten immer mehr hoffe, als ich sollte.

Das war schon längst todt in ihm, was dem Menschen warm macht, wenn sie sehen, daß sie jemand kränken, das plagte ihn nicht mehr.

Was ihn plaget, ist die Langezeit, die er hat, seitdem die Tragbarrenhistorie ihm seine Kundsame vertrieben.

Er klagte auch einem jeden alten Weib, das bey ihm still stund, wie ihm das weh thue.

Und da sein Vetter von Audorf, dem er sonst, wenn er ihm nur den Schatten sah, immer rühmt, wie gut er's habe und wie ein großes Glück es für ihn sey, daß sein Großvater ehrlich worden, jetzt auf einer Reise ins Oberland bey ihm zusprach, fieng er an, die hellen Thränen zu weinen und ihm zu klagen, wie es ihm jetzt gehe und wie er oft bey ganzen halben Tagen keine lebendige Seele in seiner Stube sehe.

Der rohe Vetter gab ihm zur Antwort: er solle nur zu ihm hinabkommen, und da soll er den ganzen Tag Leute genug und alles haben, was er nur wünsche.

Das leuchtete ihm wohl ein; aber es kam ihm übers Herz, so aller Ehre gute Nacht zu sagen. Doch bey mehrerm Nachdenken, da er fand, es sey schon aller Ehre gute Nacht gesagt, entschloß er sich, innert 14 Tagen das Haus zu beschliessen und ins Land hinunter zu ziehn, zum Meister Johannes, dem Henker in Audorf.

§. 92.

Es ſtört die Buß- und Beſſerungstage alter Sünder nichts ſo ſehr, als wenn ſie über ihre alten Sünden mit ihren Mitſündern ſelber in Streit gerathen.

Auch mit dem Hummel war es das Nämliche. Er erhielt ſich nicht in der Stimmung, in die ihn des Pfarrers gute Sorgfalt in ſeinem Unglück hineingebracht hatte. Seine Schulden zwangen ihn, ſein Hab und Gut ſeinen Creditoren darzuſchlagen. Alle Tage kamen neue Forderungen an ihn, und da die meiſten größer waren, als die Summe, die er als ſchuldig in ſeinen Büchern erkannte, ſo forderte bald dieſer, bald jener mit ihm perſönlich darüber zu reden und ſich mit ihm zu verſtändigen. Davor fürchtete er ſich wie vor dem Schwerdt; aber es war unausweichlich, und das Schimpfen und Fluchen über ihn und über alle Liſt, über alle Lügen und alle Betriegereyen, durch die er ſeine Creditoren ſo tief hineingebracht, war im Dorf allgemein, und wurde dadurch noch ſtärker, daß er faſt über alles, worüber er gefragt wurde, nur ausweichende Antworten gab. Es war indeſſen jetzt gar nicht mehr die Zeit, in der ihn die, denen er ſchuldig war, faſt mehr fürchteten als die, die ihm ſchuldig waren.

Dieser Umstand und die Gefahr des Verlusts brachten viele bey seinem Benehmen dahin, daß sie ihn jetzt gar nicht schonten, sondern frey und gerade herausſagten, wie es ihrer Forderungen halber stehe. Das brachte aber den Hummel ganz und gar aus der geduldigen, und bescheidenen Stimmung heraus, in die ihn sein Unglück, das Todbett seiner Frauen, des Pfarrers gute Sorge und auch des Hübelrudis edle Handlungsweise gebracht hatte.

Sobald einer von ihnen schonungslos mit ihm redte, und ihm einen Wink über das Unrecht gab, in dem er gegen ihn stehe, antwortete er ihm mit der ganzen Derbheit seiner alten Tage. Zu einigen sagte er gerade heraus: ihr habt zu reden, ihr; ihr seyd größere Schelmen als ich; ihr habt dieses gethan, ihr habt jenes gethan und jetzt danket ihr mir es so, daß ich euch eure Schelmenstücke habe verschweigen helfen. — Und bey vielen hatte er wahrlich recht. Aber der Eindruck, den dieser Umstand auf ihn machte, konnte doch nicht wohl verderblicher seyn. Es war, wie wenn alles Gute, das der Pfarrer wieder in ihn hineinzubringen versucht hatte, in ihm verschwand. Er stand vor diesen Leuten täglich da, wie er vor altem war. Seine alte Sünde floß gleichsam neu belebt in seinen Adern. Die Kraft, seine Fehler und Gelüste wirksam zu machen, fehlte ihm freylich, aber in gewissen Augenblicken äusserte sich seine Wildheit nur desto roher in ihm. Die ernsten, guten Gedanken, die ihm der Pfarrer beyzubringen gesucht, waren jetzt wie in ihm ausgelöscht. Er

fühlte nur mit dem bitterſten Unwillen und Gram, daß er jetzt Haus und Hof und Mühle und alles verlaſſen und als ein blutarmer Mann ſein Leben in einer Winkelſtube des Dorfs zubringen müſſe. Dieſe böſe Veränderung in dem Gemüth dieſes Manns, that dem guten Pfarrer, der ſie gar nicht erwartet hatte, jetzt ſehr weh, und er machte den Vogt mit Thränen darauf aufmerkſam. Dieſer antwortete ihm: es iſt wahr, die Leute, die jetzt täglich zu mir kommen, bringen mich auſſer alle Faſſung; ich kanns nicht aushalten, wie ſie mir begegnen und wie ſie jetzt alles vergeſſen, was ſie mir zu danken haben; wenn nur niemand mehr zu mir gekommen wäre und ich mit keinem Menſchen kein Wort mehr hätte reden müſſen, ſo wäre es mit mir gewiß nicht alſo gekommen. — Er verſprach, dem Pfarrer auch allemal, in Zukunft auf ſeiner Hut zu ſeyn; aber es waren leere Worte. Sobald jemand wieder von ſeinen Schulden mit ihm redte und ihm ein böſes Wort gab, ſo war's immer genau, wie wenn man Feuer zum Pulver hinzulegt. Und ſo wie jetzt ſeine Leidenſchaften wieder in ihm erwachten, ſo nahm denn auch ſeine Ermattung in gleichem Grad zu. Wenn er von einer ſolchen Zänkerey wegkam, ſo ſtand er oft ganze Viertelſtunden mit offenem Maul und mit ſtarren, aufgeſperrten Augen in einem Ecken ſeiner Stube, wie wenn er verrückt wäre und glich vollends einer ausgebrauchten, verroſteten Maſchine, in der kein einziges Rad mehr in ſeinem alten Leben fortläuft. Er empfand das aber auch ſelber, und ſagte einmal zum Pfarrer: es ſey mit ihm wie

mit einem abgeſtandenen Wein; ſo lange man ihn ſchüttle und rüttle, ſcheine es wohl, er habe noch etwas Geiſt, wenn man ihn aber nur ein paar Stunden wieder ſtehen laſſe, ſo ſey er hinwieder die alte, abgeſtandene Lüren.

§. 93.

Die Vorsätze schwacher Leute sind wie ein Rauch, der warm aus dem Kamine aufsteigend hoch in die Luft empor wallt, aber denn darin plötzlich erkaltet und verschwindet, und wo man hudi hudiho ruft, da geht mancher toll und voll und wie ein Narr heim, der sonst bey Hause gewöhnlich nüchtern und gar kein Narr ist.

Indessen, daß das Alte, Verhärtete, Böse in Bonnal noch so unerschütterlich fest stund und Arners gutes Thun auf dieses Verhärtete, Böse hie und da nicht anders wirkte, als Geißelhiebe auf Stiere, die sich, wenn sie dieselbe fühlen, in den Nacken werfen und ihre Hörner hervorstossen, so zeigte sich auch auf der andern Seite das Gute, das der Junker im Dorf anzubahnen suchte und hie und da angebahnt glaubte, wie man bey uns sagt, noch ganz nagelneu als ein sich kaum eben entfaltender Keim, der noch durchaus keine feste Wurzel in seinem Boden gefaßt. Dieses zeigte sich sehr auffallend am Hirzauer Markttag. Dieser Tag war schon seit langem ein eigentlicher Juheyen- und Narrentag für Bonnal. Hirzau ist ein eigentliches Nest für Fresser, Saufer und Spieler. Fast die halben

Häuser am Ort sind Schenk-, Wirths- und Kaffehäuser und mehr als ein Dutzend Bürger sind Geiger. Auch gieng dieser Tag beynahe nie vorüber, ohne daß Lumpenstreiche, Schlägereyen, Diebstähle und aller Arten von Unannehmlichkeiten an demselben begegnete. Der Lieutenant hatte ein paar Tage vorher in der Schule gesagt: er hoffe, es werde an diesem Tage keines ausbleiben, und in dieses Lumpennest hingehen. Auch der Pfarrer hatte am Sonntag in der Kirche dagegen gewarnt und die Frauen, die am Sonntag gewöhnlich ins Pfarrhaus kommen, hatten ebenfalls seit mehrern Tagen jedermann, mit dem sie zu Red kamen, gesucht, von dem Besuch dieses Markts abzuhalten; insonderheit warnte das Mareili die Spinnerweiber, die zu ihm kamen, gar sehr davor, und sagte ihnen bestimmt: glaubt nur sicher, es kommt kein Bein nach Hirzau, von dem es der Junker und der Pfarrer nicht vernimmt, und es ist jetzt doch keine Zeit, weder den einten noch den andern ob so etwas vor den Kopf zu stossen.

Auf diese vielseitigen Warnungen hin hatten auch die meisten Leute sich vorgenommen, zu Haus zu bleiben und einige gutmüthige Leute, die hie und da solche gute Vorsätze aussprechen hörten, fiengen wirklich an zu rühmen, wie sehr es in dieser Rücksicht im Dorf gebessert. Aber wer das Dorf besser kannte und nicht blind gutmüthig war, hatte keinen Glauben an dieses so plötzliche Bessern, und da ein junger Renold sich auch über diese Vorsätze freute und einem alten Aebi den Gassen nach und an den

Fingern vorzählte, wie viel Haushaltungen nach und nach in eine beſſere Ordnung kommen, antwortete ihm dieſer: wart' doch nur ein wenig, bis der Markt auch vorüber, ich will denn ein Narr ſeyn, wenn nicht ſelber aus den Haushaltungen, die du jetzt ſo rühmſt, mehr als ein Dutzend voll und toll und ein paar Stunden ſpäter, als ſie ſonſt ins Bett gehen, von Hirzau heimkommen.

Er hatte darin recht. Der Morgen dieſes Tags war ſo ſchön; die Sonne gieng wie pures Gold auf, und die Evangelüſtige Weiber in Bonnal ſahen frühe unter ihren Thüren und Fenſtern nach der ſchönen Sonne und nach dem Weg, der ihnen alſo hinab ins Dorf in die Augen ſchien, und ſagten bald über Gaſſen und Gärten hinüber zu einander: wie das ein ſchöner Tag ſey und wie luſtig es wäre, wenn ſie auch dürften —

Wir ſind doch keine Kinder mehr und können uns ja hüten, ſagte bald dieſes bald jenes. Und denn: gäll, Alter! du ſaufteſt doch nicht? — Nein, nein. — Gäll, Junge! du kramteſt doch nicht? — Nein, nein. — Und du ſpielteſt doch nicht? — Ich rührte keine Karte an. — So näherte es mit jedem Wort dem lieben Gehen, das denn bald kam. — Ihrer wohl 40 Männer, Weiber und Kinder nahmen den Entſchluß, ſie wollen es einmal wagen, es werde nicht alles gefehlt ſeyn. —

Und hin war mit dieſem Wort und wie aus dem Kopf weggewiſcht, was ſie mit einander vom Sparen, Sorgen

ben und dergleichen beym Aufgang der Sonne geſchwatzt. Sie waren nicht ſobald einige Büchſenſchüſſe weit vom Dorf weg und bey einander, ſo hatten ſie ein Leben und Jauchzen, daß es im ganzen Dorf tönte — und denn lange noch vom Berg hinab; — und auf dem Markt kauften, tanzten, ſoffen und ſpielten die meiſten ungefähr wie ſie es immer gethan hatten.

Aber die Leute hatten einen Vater daheim, der auf das Spielen ſeiner Kinder ein Aug hatte.

Er vernahm ihr Marktlaufen, ehe ſie in Hirzau waren, und befahl ſeinem Klaus, der an dieſem Abend den Pfarrer von Bonnal heimführte, er ſolle beym Rückfahren am Scheidweg unten am Berg auf ſie warten, zu ſehen, wer ſie ſeyen und wie ſie zugerichtet.

Aber ſie kamen nicht bis in die ſpäte Nacht. — Er wartete ſie aus und ſaß da in der ſtockfinſtern Nacht mit ſeiner Pfeife im Mund zwiſchen ſeinen zwey Kutſchenlichtern wie ein wahres Geſpenſt.

Endlich gegen 10 Uhr hörte er ihr wildes Getümmel, und ſie ſahen von ferne ſeine Lichter. Das machte ſie ſtill. Je näher ſie kamen, deſto größer ſchienen ihnen die Feuer und deſto mehr dünkte es ſie, es ſeyen nicht rechte Feuer, und es ſtecke etwas Unrichtiges dahinter. Sie wurden ſo ſtill, daß man bald keinen einzigen von ihnen mehr hörte. Auch ihre Tritte wurden leiſer, ſo daß es bald war, wie

wenn kein Menſch mehr vom Berg herab käme. Und in dieſer Stille ſagte ein Kind, das nicht wie die andern getrunken: dieſe zwey Feuer ſeyen in Gottes Namen mitten im Weg, wo ſie vorbey müſſen, und es ſey ein wunderliches viereckigtes Ding, das groß ſey wie ein Haus und kohlſchwarz, und doch manchmal wie lebendig ſcheine, gerade hinter den Feuern.

Das machte die volle Heerde ſo ängſtlich, daß ſie faſt athemlos und wie mit einem Auge gegen die Feuer hinſtarrten; und nun bewegte ein Zufall die Kutſche, mit ihr ſchwankten die Achter, und die volle Heerde meynte, ſie ſehe die Feuer kirchthurmhoch hinauf und hinabſpringen.

B'hüt uns Gott! und ſegn' uns Gott! wie war das ein Schrecken. Die Alten verſtummten und die Kinder huben ein Zettergeſchrey an, und lange wußte niemand, was rathen, was helfen. Endlich nach einer Weile dämpfte das Beben des Schreckens bey einigen den Wein, daß es war, wie wenn ſie ihre Sinne wieder bekämen, — und ein Leupi kam dazu, daß er, wie vernünftig, ihnen den Rath geben konnte, ſie ſollen Strohhalme ſuchen, und ſie kreuzweis über einander in die linke Hand nehmen, und ſo wollen ſie eins dem andern feſt anhangend in Gottes Namen auf dem Fußweg neben dem Waſſergraben bey dem Geſpenſt vorbeygehen, und denn, wenn ſie gerade vorüber, ſo ſolle ein jedes die Worte ausſprechen: „alle gute Geiſter loben Gott den Herrn.“

Die arme Heerde folgte ihm ſo gern als furchtſam

Schafe dem Hund, wenn er den Wolf riecht, und sie zusammenjagt, daß sie desto sicherer neben dem Wald vorbeykommen.

Sie schickten sich im Augenblick an, an den Stauden neben dem Weg Strohhalme zu suchen. Als sie deren hatten, zerbrachen sie dieselben, machten Kreuze daraus, und legten sie den Kleinen und Jungen noch in die Hand, daß sie ihnen recht kommen, dann lehrten sie sie noch die Worte aussprechen: „alle gute Geister loben Gott den Herrn."

So traten sie den Weg an; aber ihre Knie schwankten, ihre Hände bebten, und sie zogen aneinander hangend fort, wie wenn sie nicht giengen. So kamen sie endlich so langsam forttreibend gerade neben die Feuer vorüber, und wollten eben ihre Nothworte „alle gute Geister" über ihre starren Lippen herauslassen, als in diesem Augenblick der Klaus sein Leitseil zog. Da stampften die Rosse, die Räder klirrten, die Feuer sprangen und, wie wenn die Erde unter ihnen gewichen, lag die Heerde mit einander im Graben und meynte nichts anders, als der Teufel habe sie alle mit einander so auf einen Klapf über Bord geworfen.

Jetzt erhob sich ein Schreyen, das dem Klaus auf dem Bock ans Herz gieng; denn es war wie das Schreyen aus brennenden Häusern. Er fieng an, ihnen, was er aus dem Hals vermochte, zuzuschreyen: ihr Narren! ihr Narren! was

iſt das für ein Schreyen? Kalberleder! du Ochs! Sigriſt! Hügi! ihr Hornvieh, und du, Leupi! du Narrenführer, wofür haltet ihr mich? —

Da erkannte die Heerde im Koth die Stimme des Kutſchers, und ſie war ihr, wie die Stimme eines Engels. — Biſt du es, Klaus? Gottlob, daß du es biſt! antwortete aus dem Graben, was noch reden konnte. Dann fragten ſie ihn bald: was doch das für Feuer? und ob er dabey ſey? — und das Wort, es ſeyen ſeine Kutſchenlichter, richtete ſie auf, wie das Wort: „es ſey Pardon da" arme Teufel unter dem Galgen aufrichtet. Es war nicht anders, als wenn es ſie aus dem Graben heraushob.

So wieder auf den Beinen, kamen ſie nach und nach auch auf die Hauptſtraſſe, wo der Klaus mit ſeiner Kutſche wartete.

Die meiſten hatten Schuhe und Hüte, und was ſie in Hirzau gekramt, verloren, und alle ihre Lichter waren verloſchen. Er aber war gar freundlich mit ihnen, und zündete ihnen ihre Lichter wieder an. Aber mit dem ſah er auch, wer ſie waren. Das verdroß den Stierenbauer, der böſen Wein trinkt, und wenn er eine halbe mehr im Leib hat, als er gewohnt, nie ſein Maul halten kann; er fieng zuerſt an zu murren: es brauche ſich nicht, daß er ihnen jetzt noch ſo unter die Naſe zünde, er habe wohl bald etwa Bosheiten genug getrieben. — Dann bald ſagte a

ihm alle Schande und Spott, und brüllte laut: wenn er siebenmal des Junkers Knecht und seiner Rosse Kutscher sey, so sey's doch nicht recht und nicht brav, und ein ehrlicher Kerl mach's nicht so, und dergleichen.

Das ängstigte die vollen Männer und Weiber, daß sie ihn mit Gewalt vom Klaus wegzerrten. Seine Frau hielt ihm sogar ein Tuch für's Maul, daß er schweigen mußte.

Das volle Volk aber, das noch nicht stehen konnte, wollte dem Klaus jetzt doch dies und das sagen, er solls nicht übel nehmen und dergleichen. Aber er ließ ihnen nichts daraus gehen und erwiederte ihnen: sie denken das alle auch, was der Stierenhauer sage, und er sey wohl sobald der ehrlichste unter allen.

Mit dem zog er sein Leitseil, klatschte mit der Geissel, und weg war er jetzt von der vollen Heerde.

Ende des vierten Theils.